MEINE

REISE UM DIE WELT.

VON

D[R.] CARL DEISENHAMMER.

WIEN 1882.
VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.
DRUCK VON JOHANN N. VERNAY.



~~H. mund. o. 44.~~

M. v. O.
Ggr. it.
o. 2

MEINE

REISE UM DIE WELT.

VON

DR. CARL DEISENHAMMER.

WIEN 1882.

VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.

DRUCK VON JOHANN N. VERNAY IN WIEN.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Der hochlöblichen

HANDELS- UND GEWERBEKAMMER

für das

Erzherzogthum Oesterreich u. d. Enns,

mit welcher

der Unterzeichnete seit dem Jahre 1858 in Correspondenz zu stehen die Ehre hat,

widmet

dieses Werk aus Hochachtung und Verehrung

DER VERFASSER.

Vorwort.

MOTTO.
Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert' aus.
Schiller.

Schon in meiner frühesten Jugend fühlte ich eine heisse Sehnsucht nach der Ferne in mir. In einer der schönsten Gegenden Oberösterreichs geboren, sass ich als Knabe oft auf einem Hügel und betrachtete mit Lust das vor meinen Blicken ausgebreitete Panorama der norischen Alpenkette. Als ich in Besitz eines Fernrohres kam, steigerte sich meine Liebe zu dem heimatlichen Gebirgszuge zur Begeisterung. Keine Bergspitze und keine sichtbare Felsenkluft wurde von da an von meinen kindlichen Augen unbeobachtet gelassen und ich wünschte dabei nichts mehr, als zu wissen, wie es jenseits der Alpen aussieht. Dies war die glücklichste Zeit meiner Jugend, die leider von keiner langen Dauer war.

Noch nicht 16 Jahre alt, sah ich mich gänzlich selbst überlassen. Die Sorge um meine Existenz und meine weitere Ausbildung lastete schwer auf mir und verwies mich auf das einzige Hilfsmittel, mir durch Ertheilung von Privatunterricht fortzuhelfen. Ich fand Gönner, die mich in meinen Bestrebungen unterstützten. Bald gewöhnte ich mich an mein Schicksal und

lernte, mich dem Willen Anderer unterzuordnen. Der Umgang mit gebildeten Ausländern trug viel dazu bei, dass ich mit Eifer meine Studien in Mathematik, Technik, in fremden Sprachen und in der Musik fortsetzte.

Ich war noch fast im Jünglingsalter, als mir 1846 ein Engagement als Instructor zu einer vornehmen Familie in Russland angeboten wurde, welches ich auch ohne lange Ueberlegung annahm. Dort öffnete sich mir eine neue Welt. Der beständige Verkehr in feiner Gesellschaft glättete meine Manieren und veranlasste mich, an meiner Ausbildung ohne Unterlass weiterzuarbeiten.

Bald fand sich auch eine Gelegenheit zur Verwerthung meiner technischen Kenntnisse. 1851 trat ich in das Geschäftsleben ein. Ein günstiger Erfolg begleitete meine Unternehmungen, so dass ich schon 1875 in der angenehmen Lage war, mich von demselben zurückzuziehen und meinen längst gehegten Lieblingswunsch, eine Reise um die Welt zu machen, in Ausführung zu bringen. Hierauf bereitete ich mich ein ganzes Jahr auf dieselbe vor. Der Zweck, der mir dabei vorschwebte, war vornehmlich, mich zu belehren, meine Erlebnisse und Erfahrungen zum Nutzen und Frommen meiner Landsleute zu veröffentlichen und in jungen Leuten die Reiselust zu erwecken und diese zu Zielpunkten commercieller Bestrebungen zu machen, Bestrebungen, in welchen meine Landsleute im Vergleiche mit anderen westeuropäischen Völkern noch weit im Rückstande sind. In der That, je mehr man in Nordamerika gegen Westen fortschreitet, desto mehr nehmen die österreichischen Handelsverbindungen ab und desto seltener erscheinen österreichische Producte auf den Märkten. In S a n F r a n c i s c o kommen solche nur mehr zufällig vor, in P o l y n e s i e n aber gar nicht mehr. In den australischen Colonien dagegen sieht man sie da und dort wieder

auftauchen, aber nicht als österreichische Artikel, sondern als Erzeugnisse jener Länder, durch welche sie importirt werden, nämlich England und Deutschland.

Leider muss constatirt werden, dass in jenen reichen Ländern der südlichen Hemisphäre, wo man noch viel lernen und unendlich viel gewinnen kann, die österreichische Industrie noch keine eigenen Pionniere und Vertreter hat, die, mit seltenen Ausnahmen, im Stande sind, ihr bei der Anbahnung von Geschäften erspriessliche Dienste zu leisten; obgleich die letzten Ausstellungen zu Sydney und Melbourne glänzend bewiesen haben, dass auch in jenen fernen Regionen viele der österreichischen Erzeugnisse gern gesehen sind und einen lohnenden Absatz fanden.

In Bezug auf das in diesem Buche Gesagte und Erzählte darf ich mir schmeicheln, dass es auf Glaubenswürdigkeit Anspruch machen kann. Die ehrenvolle Empfehlung, welche ich das Glück hatte, seinerzeit von dem hohen österreichisch-ungarischen Ministerium der äusseren Angelegenheiten zu Wien an alle k. k. Missionen und Consularämter auf der Erde zu empfangen, und ganz besonders aber jene, die mir von meinen Freunden und Gönnern in England an die höchsten Beamten und angesehensten Privatpersonen in den brittischen Colonien verschafft wurden, versetzten mich in die günstige Lage, viele meiner Notizen aus officiellen Quellen zu schöpfen. Andererseits war ich auch bestrebt, mir während der langen Fahrten auf den Oceanen und den grossen Bahnstrecken conversationsweise Belehrung zu verschaffen, oder aus den Schiffsbibliotheken Rath und Unterweisung zu entnehmen, so dass, wenn ich irgendwo ein neues Land betrat, mir die gemachten Vorstudien gleich zu gute kamen.

Was endlich die Darstellung meiner Reisenotizen anbelangt, so erlaube ich mir die Bemerkung, dass ich dieselben

so niederschrieb, wie und wo sie mir gerade vorkamen, ohne auf eine systematische Zusammenstellung Rücksicht zu nehmen. Nur in jenen Ländern, wo ich einen längeren Aufenthalt hatte, trachtete ich das Material einigermassen geographisch und naturhistorisch zu ordnen.

Wenn durch dieses Werk Veranlassung zu neuen, lohnenden Handelsverbindungen gegeben und junge, strebsame Geschäftsleute animirt werden sollten, ihre Schritte über die Grenzen des heimatlichen Horizontes hinaus nach jenen transatlantischen Ländern zu richten, in welchen für Thätigkeit und Thatkraft noch ein unbegrenzter Wirkungskreis offensteht, und wenn schliesslich auch Diejenigen, die sich für Länder- und Völkerkunde interessiren, darin einige Belehrung und Aufklärung fänden, dann würde ich mich für meine Bemühungen und Opfer reichlich belohnt fühlen.

Graz, den 1. Mai 1882.

Carl Deisenhammer.

Inhaltsverzeichniss.

	Seite
Reise von England nach und durch Nordamerika	1
" " San Francisco nach dem Sandwich-Archipel	162
" nach dem Fidschi-Archipel	209
" " Neuseeland	239
Die Insel Tasmania	276
Australien	296
Reise nach Singapore	374
Die Insel Java	400
Singapore	438
Reise nach Hong-Kong	459
Ausflug nach Canton	472
Japan	494
Reise nach Ceylon	578
" " und durch Indien	630
" " " " Aegypten	734

England—Nordamerika.

Wir wählten Liverpool zum Einschiffungsplatze für unsere Reise um die Erde. In jener Stadt angekommen, liessen wir es uns auf das Beste angelegen sein, bei den Dampfschifffahrts-Gesellschaften, die mit Amerika im Verkehre stehen, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Es war in der Zeit der grossen Weltausstellung in Philadelphia, der Fahrgelegenheiten über den atlantischen Ocean gab es daher in Hülle und Fülle. Liverpool.

In dem North-Western-Hôtel, in welchem wir unser Absteigequartier genommen, waren die Wände der Corridors und der Vorsäle mit diversen Tarifen und Plakaten förmlich bedeckt, die zur Fahrt nach der neuen Welt einluden. Ausserdem schlichen zahlreiche Agenten der Dampfschiff-Gesellschaften umher, welche nach Passagieren fahndeten und denselben mit unwiderstehlicher Reclame die Vortheile und Annehmlichkeiten schilderten, die sie bei Benützung ihrer Dampfer zu gewärtigen haben. Kaum war es denselben bekannt geworden, dass auch wir uns um eine Reisegelegenheit bekümmerten, so sahen wir uns auch schon mit zahlreichen Anträgen überhäuft. Unter allen diesen zudringlichen Creaturen that sich ganz besonders eine hervor, welche sich als den Agenten der berühmten amerik. Firma C. u. Sons Agenten-Reclamen.

empfahl, die es unternimmt, mündige und unmündige Vergnügungszügler unter ihre Aegide und Leitung auf Reisen zu führen. Ehe wir uns umsahen, breitete sie auch schon einen Haufen illustrirter Reisebücher und Reiseprogramme vor uns aus, mit der Bitte, dieselben zu prüfen und im Laufe von 24 Stunden unseren Entschluss bekannt zu geben. Nach einer kurzen Zusammenstellung der tarifmässigen Zahlen kamen wir bald zu dem Facit, dass eine mit der besagten Gesellschaft zu machende Reise von Liverpool via Amerika und Polynesien bis nach Sydney in Australien mit Inbegriff der gänzlichen Verpflegung auf 160 Pfund Sterling zu stehen käme. Hierbei war eine 54 Tage nicht zu überschreitende Reisezeit, die erste Classe auf den Ocean-Dampfschiffen und die zweite Classe auf den amerikanischen Eisenbahnen in Aussicht gestellt.

Da uns dieser Betrag zu hoch schien, wandten wir uns an das Comptoir der White-Star-Line, eine Dampfschiff-Gesellschaft, die auch im stillen Oceane Verbindungen unterhält, und empfingen vom Director den Bescheid, dass ein Billet der 1. Classe der Postdampfer auf dem atlantischen und stillen Oceane mit Inbegriff der gänzlichen Verpflegung und 1. Classe Eisenbahn auf allen amerikanischen nach San-Francisco führenden Linien ohne Verpflegung, d. i. eine Fahrkarte von Liverpool nach Sydney £ 82.$_9$/$_6$, also circa ö. W. fl. 850 kosten würde. Auf unsere Frage, wie lange die Karte giltig ist, hies es: „Auf ein ganzes Jahr, mit dem Rechte, die Reise wann und wo immer zu unterbrechen oder fortzusetzen.“ Wir waren damit einverstanden, wählten uns nach dem vorliegenden Plane des Schiffes den Platz, bezahlten den Betrag und erhielten dagegen die Reisekarte.

Wir gehörten nun dem „Celtic“ an, ein Riesendampfer von 3888 Tonnen Tragkraft und 3500 effect. Pferdekraft, der uns nach Amerika bringen sollte. Das Schiff lag auf dem Mersey vor Anker und sollte schon nach drei Tagen auslaufen. Wir machten ihm sogleich einen Besuch, stellten uns dem Capitäne vor und besichtigten das Schiff und seine Einrichtung, die unsere Erwartung weit übertraf.

Am anderen Morgen meldete sich der Agent von C. u. Sons, um sich nach unserem Entschlusse zu erkundigen.

Nachdem wir ihm bemerkten, dass die grössere Billigkeit und die längere Giltigkeit der Reisekarte uns Veranlassung gab, mit dem „Celtic“ zu fahren, rief er aus: „Oh! bei uns hätten Sie noch ein besseres Schiff und einen Führer bis nach Sydney gehabt.“ Wir entliessen ihn aber mit dem Bedeuten, dass wir vorziehen, unser eigener Führer zu sein.

Wir benützten in Liverpool die Zeit, um die daselbst seit unserer letzten Anwesenheit entstandenen kolossalen Bauten und technischen Werke zu besichtigen, die insgesammt nur der Erleichterung und Beförderung des grossen Welthandels dienen. Ueberall, wohin wir auf beiden Seiten des Mersey, sowohl in Liverpool als auch in den gegenüber liegenden Birkenhead unsere Blicke wandten, konnten wir uns an den gigantischen, für die Rhederei bestimmten Felsenburgen nicht satt sehen, die einer Ewigkeit trotz zu bieten scheinen. Wir bemerkten äusserst sinnreiche Apparate, um nass gewordenes Getreide schnell zu trocknen, und Elevatoren, welche im Stande sind, in weniger als einer Stunde den Cargo der grössten Schiffe in 5 bis 6 Stock hohe Lagerhäuser zu schaffen. Ueberall sieht man die berechnende Vernunft triumphiren und dem weisen Grundsatze huldigen „*time is money*“. Und in der That, das Resultat davon ist Reichthum, Reichthum und immer wieder Reichthum!

Als wir uns am Abfahrtstage mit unseren Reise-Effecten an Bord begaben, fanden wir am Landungsplatze Hunderte von Equipagen und Berge von diversem Gepäcke vor. Am Ufer lagen zwei Dampfer, die blos zur Aufnahme der Gepäcksstücke bestimmt waren, und zwar das eine für die kleinen, welche die Passagiere bei sich in der Cabine zu haben wünschten, das andere für die grossen Kisten und Koffer, die directe für New-York aufgegeben wurden. Einschiffung.

Auf einem dritten Dampfer von 200 Pferdekraft wurden die Reisenden eingeschifft und nach dem in der Mitte des Mersey liegenden „Celtic“ gebracht, wo die Aufnahme auf die ruhigste und geräuschloseste Weise von Statten ging. Ueberall herrschte eine bewunderungswürdige musterhafte Ordnung.

Gegen 6 Uhr Abends setzte sich der Riesensteamer in Bewegung und dampfte bedächtig den Mersey hinab. Bald Abfahrt.

darauf wurden die Passagiere zur Verificirung des Gepäckes eingeladen und siehe, es fand sich Alles in der schönsten Ordnung.

Die Dunkelheit war bereits herabgesunken, als wir in den St. Georgs-Canal einliefen. Das Wetter war schon seit einigen Tagen sehr rauh und kalt und die See ging sehr hoch. Es dauerte auch nicht lange, dass sich die Vorboten der Seekrankheit bei mehreren Reisenden einstellten, zu welchen auch wir gehörten. Wir fühlten uns in einem bösen, katzenjammerähnlichen Zustande, der nicht früher aufhörte, bis wir dem unerbittlichen Gotte Neptun unseren Tribut dargebracht und den Magen ganz gehörig entladen hatten. Mittlerweile war die Nacht hereingebrochen. Leider aber brachte sie uns nicht den gewünschten Schlummer mit. Wir wälzten uns, bis der Morgen graute, schlaflos im Bette herum. Unsere Fantasie war schrecklich aufgeregt, wozu nicht wenig die Schaudergeschichten der letzten Seeunfälle beitrugen, welche sich die Passagiere unter einander zu erzählen wussten. Die Müdigkeit machte uns aber schliesslich doch einschlafen und als wir gegen Mittag hin erwachten, lag der „Celtic" bereits vor Queenstown, der letzten irischen Stadt, vor Anker. Wir gingen bald wieder in See und nachdem wir noch etliche Stunden lang längs der Küste der grünen Insel dahin gesegelt, steuerten wir in den breiten Ocean hinein. Die Gestade entzogen sich mehr und mehr unseren Augen und beim Sonnenuntergange warfen wir den letzten Blick auf das verschwindende Land und sagten Europa Lebewohl mit dem lebhaften Wunsche, es, so Gott will, nach 2½ Jahren wieder in gedeihlichem, conservativem Zustande zu begrüssen.

Die Reisegesellschaft.

Es war nun Zeit, dass wir unsere Reisegesellschaft etwas näher beschauten. Laut des gedruckten Bulletins bestand sie aus 118 Salon-Passagieren, die im Allgemeinen eine feine, respectable Gesellschaft bildeten. Die meisten davon gehörten englischen Familien an und standen im Begriffe, die Philadelphia-Ausstellung zu besuchen. Auch befand sich eine vornehme, aus sieben Köpfen bestehende Familie aus Cuba am Bord, die so ziemlich unzugänglich war und einen eigenen Kreis für sich bildete. Diese führte einen ganzen Erziehungstross

mit sich, nämlich eine englische und französische Gouvernante, zwei schwarze Bonnen, einen echten westindischen, fein gekleideten Mulatten als Gesellschafter und Hofmeister für zwei kleine Knaben und ausserdem eine grosse Dienerschaft, die meist nur aus Farbigen bestand.

Auch eine reiche amerikanische Familie befand sich in unserer Mitte; die jungen Damen dieser Familien machten hinsichtlich ihrer freien Manieren grosses Aufsehen unter der übrigen Gesellschaft. Die amerikanischen Erziehungs-Principien für junge Damen scheinen in vielerlei Beziehung den europäischen ganz conträr zu sein. Man erlaubt denselben schon von ihrer frühesten Jugend an alle erdenklichen Freiheiten und selbst auch Extravaganzen, natürlich unter beständiger Aufsicht und Leitung. Man geht von dem Grundsatze aus, sie schon frühzeitig mit den ihnen in der grossen Welt drohenden Gefahren vertraut und dadurch recht takt- und charakterfest zu machen.

Es kam uns eigenthümlich vor, wenn wir die 13- bis 14jährigen Backfische auf dem Verdecke mit ganz unbekannten jungen Herren verkehren und eine Sprache führen hörten, über welche europäische Mütter die Hände über dem Kopf zusammenschlagen würden, während die amerikanische Mama und die Gouvernante in der Nähe scheinbar lesend auf Sofas ausgestreckt lagen und der Unterhaltung zulauschten. — Ein Herr, dem wir hierüber unsere Verwunderung ausdrückten, erwiederte: Oh! das ist nicht so arg, als Sie glauben, denn Sie müssen wissen, dass die jungen Fräulein Abends über die im Laufe des Tages stattgehabten Unterhaltungen in ein strenges Verhör genommen werden und bei solcher Gelegenheit einen zweckmässigen Commentar erhalten. Jedes Land hat seine Sitten!

Auf einem Schiffe werden die Passagiere bald unter einander bekannt, denn das gemeinschaftliche Reiseziel, die sympathische Anziehungskraft der Physiognomien, der Geist der Conversation, irgend ein musikalisches Talent oder das ceremonielle Sichvorstellenlassen sind Mittel, die eine Gesellschaft unter einander näher bringt. Jedermann war auf dem „Celtic“ bestrebt, einen engen Kreis um sich zu bilden, oder sich einem solchen anzuschliessen.

Unterhaltungen während der Ueberfahrt.

Es herrschte stets eine grosse Ungezwungenheit und Heiterkeit, ja mitunter sogar eine ausgelassene Lustbarkeit, die nur durch die drei täglichen Mahlzeiten unterbrochen wurde, bei welchen es recht steif und ceremoniös herging. Die Tafel war stets vortrefflich bestellt und von einem der zwei Schiffscapitäne präsidirt. Nach dem Diner begaben sich die Damen zu einer kleinen Siesta in ihre Cabinen oder in das gemeinsame Boudoir, die Herren in den Rauchsalon und das Buffet, wo dem Sherry, Portwein, Hok, Brandy und Whisky in der Regel wacker zugesprochen ward.

Hierauf zog sich die Gesellschaft, wenn das Wetter es gestattete, hinauf zur grossen Deckpromenade, um sich in der reinen, sauerstoffreichen Luft des Oceans zu erfrischen. Um $^1/_2$9 Uhr wurde Toilette gemacht und dann ging es zur Abendgesellschaft in den grossen Staatssalon, wo die Unterhaltung im Piano- und Violinspiele, Gesang und declamatorischen oder wissenschaftlichen Vorträgen abwechselte. Mitunter wurden von jungen Leuten auch kleine Gesellschaftsspiele improvisirt, die viel Stoff zum Lachen lieferten. Des Tages über dient das oberste Verdeck ausschliesslich den Passagieren der ersten Classe zur Promenade und zum Tummelplatze. Im Zwischendecke war den englischen jungen Herren auch ein Plätzchen zum Ballspiele eingeräumt.

Wir hatten oft Gelegenheit zu bemerken, dass mehrere dieser Herren mit den russischen Fiakern die Gewohnheit gemein haben, sich gegenseitig die Mützen von den Köpfen zu schlagen, was ihnen viel Vergnügen zu machen schien. An Sonntagen waren alle Unterhaltungen eingestellt und jedermann war bemüht, die ehrbarste Miene der Welt anzunehmen. Schon vom frühesten Morgen an sah man Herren und Damen mit Bibeln und Gesangbüchern unter dem Arme herumwandeln. Manche warfen sich auf die auf dem Verdecke aufgestellten chinesischen Rohrstühle, schlugen das Buch auf, um sich in den Geist desselben zu versenken, oder schienen es wenigstens zu thun. Alte Herren liefen mit aufgeschlagenen Büchern herum und machten im apostolischen Geiste auf die schönen Stellen der Bibel aufmerksam, die sie namentlich den jungen Leuten zur Beherzigung empfahlen. Das erste Frühstück ward an Sonntagen etwas später wie gewöhnlich

und möglichst schweigsam eingenommen. Um $^1/_2$11 Uhr ahmten die Schiffsglocken das Läuten der Kirchenglocken nach und die Gesellschaft begab sich in den Staatssalon, wo der erste Capitän, die Priesterstelle vertretend, die üblichen Gebete der englischen Kirche hersagte. Die gute Sitte erfordert es, dass man sich an Sonntagen Nachmittags mit dem Lesen religiöser, meist aus der Schiffsbibliothek genommener Werke, wie z. B. über die Grösse der Wunder Gottes in der Natur und die Erhabenheit des Weltmeeres, beschäftigt.

In diesem Geiste werden von Reisenden oft höchst interessante und lehrreiche Vorträge gehalten. Wir werden uns stets mit Vergnügen der geistreichen Reden erinnern, die auf der Mitte des atlantischen Oceans gehalten, nicht verfehlt haben, in den Herzen der Zuhörer einen mächtigen Wiederhall zu finden.

Der atlantische Ocean, der namentlich zwischen England und der nordamerikanischen Union in der Regel mit Schiffen besäet ist, schien in jener Zeit ganz verlassen zu sein, denn seit wir Queenstown verlassen, hatten wir bis zu dem 65.° der westlichen Länge von Greenwich kaum mehr als 6 Segelschiffe und 3 Dampfer zu Gesicht bekommen. Die schlechten Handelsgeschäfte, an denen mit Ausnahme Frankreichs ganz Europa danieder lag, hatten ihren Einfluss auch auf das Weltmeer geltend gemacht.

Wenn man die während der Ueberfahrt gehabten zwei stürmischen Tage abrechnet, so können wir sagen, dass wir auf der ganzen Strecke von dem herrlichsten Wetter begünstigst waren. Der „Celtic“ ist ein ganz ausserordentlich guter Segler, der selbst bei stürmischem Wetter seinen Insassen ein trauliches Asyl darbietet, wenn sie nur halbwegs seefest sind. Seine durchschnittliche Geschwindigkeit betrug 13$^1/_4$ Knoten, d. i. 3$^1/_4$ geographische Meile per Stunde. Er ist in jeder Beziehung ein tüchtiger Oceanfahrer. Seine solide Eisenconstruction und seine grandiose Maschine, sowie auch die fürstliche Ausstattung und der Comfort seiner Säle und Cabinen bieten den Reisenden die bestmöglichste Sicherheit und die grösste Bequemlichkeit dar. Um Collisionen, — die fürchterlichsten Ereignisse, die je auf der See vorkommen können, — zu vermeiden, wurden während der Nacht die

Der „Celtic“ ein guter Oceanfahrer.

Masten mit elektrischem Lichte beleuchtet und in nebligen Tagen brüllte in kurzen Intervallen das mit dem Dampfgenerator in Verbindung stehende Nebelhorn seine Warnungsrufe 5 bis 6 Meilen weit in das Meer hinaus.

Auf dem Meere ist auch das kleinste Ereigniss für die Passagiere von grösstem Interesse. So z. B. bemerkte man einmal bei Tagesanbruch vor uns in einer Entfernung von circa 20 Seemeilen einen Dampfer, welchen der Capitän sogleich als das der Inman-Compagnie angehörige Concurrenz-Passagierschiff „City of Chester" erkannte, das eine Stunde nach uns Queenstown verliess und uns also factisch überholt hatte. Man kann sich kaum eine Vorstellung machen, was für eine Aufregung dieses an und für sich ganz unbedeutende Ereigniss unter der müssigen Reisegesellschaft hervorbrachte.

Die lächerlichsten Muthmassungen und Berechnungen wurden aufgestellt, wie es dem „Chester" möglich gewesen, dem „Celtic" vorzufahren. Die durch die verletzte Eitelkeit erzeugte Aufregung ergriff auch die ganze Schiffsmannschaft und dauerte fort, bis am nächsten Morgen früh ein Famulus den Kopf zur Cabine herein steckte und uns das wichtige Ereigniss mittheilte, dass wir den „Chester" ungefähr eine Meile hinter uns haben. Diese Nachricht verbreitete sich augenblicklich über das ganze Schiff, Alles machte sich auf die Beine und zwar mit einer Hast, als wenn Feuer auf dem Schiffe ausgebrochen wäre. Kurze Zeit darauf befand sich die ganze Gesellschaft auf dem Verdecke, um mit bewaffneten Augen das kindische Schauspiel zu beobachten. Die Damen geberdeten sich in der That wie kleine Kinder, klatschten in die Hände und riefen: „*We have beaten the grand ship of Chester.*" Am 5. Tage unserer Fahrt herrschte am Bord eine sehr gute Stimmung, die noch ganz besonders durch die ruhige, spiegelglatte See und die angenehme 18-gradige Temperatur gehoben wurde. Am darauf folgenden Tage hatten wir das interessante Phänomen, dass sich über uns am Firmamente plötzlich eine dunkle Wolke bildete, die bald auf das Meer herabsank und das Schiff mit einem dichten Nebelmantel umgab. Dieser hielt etliche Stunden an, bis er sich endlich in einen erfrischenden Regen auflöste.

Am 7. Tage machte unser Schiff eine starke Schwenkung nach Südwest, wobei die Temperatur bis auf 23° R. stieg. Um $^1/_2$9 Uhr Früh des 8. Tages stellte sich der amerikanische Pilot ein, um die Führung des Schiffes zu übernehmen. Bald darauf zeigten sich auch die ersten Seeschwalben, die Vorboten des nahen Landes. Das Meer war beständig ruhig und glänzte im Wiederscheine der intensiven Sonnenstrahlen.

Wir befanden uns bereits 150 geographische Meilen südlicher als beim Antritte unserer Reise und diese bedeutende Ortsveränderung machte sich auch in der Luft und im Wasser sehr bemerklich. Die Temperatur war auf 25° R. gestiegen und wurde ganz besonders jenen Passagieren beschwerlich, deren Cabinen sich in der Nähe des Dampfkessels und der Küche befanden. Das Wasser hatte durch den Reflex des dunkelblauen Himmels eine schwärzliche Farbe angenommen und war sehr belebt.

Veränderungen in Luft und Wasser.

Millionen von Krabben und Polypen der wunderlichsten Gestalten segelten umher und zahlreiche Delphine umtanzten den ruhig dahineilenden Steamer. Der Abend dieses Tages war der schönste während unserer Ueberfahrt. Der westliche Horizont war mit dunklen Wolken bedeckt, das Meer wechselte mit der sinkenden Sonne seine Farben wie ein Kaleidoskop und lieblich war es anzusehen, wie sich die letzten Strahlen des scheidenden Tagesgestirns aus den Wolken herausschlichen, um ihren Abschiedskuss auf die Wellen des Oceans zu drücken. Es herrschte eine feierliche Stille, als sich die schwarzen Schatten der Nacht auf das Gewässer niederliessen.

Alles Leben um uns herum schien aufgehört zu haben, nur ein riesiger Wallfisch hatte sein Tagewerk noch nicht vollbracht und blies das Wasser fontaineartig in die Höhe.

Um 9 Uhr Abends war grosses Matrosen-Concert mit einer theatralischen Vorstellung und einem Maskenballe verbunden, auf welchem es sehr burlesk zuging. Die Blaujacken hatten unter den Reisenden eine förmliche Einladung herumgehen lassen und machten bei dem Eintrittsgelde von $2^1/_2$ Schilling ein ganz gutes Geschäft.

Am 9. Tage sollten wir der Berechnung nach Amerika erreichen. Wir begaben uns schon um 5 Uhr früh auf das Verdeck und hielten unsere Blicke westwärts gerichtet. Das Meer ging ziemlich hoch und es war daher schwer, am Horizont irgend einen festen Anhaltspunkt aufzufinden. Endlich bald nach 7 Uhr wurde in fernem Gesichtskreise ein weisses Pünktchen bemerkbar, welches verschwand, aber

Amerika in Sicht.

immer wieder zum Vorschein kam. Amerika! Amerika! ertönte es und bald zog dieser Ruf die Gesellschaft auf das Verdeck, um sich gegenseitig zu der nun überstandenen langen Seereise zu beglückwünschen.

Wir näherten uns mit grosser Eile dem Lande, welches zusehends mehr und mehr aus den Wellen emporstieg.

Bald erschien ein enger Streifen Landes mit einem Leuchtthurme und mehreren unansehnlichen Gebäuden. Es war Sandy-Hock. Der Moment, als das Schiff diesen Punkt passirte, wurde vom Capitäne in das Schiffsjournal eingetragen. Von da an befanden wir uns im Bereiche der stillen Gewässer der Hudsonsbai und der Dampfer eilte mit grosser Schnelligkeit den noch 20 Meilen entfernten „Staten Island" zu, wo er nach circa einer Stunde vor Anker ging. Die daselbst befindliche Quarantaine-Behörde nahm den Gesundheitszustand des Schiffes auf, was ungefähr eine Zeit von $1\frac{1}{2}$ Stunden in Anspruch nahm. Inzwischen stellte sich auch ein Zollbeamter ein, der unter die Reisenden gedruckte Formulare vertheilte, in welche sie die Declarationen ihrer Effecten einzutragen hatten.

Zollämtliche Formalitäten.

Die amerikanischen Zollgesetze sind im Vergleiche mit den europäischen sehr scharf, wesshalb sie unter den von Europa kommenden Passagieren übel beleumundet sind. Die Sache ist aber bei weitem nicht so schlimm, als sie verschrieen ist, denn wenn man seine Reiseeffecten ehrlich declarirt, nicht mehr als 4 bis 5 Anzüge mit sich führt und keine Gegenstände hat, die für den Verkauf oder zu Geschenken bestimmt sind, hat man ganz und gar nichts zu fürchten.

New-York.

Nachdem wir die Quarantaine verlassen, hatten wir noch 10 Meilen zurück zu legen, bis wir den Landungsplatz in New-York erreichten; dort angekommen, wurden

die sämmtlichen Güter der Reisenden durch die eigenen Matrosen, mit Ausschluss jedes fremden Arbeiters, in ein grosses Packhaus gebracht, in welchem die zollämtlichen Formalitäten vorgenommen wurden. Nachdem dies vorüber und die Coli mit eigenthümlichen cabalistischen Zeichen versehen waren, die beim Austritte aus dem Gebäude strenge controlirt wurden, konnten wir erst festen Fuss in der grössten Stadt der neuen Welt fassen und uns nach einem Hôtel umsehen.

Die Ueberfuhr von Liverpool nach New-York dauerte 8 Tage und 18 Stunden, in welcher Zeit wir 2789 Knoten oder 697$^1/_4$ geographische Meilen zurücklegten, also per Stunde circa 3$^2/_7$ Meilen.

New-York, die grösste, aber nicht die Hauptstadt des nordamerikanischen Freistaates, liegt auf der Insel Manhattan, welche im Jahre 1609 von dem Holländer F. Hudson entdeckt und von ihm New-Amsterdam genannt worden ist. Im Jahre 1664 wurde dieselbe von den Engländern erobert, die der gegenwärtigen Stadt zu Ehren des Feldherrn Herzogs von York, den Namen New-York beilegten. Seit dem Friedensschlusse zu Paris 1783 ist es im unbestrittenen Besitze der Vereinigten Staaten.

Die Einwohnerzahl dieser Stadt beläuft sich gegenwärtig auf mehr als 1,864.000 Seelen, die Stadt kann sich aber nicht mehr vergrössern, da bereits die ganze Insel bebaut ist, es müsste denn sein, dass ihr der schöne, grosse Central-Park oder wenigstens ein Theil desselben zum Opfer gebracht würde.

Im Osten wird Manhattan durch den East River, im Westen durch den Hudson begrenzt. Jenseits des ersteren liegt die Vorstadt Brooklyn und jenseits des Hudson die Vorstädte Jersey-City und Hoboken. Brooklyn ist in unbegrenzter Ausdehnung und Vergrösserung begriffen und dürfte New-York in Bezug auf die Einwohnerzahl bald übertroffen haben. New-York bedeckt eine Bodenfläche von 13 Meilen Länge und 2 Meilen Breite, ist der Länge nach von 15 Avenuen und der Breite nach von 1273 Querstrassen durchschnitten. Die Avenuen laufen von Nord nach Süd, die Querstrassen von Ost nach West. Drei Avenuen

und etliche Strassen haben Namen, während alle übrigen blos mit Nummern bezeichnet werden, die stets in den an allen Ecken der Trottoirs stehenden Gaslaternen ersichtlich sind. Der Raum, der sich zwischen 4 in einander greifenden Strassen befindet, heisst ein Block und zählt regelmässig 100 Hausnummern, d. h. 100 gleiche Baustellen. Wenn nun ein grosses Haus mehrere solche Baustellen einnimmt, so trägt es auch mehrere Nummern an sich.

Die 5. Avenue, welche die Insel der ganzen Länge nach durchschneidet, theilt die Stadt in die östliche und westliche Hälfte. Die Querstrassen werden daher mit Ost oder West bezeichnet, je nachdem sie auf der einen oder andern Seite der 5. Avenue liegen. Die Nummerirung der Häuser findet von der 5. Avenue aus statt. Wenn man nun z. B. das Haus Nr. 12 der 20. Strasse auf der Hudsonseite bezeichnen wollte, so brauchte man blos zu adressiren: „Nr. 12 West, 20. Strasse". Dieses System ist einfach, von jedem Fremden schnell zu begreifen und von jedem Einheimischen verstanden.

Ein Unicum in New-York bildet der Broadway, welcher eine Länge von 7 Meilen hat und den grössten Theil des commerciellen Lebens in sich enthält. Die Entfernung von einem Stadttheil zum anderen lässt sich leicht berechnen, wenn man sich merkt, dass in den Avenuen von Nord und Süd 20 Blocks und in den Querstrassen von Ost und West nur 10 Blocks auf eine Meile kommen.

Fiaker, Omnibusse und Tramways.

Das Fiaker-System von New-York ist das schlechteste auf der Erde. Obgleich während der Zeit unseres dortigen Aufenthaltes vom Magistrate ein neuer revidirter Fahrtarif veröffentlicht wurde, so blieb er doch nur ein todtes Gesetz, denn jeder Fiaker macht sich seinen eigenen Tarif und fordert, wenn man sich seiner bedienen muss, viel mehr, als er hofft erhalten zu können. Der Fremde, der per Dampfschiff oder Eisenbahn dort ankommt, thut am besten, wenn er den Fuhrlohn vom Comptoir des Hôtels bezahlen lässt.

Eine grosse Wohlthat für den öffentlichen und Privatverkehr gewähren die vielen Omnibusse und Pferdebahnen, die durch alle Avenuen und Strassen laufen. Für eine beliebige Distanz wird per Omnibus für den Platz 10 und per

Bahn 6 Cents bezahlt. Diese Beförderungsanstalten sind dort so populär, dass es selbst die vornehme Classe, die sich in den europäischen Hauptstädten nur in eigenen oder Miethskutschen fahren lässt, nicht unter ihrer Würde hält, sich dieser Vehikel zu bedienen. Es ist die Einrichtung getroffen, dass von 3 zu 3 Minuten ein Omnibus oder ein Tramway-Waggon durch jede Avenue oder Strasse läuft. Man kann hieraus auf den grossen Verkehr schliessen, der sich dort entwickelt.

Es existirt in den vereinigten Staaten ein Gesetz, demzufolge auf allen Pferde-Eisenbahnen die Rails eine bestimmte Form und Breite haben müssen, so dass auch gewöhnliche Fuhrwerke darauf laufen können, die nach dem erwähnten Gesetze auch das Recht haben, das Tramway-Geleise zu benützen. In Folge dessen haben die meisten Fuhrwerke die Spurweite der Bahn angenommen. Die Bahnwaggons besitzen aber das Vorrecht, dass ihnen jeder langsam vorausfahrende Wagen auf ein gegebenes Zeichen ausweichen muss. Den Privatfuhrwerken erwächst durch die Benützung der Tramways der grosse Vortheil, dass sie mit ihrem Gespanne 2- bis 3mal grössere Lasten und mit weniger Anstrengung fortschaffen können und desshalb sieht man den grössten Theil des Verkehrs sich auf dem Schienenwege bewegen. Auch die städtische Verwaltung geht hiebei nicht leer aus; denn ihr bleiben bedeutende Summen erspart, die sie sonst für die Abnützung des Strassenpflasters zu verausgaben hätte.

New-York bietet viel des Sehenswerthen dar und man würde sehr unrecht thun, die Stadt zu verlassen, ohne die nachstehenden Oertlichkeiten besucht zu haben: Fifth Avenue, Broadway, Buckingsham Hôtel, Cathedral, Rathhaus und General-Postamtsgebäude. Die drei letzteren sind ganz von Marmor und hat deren Bau seiner Zeit viele Millionen Dollars verschlungen. Rund um das Rathhaus und das Postamt liegt eine Reihe von Palästen, die sich die Herausgeber der ersten Zeitungen erbaut haben. Es muss ein gutes Geschäft sein, Herausgeber einer vielgelesenen Zeitung zu sein. (Laut officiellem Ausweis sind im Jahre 1876 in den vereinigten Staaten 8129 diverse Zeitungen erschienen.) Weiters sind noch besichtigungswerth die Docks, die Universität, die Astor Bibliothek, die Akademie der freien Künste, das Hôtel für ledige Arbei- Sehenswürdigkeiten.

terinnen (eine wahre Musteranstalt), der Freimaurertempel und die Bildergallerie. Der guten Theater und Bildungsanstalten gibt es viele. Noch ist als Curiosum den Fremden der Besuch von Gilmor's Wintergarten zu empfehlen, der aus einem alten Eisenbahn-Stationsgebäude entstanden ist. Dieses Etablissement ist täglich von $^1/_2$8 bis 11 Uhr Abends geöffnet und enthält eine bedeutende Collection der schönsten tropischen Gewächse. Zierliche moderne Gartenanlagen mit hübschen ornamentalen Fontainen und prachtvollen Statuen, Bosquets und Grotten mit Ruhebänken und Tischen nehmen den grössten Theil dieses merkwürdigen Gartens ein. Ungefähr in der Mitte desselben ist auf einer künstlichen Felsengruppe ein ausgedehntes Plateau, auf welchem sich das viel gerühmte Gilmor'sche Orchester und andere grosse Musikkünstler, die gerade in New-York anwesend sind, hören lassen. Rings um den inneren Rand des Gartens läuft eine erhöhte breite Gallerie, die in kleine Logen (Stalls) abgetheilt ist, in welchen man nach amerikanischer Sitte zu soupiren und zu poculiren pflegt. Den Hintergrund des Plateaus bildet eine gigantische halbrunde Felsenpartie, von welcher in den Zwischenacten eine breite Cascade schäumenden Wassers herabstürzt und sich am Fusse in einem anmuthigen Teiche sammelt, in welchem künstliche Wasservögel herumschwimmen. Der ganze kolossale Raum ist mit Glas bedeckt und das Gewölbe in Kreuz- und Querbögen mit gefärbten Glaslampen verziert, die ein Meer zauberischen Lichtes ausströmen. Ausserdem ist noch eines unsichtbaren Apparates zu erwähnen, der directe auf den Wasserfall wirkt und das herabstürzende Wasser in beständiger Abwechslung in allen erdenklichen Farbenschattirungen erglänzen macht, was so blendend und bezaubernd auf die Sinne wirkt, dass man glaubt in einem Feenpalaste von „1001 Nacht" zu sein. Das Eintrittsgeld ist sehr billig berechnet und beträgt ohne Unterschied 50 Cents per Person.

Negerinnen. Ueberall, auf den Strassen, Promenaden, öffentlichen Vergnügungsorten und in den Kirchen begegnet man jungen Negerinnen, die sehr elegant und modern gekleidet sind. Die Intelligenz scheint bei dieser Menschenrace ganz besonders im Besitze der Frauen zu sein. Da ihnen alle niederen und

höheren Schulen zum Besuche offen stehen, erwerben sie sich nicht selten einen bedeutenden Grad von Bildung.

Die englische Sprache sprechen sie sehr schön und geläufig. Zu ihrer Ehre wird ihnen nachgesagt, dass sie in der Regel sehr moralisch, religiös und den Familien, denen sie dienen, mit grosser Anhänglichkeit ergeben sind. Man hat und sieht sie gerne selbst auch in vornehmen Häusern als Haushälterinnen, Kammer- und Kindermädchen, in welch' letzterer Eigenschaft sie sich ganz besonders beliebt zu machen verstehen.

Oeffentliche Pferdeställe.

Eine eigenthümliche, in Europa noch nicht eingeführte Einrichtung machen die öffentlichen Pferdeställe aus, die füglich Pferdepensions-Anstalten genannt zu werden verdienen. Es sind Gebäude, in welchen oft Hunderte von Pferden zu sehr mässigen Preisen Unterkommen und Pflege finden. Es sind nicht blos Fiaker und Fuhrleute, die sich dieser Anstalten für ihre Renner bedienen, sondern auch viele Privatleute.

Bei den grössten dieser Anstalten sind Hufschmiede und Thierärzte angestellt, welche die gute Behandlung und Fütterung der Pferde zu überwachen haben. Da die Thierärzte nur so lange das festgesetzte tägliche Honorar erhalten, als ein Pferd gesund und arbeitsfähig ist und im Gegentheile die Verpflichtung haben, leicht erkrankte Thiere unentgeltlich zu curiren, so versteht es sich von selbst, dass die Leute eine strenge Controle über die Kutscher, Knechte, die Fütterung, Bestreuung und Reinlichhaltung der Stallungen üben. Es ist leicht begreiflich, dass auf diese Weise den Pferdebesitzern grosse Vortheile erwachsen. Man berechnet, dass dadurch die laufenden jährlichen Spesen für die Erhaltung eines Pferdes um mehr als ein Drittel gewöhnlicher Kosten vermindert werden. Diese Einrichtung ist so populär, dass wir sie in allen grösseren Städten der Union wahrgenommen haben. In Amerika, wo Zeit und Arbeit so theuer sind, darf es natürlich nicht Wunder nehmen, wenn man solche praktische Unternehmungen in's Leben treten sieht.

Wenn man bedenkt, dass die Fiaker und Fuhrleute durch diese Einrichtung viel an Hausmiethe ersparen und dass sie sich während der Zeit, als ihre Pferde sorgsamer Pflege anvertraut sind, der Ruhe hingeben dürfen, dass durch

die Beseitigung der Pferdeställe in engen Hofräumen die Luft verbessert wird, dass durch den Einkauf der Fourage und bei der zweckmässigen Präparirung des Futters im Grossen viel Zeit und Geld gewonnen werden kann, dass endlich die in Pensionen untergebrachten Pferde in der Regel vortrefflich conditionirt sind; so ist es wirklich wünschenswerth, dass auch bei uns in Oesterreich solche praktische Anstalten Nachahmung fänden.

Was die öffentliche Reinlichkeit der Stadt anbelangt, müssen wir geradezu gestehen, dass sie uns in vielen Strassen äusserst wenig befriedigte. Ebenso missfiel uns der Anblick der vielen hölzernen Baracken und erbärmlichen Häuschen, die oft an der Seite stolzer stattlicher Gebäude stehen und förmlich mit Schmutz bekleidet sind. Die Hauptstrassen machen natürlich davon eine Ausnahme.

Zustand der Strassen.

Mit den Strassenpflastern sieht es in vielen Stadttheilen auch nicht besser aus und manche davon sind fast Rennwegen mit Hindernissen ähnlich, auf welchen man sich Hals und Beine brechen kann. Die Stadt ist wie ein Quodlibet, in welchem sich das Schöne, Edle, Erhabene, Grossartige, Hässliche, Gemeine, Elende und Erbärmliche unter einander die Hände reichen. Alles, was Schönheit, Kostbarkeit, Luxus und Comfort betrifft, findet man namentlich im Broadway concentrirt. Es ist wirklich zum Staunen, welcher Reichthum in den dortigen zahllosen Magazinen aufgestapelt ist und welch' kolossaler Umsatz jährlich allein in diversen europäischen Waaren gemacht wird, denn die Wohlhabenheit des Landes ist in einem stetigen, kräftigen Wachsthum begriffen und Handel und Wandel in einem befriedigenden Zustande; mit diesem geht auch die Zunahme des Luxus Hand in Hand, alle fremden, importirten Waaren gehen im Preise sehr hoch und kosten nicht selten 200 bis 300% mehr als in Europa, aber trotzdem finden sie einen flotten Absatz. Der Löwenantheil an den eingeführten Waaren fällt Frankreich zu, welches sich im ganzen Lande der glücklichen Rolle des Schoosskindes zu erfreuen hat. Die hohen Preise rechtfertigen sich durch die enormen Eingangszölle, durch die theueren Miethen, das kostspielige Leben und die Sucht, bald reich zu werden, um sich noch in einem lebenslustigen Alter von dem Geschäfte zurückzuziehen und den

Rest seines Lebens im süssen Nichtsthun auf einer schönen Villa in der reizenden Umgebung New-Yorks vollbringen zu können.

Der Broadway und seine Herrlichkeiten.

Sowie man Abends gerne auf den besuchtesten der Pariser Boulevards und in der Oxford- und Regent-Street zu London promenirt, so lustwandelt man auch gerne auf dem Broadway, welcher der Macht und Herrlichkeit voll ist; denn Macht strahlt uns aus den zahlreichen Bankinstituten und den Palästen der amerikanischen Krösuse und Herrlichkeit aus den riesigen, brillant beleuchteten Magazinen entgegen, vor welchen Massen von Proletariern stehen und ihre begehrlichen Blicke in die Schaufenster werfen. Der Menschenknäuel, der sich auf den dortigen Trottoirs, die eine Breite von 4 Metern haben und mit kolossalen Platten herrlichen harten Sandsteines belegt sind, auf- und abwälzt, ist so gross, dass es trotz der breiten Passage manchmal kaum möglich ist, sich durchzuwinden, oder deutlicher gesagt, sich durchzuboxen. Höflichkeit ist dort nicht besonders im Schwunge. Einer stösst den Anderen und manchmal sogar auch über den Haufen. Wenn man sich darüber beklagt, so erhält man im verächtlichen Tone die Erwiederung: „Halten Sie die Augen offen, Sie sind wahrscheinlich ein Grüner.“ Das ist der Spottname für alle neuen Ankömmlinge, die in der Regel mit grossem Misstrauen betrachtet werden. Es ist in Amerika allgemeine Sitte, rechts auszuweichen und die Damen an der linken Seite zu führen, wahrscheinlich um die rechte Hand zum Begrüssen und zum üblichen Händedrucke etc. frei zu halten.

Am Broadway muss man sich aber dorthin wenden, wohin man gerade vom Gedränge geschoben wird. An einem Sonntage Nachmittags geriethen wir auch in die Mitte eines grossen Menschenschwarms, der uns nolens volens in eine Seitengasse brachte und in einen grossen umzäunten Bauplatz hineindrängte, auf welchem ein riesiges Zelt aufgestellt war. Aus den angehefteten Plakaten liess sich ersehen, dass daselbst ein berühmter Wesleyan'scher Missionär einen Vortrag halten wird. Wir kamen gerade noch zur rechten Zeit, um uns einen Sitzplatz zu erwerben. Der Zudrang war dermassen stark, dass der grosse Raum, der circa 2000 Personen aufnehmen konnte, vollständig angefüllt war. Das Publicum war ein *Mixtum compositum* aller Volks-

Eine Wesleyanische Missions-Predigt.

schichten, unter welchen elegant gekleidete Negerfrauen und Fräulein besonders stark vertreten waren. Im Hintergrunde des Raumes war eine hohe Tribune, ähnlich einer Theaterbühne, errichtet, auf welcher ein Harmonium stand. Zur angezeigten Stunde erschien der Prediger mit einer jovialen Begrüssung, dankte den Anwesenden für den zahlreichen Besuch und skizzirte seinen in 3 Abtheilungen zu haltenden Vortrag. Hierauf fing der Organist zu präambuliren an und intonirte ein Lied, das die Anwesenden aus den aufliegenden Gesangbüchern absangen. Als dieses verhallt war, begann der Prediger seinen Vortrag. Er sprach überaus eloquent und witzig und erzählte den Zuhörern so drollige Sachen, indem er feine, spitzfindige Ausfälle auf andere Secten machte, dass sie oft hellaut lachen mussten. Sein ganzes Benehmen während des Vortrages war höchst ungezwungen. Er trug den unentbehrlichen Frack und den Cylinderhut, hielt die beiden Hände in den Taschen und marschirte oder lief wie ein Schauspieler auf dem Podium auf und ab, wie es gerade zum Vortrage passte. Die Versammlung schien mit der Rede à la Pater Abraham a Sancta Clara vollkommen befriedigt gewesen zu sein. Eben so originell als die Predigt waren auch die von der Versammlung gesungenen Lieder aus dem Gesangbuche „*The American sacred songster*". Es sind in demselben wenige ernste Choräle enthalten, dagegen aber viele heitere Melodien im Walzer- und Polka-Takte. Die Amerikaner scheinen auch in dieser Beziehung ihre eigenen Wege zu gehen. Die Melodie des 48. im besagten Gesangbuche enthaltenen Liedes, das mit den Worten beginnt: „*Rejoise, rejoise, the promised time is coming*" ist ganz unverkennbar dem vulg. deutschen Volksliede „Ei, du lieber Augustin" nachcomponirt.

Je länger wir in New-York verweilten, desto mehr befestigte sich in uns die Ueberzeugung, dass viele Bauten der Stadt nur in der Hast errichtet und nur zu einem temporären Zwecke bestimmt sind. Gar Vieles trägt den Stempel des Unstäten und Unvollendeten an sich. New-York benöthigt wohl keiner Strassenregulirungen, dafür aber mehr Strassenverbesserungen und systematische Verschönerungen.

Manche öffentliche und Privatgebäude siechen auf eine jämmerliche Art dahin oder sind schon gänzlich dem Zahne

der Zeit zum Opfer gefallen. Vieles ist aber wieder wirklich untadelhaft und im höchsten Grade nachahmenswerth. Hierzu zählen wir besonders die eleganten Wohnhäuser mit blumenreichen Vorgärtchen, die durch geschmackvoll verzierte Eisengitter von der Strasse geschieden sind.

Die Häuser haben ein idyllisches, villaartiges Aussehen, besitzen ein hohes Erdgeschoss, in welches vom Garten aus zehn- bis zwölfstufige, breite Marmortreppen hinaufführen, die dem Ganzen ein ungemein vornehmes Aussehen verleihen. Die inneren Räumlichkeiten sind, soviel wir davon gesehen haben, höchst practisch angelegt, möglichst feuersicher und mit Gas- und Wasserleitung versehen.

Der Fremde, wenn er dort comfortabel leben will, ist ausschliesslich nur auf die Hôtels angewiesen. In den besten Hôtels, wie „Fifth-Avenue“ und „Buchhingham“, findet man wohl Alles, was das Herz begehrt, muss aber auch für Kost, Wohnung und Bedienung etc. täglich 5 bis 6 Dollars = ö. W. fl. 11·25 bis 13·50 bezahlen. Es gibt zwar auch eine Unzahl billigere Gasthöfe, in welchen man für 2 bis 3 Dollars = ö. W. fl. 4·50 bis 6·75 Unterkommen und Verpflegung finden kann, man bekommt aber daselbst nicht mehr, als man in den Wiener Gasthäusern dritten Ranges etwa für 1 fl. 12 kr. oder 1 fl. 70 kr. beansprechen kann. Hôtels.

Wenn auch die städtischen Einrichtungen und Verwaltungen in Amerika noch viel zu wünschen übrig lassen, so muss man andererseits auch wieder anerkennen, dass dort für die Verbesserung und Erleichterung des Verkehres, für die Vervollkommnung des Maschinenwesens, für die Ausnützung und Fruchtbarmachung neuer Ideen und für die Machtentfaltung des Vereinswesens mehr gethan wird, als irgendwo anders auf unserer Erde. Hohe Ausbildung des Verkehrs- und Vereinswesens.

Desshalb haben sich auch die Vereinigten Staaten im Laufe Eines Jahrhunderts so beispiellos in der Geschichte der Länder und Völker emporgeschwungen und einen kolossalen Nationalreichthum erworben. Den Amerikanern ist keine Idee zu hoch und unausführbar und die Verwirklichung derselben zu kostbar, wenn sie nur erst praktisch erkannt ist und einen allgemeinen Nutzen verspricht. Soeben sind gegenwärtig in New-York wieder drei Werke im Baue begriffen, welche nach

Kolossale Neubauten.

ihrer Vollendung die Bewunderung der ganzen Welt auf sich ziehen werden. Wir meinen die grosse Hängebrücke, welche vom Centralbahnhofe der Stadt aus über die Häuser des niedrig gelegenen östlichen Stadttheiles und über den East-River nach Brooklyn führen wird. Zwei 500 Fuss hohe Thürme, die aus $2^1/_2$ Cubik-Meter grossen Granitwürfeln erbaut sind, bilden die Brückenköpfe auf beiden Seiten des Stromes. Das Material stammt aus den Steinbrüchen zu Rocklin in Californien, woselbst es mit Dampfkreissägen zugeschnitten wird, deren Zähne aus Diamanten bestehen und einzeln einen Werth von etlichen tausend Dollars haben. Das Werk ist wahrhaft gigantisch und wird die grösste bis dato existirende Hängebrücke sein. (Diese Brücke wurde mittlerweile vollendet.)

Das andere Werk, das die Hängebrücke noch in Schatten stellen wird, ist der Hudson-Tunnel, der unter dem Bette des Hudsonflusses 66 Fuss tief von Jersey-City nach New-York hinüberführen wird. Der Bau dieses Tunnels, der eine Länge von 5500′ bekommen soll, wurde von einer Gesellschaft mit einem Capitale von zehn Millionen Dollars begonnen. Wir hatten Gelegenheit, die Pläne für diese kolossale Unternehmung zu sehen und staunten über die Genialität, die Summe von Kenntnissen und benützten Erfahrungen, die denselben zu Grunde liegen. Der Tunnel wird 22′ hoch und 20′ breit sein, das Material besteht aus starkem Kesselblech, das in gebogenen, $2^1/_2{}'$ breiten und 3 bis 6′ langen und mit Flanschen versehenen Platten mittelst Bolzen zusammengefügt wird und einen Cylinder bildet, welcher schliesslich in der gesammten inneren Wandung mit einem cementirten Mauerwerke bekleidet wird, das ein Gewölbe bildend, von allen Seiten dem stärksten Drucke Widerstand zu leisten im Stande ist.

Das Werk, wenn es gelingt, wird wohl zu den grössten bis jetzt sogenannten Weltwundern zu zählen sein.

Das dritte Werk ist die erhöhte Eisenbahn, im Gegensatze zu der unterirdischen Eisenbahn in London, welche die Strassen und Plätze von New-York in Schlangenwindungen durchziehen soll. Diese doppelgeleisige Bahn bildet sozusagen einen eisernen Viaduct, der auf sehr massiven eisernen, ornamentalen Pfosten ruht. Die Haltstellen finden sich natürlich auch

auf erhöhten Terrassen, zu denen elegante eiserne Treppen emporführen. So lange diese Bahn nicht über Gärten und Parks, sondern nur den Strassen entlang läuft, können Tramways unter derselben angelegt werden. Es werden daher factisch zwei Eisenbahnen übereinander liegen.

Für den öffentlichen Verkehr, der dort wirklich riesenhaft ist, werden dadurch unstreitig grosse Erleichterungen entstehen, aber zur Verschönerung der Stadt wird dieser Bau ganz gewiss nicht beitragen.

Wir schrieben diese Notizen im Jahre 1876.

Gegenwärtig ist diese Unternehmung zur Wirklichkeit geworden und dem Betriebe übergeben. Wohl stellt sie sich für den Verkehr als sehr nützlich und für die Unternehmer als rentabel heraus, aber auf der anderen Seite wollen auch die bitteren Klagen nicht verstummen, dass den Wohnungen der obersten Stockwerke der Häuser in den Strassen, durch welche diese Bahn führt, die Aussicht genommen und dass das fortwährende Gerassel der Züge und der Rauch der Maschinen sehr schädlich auf die Gesundheit der Betheiligten wirkt.

Nach Philadelphia.

Als wir unsere Reise nach Philadelphia antraten, brachte uns eine riesige Dampffähre über den Hudson nach Jersey-City. Auf dem Flusse war Alles voll Leben und Thätigkeit.

Das Leben am und auf dem Hudson.

Wir sahen ihn förmlich mit Schiffen der verschiedensten Art und Grösse bedeckt, die ankamen und abgingen oder aus- und einluden. Zwischen ihnen schwärmte eine Unzahl von Localdampfern umher, denen im Verkehrsdienste eine wichtige Rolle zugetheilt ist. Man sieht unter ihnen alle erdenklichen Constructionen, wie Räder- und Schraubenboote mit hoch in der Luft befindlichen Balancieren und Propeller nur mit einem offenen, am Hintertheile des Schiffes angebrachten Schaufelrade, das sich gleich einem Mühlrade um seine Achse dreht.

New-York bildet das Hauptthor des gesammten Aus- und Einfuhrhandels der östlichen Staaten der Union und ist nach London die grösste Handelsstadt der Welt.

Es hat gegenüber London noch den grossen Vortheil voraus, dass es von allen Seiten vom Wasser und mit zahllosen Landungsplätzen und Häfen umgeben ist, wo die Schiffe

anlegen und einlaufen können. Jede der zahlreichen Ocean-Schifffahrts-Gesellschaften, die mit New-York im Verkehre stehen, hat dort ihren besonderen Hafen. Mehrere davon liegen reihenweise nebeneinander wie riesige Pferdestände. An alle diese Häfen schliessen sich unmittelbar grosse Lagerhäuser an, in denen die aus- und einzuführenden Handelsgüter aufgespeichert und eben so auch die Zollformalitäten vollzogen werden. Diese zweckmässige Einrichtung bietet den Kaufleuten, sowie auch den ankommenden Passagieren eine grosse Erleichterung und Bequemlichkeit dar. Die grössten Oceanfahrer laufen in den East River, die kleineren in den Hudson ein.

Auch die zwischen den Ufern der beiden Ströme verkehrenden enormen Dampffähren haben ihre abgesonderten Landungsplätze, die stets mit den Eisenbahn- und den Tramway-Stationen in unmittelbarer Verbindung stehen. Und so stiegen auch wir auf der einen Seite vom Schiffe aus und auf der anderen in den Waggon ein, der uns nach Philadelphia bringen sollte.

Jersey-City. Jersey-City ist ein lebhafter Platz mit 116.000 Einwohnern. Es gibt dort Waarendepôts, Fabriken und Eisenbahnwerkstätten. Vier Bahnen laufen daselbst zusammen, die täglich eine ungeheuere Zahl von Personen und Gütern befördern. Das Eisenbahnwesen findet sich in den Vereinigten Staaten in einem überaus blühenden Zustande, der gewiss
Eisenbahnwesen. das Meiste zu der grossartigen Entwicklung und dem beneidenswerthen Aufschwunge des Landes beigetragen hat, in welchem wir es gegenwärtig erblicken. Die Staaten besassen 1876 zusammen 116.874 Kilom. Eisenbahnen im Betriebe, die ein Anlagecapital von 4221,763.954 Dollars in Anspruch nahmen. Es käme also im Durchschnitte der Kilom. auf circa 36.122.35 Dollars zu stehen.

Welches Land kann sich hierin mit diesem Reiche messen?

England besass in demselben Jahre nur 26.472, Frankreich 21.761, Russland 18.942 und Oesterreich-Ungarn 17.430 Kilometer.

Die Aufnahme von Personen und deren Reisegepäck ist in Amerika mit bei weitem weniger Umständen und Formali-

täten verknüpft als in Europa. Fahrbillete haben eine längere Giltigkeit und sind in allen bedeutenden Hôtels und Magazinen zu bekommen. Im Besitze einer Fahrkarte braucht man sich blos vor Abgang des Zuges in die Halle zu begeben und sich einen Platz auszuwählen, ohne erst Glockenzeichen und andere Signale abzuwarten.

Zweckmässige Einrichtungen bei der Personen- und Reisegepäck-Beförderung.

Bei der Gepäcksaufgabe wird von den betreffenden Beamten an jedes Collo mittelst eines Riemens eine bronzene Marke befestigt, auf welcher eine Nummer und der Aufgabe- und Bestimmungsort angegeben sind. Dem Reisenden werden hierauf gleiche Marken eingehändigt, nach deren Abgabe ihm schliesslich seine Effecten wieder ausgefolgt werden. Wenn irgend ein aufgegebenes Gepäckstück verloren geht, ist die Bahn laut Anordnung der Regierung verpflichtet, ohne Widerrede per Collo 100 Dollars zu bezahlen.

Beim Verlassen von Jersey-City sieht man sich in einem Labyrinth von Schienengeleisen, durch welches sich der Zug langsam durchwindet, bis er die erste Station erreicht, von wo es mit reissender Schnelligkeit weitergeht.

Die Bahn läuft durch lauter wohl cultivirte und dicht bevölkerte Gegenden, die meist nur der Landwirthschaft gewidmet sind. Schon nach 3 Stunden erreichten wir Philadelphia, die Stadt der Bruderliebe, das Babel der grossen Weltausstellung.

Philadelphia.

Es war ein glücklicher Gedanke, zur Erinnerung an die vor 100 Jahren erfolgte Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika eine Weltausstellung zu veranstalten. Das Volk, welches seinen patriotischen Gefühlen auf der breitesten Basis Ausdruck verleihen und der übrigen Welt factisch beweisen wollte, zu welcher Blüthe, Höhe und Macht sich das Land im Verlaufe von 100 Jahren emporgeschwungen hat, glaubte dieses nicht besser bewerkstelligen zu können, als durch das Inslebenrufen einer internationalen Ausstellung von Industrie-, Kunst- und Bodenerzeugnissen etc., welche die Illustration der heimatlichen hundertjährigen Fortschritte bilden sollten, wesshalb die Unternehmung auch den Namen Centennial-Ausstellung erhielt.

Da die Erklärung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten in Philadelphia verfasst, unterschrieben und der

übrigen Welt bekannt gemacht wurde, so hatte die Regierung und das Volk einstimmig diese Stadt für die Abhaltung der Ausstellung erkoren.

Nachruf an die Centennial-Ausstellung.

Es wäre nicht mehr zeitgemäss, in diesen Blättern eine ausführliche Beschreibung des kolossalen Unternehmens zu liefern, doch gestatten wir uns, die Leser zu erinnern, dass es unter allen bis zum Jahre 1876 stattgehabten Universalausstellungen die grösste und besuchteste war, indem sie die Wiener Ausstellung an Flächenraum um die Hälfte und in der Zahl der Besuchenden um circa 3 Millionen übertraf. Nur in der Zahl der Aussteller stand sie derselben um 10-tausend nach, dafür hat sie aber auch an Massenhaftigkeit der ausgestellten heimatlichen Objecte alle anderen mitbewerbenden Nationen übertroffen. Ebenso erlauben wir uns auch im Interesse derjenigen, die sich nachträglich über jenes culturgeschichtliche Ereigniss eine Vorstellung machen wollen, dem amerikanischen Fortschritte auf dem Gebiete der Industrie und des Handels im Nachstehenden einen unparteiischen Nachruf zu widmen und eine Schilderung der bevorzugten Stadt zu machen, welche die Ehre gehabt hat, das Stelldichein der Nationen zu sein.

Was die massenhaft ausgestellten industriellen Producte der Vereinigten Staaten betrifft, gab es nur wenige darunter, welche auf die Bezeichnung „Neuerfundenes" Anspruch machen durften. Sie waren mehr oder weniger nur Nachahmungen europäischer Erzeugnisse, die schon vielfach auf den früheren Ausstellungen figurirten, hatten aber gegen diese den Vorzug voraus, dass sie eine practischere Richtung vertraten und besser und vollkommener ausgestattet waren. Dies war aber im Grunde nicht gar zu hoch anzuschlagen, wenn man bedenkt, dass Amerika beständig die besten europäischen Arbeiter absorbirt, dass es mit vervollkommneteren Maschinen arbeitet und viel höhere Preise für die fertigen Erzeugnisse bezahlt, als Europa. Die Artikel, in denen die Amerikaner hoch und unübertroffen dastehen, waren Waffen, feuerfeste Geldschränke neuerer Systeme, Kunstschlösser, Werkzeuge, Teppiche zu allen Preisen, Zitze und Maschinen und Geräthschäften, in welch' letzteren sie weitaus die höchste Stellung einnahmen.

Die Ausstellung ihrer Bodenerzeugnisse und Mineralien wirkte geradezu blendend auf die Augen der fremden Sachkundigen.

Aus der Summe und der Qualität der ausgestellten Objecte, sowie aus den niedrigen Preisen der mannigfaltigsten Rohproducte, als auch aus der mehr und mehr zunehmenden Billigkeit der Arbeitskräfte und der Transportspesen und schliesslich aus der kolossalen Vermehrung der Betriebscapitalien lässt sich leicht die Ueberzeugung gewinnen, dass über kurz oder lang dort eine Ueberproduction eintreten wird, die einen folgereichen Einfluss auf die Welt ausüben und die europäischen Fabriks- und Handelsverhältnisse radical umgestalten dürfte.

Zum Belege des Gesagten diene, dass sich laut verlässlicher Angaben im Jahre 1876 der Ausfuhrhandel der Vereinigten Staaten auf nahezu ö. W. fl. 1330 Millionen belief. Exportartikel sind: Baumwolle, Getreide, Mehl, Kartoffel, Zucker, Fleisch, Fische, Baumwollgewebe, Gold, Silber, Eisen, Felle und Häute, Pottasche, Butter, Käse, Reis, Tabak, Petroleum, Bücher, wissenschaftliche Instrumente, Weine, Biere, Branntweine, Pianos, Teppiche, Möbel, feine Seifen, feine und ordinäre Schuhwaaren, Glaswaaren, Oefen, Leder, Schreibtinten, Schiefertafeln, Marmor, Stecknadeln etc., Spielzeuge, Wägen, Werkzeuge, Geräthe und Maschinen jeder Art.

Wir hörten in Amerika, dass seit der Gründung der Republik unter allen Ausfuhrartikeln sich drei hervorthaten, und bis dato bezüglich der Massenhaftigkeit und des Werthes eine präeminente Stellung einnehmen, nämlich: Baumwolle, Tabak und Käse, und dass unter diesen dreien der Baumwolle die Krone gebühre. Hauptausfuhr-Artikel.

Als im Jahre 1784 zu Liverpool ein amerikanisches Schiff mit einer declarirten Ladung amerikanischer Baumwolle ankam, wurde es aus dem Grunde weggenommen, weil Amerika nicht im Stande sei, so viel Baumwolle hervorzubringen. Im Jahre 1876 dagegen wurden in den Staaten 4,500.000 Ballen (1 amerikanischer Ballen wiegt zwischen 400 bis 500 ℔) = 2025 Millionen ℔ gewonnen, wovon der bei weitem grösste Theil allein nach England ging.

Die Amerikaner haben bereits durch die rapide und riesige Entfaltung ihres Manufacturwesens die Augen der Welt auf sich gelenkt. Sie verarbeiten nun selbst einen ansehnlichen Theil ihres Rohproductes, ohne dass desshalb eine Steigerung des Preises zu befürchten ist; denn sie sagen, der King Cotton besitzt noch ein so kolossales brachliegendes Terrain, dass darauf im Falle des Bedarfes das doppelte, ja selbst das dreifache Quantum dieses werthvollen Stoffes erzeugt werden kann.

Artikel, welche die europäische Concurrenz bedrohen.

In den Vereinigten Staaten waren im Jahre 1876 bereits 160.000 mechanische Webstühle mit 10 Millionen Spindeln in Thätigkeit. Die amerikanischen Zitze sind in Anbetracht der Qualität unbedingt besser als die englischen; denn wenn man beide unparteiisch mit einander vergleicht, entdeckt man bald, dass die letzteren fast zu zwei Drittel ihres Gewichtes in Appreturstoffen bestehen, während die ersteren solche in einer geringen Menge in sich enthalten, dafür aber aus einem dichteren Gewebe bestehen. Es muss anerkannt werden, dass die englischen Kattune ein viel schöneres Aussehen haben und leichteren Absatz finden, aber die Amerikaner bekümmern sich wenig darum und sagen: „Mögen die Engländer für die elegante Welt fabriciren, wir sind damit zufrieden, wenn wir in der Welt nur jene Volksclassen für uns haben, die es weniger mit den Moden halten und dauerhafteren Stoffen den Vorzug geben."

Der amerikanische Getreide- und Mehlexport ist bereits zu einem Factor geworden, mit welchem man in England, Frankreich und Belgien zu rechnen begonnen hat. Derselbe nimmt mit jedem Jahre grössere Dimensionen an. Es sind nicht allein die atlantischen Staaten und die Länder, welche der Ohio, der Mississippi und der Missouri bewässert, sondern selbst auch das ferne Californien, die der Welt ihre Brodstoffe liefern. Die Zahl der Kunstmühlen nimmt ausserordentlich überhand und die Amerikaner trachten darnach, nur das Mehl zu exportiren, damit ihnen die Kleien als werthvolles Futter zu Hause bleiben. Wir hatten Gelegenheit, der Verladung von 1400 Säcken Hafermehl zuzusehen, das für Schottland bestimmt war, wohin dieser Artikel regelmässig zur Verschiffung gelangt.

Amerika ist auf dem besten Wege, die Kornkammer Europas zu werden. Fragt man, wer die Factoren sind, die dieses blühende Resultat geschaffen, so heisst es: der fruchtbare, noch wenig Dünger bedürfende Boden, die vielen Eisenbahnen und Canäle, die billigen Frachten und die vorzüglichen, viel Zeit und Arbeit ersparenden landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen.

Amerika ist das Mutterland der Kartoffeln; sie gedeihen dort ganz vortrefflich und in den verschiedensten Varietäten. Unter diese müssen namentlich die süssen Kartoffel gezählt werden, welche auf jedem amerikanischen Tische eine grosse Rolle spielen und so zu sagen unentbehrlich sind. Wir würden unseren Landwirthen auf das Dringendste rathen, mit dem Anbaue derselben Versuche zu machen. Die Abfertigung ganzer Schiffsladungen von Kartoffeln nach Irland ist eine ganz gewöhnliche Sache.

Amerika wird nicht nur der Brod-, sondern auch der Fleischlieferant West-Europas werden. Vor einigen Jahren klagten die englischen Farmer über die niedrigen Getreidepreise und verlegten sich mehr auf die Viehzucht, die ihre Mühewaltung besser bezahlte. Heut zu Tage ist es aber auch mit dieser dahin. Amerika liefert Massen nicht nur lebenden Schlachtviehes, sondern auch frischen und gesalzenen Fleisches, Geflügel, Wildpret, Fische, Butter und Eier auf den englischen Markt und wundervoll ist es, dass dadurch das beliebte nationale Roastbeef und die Hammelkeule *(leg of mutton)* mehr und mehr auf den Tischen jener Familien erscheint, die sich dieser Gerichte sonst nur an hohen Festtagen erfreuen durften.

Schon seit längerer Zeit ist es in England Sitte, dass auf des reichen Mannes Weihnachtstische auch ein fettes amerikanisches Truthuhn prangt. Gegenwärtig durchziehen zahlreiche Agenten die ländlichen Ansiedlungen, um Contracte zu regelmässigen Lieferungen von Wachteln, Prairievögeln, Birkhühnern, Waldschnepfen, Wildenten, Trappen und anderen amerikanischen Wildes für Europa abzuschliessen. Büffel-, Antilopen- und Rehfleisch etc., sowie auch Fische und namentlich Lachs, gehören auch in die obige Rubrik der zahllosen Nahrungsmittel, die Amerika fast allen civilisirten Nationen liefert.

Der Tonnengehalt der nordamerikanischen Schiffe, die speciell für den Transport animalischer Producte bestimmt und mit zweckmässigen Kühlräumen (Refrigeratoren) versehen sind, betrug im Jahre 1876 schon circa 30.000 Tonnen.

Es ist kaum glaublich, welchen Aufschwung die Käseproduction in Nordamerika genommen hat. 1876 betrug sie nicht weniger als 107,364.666 ℔; $^9/_{10}$ davon gingen allein nach England, welches früher in Bezug auf die Milchwirthschaft obenan stand. Die Amerikaner verstehen nicht nur das äussere Aussehen und den Geschmack des englischen Käses auf das Beste nachzuahmen, sondern denselben auch bedeutend billiger zu liefern, wodurch sie in den Stand gesetzt werden, die englischen Producenten nun aus ihren eigenen Märkten zu verdrängen. Auch in Deutschland hat der amerikanische Käse bereits Eingang gefunden.

Wenn man sich das oben erwähnte Quantum Käse auf Lastwagen verladen denkt, von denen jeder 24 Fuss lang ist und 1 Tonne führen kann, so würden diese eine Länge bilden, die der Entfernung von Wien nach Waitzen gleichkäme.

Selbst auch Plumpudding wird nach England exportirt. Der Sitz der Fabrikation dieses Artikels ist im Staate Delaware und in Philadelphia gibt es eine Firma, welche bedeutende Quantitäten davon in den Handel und zur Verschiffung bringt.

Ebenso existirt in Boston eine Actiengesellschaft, die täglich 8000 Blechbüchsen mit diversen conservirten Gemüsen fabricirt, die eine starke Abnahme in England, Frankreich, Westindien und Südamerika finden.

Die Nachfrage um amerikanisches Eisen wird von Jahr zu Jahr grösser. Dasselbe ist von grosser Reinheit, besitzt vortreffliche krystallinische Eigenschaften und übertrifft an Zähigkeit 3- bis 4mal das englische.

Der Tabak ist ein Product, dessen Verbrauch in der Welt keine Grenzen zu kennen scheint. Die amerikanischen Pflanzer haben volle Ursache damit zufrieden zu sein, denn ihre Erzeugnisse finden stets einen reissenden Abgang, obgleich sie ihre Plantagen Jahr für Jahr vergrössern. 1876 wurden dort mehr Tabak, Cigarren und Cigarretten producirt als je in einem Jahre zuvor. Der Ueberschuss belief sich

nach officiellen Berichten auf circa 3 Millionen Pfund. England war der Hauptabnehmer und kaufte von der Totalproduction über 1 Million Pfunde. Hierauf kam Australien, hernach Deutschland und zunächst diesem die vereinigten Staaten von Columbia. Es gibt kaum ein Land auf der Erde, welches nicht Tabak direct von Nordamerika bezieht.

Die Abfälle der Cigarren wurden früher in Amerika nicht beachtet und weggeworfen; gegenwärtig ziehen dort deutsche Agenten umher, die alle zu guten Preisen aufkaufen und nach Europa senden.

Der Werth der im Jahre 1876 erzeugten Cigarren belief sich auf circa ö. W. fl. 8 Millionen und der reine Gewinn davon auf ö. W. fl. 240.000.

Die Yankees behaupten, dass ihr Petroleum die Welt beleuchtet! Wenn auch diese Behauptung etwas prahlerisch klingt, so muss man doch gestehen, dass darin etwas Wahres ist, denn die Mächtigkeit der Erdölquellen von Pennsylvanien haben nirgendwo ihres Gleichen; 1876 kamen davon 12 Millionen Hectoliter in Versendung.

Einen Exportartikel der neuesten Zeit bilden die wirklich schönen Oelfarben, die bei den sehr convenablen Preisen ganz gewiss auch in anderen Ländern Epoche machen werden.

Wenn wir bis jetzt die Weincultur in den östlichen Staaten der Union noch sehr unbedeutend entwickelt sehen, so ist dies kein Beweis, als ob die Oertlichkeit und das Klima derselben nicht förderlich wären. Ganz im Gegentheile, nichts ist mehr dazu geeignet als die herrlichen sonnigen Schieferhügel am Ohio (Ohaio). Die auf der Ausstellung gewesenen Wein-Sortimente, die auf sporadischen Punkten von Pennsylvanien und Ohio erzeugt worden sind, würden das Gesagte am besten illustriren.

Uebrigens scheint dort die rechte Zeit dazu noch nicht gekommen zu sein und die Regierung findet es wahrscheinlich im Interesse des Landes, die Farmer vor der Hand noch beim Feldbaue und bei der Viehzucht zu belassen. Wenn für den Weinbau die Stunde geschlagen haben wird, braucht die Regierung nur den Impuls dazu zu geben und den Zoll auf die fremden Weine zu erhöhen, auf dass sich im Hand-

umdrehen Capitalien und Intelligenz der neuen Industrie zur Verfügung stellen werden.

In Californien werden wir weiter Veranlassung finden, die Weinproduction der Vereinigten Staaten zu besprechen.

Der König Gambrinus hat in Amerika eine grosse Zahl von Verehrern. Der Bierbrauereien gibt es überall in Hülle und Fülle und das Getränke, das sie im Allgemeinen erzeugen, ist wahrlich nicht zu verachten. Die Einführung der Bierbrauerei haben die Amerikaner factisch nur den Deutschen zu verdanken, welche bis zum heutigen Tage fast ausschliesslich noch im Betriebe derselben sind. Man kann wohl mit Recht sagen, dass, wo nur eine halbwegs namhafte deutsche Ansiedlung ist, sich gewiss auch eine Bierbrauerei befindet. Wir trafen selbst noch auf eine solche im Territorium Wyoming hart an der Grenze des Indianergebietes.

Man bevorzugt in Amerika die leichten deutschen Biere, die man auch überall mit der deutschen Benennung „Lagerbier" angekündigt findet. Bier ist in der That zum Nationalgetränke geworden und wird in ungeheueren Massen consumirt. Die Bierbrauerei ist in den Vereinigten Staaten in nationalökonomischer Beziehung von grosser Wichtigkeit, denn sie verwerthet die überaus reichlich vorhandenen Producte des Landes und bringt jährlich viele Millionen Dollars in Umsatz.

Man erzählte uns, dass eine dortige berühmte deutsche Firma dem Fürsten Bismarck ein Fass amerikanisches Lagerbier zum Geschenke machte und bald darauf von demselben durch das deutsche Consulat ein Danksagungsschreiben erhielt. Seit jener Zeit kamen von deutschen Häusern mehrfache Aufträge zu Probesendungen von Lagerbier, die schliesslich den Chef der Firma veranlassten, nach Europa zu reisen, um eine regelmässige Geschäftsverbindung mit dort einzuleiten.

Die Pianofabrikation hat es in Amerika zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht und es gibt in New-York, Boston und Philadelphia Firmen mit deutschen Namen, die in ihrer Art wirklich die ersten in der Welt genannt werden dürfen. Ihre Fabrikate stehen aber auch im Preise dreimal höher als die in Wien.

Man erzählte sich während der Ausstellung, dass ein erstes Berliner Haus dieser Branche im Begriffe war, dieselbe

zu beschicken. Der Aussteller kam vor seinen Instrumenten in Amerika an, und als er die dortigen für die Ausstellung bestimmten Pianos besichtigt hatte, traf er ohne Weiteres die Anordnung, dass seine Instrumente unausgepackt wieder zurückgesandt werden sollen.

Nicht minder weit haben es die Amerikaner in der Anfertigung von Uhren, Bijouterien, wissenschaftlichen Instrumenten, Schneidewerkzeugen, Kunstschlössern, Haus- und Küchengeräthschaften, Fensterschirmen, Corseten und Nähseide etc. gebracht, die mehr oder weniger schon in Europa Eingang gefunden haben.

Was wird man aber sagen, wenn wir constatiren, dass selbst schon Kinderspielzeug und Todtensärge sehr lohnend für die europäischen Märkte angefertigt werden. Die Ausfuhr von Spielwaaren begann erst anfangs der 70ger-Jahre und belief sich bereits im Jahre 1876 auf ö. W. fl. 2 Millionen. Gegenwärtig führt fast jedes Dampfschiff solche hinweg. Diese bestehen der Hauptsache nach in mechanischen Sorten mit Uhrwerk oder Dampfkraft, die bei der amerikanischen Erfindungsgabe in unendlicher Verschiedenheit zu Tage kommen.

Aber auch blechernes und hölzernes Spielzeug, das sonst von Deutschland und England kam, geht in ganzen Schiffsladungen über den Ocean, denn Holz ist in Amerika billiger als in Europa und Maschinen arbeiten schneller als Hände. Nur die feinsten, für die Schaufenster bestimmten Gattungen lässt man jetzt nur mehr von Frankreich und Oesterreich kommen.

Die Ausfuhr von Särgen ist zwar nicht neu, sie wurde jedoch erst in der letzten Zeit im Grossen betrieben. Im Jahre 1876 wurde in London ein Verkaufslocal eröffnet, das 2000 in Amerika fabricirte Särge enthielt, die wegen ihrer Billigkeit sehr guten Abgang fanden.

Noch fällt uns ein Artikel ein, der uns sehr gefiel und massenhaft nach allen Welttheilen versendet wird, nämlich die eisernen Oefen, die in Bezug auf Zierlichkeit und bequeme Einrichtung nichts zu wünschen übrig lassen.

In Italien verbrauchte man sonst viel englischen Coaks, der mit circa ö. W. fl. 23 per Tonne bezahlt wurde, gegen-

wärtig hat er jedoch den amerikanischen Steinkohlen Platz gemacht, die zu ö. W. fl. 15·50 zu kaufen sind.

Eine gleiche Concurrenz wie dem englischen Coaks steht auch dem italienischen Olivenöl durch das amerikanische Baumwoll-Samenöl bevor. Die Gewinnung und der Verbrauch desselben ist im riesigen Fortschritte begriffen. Es ersetzt nicht nur in Qualität das Olivenöl, sondern kommt auch billiger zu stehen und hat dabei die gute Eigenschaft, dass es nicht so leicht ranzig wird. — Der Verbrauch dieses Oeles hat eine solche Bedeutung wie das Sonnenblumen-Oel, welches in Russland von allen Schichten der Bevölkerung genossen wird.

Es ist überflüssig, etwas über die amerikanischen Maschinen zu sagen, denn sie sind weltbekannt und erfreuen sich überall einer grossen Beliebtheit. Was davon in Philadelphia ausgestellt war, hat die ganze Welt in Staunen und Verwunderung versetzt. Manche von ihnen, wie z. B. die Näh- und Strickmaschinen und eine grosse Zahl in der modernen Hauswirthschaft unentbehrlich gewordener Geräthschäften, greifen tief in das Familienleben ein und haben dadurch eine culturgeschichtliche Bedeutung erlangt, während andere für die grosse Industrie, den Verkehr und die Landwirthschaft zum *sine qua non* geworden sind.

Die Amerikaner beklagen sich, dass viele ihrer patentirten Artikel in europäischen Fabriken nachgemacht werden, und rathen daher ihren Landsleuten auf das Angelegentlichste, ihre Erfindungen durch europäische Patente zu sichern.

Das mag wohl zum Theile seine Richtigkeit haben, aber wir betrachten es blos als Repressalien, denn ihre Welt-Ausstellung hat bewiesen, dass auch die dortigen Fabrikanten mit Vorliebe und ohne Gewissensscrupel europäische Modelle nachzuahmen pflegen.

Es ist wahr, die amerikanischen für den Export bestimmten industriellen Erzeugnisse zeichnen sich im Allgemeinen durch grosse Solidität, geschmackvolle Ausstattung und praktische Zwecke aus, und haben ausserdem auch noch die Billigkeit für sich. Und das ist es auch, was dortige Utopisten zu dem Glauben verleitet, als wenn ihr Land von

der Vorsehung auserkoren sei, die Getreidekammer, die Metzgerei, die Materialien-Handlung und die Manufactur der Welt zu werden!?

Sei dem wie immer, Amerika hat jedenfalls eine grosse Zukunft vor sich, zu der es sein zauberhaftes, staatliches Wachsthum, seine liberale Verfassung, sein blühender financieller Zustand, sein unendlicher Reichthum an diversen Naturproducten, seine Intelligenz, seine grossen Capitalien, sein Unternehmungsgeist und endlich seine günstige geographische Lage berechtigen. Schon jetzt, wo es sich kaum im ersten Stadium seiner Entwicklung befindet, drückt es wie ein unheimlicher Alp auf die europäische Urproduction. Welche präeminente Machtstellung wird aber dieses enorme Reich bei stetigem Fortschritte erst nach einigen Decennien einnehmen, wenn schon gegenwärtig sein jährlicher Export die Einfuhr um Hunderte von Millionen übersteigt und seine jährliche Gold- und Silberproduction nahezu 100 Millionen Dollars beträgt!

Topographisches und Ethnographisches von Philadelphia.

Philadelphia, die Stadt der Bruderliebe, liegt am Strome Delaware, nördlich vor der Einmündung des Schuylkill-Flusses in den Delaware. Die Entfernung vom atlantischen Ocean beträgt circa 166 Kilometer. Philadelphia ist in Bezug der Grösse, seiner Bevölkerung und der commerciellen Bedeutung die erste Stadt im Staate Pennsylvanien und die zweite Stadt der Vereinigten Staaten. Der Grösse, der Verschiedenheit und dem Werthe seiner Erzeugnisse nach ist es die erste Stadt der Union und die zweite Stadt der Welt. Philadelphia wurde 1682 gegründet und hat seit jener Zeit beständig an Ausdehnung zugenommen, so dass es gegenwärtig 817.448 Einwohner zählt, die in 151.158 Häusern wohnen.

Diese Häuser bedecken eine Strecke Landes von 33.466 Hectaren = 58.163 österr. Jochen und besitzen einen Totalwerth von 585,408.705 Dollars. Die meisten Wohnhäuser sind klein, zweistöckig, zählen nicht mehr als 5 bis 6 Zimmer und sind nur zur Aufnahme einer Familie berechnet.

Die innere Eintheilung des Raumes lässt in der Regel viel zu wünschen übrig, und die Corridors und Treppen sind so enge, dass grössere Einrichtungsstücke nur durch die Fenster von aussen eingebracht werden können. Wir mietheten uns z. B. für die Zeit unseres Aufenthaltes ein Pianino, welches eben auch durch ein Fenster des ersten Stockes seinen Einzug halten musste. — Die grössten Bequemlichkeiten aber, die jene Häuser allgemein besitzen, bestehen in der Gas- und Wasserleitung, die meist bis zu den Dächern hinaufreicht.

Die Länge der Gasröhren in Philadelphia beträgt 1293 Kilometer und die der Wasserleitung 1379 Kilometer. 1000 Kubikfuss Gas kosten dem Consumenten circa ö. W. fl. 4·30, und 1 Tonne der besten Steinkohlen kommt, in's Haus geliefert, auf ö. W. fl. 10—11 zu stehen. Das Wasser kommt vom Flusse Schuylkill und kostet den Einwohnern nichts.

Der öffentlichen Plätze und Gebäude gibt es in Philadelphia viele und sind die sehenswerthesten davon: Der Fairmonts-Park, in welchem die Ausstellung stattfand, die Independence-Hall, wo seinerzeit die Erklärung der Unabhängigkeit der Union verkündet worden war; Old Swedes Church, die älteste Kirche, in welcher noch bis dato öffentlicher Gottesdienst abgehalten wird; das Girard-College, ein Waisen- und Erziehungshaus, welches ein Privatmann französischer Herkunft mit einem Capitale von ö. W. fl. 12 Millionen gegründet hat. Die naturwissenschaftliche Akademie von so reicher Ausstattung, dass sie kaum vom britischen Museum übertroffen wird. Die von Benjamin Franklin gestiftete Philadelphia-Bibliothek. Der zoologische Garten, der Freimaurer-Tempel und die neuen Kauf- und Markthallen, die denen von Paris nachgebildet sind.

Philadelphia besitzt 503 Kirchen für die dort weilenden religiösen Bekenntnisse, darunter allein 43 römisch-katholische, 45 Hospitäler, 13 höhere Schulen, 25 öffentliche Bibliotheken, 14 wissenschaftliche und 9 commercielle Vereine, 22 öffentliche Gebäude und Institute, 6 Clubs, 42 Banken mit einem Grundcapitale von ö. W. fl. 60 Millionen, 19 Sparcassen mit einem Capitale von ö. W. fl. 13,700.000, 14 Theater, 12 Musikhallen, 2000 Hôtels, darunter 3 mit 1150 bis 1500

Zimmern, 23 mit 100 bis 300 Zimmern, 21 mit 50 bis 100 Zimmern. Von den übrigen Gasthäusern besitzt jedes weniger als 50 Zimmer.

Die Hôtels sind entweder nach amerikanischem oder europäischem Systeme eingerichtet. Das erstere besteht darin, dass der Besucher für einen bestimmten täglichen Betrag Wohnung, vollständige Verpflegung, Heizung, Beleuchtung, meist auch Bäder und Bedienung erhält. Der Betrag variirt von ö. W. fl. 5 bis 10. — In Hôtels nach europäischem Systeme hat man für Wohnung mit Bedienung täglich ö. W. fl. 1 bis 4 und für Speisen laut Tarif zu bezahlen. Getränke sind in beiden Fällen nicht inbegriffen.

Für Europäer, die nicht ausserordentlich starke Esser sind und für das nicht bezahlen wollen, was sie nicht geniessen, ist es besser, wenn sie sich in einem nach europäischer Art eingerichteten Hôtel einlogiren, bei einem längeren Aufenthalte aber eine Privatwohnung nehmen und bei einem Restaurant nach der Karte speisen.

In Philadelphia laufen acht verschiedene Eisenbahnen zusammen und durchkreuzen die Stadt frei nach allen Richtungen. Man muss sehr wachsam sein, um mit den Zügen nicht in eine unliebsame Berührung zu kommen, die kein anderes Warnungszeichen von sich geben, als das beständige Läuten einer auf der Locomotive befindlichen Glocke. Die Haltstellen befinden sich meistens auf den Kreuzungen der Strassen und sind ganz ohne Dach und Fach. Alle Eisenbahnen stehen unter einander in Verbindung und münden in die Reading-Bahn ein, die beim Reading-Hafen am Delaware in 14 Strängen ausläuft.

Alle Avenuen und Strassen sind auf dieselbe Art wie in New-York mit Namen und Nummern benannt und in rechten Winkeln angelegt. Mit der Broad-Street laufen noch 20 andere Strassen parallel von Süden nach Norden, von denen jede eine Länge von mehr als 15 Kilometer hat.

Beide, sowohl Avenuen als Strassen sind reichlich mit Tramways versehen. Auf den ersten gibt es zwei Geleise, während die zweiten nur Ein Geleise haben. Es ist die zweckmässige Einrichtung getroffen, dass auf allen Strassen mit

geraden Nummern die Waggons stets von Nord nach Süd und auf denen mit ungeraden umgekehrt von Süd nach Nord laufen müssen. Erwachsene Personen können für 14 und Kinder nur für 8 kr. ö. W. die Stadt nach jeder Richtung per Tramway durchfahren.

Auf den Strassen, sowie auf den Flüssen findet beständig ein kolossaler Verkehr statt, und zur Bestätigung des Gesagten fügen wir hinzu, dass von zwei zu zwei Minuten Tramway-Waggons durch alle Strassen laufen, und dass sich auf dem Delaware und dem Schuylkill zum Nutzen und Frommen des Publicums und des Handels nicht weniger als 46 verschiedene Dampfschifffahrts-Gesellschaften Concurrenz machen.

Diesem entspricht auch das rastlose Drängen und Treiben in den Market-Chestnut- und Walnut-Streets, als auch in der Waterstreet längs des Delaware, welche die 4 Hauptcentren des Handels und Verkehrs bilden.

Es ist eine wunderbare Sache, dass sich dort, wo viele Menschen zusammen leben, bei gehöriger Umsicht, Fleiss und Sparsamkeit, und wenn man nicht schwierig in der Auswahl ist, nicht unschwer eine Existenz gründen lässt. Wir lernten in Philadelphia zwei deutsche Familien kennen, die erst kaum vor etlichen Monaten zurück, kleine Krämereien mit Allerlei anlegten und sehr schwer die Mittel zur Gründung derselben aufbrachten. Ihre Capitalien bestanden nur in circa 20 Dollars und eben so bescheiden war der Credit, den ihnen auf Empfehlung die Grossisten gewährten, bei denen sie ihre Artikel nahmen. Und siehe, die Geschäfte erweiterten sich von Woche zu Woche und in eben dem Verhältnisse stieg auch ihr Credit.

Die Deutschen in Philadelphia sind zahlreich und bilden eine sehr thätige Colonie. Arme Faulenzer finden in Amerika kein Fortkommen. Wer essen will, muss auch arbeiten. An Arbeit ist kein Mangel und jede Arbeit ernährt ihren Mann. Die Colonie ist daher im Ganzen genommen sehr wohlhabend. Leider gibt es darunter auch Solche, die zu sehr auf die Gewinnung des täglichen Brodes bedacht sind und dabei ihre geistige Veredlung ganz auf die Seite setzten. Wir wohnten in dem Hause eines Deutschen, der zu dieser Kategorie gehörte. Derselbe war bei all seinem bedeutenden Ver-

mögen von sehr roher Natur. Er besass mehrere Häuser und nur ein Kind, einen hoffnungsvollen achtjährigen Jungen, den er ganz nach seiner Art erzog. Er war einer jener originellen Strassenbuben, wie man sie nur in den grossen amerikanischen Städten sieht, mit zerrissenen Kleidern, zerfetzten Schuhen und einem zerquetschten Hute, aber bei allem dem schon ein Geschäftsmann. Sein Tagewerk begann schon sehr früh, wenn die ersten Tramway-Waggons und Omnibusse durch die Strassen rollten, die er mit einem Bündel Zeitungen unter dem Arme während des Fahrens mit einer grossen Behendigkeit erkletterte, um die Passagiere mit Morgenlectüre zu versehen. Wenn er Abends einen Dollar nach Hause brachte, streichelte ihm sein Papa liebkosend die Wangen mit der Versicherung, dass er einst sein würdiger Nachfolger werden wird.

Amerika ist mit Schulen auf das Beste versehen. Unter diesen gibt es sogar solche, in denen arme Kinder mit Lernmaterialien unentgeltlich versehen werden, und doch sieht man solche zahlreich sich auf den Strassen herumtreiben, ohne diese wohlthätigen Anstalten zu benützen. In Amerika gibt es mit wenigen Ausnahmen keinen Schulzwang, denn das souveräne Volk liebt es nicht, sich zu etwas zwingen zu lassen, wozu es keine Lust verspürt.

In den von der Mittelclasse und den Arbeitern bewohnten Strassen ist das Kindergejohle manchmal wahrhaft betäubend. Es sind meist Mädchen aus allen Jahrgängen, von der zartesten Jugend angefangen bis zur goldenen Zeit der ersten Liebe, die dort untereinander und mit Jungens spielen und sich herumbalgen. Es ist uns niemals vorgekommen, dass wir eine von ihnen mit Stricken oder einer anderen weiblichen Arbeit beschäftigt gesehen hätten. Das ist ja Sache der Maschinen. Die Kleinen sind auffallend niedliche Geschöpfe mit glänzenden, dunklen Augen und lebhaften elastischen Bewegungen, während ihre älteren Schwestern bald den zarten, jugendlichen Teint verlieren und ernste, markirte Gesichtszüge annehmen. Wenn man sich mit ihnen in ein Gespräch einlässt, werden sie bald zudringlich und fordern ein paar Kreuzer für Zuckerwerk *(give me a cent for candies)*, denn naschhaft sind sie im hohen

Grade. Die Eltern kümmern sich wenig um die Kinder und überlassen sie fast gänzlich sich selbst. Das bei ihnen leitende Erziehungsprincip ist das „Hilf dir selbst" *(help yourself)*. Man theilte uns mit, dass, wenn eine solche sich selbst überlassene Amerikanerin einmal die Kinderschuhe von sich geworfen und zur Erkenntniss ihrer selbst gekommen ist, sie plötzlich ihr ganzes Wesen verändert und dann mit aller Energie und Ausdauer strebt, sich auszubilden und die nöthigen Eigenschaften und Fähigkeiten zu erwerben, die ihr durch die mangelhafte Erziehung nicht eingepflanzt und beigebracht worden sind. Ein höherer, dem Yankee-Stamme angeborner Instinct scheint sie hiebei zu leiten und ihr die Mittel ausfindig zu machen, das angestrebte Ziel auf dem kürzesten Wege zu erreichen. Ist sie nur einmal erst des Lesens und Schreibens kundig, dann hüpft sie auf der betretenen Culturstrasse weiter, wobei ihr Zeitungen und Romane die Schulbücher ersetzen.

Bei ihrer sensitiven Natur wird sie auch gar bald Meisterin der Kunst, den Mann ihrer Wahl an sich zu fesseln und ihn ihrem Willen gefällig und dienstbar zu machen. Sie huldigt den herrschenden Moden leidenschaftlich und liebt es nicht, sich mit den gemeinen Sorgen des Lebens zu quälen, sondern überlässt diese besser dem stärkeren Geschlechte. Sie pflegt lange zu schlafen und lässt sich das Frühstück wo möglich im Bette serviren. Sie hält viel auf ihren Anzug und ihr Visitzimmer *(Parlour)*, das oft den ganzen Reichthum der Familie enthält. Sie sehnt sich nicht viel nach Kindern und wenn sie solche bekommt, so überlässt sie sie schnell den Armen einer schwarzen Amme.

Sonst noch ist die Amerikanerin heiter, gesellschaftlich, vornehmthuend und stolz auf ihre Freiheit, die ihr durch die Landesgesetze so reichlich zugemessen worden ist und von der sie auch einen viel umfassenden Gebrauch zu machen versteht.

Viele Kinder werden schon frühzeitig in die Lehre oder in die Fabriken abgegeben, ohne dass sie zuvor einen Schulunterricht genossen haben, und so wachsen sie auf, bis sie, oft erst spät, zur Einsicht kommen, dass ihnen die Kenntniss

des Lesens und Schreibens unumgänglich nothwendig ist. Nun wird Alles aufgeboten, dieses zu erlernen. Einer unterstützt den Anderen in diesem Streben und meist sind es wieder nur Zeitungen, durch die sie sich ausbilden.

Wir lernten einen solchen jungen Autodidakten kennen, der das Englische sehr fertig las und schrieb. Auf die Frage, wie er sich so gut die Orthographie angeeignet habe, sagte er, dass, wenn er nicht wusste, wie ein Wort geschrieben werden sollte, er so lange in den Zeitungen herumgesucht habe, bis er es gefunden. Dies ist wohl echt amerikanisch.

Die Conversationssprache der Deutschen in Amerika ist eine Art *lingua franca*, die aus deutschen und englischen Phrasen zusammengemischt ist. Als wir eines Tages einen Herrn besuchen wollten und ihn nicht zu Hause fanden, sagte uns sein Töchterchen, dass er just ausgegangen sei, um einen *cart* (Wagen) zu *hiren* (miethen), weil sie morgen *moven* (umziehen). Auf unsere Frage, wohin sie *moven*, erwiederte sie „*sixteenth street* (16. Strasse) West vierundzwanzig".

Es gibt unter den dortigen Deutschen sehr reiche und vornehme Familien, die ganz amerikanisches Wesen angenommen haben und mit Leib und Seele Amerikaner sind. Und warum sollen sie es nicht, da es ihnen doch so gut geht!

Was uns in Amerika überaus gefiel, ist, dass das Volk, welches im Grunde doch nur aus einem kosmopolitischen *mixtum compositum* besteht, so fest zusammenhält und seine gemeinschaftlichen Interessen zu wahren und zu fördern weiss. Alle kleinlichen nationalen Neckereien und Intriguen haben dort keinen Sinn und man fühlt sich vor Allem erst als Amerikaner, bevor man die Vorliebe für irgend eine specielle Nationalität zum Ausdrucke kommen lässt. Wenn es sich um irgend eine vortheilhafte, grossartige Unternehmung oder um die Erreichung eines nützlichen, patriotischen Zweckes handelt, dann tritt ihr Zusammenhalten stets auf das Glänzendste hervor. Amerika würde dem Wahlspruche „*viribus unitis*" Ehre machen.

Im geschäftlichen Umgange kennt der Amerikaner keine Gemüthlichkeit, er pflegt auch für gewöhnlich mehr zu ver-

sprechen, als er zu halten beabsichtigt, und macht sich nicht viel daraus, wenn er einen Anderen tüchtig übervortheilen kann. Solche Sachen sind dort von keiner Bedeutung und bringen dem Schlaumeier nur den Ehrentitel „eines scharfsinnigen Kerls“ *(a sharp fellow)* ein, vor welchem es kein anderes Schutzmittel gibt, als „halte die Augen offen *(keep the eyes open)*.

Die Amerikaner besitzen eine unübertreffliche Geschicklichkeit in der Aufschneiderei, zu welcher die frappanten und originellen Zeitungsannoncen die sprechendsten Beweise liefern; eben so sehr sind sie arrogant und bilden sich auf ihr Land und ihre socialen Einrichtungen so viel ein, dass sie die Fremden geringschätzig behandeln. An uns wurde hin und wieder von ganz unbekannten Personen die Frage gerichtet, ob wir Angehörige der Vereinigten Staaten seien. *(Are you from the states?)* Aber auf unsere Verneinung wurde uns meist der Rücken gewendet und das Gespräch hatte ein Ende.

Baltimore.

Von Philadelphia aus wandten wir uns Baltimore zu. Dort angekommen, wurden wir beim Bahnhofe Zeuge eines heftigen Streites, der zwischen einem Italiener und einem Fiaker entbrannt war. Beide erleichterten sich das Gemüth mit derben Phrasen, ohne dass sie sich gegenseitig verstanden. Wir boten uns schliesslich als Vermittler an und trugen dazu bei, dass der Kampf einen friedlichen Ausgang nahm. Der Italiener war ein Seidenfabrikant aus der Lombardei und auf dem Wege nach Japan, um Cocons einzukaufen. Seine Anwesenheit in Amerika benützte er auch zu einem Abstecher nach der Weltausstellung und nach der Bundeshauptstadt. Er war ein sehr intelligenter junger Mann und wir bewunderten seinen Muth, eine so grosse Reise zu unternehmen, um so mehr, da er ausser seiner Muttersprache weder des Englischen, noch des Französischen oder Deutschen kundig war. Er beklagte sich mit solcher Bitterkeit über die Schwindeleien, denen er bereits zum Opfer gefallen war, dass er einmal leidenschaftlich ausrief: *Cosa sono Americani?* worauf er mit Beruhigung hinzufügte: *sono cani ameri!*

Unser Besuch in Baltimore galt eigentlich einem alten Schuldner, der sich daselbst ansässig gemacht hatte. Als wir

nach der Beendigung des Krimkrieges in einer südrussischen Seehandelsstadt domicilirten, wurden wir mit einem jungen Manne bekannt, der in einem dortigen grossen Landesproducten-Exportgeschäfte eine sehr achtungsvolle Stellung bekleidete. Seine brillanten Mittheilungen veranlassten uns, dass wir ihm den grössten Theil unserer Ersparnisse zu einer gemeinsamen Speculation übergaben. Die Herrlichkeit war von keiner langen Dauer. Unser Compagnon fing bald an Klagelieder über den schlechten Gang der Geschäfte anzustimmen und eines Tages war er spurlos verschwunden. Wir vermochten weiter nichts mehr über ihn zu vernehmen als das dunkle Gerücht, dass er sich wahrscheinlich nach Amerika gewandt habe.

Glücklicher Incasso einer alten Schuldforderung.

Jahre waren seitdem dahingegangen; wir hatten die bittere Lection verschmerzt und waren mehrmals im Begriffe, den in Händen gehabten Schuldschein zu vernichten, als uns eines Tages der Zufall mit einem Schiffscapitän zusammen brachte, der schon öfters in Amerika gewesen und uns viel Interessantes von den dortigen Handelsverhältnissen erzählte. Im Laufe der Erzählung erwähnte er ein paarmal den Namen einer Handelsfirma in Baltimore, welcher mit dem unseres früheren Compagnons identisch war. Wir forschten nun nach dem Träger des Namens. Nach der erhaltenen Beschreibung der Persönlichkeit tauchte in uns die Muthmassung auf, dass es am Ende unser Schuldner sein könnte.

Kurz darauf kamen wir nach London und erfuhren dort, dass in Baltimore wirklich eine Handelsfirma N. existirt. Das war aber auch Alles und es blieb unseren Nachforschungen in New-York vorbehalten, dem Gesuchten näher auf die Spur zu kommen. In Philadelphia hörten wir auch, dass die fragliche Firma eine sehr geachtete sei, aber noch immer hatten wir noch keine absolute Gewissheit, ob wir uns wirklich auf der rechten Fährte befanden. Wir fühlten uns daher ein wenig beklommen, als wir in Baltimore ankamen. Gleich bei unserem ersten Gange durch die Stadt fiel uns eine grosse photographische Anstalt auf, dessen Inhaber dem Namen nach ein Deutscher sein musste. Wir traten ein und erkundigten uns nach der Firma N. Nachdem wir von dem Angeredeten bejahenden Bescheid empfingen, frugen wir ihn, ob er den

Chef der Firma nicht persönlich kenne und erhielten darauf zur Antwort: „Ja wohl, ich habe ihn erst vor etlichen Tagen photographirt, hier sehen Sie sein Porträt.“ Wir betrachteten das Bild mit Aufmerksamkeit und konnten zu unserer grossen Freude in den obgleich sehr gealterten Gesichtszügen den gesuchten Mann erkennen. Wir begaben uns sogleich in sein Comptoir und vernahmen dort, dass er bereits nach seinem Landhause gefahren sei und sich erst morgen um 10 Uhr wieder einfinden werde.

Des anderen Tages hielten wir uns schon vor der Zeit in der Nähe des Comptoirs auf, um seine Ankunft abzuwarten. Bald nach 10 Uhr fuhr ein moderner skelettartiger Puggy daher, auf welchem er selbst kutschirte.

Wir folgten ihm auf dem Fusse nach und ersuchten einen Commis, uns beim Herrn N. zu melden. Auf seine Frage nach unseren Namen erwiederten wir auf englisch: „Sagen Sie nur, dass ihn ein alter Bekannter zu sprechen wünscht.“ Als wir in das Cabinet eingetreten, sagten wir auf deutsch:

„Guten Morgen, Herr N.“

Er stand auf, sah uns scharf an und erwiederte:

„„Mit wem habe ich die Ehre?““

„Mein Name ist D. Sie erkennen mich wahrscheinlich nicht mehr. Ich war doch mit Ihnen 1858 zu N. auf kurze Zeit in Geschäftsverbindung und Sie reisten von dort so plötzlich ab, dass mir nicht mehr die Gelegenheit zu Theil wurde, Ihnen Lebewohl zu sagen.“

„„Ja wohl, es war eine unglückselige Zeit für mich, mein Credit in Russland war dahin und mir blieb nichts Anderes übrig, als mich nach Amerika zu begeben. Nun, was wünschen Sie jetzt von mir?““

„Sie wissen doch noch, dass Sie mir ein Guthaben schulden, das ich nun unter allen Umständen eincassiren will.“

„„Gut, ich kann Sie jetzt bezahlen, haben Sie das betreffende Document bei sich?““

„Ja, hier ist es.“

Nachdem er selbes geprüft und uns dann zurückgegeben, setzten wir fort:

„Ich muss Ihnen auch noch bedeuten, dass ich auch auf die Bezahlung von Zinsen für das Capital Anspruch mache und hoffe, dass Sie dies für gerecht finden werden.“

Diese Erklärung schien einen unangenehmen Eindruck auf ihn zu machen und nach einigem Nachdenken frug er:

„„Und wie viel Procente würden Sie denn von mir fordern?“ “

„Ich werde weder die hohen Procente begehren, die Sie mir einstens versprachen, noch die, welche unter den russischen Kaufleuten üblich sind, sondern ich will mich mit den gesetzlichen 5% Interessen begnügen. Das Capital sammt den Zinsen macht so und so viel aus, hier ist die Note, prüfen Sie sie gefälligst.“

„„Es ist richtig. Kann ich Ihnen mit irgend einem Wechsel dienen?“ “

„Nein, aber ich werde Sie um einen Check auf irgend ein hiesiges Bankinstitut ersuchen.“

Nachdem das Geschäft geordnet war, wurde uns der Antrag gemacht, uns zwei Empfehlungsschreiben für Chicago und San Francisco mitzugeben, welchen wir natürlich mit Dankbarkeit acceptirten. Schliesslich wurden gegenseitig noch einige Höflichkeiten ausgetauscht und wir schieden wieder als gute Bekannte von einander.

Baltimore, an der 345 Kilometer langen Chesapeake-Bai ist einer der grössten Handelsplätze der Vereinigten Staaten und fasst unstreitig den grössten Mehl- und Tabakhandel der Welt in sich. Seine nautischen Einrichtungen sind mustergiltig und das rechtfertigt auch, dass dort stets Hunderte von grossen Dampf- und Segelschiffen vor Anker liegen. Unter den ausländischen Schiffen haben die deutschen und die französischen die grösste Bedeutung.

Grosse commercielle Bedeutung von Baltimore.

Baltimore besitzt gegenwärtig 355.000 Einwohner und hat sich in dieser Beziehung im Laufe eines Jahrhunderts um das Sechzigfache vermehrt. Mehr als ein Drittel der Gesammtbevölkerung fällt allein auf die Deutschen, die dort eine sehr ehrenvolle Stellung einnehmen. Es brachte einen sehr angenehmen, heimischen Eindruck auf uns hervor, dass wir bei unseren Wanderungen durch die Strassen überall deutsche Firmen lasen.

Die Stadt hatte vor hundert Jahren kaum so viele Hunderte von Häusern, als sie gegenwärtig Tausende besitzt. Die Zahl derselben beträgt mehr als 55.000 und diese haben zusammen einen Werth von ö. W. fl. 800 Millionen. Im Verhältnisse des Wachsthumes der Stadt ist auch der Preis des Bodens gestiegen und man bezahlt jetzt für $^1/_4$ Quadratmeter so viel als damals für 25 Hectaren.

Das Innere der Stadt hat ein sehr elegantes Aussehen, was ganz besonders durch die vielen in weissem Marmor ausgeführten Monumente erhöht wird. Desshalb heissen auch die Amerikaner die Stadt „Monumental-City“.

Einen eigenthümlichen Eindruck bringt es hervor, wenn man dort lange Eisenbahnzüge wie die der grossen Linie New-York, Philadelphia, Baltimore, Washington durch die Strassen laufen sieht, während der Verkehr in denselben nicht im Mindesten unterbrochen wird. Das einzige Signal, das die Bewegung eines Trains kennzeichnet, besteht in dem beständigen Läuten einer Glocke, die auf der Locomotive angebracht ist. Diese Einrichtung findet man auf allen amerikanischen Bahnen und man hört es gerne, wenn in stillen dunklen Nächten die dahinbrausenden Bahnzüge ihre hellklingenden Warnungsrufe ertönen lassen.

Baltimore ist, wie schon bemerkt, ein überaus wichtiger Handelsplatz, auf welchem, Dank seiner vortrefflichen Verbindungen und Verkehrsanstalten, der grösste Theil der landwirthschaftlichen und pastoralen Producte von Maryland, Virginien, ja selbst auch West-Virginiens einen guten Absatz findet.

Im inneren und äusseren Rayon der Stadt gewahrt man kleinere und grössere Bollwerke, von welchen manche wirklich ein festungsartiges Aussehen haben, aber nichtsdestoweniger für die Vertheidigung der Stadt als für deren Industrie und Handel bestimmt sind; denn ihre Thürme sind rauchende Schornsteine, ihre Kanonen sind Dampfkessel und die Räder der Lafetten sind drehende Mühlsteine. Es versteht sich, dass wir Dampf- und Kunstmühlen meinen, die bereits die Zahl 120 erreicht haben.

Ganz Maryland und Virginien bildet eine monotone, ebene, sumpfige Fläche, die durch zahlreiche Flüsse und durch

tief in das Land einschneidende Buchten der Chesapeake-Bai gebildet wird. Die Flut des Oceans geht dort so hoch, dass die Gewässer der Flüsse oft meilenweit landeinwärts gestaut werden und dadurch das Erdreich mit Feuchtigkeit imprägniren, was bei dem obwaltenden heissen Klima von sehr hohem Werthe ist. Der Boden ist überaus fruchtbar und für Viehzucht, Land- und Forstwirthschaft vortrefflich geeignet und desshalb auch schon sehr dicht bevölkert.

Gute Verkehrswege und Eisenbahnen sind zur Genüge vorhanden. Die letzten laufen hin und wieder auf niederen Pfahlbrücken mehrere Kilometer lang über Buchten der Bai hin, namentlich wo der Fluss Susquehana in dieselbe mündet. Die meisten Flüsse sind bis auf bedeutende Strecken selbst auch für grössere Fahrzeuge schiffbar und bilden auf diese Weise nützliche Verkehrsadern. Aber alle übertrifft in dieser Beziehung der Chesapeake-Ohio-Canal, der nicht nur bis zu dem circa 200 Kilometer von der Küste entfernten Alleghany-Gebirge reicht, sondern dort noch durch einen in dasselbe getriebenen Tunnel seine Fortsetzung durch West-Virginien bis zum Flusse Ohio gefunden und dessen reiche Hinterländer Baltimore tributpflichtig gemacht hat. Dem praktischen amerikanischen Unternehmungsgeiste ist eben keine noch so grossartige Idee zu unausführbar und kostspielig, wenn nur erst deren Nützlichkeit festgestellt ist.

Lage und Charakter der Bundes-Hauptstadt **Washington.**

Während Baltimore einen mehr kosmopolitischen Charakter an sich trägt, ist Washington ausschliesslich ein amerikanischer Stempel aufgeprägt. Es ist ja die steife Bundes-Hauptstadt, für deren Unabhängigkeit der besondere District Columbia geschaffen worden ist.

Die Stadt liegt in einem lieblichen, idyllischen Kesselthale, welches ringsum von einer sanften Hügelkette eingeschlossen ist. Das Leben der Stadt ist geräuschlos, der Handel ist unbedeutend und wird wohl auch so ziemlich in denselben Schranken bleiben, innerhalb deren er sich gegenwärtig bewegt. Die Stadt lebt eben nur von den Senatoren, den Landtagsabgeordneten, den Beamten und von den Fremden, welche dorthin kommen, um sich Washington und sein Capitol anzuschauen, und bekommt nur dann eine grössere Lebhaftigkeit, wenn der Congress in pleno beisammen ist.

Auffallend ist die grosse Zahl des schwarzen Volkes, welches sich dort niedergelassen hat und, wie man sieht, ein sehr behagliches Leben führt. Weniger bemerkt man rothhäutige Indianer, die eigentlichen Kinder des Landes, und gelbe Chinesen, die auch schon den Weg von Californien nach Washington gefunden haben, um sich des Schutzes des grossen Vaters, wie die Indianer den Präsidenten der Republik nennen, zu erfreuen. Von allen diesen Nationen haben sich die Neger am meisten amerikanisirt, was sie auch äusserlich durch ihre moderne europäische Kleidung zur Schau tragen, während sich die der Civilisation abholden Rothhäute wenig um amerikanische Moden bekümmern und die Chinesen auch in der Fremde dem stereotypen Wesen und Sitten ihrer Heimat in treuer Anhänglichkeit ergeben bleiben. An Intelligenz und Schlauheit sind aber die letzteren den anderen weit überlegen und stecken sie alle insgesammt in die Tasche.

Die Yankees brüsten sich allen Ernstes, dass aus ihnen eine neue Menschenrace hervorgehen wird. Wenn nun die obigen auch zu den Factoren gerechnet werden, die zu der neuen Schöpfung beizutragen haben, dann mag es leicht kommen, dass in der Zukunft auch grüne Menschen auf dem Welttheater erscheinen oder am Ende gar solche, deren Gesichter wie das Irisglas in Regenbogenfarben strahlen.

Die Strassen der Stadt sind 30 bis 48 Meter breit angelegt und wie die Pariser Boulevards mit Bäumen bepflanzt. Die Hauptavenuen und Strassen sind asphaltirt oder mit hölzernen Würfeln gepflastert und die Gehwege mit rothen Ziegelsteinen belegt.

Washington imponirt durch seine vom Congresse im grossartigen Style entworfene Anlage, seine Vollendung befindet sich aber noch in sehr weitem Felde. Eine grosse Zahl der Strassen ist noch gänzlich ungepflastert und manche grosse Plätze sind noch förmlich wüst und leer.

Washington hat es trotz seines fast hundertjährigen Bestehens und ungeachtet dessen, dass dort sechs Eisenbahnen zusammenlaufen, noch nicht zu 110.000 Einwohnern gebracht, während es viel jüngere Städte in dieser Beziehung um das Drei- und Vierfache überholt haben.

Unter den Privathäusern gibt es viele hölzerne, die vermöge ihrer Reinlichkeit und ihres schönfärbigen Anstriches einen recht angenehmen Eindruck machen. Die öffentlichen Gebäude aber sind prachtvolle Denkmäler der edelsten Baukunst; sie sind fast alle aus Marmor gebaut. Die schönsten und sehenswürdigsten von ihnen sind: das weisse Haus des Präsidenten, das nautische Observatorium, das Rathhaus, die Paläste des Post-, Telegraphen-, Kriegs- und Flottenwesens, der Ministerien der inneren und äusseren Angelegenheiten, des Staatsschatzes, des Patentamtes mit seinen unzähligen Modellen und das Capitol. Prachtvolle Staatsgebäude.

Das letzte ist eines der grossartigsten, schönsten und edelsten Gebäude, das je aus Menschenhänden hervorgegangen ist. Der Grundstein dazu wurde schon von Washington, dem ersten Präsidenten, gelegt, aber erst im Jahre 1865 gänzlich vollendet. Das Capitol thront majestätisch auf einer Anhöhe von circa 340 Fuss über der Potomak-Bai, ist 751 Fuss lang, 324 Fuss breit und von unten bis zur Spitze des Domes 369 hoch. Auf dem Platze vor der Hauptfront befindet sich die kolossale Statue Washington's, die 88.000 fl. ö. W. gekostet hat. Das Capitol.

Auf dem östlichen, 160 Fuss langen Porticus sind rechts und links herrliche plastische Allegorien berühmter Meister aufgestellt. Die Allegorie links repräsentirt die Entdeckung von Amerika und die rechts die Civilisation oder die erste europäische Ansiedlung in der neuen Welt. Jede der beiden Gruppen kostete 40.000 fl.

Ober dem Porticus sind in Mauernischen die Statuen des Friedens und Krieges angebracht. Es ist ein zarter Gedanke, welcher den lächelnden Frieden dem wilden rauhen Kriege einen Oelzweig anbieten lässt. Den Eingang in die Rotunda bildet das berühmte Bronzethor, das in Rom modellirt und in München gegossen worden, 20.000 Pfund schwer ist und 56.000 fl. gekostet hat. Dieses Kunstwerk stellt in Basrelief Scenen aus dem Leben Columbus' vor. Ist man in die Rotunda eingetreten, so befindet man sich, — das Mormonen-Tabernakel in der Salzseestadt ausgenommen, — in dem grössten Dome der neuen Welt.

Die innere Wandung desselben ist mit Gemälden von kolossalen Dimensionen geschmückt, welche 1) die Landung

Columbus', 2) die Einschiffung der ersten holländischen Emigranten nach Amerika, 3) die Kriegserklärung des Generals Washington zu Anapolis, 4) und 5) die Unterwerfung der englischen Generale Lord Cornwallis und Burgogne, 6) die Unabhängigkeitserklärung, 7) die Taufe der Königin Pocahontas zu Jamestown und 8) die Entdeckung des Mississippi darstellen. Für diese acht von den hervorragendsten europäischen Künstlern gemalten Bilder hatte die Regierung 168.000 fl. ausgegeben.

Ausserdem sind alle freien Stellen der Wände und der Kuppel mit kostbaren Frescogemälden geziert, deren Vorstellung meistens der Geschichte der Vereinigten Staaten entnommen ist.

Dessgleichen sind alle Säle, Hallen, Galerien und selbst die Corridors mit Kunstwerken überladen, für welche ungeheuere Summen aus dem Staatssäckel bezahlt worden sind.

Die Kuppel des Domes ist ganz von Gusseisen und 8,909.200 ℔ schwer. Die Spitze derselben schmückt eine Bronzefigur, die Freiheit darstellend, welche 19 Fuss hoch ist und 15.000 ℔ wiegt.

Die Congress-Bibliothek besteht gegenwärtig aus 300.000 Bänden und ein Gesetz bestimmt, dass von jedem in den Vereinigten Staaten gedruckten Werke zwei Exemplare dahin abgeliefert werden müssen.

Vom Capitol laufen, ähnlich wie von dem Platze vor dem Triumphbogen auf den Elyseischen Feldern zu Paris, strahlenförmig fünf Avenuen auseinander. Unter diesen nimmt die Pennsylvania-Avenue unstreitig den ersten Rang ein. Es bildet ein reizendes Panorama aus der Vogelschau, wenn man vom Plateau des Capitols einen Blick durch dieselbe schweifen lässt, der im fernen Hintergrunde durch den Potomak seinen Abschluss findet. Sie bildet die Hauptader des Verkehrs, welche die Stadt in der Mitte schnurgerade durchzieht, und Alles in sich enthält, um das sich der Handel und Wandel dreht.

Noch haben wir zu erwähnen den grossen 12 Hectaren umfassenden Schiffsbauhof am Potomak, der aber eigentlich mehr durch seine riesige Anlage, als durch die Thätigkeit imponirt, die dort entwickelt wird. Von grossen technischen

Etablissements sind bis jetzt nur sehr wenige vorhanden. Obgleich der Platz vermöge seiner günstigen Lage am Potomak, der ein so tiefes Wasser hat, dass er auch für mittelgrosse Kriegsschiffe fahrbar ist, alle Bedingungen zu einer grossen Machtentfaltung besitzt, hat es doch den Anschein, als ob er eben so wenig zu der ihm zugemutheten Bedeutung kommen wird, wie die Stadt Washington selbst, von welcher ihre Gründer träumten, dass sie einstens das gesammte 8 Kilometer lange und 4 Kilometer breite Gebiet einnehmen wird, das ihr zu diesem Zwecke von den Staaten Virginia und Maryland abgetreten worden ist.

Es lag in unserem Reiseplane, von Washington aus der Stadt New-Orleans einen Besuch abzustatten. Leider mussten wir aber davon Abstand nehmen, weil dort gerade das gelbe Fieber so stark grassirte, dass dem Platze Jedermann gerne auswich. Wir kehrten daher nach New-York zurück, um uns von dort aus dem Nordwesten zuzuwenden.

Zur Fortsetzung der Reise wurde uns die Erie-Eisenbahn von allen Seiten auf das Beste empfohlen, weil sie unter allen Bahnen der östlichen Staaten die solideste und renommirteste ist und prachtvolle Gegenden durchläuft, die den fremden Touristen des Interessanten in Hülle und Fülle darbieten. Und in der That, wir fanden uns in unseren Erwartungen keineswegs getäuscht, denn kaum hatten wir New-York und einen langen Tunnel hinter uns, so öffnete sich schon eine herrliche Wiesenlandschaft, die mit zahlreichen eleganten Villas übersäet ist, in welchen die reichen Kaufherren von New-York ihre Sommerfrischen halten. Reise nach Buffalo.

Hierauf folgt Paterson mit vielen Fabriken und Eisenbahnwerkstätten und einer Bevölkerung von 40.000 Einwohnern. Da diese Stadt in 30 Minuten zu erreichen ist, kann sie füglich als eine Vorstadt New-Yorks betrachtet werden.

Von hier aus windet sich die Bahn durch romantische Felsenthäler, durch welche sich die Flüsse Delaware und Susquehana schäumend Bahn gebrochen haben. Dichte, von der Forstcultur noch wenig berührte Wälder von riesigen Laub- und Nadelhölzern schmücken die Abhänge der Gebirge und erregen namentlich im Sommer ein angenehmes erfrischendes Gefühl.

Kommt man über diese Region hinaus, so tritt eine idyllische Alpenlandschaft auf, mit der Stadt „Goschen", dem Hauptorte des durch seine Milch- und Käseproduction berühmten Districtes. Wir haben derselben schon einmal zu erwähnen Gelegenheit gehabt.

Der grösste Thiergarten.

In den Bereich dieses herrlichen Alpenlandes ist auch noch die Stadt Lackawaxen zu zählen, die etwa 190 Kilometer von New-York entfernt ist und einen Thiergarten besitzt, der ein Areal von circa 4850 Hectaren umfasst. Alle Gattungen von Jagdthieren werden daselbst gehegt und gepflegt. Das ganze Gebiet ist Eigenthum einer Gesellschaft von Jagdfreunden, die bereits davon 300 Hectaren mit einem hohen, starken Eisendrahtgitter einhegen liessen. Nach unserem Dafürhalten dürfte dieses wohl das grösste einer Privatgesellschaft gehörige Terrain sein, welches ausschliesslich nur dem edlen Waidwerke gewidmet ist.

Kurz vor der Stadt Susquehana überfuhren wir den berühmten Viaduct von Starucca, 372 Meter lang und 34 hoch. Ein prachtvolles, aber kostspieliges Werk moderner Ingenieurkunst.

Die 240 Kilometer lange Strecke von Susquehana nach Hornellsville ist sehr monoton und bietet wenig Sehenswerthes dar. Auf dem Wege liegen die Städte Binghamton, Elmira und Corning, welche alle Knotenpunkte von Eisenbahnen bilden und in einem rapiden Wachsthume begriffen sind. Ganz besonders gilt dies von Elmira, das gegenwärtig schon 20.000 Einwohner hat und zu den blühendsten Städten längs der Eriebahn zu zählen ist.

In Hornellsville theilt sich die Bahn, der Hauptstrang läuft über Dunkirk längs des Erie-Sees nach Chicago, während der andere sich über Buffalo den Niagara-Fällen zuwendet.

Buffalo, ein grosser commercieller Centralpunkt.

Buffalo, am nordöstlichen Ende des Erie-Sees, ist eine überaus wichtige Handelsstadt mit 134.000 Einwohnern. Noch bevor man das Weichbild der Stadt betritt, erkennt man, dass man sich in einem grossen commerciellen Centralpunkte befindet.

Die acht diversen dort zusammenlaufenden Eisenbahnen, die wie galante Brautwerber um die Gunst einer reichen Braut

streben; der Erie-Canal, die Nähe Canadas und die günstige Lage am See machen die Stadt zur Beherrscherin des Handels eines riesigen Bezirkes und geben ihr eine so hohe Bedeutung, dass sie in dieser Beziehung nur von New-York übertroffen wird.

Die ausgebreiteten Hafenarbeiten, die kolossalen Waarenlager, die grossen Getreide-Elevatoren und die zahlreichen glänzenden Magazine im Innern der Stadt sprechen zur Genüge von den umfangreichen, blühenden Geschäften, die dort in Getreide, Holz und in verschiedenen animalischen Producten etc. gemacht werden.

Die Stadt Buffalo nimmt eine Wasserfront von circa 9 Kilometer ein, wovon die eine Hälfte auf den See und die andere auf den Niagara-Fluss kommt. — Die Zahl der Getreide-Elevatoren beträgt ungefähr 40, welche zusammen einen Lagerraum für 2,400.000 Hectoliter haben und im Stande sind, täglich 1,200.000 Hectoliter ein- oder auszuladen.

Die Umgegend von Buffalo ist ungemein reizend und interessant. Namentlich ist das Canisteo-Thal und die eiserne Portage-Brücke, die den Genesee-Fluss in einer Höhe von 42 Meter überspannt und einen pittoresken Blick auf die unter ihr sich überstürzenden Cascaden gewährt. Die ganze Strecke von Buffalo bis zum Niagara ist höchst romantisch und anziehend, und vollkommen geeignet, die Phantasie des Reisenden auf das bald zu erwartende grosse Naturschauspiel würdigst vorzubereiten.

Auf dem Erie-Bahnhofe zu Buffalo wogte eine grosse Menschenmenge auf und ab, die von allen Seiten per Bahn oder Dampfschiff ankam, um sich nach den Niagara-Fällen zu begeben. Die grösste Zahl davon bestand wohl aus Besuchern der Philadelphia-Ausstellung, die sich in den verschiedensten Sprachen und nationalen Eigenthümlichkeiten kennzeichneten.

Ein ungewöhnlich langer Zug nahm endlich den ganzen Schwarm mit Sack und Pack auf und brachte ihn schon nach ungefähr einer Stunde nach der Suspension Bridge-Station. Dies war der Terminus auf der amerikanischen Seite des Falles, wo der grösste Theil der Reisenden auszusteigen pflegt. Vor Die Niagara-Fälle.

dem Bahnhof befand sich eine Unzahl von Hôtel-Omnibussen mit ihren Agenten, Lohndienern und Ciceroni, die alle auf die Angekommenen Jagd machten. Der Platz war zu einem vollständigen Chaos geworden, aus dem sich ein solcher betäubender Lärm erhob, dass man kaum seine eigenen Worte zu vernehmen im Stande war. Die Agenten schrieen prahlend nach Leibeskräften durcheinander: „Hôtel N. nach amerikanischem Systeme, so und so viel Dollar per Tag, allerbeste Verpflegung und allerschönste Aussicht auf die Wasserfälle!“ Wir beabsichtigten, uns in Fultons International-Hôtel einzuquartieren, aber der Agent rief uns entgegen: *„no bed more“* (kein Bett mehr zu haben), zugleich raunte er uns in's Ohr: *„one Dollar more, and you will get still a good bed“* (einen Dollar mehr und Sie werden noch ein gutes Bett bekommen). Wir begriffen aber den Schwindel, denn er würde uns für denselben Betrag in irgend einem untergeordneten Hôtel abgesetzt haben. Wir kehrten ihm daher den Rücken, stiegen wieder ein und fuhren mit demselben Train über die Brücke nach der Canada-Seite hinüber, wo wir im Prospect-House ein Unterkommen fanden.

Es war ein nebeliger, regnerischer Tag und es dämmerte bereits, als wir dort anlangten. Obgleich sich das Hôtel in der Nähe des grossen Hufeisenfalles befindet, so vermochten wir doch nichts mehr von demselben zu sehen, und wir mussten uns nur mit dem donnerartigen Getöse begnügen, das uns begrüsste und das uns während der ganzen Nacht in den Ohren tönte.

Wir verliessen frühzeitig das Bett und begaben uns in's Freie, um die brennende Unruhe und Neugierde zu stillen und zu befriedigen. Leider aber lag noch ein schwerer Nebel auf dem Panorama, und nur hin und wieder lüftete ein heftiger Windstoss den wässerigen Schleier, so dass wir momentan den furchtbaren Sturz der stürmenden kolossalen Wassermassen sehen konnten. Wir standen am grossen Falle und sahen stumm in seinen unermesslichen Abgrund hinab. Das ist also das Ziel unserer sehnsuchtsvollen Wünsche, das grosse Weltwunder, das gigantische, mysteriöse Phänomen der Natur, der berühmte Niagara-Fall, dem schon seit unserer frühesten Jugend das Herz so sympathisch entgegenschlug!

O, wir mussten uns gestehen, dass wir bei dem ersten Anblicke in unseren Erwartungen nicht wenig getäuscht waren. Die Atmosphäre war ringsum dermassen mit wässerigen Dünsten geschwängert, dass unsere Kleider fast durchnässt wurden und uns ein Frösteln befiel, das uns veranlasste, nach dem Hôtel zurückzukehren, um uns durch ein substantiöses Frühstück zu laben.

Mittlerweile löste sich der Nebel in einen Regen auf und die Sonne kam zum Vorschein. Während des Frühstückes stellte sich eine Zahl von Führern ein, die den Fremden ihre Dienste anboten. Diese sind meist geriebene, beutesüchtige Leute, mit denen man sehr scharf umgehen muss.

Da der Aufenthalt am Niagara sehr kostspielig ist, trachtet Jedermann, alle sehenswerthen Punkte in der möglichst kürzesten Zeit zu besuchen und dann sogleich wieder abzureisen. Aus diesem Grunde hat sich dort das Bedürfniss herausgebildet, dass jeder Fremdenführer Pferd und Wagen hält, um seine Clienten schnell hin und her zu befördern.

Wir wählten einen Mann von respectablen Aussehen mit einem kleinen Puggy und verpflichteten uns, ihm per Stunde 1 Dollar und ausserdem noch die tarifmässigen Wege- und Brückengelder etc. zu entrichten. Der schlaue Fuchs verstand es aber so einzurichten, dass uns die Stunde über 2 Dollars zu stehen kam.

Nachdem wir übereingekommen waren, zuerst die Besichtigung der Umgebung des grossen Panoramas vorzunehmen und hierauf dem Mittelpunkte desselben unsere ganze Aufmerksamkeit zu widmen, fuhren wir auf die Canada-Seite längs des Stromes aufwärts. Gleich oberhalb der Fälle liegt eine herrliche Insel im schäumenden Strome gebettet, es ist das liebliche, mit prachtvollen Parkanlagen geschmückte „Goat-Island“. Vom amerikanischen Ufer führt eine Brücke dahin. Bis circa 5 Kilometer von den Fällen aufwärts ist der Strom nicht schiffbar. Er stürzt mit wüthender Schnelligkeit über furchtbare Klippen dahin. Das Gefäll des Wassers ist überaus stark. In der Nähe von „Goat-Island“ gibt es eine 1 Kilometer lange Strecke, längs welcher allein sich der Strom um 51 Fuss senkt. Dadurch entstehen die reissenden Stromschnellen *(rapids)*, die das Wasser in einen furchtbaren Auf-

ruhr versetzen und tosend den Katarakten zutreiben. Kurz vor dem Sturze glättet sich das Wasser plötzlich und hat den Anschein, als wenn es vor Entsetzen erstarren wollte.

Die Insel theilt den Strom in zwei Theile und bildet dadurch den amerikanischen und den hufeisenförmigen Canada-Fall. Ober den Stromschnellen hat der Niagara eine Breite von circa 4 Kilometer und ist für Dampfboote schiffbar. Die ganze Länge des Stromes vom Erie- bis zum Ontario-See beträgt 58 Kilometer. Während seines ganzen Laufes fällt er um 334 Fuss, also um circa 6 Fuss per Kilometer.

Die Umgebungen des linken Ufers, so weit wir zu sehen vermochten, schienen gut cultivirt und mit üppigen Wäldern besetzt zu sein und der freundschaftliche internationale Verkehr zwischen Amerika und Canada schien nichts zu wünschen übrig zu lassen.

Von dort begaben wir uns auf das rechte Ufer, besuchten Goat-Island und fuhren durch das Städtchen Niagara-Falls. Dasselbe besteht wohl nur zum grossen Theile aus Hôtels und Gasthäusern, welche beständig tausende von Besuchern beherbergen.

Um die Wahrheit zu sagen, müssen wir gestehen, dass man in keinen Hôtels so comfortabel leben kann, als in den amerikanischen. Alles, wie Hausordnung, Bequemlichkeit, Möblement und Verpflegung, ist musterhaft. Nur die Liebenswürdigkeit dürfte ein bischen grösser sein, aber für diese hat man in Amerika wenig Zeit übrig, denn *time is money*. Die grosse Zahl der verschiedensten Gerichte, die der Gast bei der Tafel nach Willkür zu sich nehmen kann, übersteigt jede Erwartung. Es ist hierbei nur zu wünschen, dass man zu den Mahlzeiten einen recht gesegneten Appetit mitbringt, an dem es den Yankees in der Regel nicht mangelt.

Die Quantität geht freilich mit der Qualität nicht immer Hand in Hand und derjenige, der dabei viel auf Gourmandise achtet, kommt nicht immer am besten weg, denn die Beefsteaks und Muttonchops schmecken gar so oft nach dem Rauche verbrannten Fettes. Da man aber hierüber wenig Notiz nehmen hört, so wird man beinahe zur Meinung gebracht, als ob sich dieser Geschmack in Amerika bereits eingebürgert hätte.

Die Pensionspreise in den Niagara-Hôtels variren von 8 bis 12 fl. täglich mit Inbegriff der Beleuchtung, Beheizung, Bedienung, Bäder und Omnibusse.

Alle Getränke, ausser geeistes Wasser und geeiste Milch, die bei den Mahlzeiten den Gästen zur Verfügung stehen, sind besonders zu bezahlen und pflegen nur am Büffet oder in den Schlafzimmern getrunken zu werden. Es wird als unanständig betrachtet, während der öffentlichen Mahlzeit spirituose Getränke zu sich zu nehmen.

Es ist staunenswerth, welchen Werth die Amerikaner auf den Genuss des Eises legen und wie viel sie davon verzehren. Auf jeder Tafel sieht man krystallene Vasen, gefüllt mit taubeneigrossen Stückchen Eises, welches nicht nur zur Abkühlung des Wassers und der Milch bestimmt ist, sondern das meist directe in den Mund genommen und zwischen den Zähnen zerknackt wird. Man bezeichnet dies mit den medicinischen Ausdrücken *Stimulans* oder *Tonic*. Es ist zwar zweifellos, dass das Eis den überhitzten Magen abkühlt, aber ebenso gewiss ist es auch, dass dadurch der Hauptgrund zum Magenkatarrh gelegt wird, an dem man in Amerika so allgemein leidet.

Die Getränke werden am Büffet gewöhnlich auf Credit verabreicht und der Consument wird nur um die Nummer seines Zimmers gefragt. Wenn den Buffetier nur ein leiser Zweifel über die Authenticität des Betreffenden beschleicht, so lässt er sich schnell von dem Zimmerkellner das nöthige Signalement phonographiren, denn es kommt auch vor, dass falsche Zimmernummern angegeben werden.

Das Durchgehen ist in den amerikanischen Hôtels keine leichte Sache. Jeder Fremde wird, ohne dass er es bemerkt, scharf beobachtet und die Leute, die sich mit der Aufnahme derselben beschäftigen, sind nach dortigem Ausdrucke geriebene Kerle, welche die Ankommenden bis zu einem gewissen Grade zu taxiren verstehen.

Man erzählt sich, dass in dem im Baue begriffenen Hôtel zu St. Louis, welches das grösste der Welt werden soll, das Aufnahms-Bureau auch ein geheimes photographisches Atelier enthalten wird, welches die Bestimmung hat, jeden Ankommenden ohne sein Wissen und Willen abzu-

conterfeien. Vielleicht wird man auch so höflich sein, den Abreisenden ihre Porträte mitzugeben.

Nachdem wir das parkartig angelegte Städtchen Niagara-Falls durchzogen, fuhren wir hart an der rechten Seite des Flusses abwärts, der mehrere Kilometer lang zwischen zwei steilen, circa 200 Fuss hohen Felsenwänden eingebettet ist. Der Strom ist dort so tief, dass auf manchen Stellen das Senkblei noch keinen Grund gefunden hat. Sein Lauf ist so sachte, dass es öfters scheint, als ob er fast stille stände, denn gelblich dicker Schaum treibt sich in auf- und abwärts gerichteten Curven auf der Oberfläche herum, aber die massenhaft auf derselben erscheinenden Glasbläschen und kleinen, trichterförmigen Wirbel beweisen, dass die Aufregung des Elementes in den Tiefen noch fortdauert. Ungefähr eine halbe Stunde Weges vom Städtchen entfernt stürzen sich vom Hochplateau nahe hintereinander zwei Wasserfälle ungestüm in das Strombett hinab. Zwischen diesen beiden macht sich ein dünner Wasserstrahl bemerkbar, der, einen weiten Bogen bildend, mit grosser Heftigkeit hinabgeschleudert wird. Diese Wasserstürze entstehen durch einen Canal, welcher von den oberen Stromschnellen aus durch das Städtchen zur Bewässerung der Gärten und zum Betriebe der Mahl- und Sägemühlen erbaut wurde.

Es ist überaus belästigend, dass man sich fast überall, wo die Natur einen nur halbwegs frappanten Aussichtspunkt geschaffen hat, von Industrierittern umringt sieht, die den Fremden auf alle mögliche Weise auszubeuten suchen. So gelangten wir auch auf eine Stelle, auf welcher ein Photograph seine wandernde Bude errichtet hatte. Wir wurden förmlich arretirt und er ging uns mit solch' unverschämter Zudringlichkeit zu Leibe, dass wir, um nur seiner los zu werden, einwilligten, uns, ohne den Wagen zu verlassen, gegen Bezahlung von 2 Dollars porträtiren zu lassen. Diese Procedur ging schnell von Statten und schon nach 10 Minuten wurde uns das Bild eingerahmt überreicht. Es kostete aber gegen unsere Abmachung 3 Dollars, weil auf demselben auch das Pferd und der Führer sichtbar waren.

Wir kamen endlich bis zur Suspensions-Brücke und fuhren wieder auf die Canada-Seite hinüber. Diese Ketten-

brücke ist ein prachtvoller, vom deutschen Ingenieur Johann Röbling ausgeführter Bau, welcher aus zwei Stockwerken besteht. Das obere ist für den Eisenbahnverkehr und das untere für Wagen und Fussgänger bestimmt.

Etliche Kilometer unterhalb dieser Brücke wird der Strom durch Zerklüftung seines Bettes aufs Neue in grosse Aufregung versetzt und bildet grosse Wirbel *(whirlpools)*. Von dort ab wird er gänzlich ruhig, unterwirft sich dem Willen der Menschen und trägt Schiffe nach dem Ontario-See.

Wir kehrten nun wieder in unser Absteigequartier zurück und entliessen den Führer, von dem wir nicht mehr gelernt hatten, als uns die eigenen Augen geoffenbart hätten.

Gleich nach Tische nahmen wir einen anderen Führer und begaben uns wieder nach den Katarakten. Beim Ueberschreiten der Hängebrücke, welche gleich unterhalb der grossen Fälle über den Strom gespannt ist und den bezeichnenden Namen Orkan-Brücke führt, weil um dieselbe eine beständige, durch den Sturz der gewaltigen Wassermassen erzeugte Windsbraut herrscht, wurden wir von der Majestät des Anblickes geradezu überwältigt. Welche Erhabenheit, welche Schönheit! Es liegt in keines Menschen Macht, weder mit Worten noch mit Werken eine getreue Schilderung dieser wunderbaren Schöpfung der Natur zu geben. Die Dimensionen kann man wohl beschreiben, aber die phantastischen Gebilde, die durch Wasser, Dunst und Sonnenstrahlen im ewigen Wechsel erzeugt werden, die lassen sich nicht festhalten.

Das donnerartige Getöse des wild hinabstürzenden Wassers ist so gross, dass man es oft bis zu einer Entfernung von 36 Kilom. hören kann. Es versetzt den Menschen in eine solche Aufregung, dass man meint die Stimme des grossen Schöpfers zu vernehmen. Man wird von einem Schwindel befallen, wenn man einige Zeit in den Abgrund und in den Aufruhr der entfesselten Elemente hineinsieht, und unwillkürlich erklangen in uns die Worte des herrlichen deutschen Dichters: „Der Mensch versuche die Götter nicht und begehre nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen."

Es ist ein bemerkenswerthes Factum, dass an den Fällen nie ein Vogel erblickt und ein Fisch gefangen worden ist.

Zur rechten Seite hat man den hufeisenförmigen Canada-Fall, der eine Breite von 1900 Fuss einnimmt und sich 154 Fuss tief herabstürzt. Gegen die Mitte dieses Falles hin erscheint das Wasser sehr stark zusammengedrängt und muss eine grosse Tiefe haben, was sich durch eine ganz besonders dunkelgrüne Farbe kennzeichnet. Hier steigt ununterbrochen eine riesige Säule weissen Wasserstaubes, bei Sonnenschein in den prachtvollsten Regenbogenfarben schillernd, gegen den Himmel empor, bis sie sich in Tropfen verwandelt und dann wieder gleich Millionen feurig glitzernder Diamanten herabfällt.

Der amerikanische Fall ist nur 900 Fuss breit, aber dafür um 10 Fuss höher als sein Bruder in Canada, welchen er auch in pittoresker Beziehung bei weitem übertrifft.

Das Wasserquantum, welches über die beiden Katarakte sich herabstürzt, beträgt nach wissenschaftlicher Berechnung stündlich 2000 Millionen Centner.

An beiden Brückenköpfen befinden sich hohe Observationsthürme, auf die man mittelst hydraulischer Aufzüge gelangen kann. Es ist lohnend, dieselben zu ersteigen, denn die Aussicht, die man von dort geniesst, ist wirklich wunderbar.

Die Amerikaner haben auf ihrer Seite eine Drahtseilbahn erbaut, die bis zum Fusse des Falles hinabführt. Von dort wurde eine leider sehr gefährliche Passage nach der hinter demselben befindlichen sogenannten Windhöhle angelegt, die nur bei ganz hellem Tageslichte besucht werden darf.

An der unteren Haltstelle der Drahtseilbahn findet man Kähne, die mit Seilen an die Brücke befestigt sind und beständig zwischen den beiden Ufern hin- und herfahren. Man geniesst während einer solchen Fahrt das seltene, nicht weniger erhabene Schauspiel, die beiden furchtbaren Wasserfälle auch von unten betrachten und bewundern zu können. Eine solche Spazierfahrt sieht, von der Ferne betrachtet, sehr gefährlich aus, man hat aber dabei gar nichts zu befürchten, denn die Gewässer nehmen schon in einer geringen Entfernung von ihrem Sturze eine trauliche dunkelgrüne Farbe und eine Ruhe an, dass sich ein beherzter Mann selbst bis in die Nähe des donnernden, wirbelnden und schreckenerregenden Ortes des Aufruhres wagen kann.

Die Contributionen und pecuniären Aderlässe, die sich die Fremden gefallen lassen müssen, sind wohl bis zum weiten Umfange der Katarakte gang und gäbe, aber in der Nähe derselben wird dieses Treiben vollends zur Last.

Sowie in Australien auf die fremden Besucher die Mosquitos herfallen, so bemächtigen sich derer die sogenannten Niagara-Najaden, Nixen, Nymphen, Sirenen, Sylphiden, Undinen und wie all die Namen dieser flatterhaften Geschöpfe heissen mögen. Diese stammen weder von Naturgottheiten, noch von höheren übernatürlichen Wesen her, sondern gehören dem polnischen Theile des semitischen Geschlechtes an und bestehen daher aus menschlichem Fleisch und Blute. Wir haben es mit feingekleideten und nach dem Geschmacke unseres Jahrhundertes gebildeten Damen zu thun, lauter ausgewählte, jugendliche Schönheiten, die mit ihren sanften Stimmen einen fast unwiderstehlichen Zauber auf die Herzen der Männer oder gerade herausgesagt auf deren Geldbörse ausüben. Sie besitzen alle im hohen Grade das ihrem Stamme angeborne Talent der Unternehmung und Speculation und unterhalten photographische Ateliers und Museen, d. i. Buden mit diversen Schnurpfeifereien und Souvenirs, die sie zu enorm hohen Preisen an den Mann zu bringen suchen. Eine von ihnen hatte sich hart am Ufer des Canada-Falles einen mysteriösen Tempel mit einem fünf Stockwerk hohen ätherischen Aussichtsthurme errichtet, an dessen Eingang mit Lapidarbuchstaben die einladende Aufschrift prangte: „Belvue! Eintritt unentgeltlich zu Gunsten der geehrten Besucher der Niagara-Fälle." Es ist daher sehr natürlich, dass jedermann davon profitirt und die Mühe nicht scheut, hinauf zu steigen. Man gestattet nur so viel Personen auf einmal den Eintritt, als die obere Terrasse fassen kann. Und in der That, der Anblick des vor sich ausgebreiteten Panoramas ist unbeschreiblich schön. Jedermann fühlt sich beim Anblicke des erhabenen Schauspieles hingerissen. Wir konnten nicht umhin, uns noch einmal mit heiliger Ehrfurcht in das geheimnisvolle Walten der göttlichen Natur zu versenken, denn wahrscheinlich ist es zum letzten Male, dass es unseren Augen gestattet ist, sich im Anblicke dieses Zauberreiches zu ergötzen. Man mag wohl auf der Erde höhere Wasserfälle erblicken, aber keine

von so grosser Macht und keine, welche den Beobachter in so hohem Grade zu fesseln und zu begeistern vermögen. Zunächst unter unseren Füssen glänzen die Katarakte in der Abendsonnen-Beleuchtung wie geschmolzenes Gold und Silber.

Die Hurricane-Brücke erschien uns von oben aus betrachtet wie ein von Giganten erbautes Werk. Zum Triumphe des gegenwärtigen Jahrhundertes sei es aber gesagt, dass die Erbauer unsere Zeitgenossen sind, ein Geschlecht, das ohne Unterlass die Natur bestürmt, ihr geheimes Wirken belauscht und ihre Kräfte erforscht, um sich dieselben unterthänig zu machen. Diese verwendeten Genie, Zeit und Geld zur Errichtung des prachtvollen Werkes über dem schwindelnden Abgrund. Und als ihnen dazu die bodenlose Tiefe die Stützen versagte, suchten und fanden sie dieselben in der Luft und siehe, das Werk war gelungen. *) Nachdem wir noch einen letzten Abschiedsblick auf die herrliche Landschaft geworfen, die sich um und über die Stromschnellen hinaus ausbreitete, traten wir den Rückzug an und erstaunten, als wir unten angekommen waren, dass die Eingangspforte fest verschlossen, dafür aber eine andere geöffnet war, die in das sogenannte Museum führte. Dort wurden wir von mehreren der besagten Damen empfangen, die uns in vortrefflichem Englisch zur Besichtigung, zum Kaufe verschiedener Gegenstände und Souvenirs an den Niagara einluden.

Als wir für ein paar Dollars etliche kleine photographische Ansichten erworben, glaubten wir unsere Wege gehen zu können. Dem war aber nicht so, denn das Entrée sollte theuer bezahlt werden. Wir wurden nur noch mehr mit Anträgen bestürmt, bis wir kategorisch erklärten, dass wir noch eine lange Reise vor uns haben und uns daher keinesfalls mit unnützem Reisegepäck überladen wollen. Hierauf machte man uns den Vorschlag zum Besuche einer eigenen, blos für Herren bestimmten Abtheilung des Museums.

*) Die Höhe der Orkan-Brücke über dem Wasser beträgt 190 Fuss, die Tiefe des Wassers unter derselben 200 Fuss, das Cabel, auf welcher die Brücke ruht, hat eine Tragkraft von 60.760 Centner, das Gewicht der Brücke beträgt 5260 Centner und die Belastung derselben 1000 bis 2000 Centner.

Da wir aber auch dies verweigerten, wandte sich die Dame an unseren Führer und klagte mit einer verzweiflungsvollen Stimme im jüdischen Jargon: „*Chaim*, dieser Herr hat nur für 2 Dollars gekauft," worauf jener, der wahrscheinlich auch am Geschäfte seinen Antheil hatte, erwiederte: „Was soll ich thun, wenn er nicht will."

Wir waren schliesslich froh, mit so bescheidenem Lösegeld den Händen der Niagara-Nymphen entkommen zu sein und begaben uns von dort nach Clifton, um den Abend in einem Club zuzubringen, von welchem wir eine Einladung besassen. Dort war eine sehr intelligente Gesellschaft von einheimischen Kaufleuten, Zoll- und Eisenbahnbeamten, als auch fremden Gästen versammelt, in welcher sich eine lebhafte topographische Unterhaltung entwickelte, aus welcher wir uns notirten:

1. Dass die Gestaltung des gegenwärtigen Laufes des Niagara ein Werk des Vulkanismus ist, und dass es eine leere Faselei sei, wenn man annimmt, dass sich der Strom im Laufe der Zeit sein gegenwärtiges Bett selbst ausgewühlt und die Katarakten gebildet hätte, er, der im Verlaufe von Jahrhunderten keine merkliche Veränderung in den Klippen der Stromschnellen hervorgebracht hatte und nie im Stande sein wird, dieselben gänzlich zu zerstören.

2. Dass die in den canadischen Seen angesammelten Gewässer zum grossen Theile von dem Innern der Erde kommen und mit dem tellurischen Dampfapparate in Verbindung stehen.

Fahrt via Detroit nach Chicago.

Wir setzten unsere Reise auf der Great-Westbahn fort und durchfuhren Canada bis Windsor an der grossen mehrere Kilometer breiten Wasserstrasse, welche die Seen Erie und Huron verbindet. Dort wurde der ganze Bahnzug von einer riesigen Dampffähre aufgenommen und nach dem gegenüberliegenden amerikanischen Detroit*) gebracht, wo er nach kurzem Aufenthalte und ohne die Waggons zu wechseln nach Chicago weiter fuhr. Die Bahn zog

*) Detroit ist eine sehr schöne blühende Stadt mit 100.000 Einwohnern, von denen die Deutschen mehr als den 4. Theil ausmachen.

sich nun durch die Staaten Michigan und Indiana und durchschnitt sehr blühende Landschaften. Bald waren es saftige Wiesen und üppige mit japanesischer Perlhirse bestockte Grasflächen, bald reiche Felder und wohlhabende Dörfer, bald wieder weitausgedehnte dichte Laubwälder mit langen, schnurgerade in die Wildniss hineinführenden Wegen, die sich die Ansiedler mit der Axt in der Hand gebahnt haben. Auf den Stationen sieht man viele Deutsche, aber wenig intelligente Gesichter. Die groben, schwieligen Hände bezeichnen ihr hartes Los und ihre Bestimmung. Es ist ganz ausserordentlich, welche Mühen und Entsagungen sich diese Leute aufbürden, wie sie immer das kaum urbar gemachte Land an wohlhabende Farmer verkaufen und aufs Neue tiefer in die Wildniss ziehen, um dort die schwere Arbeit wieder zu beginnen.

Das Leben reicher deutscher Onkel in Amerika.

Ganz abgeschnitten von der Welt, ohne jeglichen geselligen Verkehr, finden sie ihr einziges Glück in der Ueberzeugung, dass ihr Vermögen in stetiger Zunahme begriffen ist. Es gibt dort viele derlei Leute, die sehr bedeutende Capitalien besitzen, ohne sich je einen das Leben verschönernden Genuss erlaubt oder etwas für ihre geistige Ausbildung gespendet zu haben. Welch' elender Zweck des Daseins! Dies sind die reichen Onkel in Amerika, von denen hin und wieder in den europäisch-deutschen Zeitungen die Rede ist.

Chicago, die Königin des Westens. Seine Lage und Neugestaltung.

Wir kamen sehr spät in der Nacht in Chicago an. Der Zug war ungemein stark besetzt; wir hatten daher nichts Eiligeres zu thun, als uns nach dem Hôtel „*Tremont house*" zu begeben, wo wir gegen 10 fl. täglich eine sehr comfortable Aufnahme fanden. Wir beabsichtigten daselbst uns 3 Tage aufzuhalten, um die Königin des Westens, wie die Yankees die Stadt nennen, kennen zu lernen.

Chicago liegt mit Rom fast in gleicher geographischer Breite, zwischen dem Michigan-See und dem Plaines-Flusse, welche zusammen mit einem breiten Canale verbunden sind, der durch die Stadt läuft und beständig von zahlreichen Dampfschiffen wimmelt. See- und Flussufer sind in einer Gesammtlänge von circa 50 Kilometer mit riesigen steinernen Mauern eingefasst, die vortreffliche Molos und Landungsplätze bilden.

Der See ist fast doppelt so gross wie das Azowische Meer und wird von grossen Schiffen befahren, die ohne Hindernisse selbst in den Canal einlaufen können.

Chicago ist seit dem letzten verheerenden Brande im Jahre 1871 wie ein Phönix wieder erstanden. Palast reiht sich an Palast und man sieht kein kleines oder gar hölzernes Haus in den neuen Strassen mehr.

Die Baucommission entwickelt eine grosse Strenge und lässt nur die Aufführung solcher Gebäude zu, die in einem edlen harmonischen Style entworfen sind und den Bewohnern ausser jedem nöthigen Comfort auch die möglichst grösste Sicherheit gegen Feuersgefahr bieten.

Wir lernten dort einen alten Schweizer kennen, der uns erzählte, dass er vor dem Brande drei kleine hölzerne Häuser besass, die ihm eine bedeutende jährliche Rente abwarfen, und der sich bitterlich beklagte, dass er gegenwärtig mit seinem beschränkten Vermögen zu keinem Hausbesitze mehr kommen kann. Das ist aber von keinem Belange, denn die Welt schreitet vorwärts und will etwas Besseres haben. Das Material, das man gegenwärtig in Chicago beim Häuserbaue der Hauptsache nach in Anwendung bringt, besteht aus Stein, Cement, Eisen und Glas. Alle Gebäude sind mit Wasser und Gas auf das Beste versorgt.

Die Strassen sind breit, vortrefflich gepflastert und canalisirt, wodurch Koth und Unrath aus der Stadt geschafft werden.

Die Trottoirs sind 6 Meter breit, mit schönen grossen Steinplatten belegt und mit Bäumen bepflanzt.

Die Erdgeschosse der Häuser sind nur für Magazine bestimmt.

Wenn in Chicago dieses Bausystem noch weiters durchgeführt wird, so kann mit Sicherheit behauptet werden, dass nach 10 Jahren die Stadt der ganzen Welt zum Muster dienen wird.

Chicago zählt gegenwärtig $1/2$ Million Einwohner, von welchen die Deutschen einen sehr bedeutenden Theil ausmachen. Man braucht sich nicht zu verwundern, dass sich die Stadt seit 1830, wo es nicht mehr als 170 Einwohner besass, so kolossal vergrösserte, wenn man seine überaus günstige

geographische Lage ins Auge fasst; 15 diverse Eisenbahnen laufen dort zusammen und mehrere davon haben ihre Bahnhöfe mitten in der Stadt. Ausserdem werden wenigstens $^4/_5$ der Strassen mit Tramways belaufen.

Chicago, das grösste Handels-Emporium im Stromgebiete des Mississippi.

Chicago ist ein grossartiges Handels-Emporium und nimmt unter allen Geschäftsplätzen des Stromgebietes des Mississippi den ersten Rang ein. Der Strassenverkehr ist enorm und der Werth der beständig dort lagernden Naturproducte und Industrie- und Kunst-Erzeugnisse wird mit einer halben Milliarde beziffert. Chicago wird unzweifelhaft mit der Zeit auch eine wichtige Fabriksstadt werden, wozu alle Bedingungen vorhanden sind, und es wird dann New-York und Philadelphia nicht wenig Abbruch thun. Gegenwärtig beschränkt es seine industrielle Thätigkeit blos auf die Erzeugung von Mahlproducten, von gesalzenem und conservirtem Fleisch und auf die vorschriftsmässige Bearbeitung des Bauholzes.

Wenn man Notiz nimmt von den ungeheueren Massen Getreide, Kukuruz und Kartoffeln etc., die dort per Bahnen, Dampfschiffen und Canalbooten beständig ankommen und abgehen, von den zahlreichen riesigen Elevatoren, Kornkammern und Kunstmühlen, ferner von den kolossalen und überaus praktisch eingerichteten Schlachthäusern, in welchen die Thiere mittelst Elektricität ein schmerzloses Ende finden, schnell ausgeweidet, mit anatomischer Geschicklichkeit zerlegt, gesalzen und in die Fässer verpackt werden, um in diesem Zustande auf den Weltmärkten zu erscheinen, dann lässt man gerne in sich die Ueberzeugung aufkommen, dass Chicago der Centralpunkt eines grossen agricolen und pastoralen Gebietes bilden müsse. Und so ist es auch, denn die Staaten Michigan, Indiana, Illinois und Wisconsin senden ihren reichen Erntesegen und die Ergebnisse ihrer pastoralen Industrie dahin zu Markte. Diese Staaten haben eine starke, intelligente Bevölkerung, welche die Landwirthschaft auf eine sehr rationelle Weise betreibt und die die rohe menschliche Kraft mehr der mechanischen übertragen hat. Man bearbeitet den Boden mit Maschinen, säet und jätet mit Maschinen, erntet und drischt mit Maschinen und schafft die Producte mittelst Maschinen zu Markte.

Auch mit der Viehzucht ist es gut bestellt. Man hält viel auf gute Racen, gute Pflege und namentlich auf gute Futterkräuter. Unter den dortigen Farmern fand in neuester Zeit als Futterkraut die japanesische Perlhirse allgemein eine beifällige Aufnahme. Wir hörten von leitenden Landwirthen, dass diese Pflanze auf verschiedenartigen Böden und selbst auch in solchen Gegenden noch gedeiht, wo es mehrere Monate dauernde Winter gibt. Der Wachsthum geht so schnell vor sich, dass sie von Mai bis October 3 Mal abgefechst werden kann. In einem günstigen Jahre brachte eine dreimalige Fechsung das überraschende Quantum von 4740 Centner grünen Futters oder 780 Centner Heu per Hectar hervor.

Die Perlhirse hat viel von der Natur des Klees an sich, wird von Pferden, Rindern und Schafen gleich gerne gefressen und hat vom Klee die gute Eigenschaft voraus, dass sie keine Blähungen verursacht.

Es ist interessant und lohnend, auch den dortigen grossen Holzhandlungen einen Besuch abzustatten. Man sieht daselbst immense Quantitäten der verschiedensten Holzarten im rohen, halbrohen und bearbeiteten Zustande aufgestapelt. Die Stämme pflegt man meist schon in den Wäldern zu vierkantigen Balken zuzuschneiden und dann erst nach ihrem Bestimmungsorte abzufertigen. Dort angekommen werden sie so gelagert, dass sie von der Luft von allen Seiten bestrichen werden können. Zur geeigneten Zeit werden sie dann in alle erdenklichen im Baufache gebräuchlichen Formen und Dimensionen geschnitten, gehobelt, gehohlkehlt und gesimst etc. und erst in diesem Zustande ist das Material für den Handel fertig. Daselbst werden auch vollständig fertige, aber zerlegbare, einstöckige Häuser für den Export nach dem fernen Westen angefertigt. Ein Haus mit 2—4 Zimmern kostet 300—800 fl.

Ein gewöhnlicher Zimmermann zu sein, ist daher in Amerika keine schwere Sache. Man braucht zur Ausübung dieses Geschäftes nur Säge, Beil, Bohrer und einen Massstab. Der Leim und die Nägel werden durch Holzschrauben ersetzt. Es ist gewiss eine zweckmässige Einrichtung, wenn man z. B. die Bretter eines Fussbodens nöthigenfalls leicht losschrauben und wieder enger zusammenfügen kann, ohne den ganzen Boden aufreissen zu müssen.

Tüchtige Zimmerleute können dort täglich 5—6 fl. verdienen, dessgleichen auch Maurer. Geschickte Bauernknechte erhalten per Monat 40—50 fl. nebst Kost und Wohnung. Dafür müssen sie aber auch von 4 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends tüchtig schaffen. Auf je längere Zeit sie sich vermiethen, desto grösser fällt auch der Lohn aus.

Chicago wandelt auch in socialer, humaner und civilisatorischer Beziehung auf dem Wege des Fortschrittes und hat Einrichtungen und Anstalten aufzuweisen, die jeder europäischen Hauptstadt zur Zierde gereichen würden.

Berühmt sind dort die artesischen Brunnen, ganz besonders aber die Wasserleitung. Man hat zu diesem Zwecke einen circa 4 Kilometer langen und 24 Meter tiefen Tunnel in den See hineingetrieben und an dessen Ende einen gigantischen Thurm errichtet, der gleichzeitig auch Observations- und Leuchtthurm ist. Mächtige Maschinen heben das Wasser zu einer solchen Höhe empor, dass es bis unter die Dächer der Häuser geleitet werden kann.

Ueber den Fluss und den Canal führen zahlreiche Drehbrücken, um auch den grösseren Schiffen den Durchgang und den Verkehr zu ermöglichen und um die Spesen des Aus- und Einladens auf ein Minimum zu reduciren.

Prunklose Eisenbahnhöfe.

Die Bahnhöfe in Chicago sind, wie fast überall in Amerika, auf höchst primitive Weise aufgeführt und stehen mit den europäischen im schreiendsten Gegensatze. Die amerikanischen Eisenbahn-Unternehmungen scheinen für die Aufführung grosser, palastähnlicher Bahnhöfe weder Geschmack und Geld zu haben und verwenden das letzte lieber zur Anschaffung von Stahlschienen und zur Vergrösserung und Verbesserung des rollenden Materiales.

Zeitgemässe Verkehrs-Einrichtungen.

In Amerika ist für elegante Wartesäle kein Bedürfniss vorhanden. Die Reisenden erscheinen eine kurze Zeit vor Abgang des Zuges, meist schon mit Fahrkarten versehen, die sie sich in Hôtels oder anderen öffentlichen Geschäften gelöst haben, im Bahnhofe und wählen sich in den entsprechenden Waggons unbehelligt ihre Plätze. Uebrigens findet man in den Salon-Waggons mehr Comfort als in den elegantesten Wartesälen. Der Abgang des Zuges wird nicht durch Läuten und

Pfeifen bekannt gemacht, sondern allein nur die Uhr gibt das Zeichen dazu.

Da es in Amerika viele Concurrenzbahnen gibt, finden es die Verwaltungen in ihrem Interesse, die Fahrkarten, die meist eine achttägige Giltigkeit haben, nicht allein an den Schaltern, sondern auch durch Agenten verschleissen zu lassen, wozu ihnen Hôtels, Tabaconisten etc. recht nützliche Dienste leisten. Bei uns zu Hause ist dieses natürlich nicht nöthig, weil es z. B. von Wien in den Richtungen Triest, Pest, Krakau und Baiern überall nur eine directe Bahn gibt, während es in Amerika deren mehrere gäbe, die alle die gleichen Preise machen würden.

Von Chicago nach Omahá.

Unser nächstes Reiseziel war Omahá. Vier verschiedene fast parallel laufende Bahnen standen uns dazu zur Verfügung. Die Auswahl war nicht leicht, denn jede von diesen kündigte sich in massenweise gratis vertheilten illustrirten Fahrplänen als die beste, schnellste und sicherste an. Wir gaben schliesslich der Chicago-Burlington-Quincy-Gesellschaft den Vorzug und hatten volle Ursache, damit zufrieden zu sein. Diese befährt eine Strecke von 859 Kilometer, besitzt das grösste rollende Material, und offerirt den Reisenden nicht nur den meisten Comfort, sondern zeichnet sich auch durch eine auf der ganzen Bahnstrecke herrschende Ordnung und liberale, zweckmässige Einrichtungen aus.

Chicago-Burlington-Quincy-Bahn und ihre Salon-, Schlaf- und Hôtelwaggons.

Ihre Salon-, Schlaf- und Hôtel-Waggons stehen in Bezug auf Bequemlichkeit und Eleganz der inneren Einrichtung unübertroffen da. Jede dieser Waggongattungen läuft auf 16 Rädern, wodurch das gewöhnliche sehr ermüdende Geräusch und Schütteln bis auf ein Minimum vermindert wird. Die grossen an dem Boden angeschraubten Fauteuils haben drehbare Sitze, so dass man sich ohne Anstrengung nach allen Seiten wenden kann. Zwischen den Fenstern können nach Willkür Tischchen herabgelassen werden. Die Wände zieren schöne Spiegel und Bilder mit interessanten landschaftlichen Ansichten, die der Gegend entnommen sind, die man durchreist; der Salon enthält auch ein kleines Harmonium, ohne welches ein amerikanisches *Drawing room* nicht gedacht werden kann. Auf dem einen Ende des Waggons befindet sich für Damen ein Toilette-Cabinet mit Eiswasser-Reservoir und einem Closet. Auf dem anderen Ende

ist für Herren dieselbe Einrichtung, nur mit dem Unterschiede, dass das Toilette- durch ein Rauch - Cabinet ersetzt ist. Während der ganzen Fahrt durchlaufen die Kellner ohne Unterlass den Zug, um den Reisenden Zeitungen, Reisebücher, Toiletteartikel, Früchte und Cigarren zum Verkaufe anzubieten.

In dem Schlafwaggon findet man breite, weiche Betten, die täglich mit frischer Wäsche überzogen werden. Schwere seidene Vorhänge wallen von oben herab und bedecken jede einzelne Schlafstelle. Die Beleuchtung und Ventilation ist zweckmässig und unter dem halbrunden Plafond angebracht. Während der Nacht wird zur Aufrechthaltung der Ordnung Wache gehalten. Die Waschstände und Closets befinden sich wie üblich auf beiden Enden.

Der Hôtel - Waggon darf wie seine eben erwähnten Brüder, der Salon- und Schlafwaggon, nur von Passagieren der ersten Classe benützt werden und besteht aus drei Abtheilungen: Speisesalon, Vorrathskammer und Küche. Täglich werden daselbst zwei regelmässige Mahlzeiten gehalten. Bevor nicht Alles zum Empfange vorbereitet ist, darf kein Passagier denselben betreten, nur allein den Conducteuren ist der Eintritt und Durchgang zu jeder Zeit gestattet.

Man kann sich nichts Angenehmeres und Reizenderes denken, als daselbst ein Mittags- oder Abendessen einzunehmen. Kurz vor der Mahlzeit werden unter die Gäste die Speisekarten vertheilt, um dass jeder mit Musse seine Auswahl treffen kann. Endlich erscheint ein weissgekleideter Neger unter der Thür und gibt mit einer Glocke das Zeichen, dass der Speisesaal für Damen und Herren offen sei. Man tritt nun ein und findet zwei lange Reihen gedeckter Tische mit vier Gedecken auf jedem. Der Saal ist licht und hell, denn ein Spiegelglasfenster reiht sich an das andere. Man wählt sich nun den Platz, wo möglich am Fenster. Bald sieht man alle gewählten Speisen vor sich und das Mahl beginnt, gewürzt durch guten Appetit, heitere Stimmung, angenehme Conversation und ein vor dem Fenster vorbeifliegendes kaleidoskopisches Panorama.

Die Speisen sind hier besser und billiger als in den Restaurationen längs der Bahn. Während man überall für ein Mahl, das in etlichen Minuten verschlungen werden muss,

2 fl. zu bezahlen hat, kostet ein solches im Waggon nur 1 fl. 50 kr. Dabei hat man die Annehmlichkeit, dass man 15 bis 20 Minuten beim Essen verweilen darf.

Die in Rede stehende Gesellschaft ist die einzige auf der Erde, die auf ihrer ganzen Linie die Einrichtung getroffen hat, dass Passagiere der ersten Classe während der Fahrt alle ihre gewöhnlichen Bedürfnisse befriedigen können, ohne nur einen Augenblick die Waggons zu verlassen.

Fahrt durch die Prairien.

Wenn man die Station Aurora am Fuchs-Flusse hinter sich hat, beginnt wellenförmiges Prairieland, welches gut bewässert und bewaldet ist. Nach allen Richtungen hin, so weit das Auge reicht, ist es bebaut und mit Feldern, Gärten und Dörfern übersäet, die im hohen Grade das Gepräge der Wohlhabenheit an sich tragen. Die dortigen Ansiedler wussten dafür Sorge zu tragen, dass auch während der Regenzeit, wenn ihre Wege durchweicht und fast unfahrbar werden, der Verkehr unter ihnen und mit den Eisenbahnstationen aufrecht erhalten wird. Sie haben sich zu diesem Behufe erhöhte, mit Brettern gedielte, breite Trottoirs angelegt, auf welchen sich auch leichte Fuhrwerke bewegen dürfen.

Der Staat Illinois.

Der Staat Illinois, den wir gerade durchfuhren, ist beinahe dreimal so gross als das Königreich Böhmen, hat es aber erst zu circa drei Millionen Einwohnern gebracht. Er hat einen vortrefflichen Getreideboden und ist sehr reich an Holz und Steinkohlen. Das Land befand sich gerade in grosser Aufregung, denn es war die Zeit der Wahl des Bundespräsidenten. Aus den engeren Wahlen gingen die Namen Hayes und Tilden, zwei der beliebtesten und populärsten Prätendenten für die nächste Präsidentschaft, hervor. Beide Herren standen zu einander in hartnäckiger Opposition und sandten ihre Agenten nach allen Richtungen aus, um für sie Propaganda zu machen und Stimmen einzusammeln. Diese erschienen sogar auch auf den fahrenden Eisenbahnzügen. Eines Tages fand sich auf unserem Zuge ein Mann von wüstem Aussehen und sehr rohem Benehmen ein, der alle Waggonclassen durchlief, und Jedermann das Votum abforderte. Bevor er vor uns erschien, raunte uns ein Nachbar in's Ohr: „Sagen Sie Hayes.“ Als er herangekommen, frug er in barschem Tone: „Hayes oder Tilden?“ Nachdem

Ein pikantes Intermezzo.

wir mit Hayes geantwortet, sagte er: „Es ist recht; Ihr Name?“ und diesen in sein Notizbuch schreibend ging er weiter. Hierauf sagte unser Nachbar: „Wenn Sie Tilden gewählt, hätten Sie riskirt, eine Ohrfeige zu bekommen, denn diese Kerle sind zu Allem fähig.“ Auf unsere Bemerkung, dass wir Ausländer und daher nicht einmal stimmfähig sind, erwiederte er: „Gleichviel, bei solchen Gelegenheiten ist hier Jedermann stimmfähig.“

Idyllisches Panorama am Mississippi.

Als wir uns dem Mississippi näherten, gewann die Landschaft ein neues Aussehen. Grosse, marschige, mit hohem Grase und dichtem Gestrüppe bewachsene Flächen dehnten sich vor unseren Augen aus und erglänzten in den Strahlen der untergehenden Sonne, tausende zum Theile vorher noch nie gesehene Vögel flogen, dem Schöpfer ihr Abendlied singend, noch lustig hin und her. Als dieses mit dem Verlöschen des Tagesgestirnes verstummt war, begann ein von Millionen zirpender Insecten angestimmtes Nocturno, das bis zur Morgendämmerung fortdauerte. Es war eine so fremdartige Symphonie, dass man gern einige Zeit auf der Plattform des Waggons verweilte, um derselben zu lauschen.

Burlington.

Burlington mit circa 23.000 Einwohnern am rechten Ufer des Mississippi ist eine erst in der allerneuesten Zeit entstandene Stadt. Sie bildet den Knotenpunkt von 5 Eisenbahnen und ist für den Handel und Verkehr von grosser Wichtigkeit. Ihr rapides Wachsen spricht für das Gesagte.

Um Burlington herum liegen die schönsten und reichsten Farmen, die uns in Amerika zu Gesichte kamen. Die Landwirthschaft, die Viehzucht und zum Theile auch Wälder liefern die hauptsächlichsten Handelsartikel, die theils in Chicago, theils in St. Louis ihren Absatz finden. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist die Zucht der Schweine, die an dem dort in grossen Massen cultivirten Kukuruz eine vortreffliche Fütterung finden.

Der Staat Jowa.

Die Bahn durchläuft nun den Staat Jowa (Aïoua), der fast von derselben Grösse ist wie Illinois, aber nicht mehr als circa 1,800.000 Einwohner zählt. Die ländliche Bevölkerung ist gegen Westen hin in beständiger Abnahme begriffen. Das Land hat ein sehr gesundes Klima, ist überaus fruchtbar und bringt alle Gattungen Getreide, Obst, Gemüse und Pfriemen-

kraut hervor, aus welchem Besen verfertigt werden, die in der ganzen Union einen namhaften Handelsartikel bilden. Von grosser Bedeutung ist auch die Viehzucht, sowie auch der Bergbau auf Steinkohlen, Eisen, Zink, Kupfer und selbst auch auf Silber. Der gesammte Handel des Staates belief sich im Jahre 1875 auf circa 140 Millionen Gulden. In diesem Staate wohnen gegenwärtig an achtzigtausend Deutsche, die sich meist an den Flüssen Mississippi und Desmoines niedergelassen haben. Die Flüsse des Landes laufen entweder dem Mississippi oder dem Missouri zu. Längs der Bahn liegen theils an Knotenpunkten von Eisenbahnen oder an Flüssen noch mehrere neu gegründete Städte mit 2500 bis 12.000 Einwohnern, wie Pleasant Fairfield, Ottumwa, Gent, Chariton, Council-Bluffs etc., welche in den europäischen geographischen Lehrbüchern noch keine Aufnahme gefunden haben. Die Bahn hat von Burlington an eine steigende Tendenz und erreicht in Council-Bluffs am Missouri eine Höhe von 1287 Fuss.

Neue Städte.

Wie sehr die Amerikaner in ihrem ganzen Eisenbahnwesen originell und praktisch sind, beweist auch die Einrichtung ihrer Locomotive-Schoppen, oder wie sie sie heissen Dampfross-Stallungen *(steam horse stables)*. Diese sind nämlich solide, halbkreisförmige Gebäude, in welchen 25 bis 30 Locomotive untergebracht sind. Die Aufnahme und Abgabe derselben wird mittelst einer Drehscheibe bewerkstelligt. Längs der inneren Wand läuft ein freier $1^1/_2$ Meter breiter Gang, von dem aus die Arbeiter bequem zu den Maschinen gelangen können.

Originelle Locomotive-Schoppen.

Wir nähern uns dem Ufer des Missouri. Bedeutende, schöngeformte, mit dichten Wäldern bewachsene Höhenzüge schauen von seiner westlichen Seite herüber, die uns nach den langweiligen Prairieansichten von Jowa als eine sehr angenehme Abwechslung erschienen. Der Missouri ist nach dem Mississippi der grösste Strom der Vereinigten Staaten. Er entspringt im Nordwesten des Territoriums Montana, bildet, nachdem er das Felsengebirge (Roky Mountains) durchbrochen hat, grosse Wasserfälle und Stromschnellen, durchströmt dann, zahlreiche bedeutende Nebenflüsse aufnehmend, die Territorien Montana und Dakota, bildet zwischen den Staaten Jowa und

Der Strom Missouri.

Nebraska die Grenze und ergiesst sich endlich bei St. Louis in den Mississippi. Sein Lauf hat eine Länge von 4503 Kilometer, von denen circa 3647 schiffbar sind. Dampfer befahren die ganze Länge dieser Strecke, obgleich ihnen Barricaden von ästigen Baumstämmen und Sandbänke oft grosse Hindernisse bereiten. Zwischen Council-Bluff und Omahá, wo wir ihn überschreiten, schleicht er sich, von hohen, steilen Ufern eingebettet, trübe dahin und wird durch eine lange eiserne Brücke überspannt. Der Zug läuft, nachdem er diese überfahren hat, in Omahá ein, wo der Staat Nebraska und die Union-Pacific-Eisenbahn beginnt.

Beginn der Union-Pacific-Bahn.

Wir hörten von Männern, welche mit den dortigen Verhältnissen gut vertraut sind, die Behauptung aufstellen, dass Omahá eine jener amerikanischen Städte sei, die, vom Geschicke besonders begünstigt, sich schnell entfalten und entwickeln wird. Und in der That, es gibt wenig Plätze auf der Erde, die sich einer so ausgezeichneten geographischen Lage und für Handel und Wandel so günstiger Verhältnisse zu erfreuen haben, wie eben diese Stadt, welche die Bestimmung in sich trägt, einst die Königin der Prairien zu werden.

Omahá.

Die Geschichte Omahás beginnt mit dem Jahre 1854, in welchem dort von Eisenbahnen, Dampfschiffen und Telegraphen noch keine Spur vorhanden war. In jener Zeit gab es daselbst nur ein paar weisse halbwilde Ansiedler, die genug Muth besassen, sich zwischen den Rothhäuten niederzulassen. Als die Regierung anfing mit dem neuerworbenen Staate California regelmässige Fühlung zu unterhalten und zu diesem Behufe die reitende Prairiepost errichtete, sah sie sich um geeignete, mit den ländlichen Verhältnissen wohlvertraute Persönlichkeiten um und bestimmte Herrn Jones, einen der erwähnten Ansiedler, zum Postagenten für die Ansiedlung zu Omahá. Dieses Amt war nicht schwer zu verwalten, denn es gab nur wenig Briefe zu empfangen und abzugeben. Er bekleidete eifrig und treu seinen Posten und machte seinen Hut zum Postbureau, was ihm die Bequemlichkeit gewährte, dass er es überall mit sich herumtragen konnte. Wenn er glaubte, dass ein Postreiter seines Weges zu kommen habe, ritt er stundenlang auf der Steppe herum, um demselben zu begegnen und in Empfang zu nehmen, was für ihn bestimmt war.

Tempora mutantur! Omahá hat sich seit jener Zeit 10.000mal vergrössert und besitzt gegenwärtig 30.000 Einwohner. Als im Jahre 1869 die Union-Pacific-Bahn eröffnet wurde, baute die Regierung daselbst ein schönes Postamt und der Congress ernannte Mr. Jones zum Postmeister. Die amerikanischen Postämter *(post offices)* sind nach einem eigenthümlichen originellen Systeme erbaut und entweder kreisförmig oder rechtwinkelig angelegt. Die Gebäude sind ringsum mit einer breiten Gallerie umgeben. Die Schreibstuben und anderen Amtslocalitäten befinden sich in der Mitte und sind zweckmässig durch Oberlicht beleuchtet. Zwischen den in gewissen Entfernungen von einander getrennten Schaltern ist die Wand mit einer Menge kleiner eiserner, mit Nummern und Schlössern versehener Thüren versehen, welche gross genug sind, um eine Hand hineinzustecken. Diese Thüren führen zu inneren Behältern, in welche von den Beamten die zur Abnahme bereite Correspondenz geworfen wird.

Amerikanisches Postamt.

Es ist in Amerika gebräuchlich, dass jeder grössere Geschäftsmann durch einen seiner Leute zur beliebigen Zeit seine Correspondenz vom Postamte abholen lässt, zu welchem Behufe ihm eines jener Fächer angewiesen und der Schlüssel dazu eingehändigt wird.

Omahá ist von New-York 2507 und von San Francisco 3300 Kilometer entfernt und ist die grösste und wichtigste Stadt im Staate Nebraska. Dieser nimmt eine geographische Lage ein wie die nördliche Hälfte des Königreiches Spanien, der er auch an Grösse so ziemlich gleich ist.

Der Staat Nebraska.

Die Union-Pacific-Bahn erstreckt sich von Omahá bis Ogden und hat eine Länge von 1780 Kilometer. Sie durchläuft die ganzen Gebiete von Nebraska, Wysoming und selbst noch einen Theil von Utah. Sie wurde 1863 begonnen und 1869 vollendet. Der Congress entschädigte die Gesellschaft statt der üblichen Garantie mit einem Landgeschenke in der Grösse von fast $4^1/_2$ Millionen Hectaren, das sich wie ein 64 Kilometer breiter Gürtel auf beiden Seiten längs der ganzen Bahn hinzieht. Dieses enorme Terrain enthält Ackerbau-, Weide- und Mineral-Ländereien, aber auch Wüsteneien, die wohl kaum der Cultur werth sind. Wir sind bereit,

Die der Union-Pacific-Bahn-Gesellschaft gehörigen und verkäuflichen Ländereien.

die ganze Strecke mitten durch von Ost nach West zu bereisen. *)

Von Omahá windet sich die Bahn circa 690 Kilometer auf der linken Seite des Platte-Flusses dahin und durchzieht die fruchtbarste Gegend vom Staate Nebraska. Namentlich gilt dies von der Strecke zwischen Omahá und dem Flüsschen Plum-Creek. Zahlreiche Gewässer laufen dem Platteflusse zu, und dieser überschwemmt zu gewissen Zeiten seine Ufer wie der alte Vater Nil. Daher rührt auch die grosse Fruchtbarkeit.

Günstiges Terrain zum Betriebe der Landwirthschaft.

Der Boden besteht laut den Bestimmungen des Staatsgeologen Hayden aus 5 bis 150 Fuss tiefen Ablagerungen gelben Mergels, die reich mit Humus überdeckt sind.

Das Klima ist dem des südlichen Deutschlands ähnlich. Die Luft ist trocken und rein und der durchschnittliche jährliche Regenfall beträgt 29 Zoll.

Die landwirthschaftlichen Producte bestehen in Weizen, Kukuruz, diversen Kartoffeln und anderen Wurzelgewächsen, chinesischem Zuckerrohre, Tabak, Aepfeln, Birnen, Pfirsichen, Pflaumen, Kirschen, Weintrauben und verschiedenen Beeren etc.

Es ist daher kein Wunder, dass das östliche Plattethal schon ziemlich stark besiedelt ist. Zahlreiche schöne Farmen erfreuen das Auge des Beobachters und legen sprechende Zeugenschaft über die Fortschritte des Landes ab. Viele unserer deutschen Landsleute haben sich dort schon niedergelassen und bedeutende blühende Ortschaften, wie Columbus, Fremont und dergleichen mehr gegründet, die durch ihre Wohlhabenheit in gutem Rufe stehen.

Der Platte-Fluss hat mitunter sehr breite Stellen, die beim schnellen Vorüberfahren wie Seen erscheinen, wesshalb man fast zur Annahme kommt, dass er einst auch durch eine rege Schifffahrt belebt werden wird. Dem ist aber nicht so, denn sein schlammiges, trübes Wasser ist nie über 6 Fuss tief. Der Platte-Fluss wird auch sehr oft Nebraska-Fluss genannt und dieser letzte Name ist sehr bezeichnend, denn er bedeutet nach einer Indianersprache „seichte Wasser“. Bei Nordplatte-City theilt er sich in zwei Theile, die

*) Der Verfasser dieses Werkes ist gern bereit, demjenigen, der sich für dieses Land interessirt, nähere Auskunft zu ertheilen.

gabelförmig auseinanderlaufen und den Nordplatte- und Südplatte-Fluss bilden.

Vom Plum-Creek an sieht man die Landwirthschaft in stetiger Abnahme, der Boden erscheint immer trockener und die cultivirten Strecken werden immer kleiner und seltener. Und so geht es fort bis Julesburg in einer Strecke von 286 Kilometer, welche das gesuchteste Weideland von Nebraska bildet. Der Boden ist mit gutem Prairiegras bestockt, zwischen welchem auch eine eigenthümliche, kurze und ganz ausserordentlich nahrhafte Grasart wächst, die bald nach ihrem Erscheinen am Stengel eintrocknet, ohne dabei an Nahrhaftigkeit zu verlieren. Sie macht sich also selbst zum Heu und erhält sich den ganzen Winter über, währenddem es vom Viehe mit gleicher Begierde gefressen wird wie im Frühlinge.

Vortreffliches Weideland.

Die Weideländer werden unstreitig bald in Felder umgestaltet werden, wenn die Einwanderung mehr und mehr dahingeleitet wird. Der günstige Moment dazu scheint jetzt gekommen zu sein, weil die Union-Pacific-Bahn den Verkauf ihrer Ländereien eröffnet hat. Die Preise sind mässig und die Zahlungsbedingungen sehr liberal. Das Land wird für Baar oder auf Credit verkauft, Die Preise variiren von 5 zu 20 fl. per österr. Joch = 0·575 Hectaren = 1·4209 amerik. Acker.

Preis des Landes.

Im Falle der Baarzahlung wird ein Abzug von 20% vom Creditpreise gemacht. Bei Verkäufen auf Credit müssen jährlich 6% Zinsen entrichtet werden.

Der Prairieboden ist dem der südrussischen Steppen sehr ähnlich. Beide sind reich an Humus, aber arm an Wasser, beide trocknen während der heissen Sommermonate leicht aus und wirken dadurch zerstörend auf das Leben der Pflanzen. Der erstere besitzt aber den Vorzug, dass leicht Untergrundwasser ergraben und die Erbohrung artesischer Brunnen bewerkstelligt werden kann, zu welcher Operation man in Amerika eine ganz besonders grosse Geschicklichkeit besitzt und wozu die Nähe der Felsengebirge und der schwarzen Berge einen sicheren Erfolg verspricht. Ist dies einmal der Fall, dann wird sich der Getreidebau dort schnell einführen und die amerikanische Kornkammer um Vieles erweitern.

Bald hinter Julesburg wird die Landschaft zur Wüstenei. Dort herrscht ein Urzustand, wie er von der Schöpfung her-

vorgebracht worden ist. Unübersehbar, ernst und feierlich wie die arabische Wüste liegt das Land da und bietet dem forschenden Auge keinen Anhaltspunkt, auf dem es mit Vergnügen verweilen könnte. Entblösst von Wohnungen civilisirter Menschen, nur von Indianerhaufen und Büffeln sporadisch belebt, beraubt der edleren Vegetation und nur mit dürrem, hartem Buffalogras bewachsen, oder gar nur mit Sand bedeckt, bringt es einen wahrhaft trostlosen Eindruck auf den Reisenden hervor, der um so viel peinlicher wird, wenn er ihn mit dem vergleicht, welcher durch den Comfort der fahrenden Salons erzeugt wird. Die einfachen, monotonen Stationsgebäude sammt den mit ihnen im Zusammenhange stehenden kleinen Ortschaften sind wenig darnach angethan, eine erfrischende Abwechslung in das traurige Panorama zu bringen.

Die Wüstenei von Nebraska.

Die Wüstenei zieht sich weit gegen Süden und gegen Norden, wo sie durch die schwarzen Berge, die sich an die Felsengebirge anschliessen, begrenzt wird.

Von Julesburg bis zur Station Sherman, eine Strecke von circa 290 Kilometer, ist die Bahn von regulären Regierungstruppen bewacht, um sie vor der Verwüstung durch die Indianer zu schützen. Auf dieser Linie befinden sich in regelmässigen Entfernungen von 10 zu 10 englischen Meilen 29 verschanzte Lager, von welchen jedes eine Besatzung von 30 bis 50 Mann enthält. Es macht einen melancholischen Eindruck, wenn man die einsamen Wachposten, wie von der Welt verlassen, da stehen sieht.

Verschanzte Militärlager.

Schon auf der Station Columbus bekommt der Reisende in der Regel die ersten echten Indianer vom Stamme der Paunis zu Gesichte. Sie halten sich für Freunde der Union, ohne sich viel um deren civilisatorische Gesetze zu bekümmern, und sie halten sich für civilisirt, weil sie in ihren Gürteln zum Scalpirmesser und Tomahawk auch noch einen Revolver hinzugefügt haben. Es sind merkwürdige Kerle von gesundem Aussehen, mit breiten, aufgedunsenen Gesichtern, mit vorne herabhängenden Zöpfen, in deren kohlschwarze Haare rothe baumwollene Bänder eingeflochten sind. Sie lieben es, in erbettelten abgetragenen europäischen Kleidern zu erscheinen, unter welchen auch der zerquetschte Cylinderhut und der fashionable Frack vertreten ist, was ihr Aussehen noch bizarrer

Das Auftreten der Indianer auf den Eisenbahn-Stationen.

macht. In den Händen der Männer glänzt der Tomahawk, ein fein polirtes Beil, dessen Stiel meist als Rohr zur Friedenspfeife dient. So oft ein Zug in den Stationen einläuft, finden sie sich auf den Plattformen ein, um sich sehen und bewundern zu lassen, was ihnen manche kleine Silbermünze einträgt. Obgleich sie ein ziemlich zahmes Aussehen haben, kommen sie uns doch vor wie wilde Thiere in den Menagerien, denn man behauptet, dass sie, wenn sie einen einzelnen weissen Mann in einem abgelegenen Orte begegnen, es nicht verschmähen, denselben zu scalpiren.

Nahe bei der Station Potter, etwa 30 Kilometer westwärts vom Fort Sidney, bemerkt man auf der rechten Seite der Bahn eine endlose Zahl kleiner, mit einem eigenthümlichen Grase bewachsener Hügel, die unter dem Namen „Prairie-Hundestadt" (*Prairie dog city*) benannt werden. Diese sind von einem oder mehreren Gängen oder Löchern durchzogen, in denen die Prairie-Hunde hausen.

Der Prairie-Hund, *spermophilus Ludovicianus* (in der Sprache der Indianer „Wisch-ton-Wisch" genannt), ist ein Pflanzenfresser und misst im ausgewachsenen Zustande sammt dem Schweife circa 16 Zoll. Der letzte ist wie bei den europäischen Eichhörnchen zottig und hat allein eine Länge von 4 Zoll. Dieses Thier liebt Gesellschaft und Geselligkeit, desshalb sieht man es nie allein, sondern stets in grosser Zahl auf engem Raum versammelt.

Die Prairie-Hunde gehören zum Geschlechte der Murmelthiere, sie sind mit einem zarten kastanienfarbigen Felle bekleidet, sind von plumper Gestalt und haben nicht im Mindesten eine Aehnlichkeit mit den Hunden, wesshalb ihr Name ganz ungerechtfertigt ist. Man gab ihnen denselben wahrscheinlich nur wegen ihrer Stimme, die dem Gebelle des Hundes einigermassen ähnlich ist. Diese Thiere würden bald ungemein überhandnehmen, wenn nicht die Schlangen und Adler in beständiger Jagd auf sie wären und dadurch ihrer Vermehrung Grenzen setzten.

Durch die fortwährende Gefahr zur Vorsicht gemahnt, pflegen sie auf den Spitzen ihrer Hügel in aufrechter Haltung Wachposten aufzustellen, die durch einen schrillen Ton jede herannahende Gefahr anzeigen, worauf die ge-

sammte Sippschaft augenblicklich ins Innere der Erde verschwindet.

Obgleich sie von Natur sehr scheu sind, so haben sie sich doch schon bis zu einer gewissen Entfernung von der Eisenbahn herangewagt und scheinen von den vorbeibrausenden Zügen wenig Notiz mehr zu nehmen. Man glaubt, dass die Schlangen, ihre Todfeinde, sie von einer früheren Ansiedlung verscheucht und zur Auswanderung getrieben haben, und dass sie nur das reiche Vorhandensein des von ihnen bevorzugten Grases veranlasst hat, in der Nähe der Bahn eine neue Colonie anzulegen.

Mit einem Fernglase in der Hand konnte man von der Plattform des Waggons aus ihrem geschäftigen Treiben bequem zusehen. Die Gestalt, das Wesen und die Eigenheiten dieser Thiere brachten uns ihre nahen Anverwandten, die Susliks oder Zieselmäuse, ins Gedächtniss, die zu beobachten wir so reichliche Gelegenheit auf den südrussischen Steppen gehabt haben.

Von da an erscheint die Vegetation wieder reicher und mannigfaltiger und der Boden wird wieder zur regelmässigen Prairie mit guten Weideplätzen. Wir befinden uns jetzt circa 1244 Meter über dem Ocean und das Klima wird bedeutend rauher. Man bemerkt dort öfters grosse Schaaren von Vögeln, die gleich Wolken die Sonne verdunkeln. Man sieht Buffalos, Hirsche, Elenthiere, Rehe und Antilopen durch den heranbrausenden Bahnzug, von ihrer Weide aufgeschreckt, nach allen Seiten davoneilen. Massen von Prairiehühnern, weniger scheu als die Vierfüssler, treiben sich im Grase herum und strecken neugierig ihre langen Hälse aus demselben hervor.

Eldorado der Jagdfreunde.

Diese Gegend ist das Eldorado der Jagdfreunde, die, von Indianern geleitet, oft massenhafte Beute machen. Mitunter kann man auch Indianer erblicken, wie sie auf ihren flinken Ponies den Buffaloheerden nachjagen, die dort noch ein souveränes Leben führen.

Die Felsengebirge

In **Hilsdale** beginnen die Felsengebirge *(Rocky Mountains)*, die den Naturfreund bis **Ogden**, eine Strecke von 917 Kilometer Länge, in einer beständigen Aufregung erhalten und seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Dort zeigt sich die Natur in ihrer ganzen Grösse und Unerschöpflichkeit in Hervorbringung neuer Formen und Gestalten. Noch hatte das Gebirge nicht den höchsten Grad seiner Rauheit und Starrheit erreicht und noch wechselten nackte Felsengruppen mit grasreichen Thälern mit einander ab, die den zahlreichen Buffalos, Hirschen und Elenthieren zum Aufenthalte dienen. Wenn die Einwanderer einstens bis zu jenen fernen Gegenden werden vorgedrungen sein, werden sie dort die feinsten und günstigsten Plätze für die Viehzucht finden.

Wyoming und das Felsengebirge.

Wir befinden uns nun im Territorium Wyoming, das fast halb so gross ist wie das deutsche Reich, und sind bereits bis zur Station Sherman vorgerückt. Diese liegt 2544 Meter über dem Ocean und bildet den höchsten Punkt, der je von einer Eisenbahn erstiegen worden ist. Die Union-Pacific-Gesellschaft wählte für die Station den Namen des Generals Sherman, weil er von einer Hünengestalt und der grösste Mann in der Armee der Vereinigten Staaten war.

Es war bereits nach Sonnenuntergang, als der Zug jenen hohen Punkt erreichte. Die hohen zerrissenen Felsenkegel warfen schon tiefen Schatten hinter sich und nur die Wolken glühten noch in einer unbeschreiblich schönen, früher von uns nie gesehenen dunkelkirschrothen Färbung, die in allen Nuancen abwechselte. Noch lange nach eingebrochener Nacht hielten sich Reisende auf der Plattform auf, um sich an den vorübereilenden dunklen, phantastischen Gebilden des wilden Gebirges zu ergötzen, bis sie die zunehmende Kälte von dort vertrieb. Wir suchten ermüdet das Bett auf und erwachten am andern Morgen 430 Kilometer weiter im Westen. Am Morgen stand das Quecksilber unter dem Gefrierpunkte und die Damen der Gesellschaft bestanden mit aller Gewalt darauf, dass die Salonwaggons geheizt wurden. Während der Nacht war eine grosse Veränderung in der Landschaft vor sich gegangen. Der Train befand sich 2286 Meter hoch über dem Meere und durchlief den ödesten und wildesten Theil des Felsengebirges. Alles um uns her war in Erstarrung. Kein Baum, kein Vogel und kein Vierfüssler war zu erspähen, alle Vegetation bis auf einiges Buffalogras war verschwunden, und selbst

die Vögel schienen diese traurige, unwirthbare Einsamkeit meiden zu wollen. Und so ging es noch fort, Schluchten folgten auf Schluchten bis zum grünen Flusse (*green river*). Dort beginnt wieder ein neues Leben und menschliche Thätigkeit.

Der Yellowstone-National-Park.

Unter unseren Reisegefährten befand sich eine kleine Gesellschaft, deren Ziel der Besuch des Yellowstone-National-Parkes war. Man wusste sich so viel interessante Dinge über die dortigen vulcanischen Erscheinungen zu erzählen, dass es nicht viel Aufforderns bedurfte, um uns an sie anzuschliessen. Wir verliessen daher in der Station Bryan den Train, um uns per Diligence nach jenem höchst merkwürdigen Orte zu begeben.

Der Geologe der Vereinigten Staaten Professor F. V. Hayden, der sich so viele Verdienste um die Erforschung der Länder auf beiden Seiten der Felsengebirge und der Sierra Nevada erworben hat, ist der Mann, durch den erst 1871 das prachtvolle Stückchen vulcanischen Bodens der civilisirten Welt bekannt worden ist. In Folge seines brillanten Berichtes an den Congress hatte dieser schon im darauf folgenden Jahre das ganze diese interessante Landschaft in sich fassende Gebiet von $12 \times 14 = 168$ deutschen □ Meilen als unveräusserliches Staatseigenthum erklärt und mit dem Namen Yellowstone-National-Park bezeichnet, der für ewige Zeiten dem Vergnügen und der wissenschaftlichen Belehrung des Volkes gewidmet bleiben soll.

Dieser Riesenpark liegt in derselben geographischen Breite wie die Gegend um Serajewo in Bosnien und 3000 Meter hoch über dem atlantischen Ocean. Die Reise dahin ist zwar im höchsten Grade interessant, aber die Wege und Stege befinden sich noch in einem primitiven Zustande und verursachen Einem viele Beschwerden. Ebenso ist auch für die Unterkunft der Fremden noch wenig Sorge getragen.

Wenn man sich dem vulcanischen Schauplatze nähert, gewahrt man schon von ferne grosse Dampfmassen wie aus einer riesigen Werkstätte sich gegen den Himmel erheben. Schritt für Schritt gestaltet sich das Panorama erhabener. Mit scheuer Ehrfurcht nähert man sich dem

mysteriösen Laboratorium der Natur. Man glaubt den Odem Gottes zu fühlen und seine Stimme zu vernehmen, denn überall sieht man sich von den activen Werken seiner Allmacht umgeben.

Der Yellowstone-river (Gelbsteinfluss) entspringt am östlichen Abhange des Felsengebirges und fällt nach kurzem Laufe in den gleichnamigen See, der fast in der Mitte des Gebietes liegt und die Gestalt einer ausgebreiteten menschlichen Hand hat. Seine Länge beträgt 38, seine Breite 17 bis 23 und seine gegenwärtige Tiefe $9^1/_3$ Meter. Die letzte ist durch vulcanische Einflüsse im beständigen Wechsel begriffen. Sein Gewässer ist wundervoll klar, seine Umgebung bilden Gletscher, grün schattirte Bergabhänge und in Ultramarin-Farbe glänzende Felsenpartien. Man kann sich wahrhaftig kein schöneres Bild vorstellen, als wenn man diese herrliche Landschaft in den krystallhellen Fluten gleich einer reizenden Coquette sich abspiegeln sieht. Wenn die Sonne den mit einer üppigen Vegetation bewachsenen Boden des Sees beleuchtet, dann nimmt das Wasser eine höchst effectvolle Färbung an, die namentlich von den Malern mit grossem Interesse betrachtet und studirt wird.

Der See bietet die merkwürdige Erscheinung dar, dass sein Gewässer regelmässig am Morgen ruhig und am Abende überaus aufgeregt ist. Die Erregung nimmt zu gewissen Zeiten dermassen überhand, dass sie zum wüthenden Seesturme wird. Am nächsten Morgen findet man dann das Ufer mit Algen und Kressen etc. bedeckt, die durch den Orkan entwurzelt und ausgeworfen worden sind.

Ein ganz besonderes Interesse verschaffen diesem See mehrere Felsen, welche nicht hoch über die Oberfläche emporragen und kleine Krater enthalten, aus denen unausgesetzt heisser Dampf hervorquillt, welcher das Wasser des Sees bis zu einem gewissen Umkreise so erhitzt, dass darin Eier gekocht werden können. Herr Professor Hayden, ein Mann, dem man gewiss glauben darf, erzählt, dass er auf einer solchen Stelle eine noch an der Angel hängende Forelle gekocht habe.

Was ist aber Alles dieses im Vergleiche mit den Heisswasser-Katarakten, Geisern, heissen Quellen und Solfataren,

deren es im Gebiete des Riesenparkes in grosser Zahl gibt. Ganz besonders berühmt ist das sogenannte Feuerloch-Thal. Dort gibt es Cascaden, die heisses Wasser von Terrasse zu Terrasse 30—170 Meter hoch hinabgiessen, und Geiser, die ihr Wasser periodisch bis zu einer Höhe von 80 Meter emporschleudern. Wir hatten von einem Hügel aus 22 Geiser gezählt, die mehr oder weniger hoch emporsprangen. Es gibt dort einen kleinen Bezirk von circa 20 Quadrat-Kilometer, innerhalb dessen man gegen 60 Geiser und mehr als 1000 heisse Quellen zählt.

Die Thätigkeit der Geiser ist nicht immer gleich. Es gibt Perioden, in welchen man tief in ihre Felsenkrater hineinsehen kann. Wir standen bei einem dieser Krater, welcher einen Durchmesser von 6—7 Meter hatte. Das Wasser seines Beckens war so ruhig und klar, dass wir in einer Tiefe von 10—12 Meter die kleinsten Gegenstände zu erblicken im Stande waren. Seine Wände waren mit einer vielfärbigen, glasurartigen Masse überzogen. Von Staunen und Bewunderung ergriffen standen wir da, als die Sonne die feurigen Farben belebte und Strahlenkegel daraus hervorzauberte, welche die menschliche Kunst vergeblich versuchen würde zu reproduciren. Aber nicht bei allen sah es so friedlich aus, andere befanden sich gerade in der fürchterlichsten Aufregung. Es zischte, spritzte und krachte und hatte den Anschein, als wenn die geheimnissvollen Elemente der Unterwelt unter sich in Aufruhr begriffen wären und ihre Schlachtenrufe durch donnerartiges Getöse und Erbeben der Erdrinde, durch Ausstossen 30—80 Meter hoher Säulen heissen Wassers und kolossaler Dampfmassen beurkunden wollten, welche letztere bis zu einer Höhe von 300—500 Meter emporstiegen.

Was dort die Allmacht des Herrn der Welten den Augen der Menschen offenbart, vermag weder Sprache, noch Pinsel zu schildern.

Nur Schiller's Genius hat dazu die treffenden Worte gefunden, indem er sagt:

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,

Und Flut auf Flut sich ohne Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Der Yellowstone-National-Park befindet sich gegenwärtig noch gänzlich im Naturzustande und ist weit von dem entfernt, was er nach den hochherzigen Absichten der Staatenregierung werden soll, nämlich ein Versammlungsplatz der Vergnügungssuchenden, ein Observatorium der Naturforscher und ein Zufluchtsort der Kranken, zu welchen Zwecken die Grossartigkeit und Erhabenheit der Natur, die unendliche Abwechslung der schönsten landschaftlichen Scenerien, das gesunde Klima während des Sommers und die zahlreichen heilbringenden Mineralquellen reichlichen Stoff liefern.

Der Nationalpark ist ungefähr so gross wie das Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns. Dies ist wohl ein Raum, auf welchem Gartenkünstler und Verschönerungsvereine ihr Wirken auf grossartige Weise entfalten können.

Auf diesem Gebiete entspringen die Flüsse: Yellowstone, Green und Lewis. Die letzten zwei verändern während des Laufes ihre Namen in Colorado und Columbia. Alle drei sind ungemein fischreich und werden hauptsächlich von Forellen und Lachsen belebt.

Da die Umgebung im weiten Kreise bis nach Nebraska und hinein in die Territorien Montana, Idaho und Utah ungemein reich an Mineralien ist und Bergleuten ein grosses lohnendes Feld für ihre Thätigkeit bietet, lässt sich wohl mit Recht erwarten, dass sich jene Gegenden bald bevölkern werden.

Nach Professor Hayden's Befund bestehen die Gebirge in Gneis, Granit, Porphyr, Schiefer, Quarz und Kalkstein und enthalten Gold, Silber, Blei, Zinn, Eisen, Steinkohlen und Petroleum. Die Union-Pacific-Bahn lässt ein Steinkohlenwerk bearbeiten, welches 30 Fuss mächtig ist und ein ganz ausserordentlich gutes Product liefert.

Wir verliessen jene Gegend, höchst befriedigt durch das Gesehene, und wendeten uns dem Green-River zu, um auf einer Indianerbarke nach der Bahn zurückzukehren.

Daselbst trafen wir eine neue Gesellschaft, die von den östlichen Staaten kam, um einen Ausflug nach der Salzseestadt zu machen. Sie sah recht martialisch aus. Die Damen

waren von zwei grossen neufundländischen Hunden begleitet und bis zu den Zähnen bewaffnet, während sich die Herren blos auf ihre Fäuste zu verlassen schienen. Diese Gesellschaft machte, im Ganzen genommen, keinen angenehmen Eindruck, denn sie benahm sich zu excentrisch und originell. Unter Amerikanern fallen derlei Eigenschaften nicht besonders auf, denn die Originalität ist allen mehr oder weniger, wenngleich nicht angeboren, so doch in der Jugend eingeimpft. Doch bald befand man sich mit der neuen Gesellschaft im besten Einklange, denn die Damen waren hochgebildet und so liebenswürdig, dass sie ihre ganze Umgebung vollständig bezauberten.

Die Bahn durchschneidet nun einen der schönsten Theile der Felsengebirge und windet sich durch den Weber-Cañon (ein tiefes von dem gleichnamigen Flusse durchzogenes Schluchtenthal). Wir befinden uns bereits im Lande der Mormonen und haben häufig Gelegenheit, an den wohlbestellten Feldern und den Anlagen von Bewässerungswerken die Cultur und Intelligenz dieses Volkes zu bewundern. Nachdem der Bahnzug bei mehreren Punkten von grosser landschaftlicher Schönheit, wie: Kanzelfelsen, Tausendmeilen-Baum, Teufels-Schleifbahn und Teufelsthor, vorübergerauscht, lief er endlich in Ogden ein, wo die Union-Pacific-Bahn endet und die Central-Pacific-Bahn beginnt.

Ogden. Ogden liegt im Lande der Mormonen und ist eine neu angelegte und ungemein viel für die Zukunft versprechende Stadt mit 6000 Einwohnern, meistens Mormonen, die durch ihre Ehrlichkeit und Redlichkeit den Durchreisenden den Verkehr sehr angenehm machen.

Die Stadt befindet sich gegenwärtig etwa 5 Kilometer von der Hauptstation der Eisenbahn entfernt, aber es herrscht daselbst ein so reges Leben und eine solche Bauthätigkeit, dass man annimmt, dass schon nach ein paar Jahren die Stadt mit der Hauptstation in Eines verschmolzen sein wird. Ogden liegt 5500 Fuss über dem Meere und ist 4286 Kilometer von New-York und 1520 von San Francisco entfernt. In Ogden mündet auch die Utah-Centralbahn ein, derer man sich bedienen muss, um nach der Salzseestadt zu gelangen.

Ein Besuch in der Mormonenstadt am grossen Salzsee im Territorium Utah.

Es war an einem schönen, milden Nachmittage, als wir uns anschickten, der Salzseestadt einen Besuch abzustatten. Wir wählten uns einen Platz auf einem zweistöckigen Aussichtswaggon, von wo aus wir die Gegend ringsum bequem betrachten konnten.

Unter den Mormonen gibt es ganz vorzügliche Ingenieure und ausgezeichnete Handwerker aller Art, desshalb war es ihnen nicht schwer, die Bahn selbst zu bauen. Und in der That, sie haben ein Werk zu Stande gebracht, das in jeder Beziehung als musterhaft betrachtet zu werden verdient.

Die Bahn hat eine Länge wie ungefähr die Strecke Wien-St.-Pölten und kann in der Zeit von zwei Stunden bereist werden.

Gleich nach der Station Ogden schlägt der Train eine südliche Richtung ein. Zu unserer Linken zieht sich das romantische, sehr mineralreiche Whasatsch-Gebirge hin, welches bis zu einer Höhe von 3250 Meter emporsteigt. Die Felsenwände waren grell von der Abendsonne beleuchtet, so dass wir hin und wieder tief in ihre klaffenden Schluchten hineinsehen konnten. Zu unserer Rechten liegt eine monotone Ebene ausgebreitet, die sich bis zum Salzsee hinzieht, der nur sehr sparsam in der Ferne zum Vorschein kommt.

Der Boden, von Natur wenig für die Cultur geeignet, ist stark von Salzablagerungen durchzogen. Die ganze Gegend war noch vor 40 Jahren eine öde, unfruchtbare Haide, die kaum einiges Buffalogras hervorbrachte. Welch' ein Unterschied zwischen einst und jetzt! Gegenwärtig ist es Culturland und es ist nur der rastlosen Emsigkeit seiner Bewohner zuzuschreiben, dass sich die Wüste in fruchtbare Felder und üppige Wiesen verwandelt hat.

Ueberall, wo wir nur hinblickten, hatten wir Ursache, den Fleiss und die Intelligenz der Mormonen zu bewundern. Wir fuhren an zahlreichen Wasserbehältern, Canälen und Schleussen vorbei, welche bestimmt sind, dem Erdreiche, das bei dem überaus trockenen Klima nur sehr magere Ernten liefern würde, die befruchtende Feuchtigkeit zuzuleiten.

Es war im Spätsommer, aber trotzdem dass das Land in einer geographischen Breite liegt, die der von Spanien gleich ist, war doch die Ernte noch nicht vorüber. Die Temperatur hält sich dort auf einem viel niedrigeren Standpunkte, weil das Land ein Felsenplateau bildet, das 1700—1800 Meter hoch über dem Meere liegt. Die Weizenfelder befanden sich in einem sehr erfreulichen Zustande. Sie waren alle so gut gepflegt wie die in Alt-England und durch breite Raine von einander getrennt.

Die Sonnenblume scheint dort ihr Vaterland zu haben, denn sie war nach Millionen zu zählen, welche der Landschaft ein prächtiges, lachendes Aussehen verliehen. Die Wiesen waren mit guten Futterkräutern bestockt. Was aber die übrige ländliche Flora anbelangt, so war es mit derselben nicht am besten bestellt. Wir bemerkten davon weiter nichts als Thymian, Rosmarin, Salbei und diverse Haidekräuter.

Ein Mormonen-Missionär.

Auf unserem Zuge befand sich auch ein Mormonen-Missionär, der mit einer Zahl Neubekehrter von Europa zurückkam. Derselbe sprach mit grosser Begeisterung über seine Mission und über das bevorstehende Glück seiner Neophyten. Ein Herr aus unserer Gesellschaft liess sich mit ihm in ein Gespräch ein und fragte ihn im Scherze, was er zu thun hätte, um ein Mormone zu werden. Hierauf erwiederte jener: „Zuerst müssten Sie sich im Salzsee baden, hernach in einer heissen Schwefelquelle wiedertaufen lassen und darauf zur Communion gehen.“

Auf die Frage, ob er dann schon ein vollkommener Mormone wäre, erwiederte er: „Ein vollkommener Mormone! Nein, das wohl noch nicht, denn dazu müssten Sie erst wenigstens ein Dutzend Frauen besitzen.“ Darauf sagte der Andere: „„Nun gut, ich werde mir dieses erst einmal überlegen.““

Bei der Station Farington nähert man sich dem See und hat einen herrlichen Anblick über denselben und seine Inseln.

Die Salzseestadt.

Bald nach 6 Uhr hielten wir in der Salzseestadt unseren Einzug und traten für 3 Tage in Walker's Hôtel, oder wie man es dort nennt, im *Walker house* gegen eine Bezahlung von 8 fl. täglich in Pension. Die Einrichtung ist dort recht

comfortabel und die Verpflegung, sowie die Bedienung lassen nichts zu wünschen übrig. Bei der Tafel werden die Gäste von den Frauen des Hôtelisten mit ausgezeichneter Höflichkeit und Liebenswürdigkeit bedient. In einer geräumigen, reich mit exotischen Gewächsen ausgeschmückten Veranda pflegt man nach den Mahlzeiten auf Schaukelstühlen Siesta zu halten.

Wir liessen uns noch am Abend durch die Stadt führen. Diese ist von ziemlich grosser Ausdehnung und zählte damals 19.000 Einwohner, von welchen $^3/_4$ Mormonen waren. Die Strassen durchkreuzen sich alle in rechten Winkeln. Der quadratische Raum sammt allen darauf befindlichen Gebäuden zwischen 4 in einandergreifenden Strassen heisst: „*Ward*“ (Stadtviertel), nicht wie in den anderen amerikanischen Städten „*Block*“. Jeder solche Stadttheil steht unter einem Bischofe und besitzt eine öffentliche Schule. Physiognomie der Stadt.

Die Strassen sind mit schattigen Alleen eingesäumt und wenngleich zum grössten Theile ungepflastert, sind sie doch sehr reinlich gehalten; denn gutes, klares Gebirgswasser fliesst in Canälen durch dieselben. Beim Häuserbaue herrscht ein Geschmack vor, der mit dem Schweizerstyle eine Aehnlichkeit hat. Die Häuser sind meist einstöckig, von Holz und die Wände in den Aussenseiten mit Ziegelsteinen belegt. Alle Häuser sieht man mit Obst-, Küchen- und Ziergärten umgeben, die sie von denen der Nachbarn isoliren. Dadurch gewinnen sie das Aussehen traulich mitten im Grünen liegender Villas, aus denen Wohlstand und Zufriedenheit herausblicken.

Aus den Gärten schallte uns viel munteres Leben entgegen. Es war der Gesang der Vögel auf und das fröhliche Geschrei der spielenden Kinder unter den Bäumen. Für die schnelle Vermehrung der Bevölkerung scheint man dort besonders Bedacht genommen zu haben, denn Kinder gibt es in Massen und fast alle haben ein gesundes, blühendes Aussehen.

Die Früchte, die man in den Gärten hauptsächlich cultivirt sieht, sind Aepfel, Pflaumen, Aprikosen und Pfirsiche. Die ersteren erfreuen sich wegen ihrer ganz ausserordentlichen Güte einer solchen Beliebtheit, dass sie sogar in San Francisco Absatz finden.

Ueberall begegnet man fleissigen, friedlichen und anständigen Menschen und nirgends kommen uns Betrunkene in den Weg, deren es in den anderen Städten der Union gar so viele gibt. Der Genuss spirituöser Getränke, als Medicin ausgenommen, ist untersagt, ebenso auch der Handel mit denselben. In keinem Mormonen-Hôtel sind dergleichen zu bekommen, und wenn der Fremde deren wünscht, muss er sie entweder mit sich führen, oder sich in das dunkle Local eines Gewürzkrämers hineinschleichen, wo solche heimlich zu haben sind.

Das ist die freundliche, idyllische Physiognomie, die dem grössten Theile der Stadt aufgeprägt ist. Nur die Hauptstrassen haben durch die zahlreichen feuersicheren Magazine und die grossen steinernen Häuser, die von Behörden, Banken, Comptoiren und Waaren-Depôts eingenommen sind, ein verändertes Aussehen. Die Handelslehranstalt, das Theater, der Gerichtshof und das Rathhaus sind Gebäude, die vor allen anderen sehenswerth sind.

Die Residenz Brigham Young's.

Es gibt aber Stadtviertel, die ein ganz eigenes Interesse besitzen, wie z. B. Brigham's Ward. Dieses ist mit einer 10 Fuss hohen Mauer umgeben und enthält eine Zahl von Gebäuden, die nur zum Hofstaate des Präsidenten Brigham Young's gehören, als: das *Tithing house*, in welchem der von den Glaubensgenossen entrichtete Zehent niedergelegt wird, das *Bee-hive-house* (Bienenstock oder Harem), die Schule für die Kinder des Präsidenten, die Staatsdruckerei, das Museum und das Telegraphenamt etc.

Der neue Tempel.

Nicht weit davon befindet sich der neue, im Baue begriffene Tempel. Dieser ist in riesigen Dimensionen und im gothischen Style angelegt, dessen Kosten bis zur gänzlichen Vollendung auf 6 Millionen fl. veranschlagt sind. Das dazu verwendete Material ist Granit. An diesem grandiosen Werke wurde bereits seit 18 Jahren gebaut. Als wir es 1876 sahen, waren die Arbeiten gänzlich eingestellt und der Vorhof, sowie auch der innere Raum mit Gras bewachsen.

Man zweifelt sehr daran, ob die Mormonen je die Vollendung dieses Tempels sehen werden. Die Gemüther der Gläubigen werden von der bösen Ahnung gequält, als ob

noch eine neue Glaubensverfolgung über sie verhängt wäre und ihnen noch eine neue Auswanderung bevorstände.

Dies scheint wohl die Hauptursache zu sein, dass der Tempelbau in's Stocken gerathen und die Errichtung von projectirten Staatsgebäuden vorläufig sistirt worden ist.

Das Theater.

Es ist ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit, dass das Theater auch unter den Heiligen des jüngsten Tages, wie sich die Mormonen zu nennen belieben, so viele Anhänger und enthusiastische Verehrer hat. Beim Baue desselben wurden alle quälenden Bedenklichkeiten auf die Seite gesetzt und mit einer solchen Hast zu Werke gegangen, dass es in kurzer Zeit fertig dastand. Die innere Ausstattung ist höchst elegant, zweckmässig und vollkommen. Es hat eine solche Grösse, dass es bequem 1800 Personen im Zuschauerraum fassen kann. Das Repertoire ist ein gediegenes. Triviale Possen dürfen unter keinerlei Umständen zur Aufführung gelangen. Und wenn wir noch hinzufügen, dass sich unter den Darstellern wirklich hervorragende, glänzende Talente befinden, dann dürfen wir wohl sagen, dass das Theater zu Utah mit vollem Rechte ein Kunstinstitut genannt werden darf. Wir wohnten der Vorstellung: Romeo und Julie von Shakespeare bei, die sehr gelungen und unter stürmischem Beifalle über die Bretter ging.

Das Tabernakel.

Das Tabernakel ist das gegenwärtige Gotteshaus der Mormonen. Es ist ein immenses, auf einer elliptischen Basis erbautes und mit einer Kuppel bedecktes Gebäude, das 10.000 Andächtige aufnehmen kann. Die grosse Achse der Ellipse misst 250 und die kleine 150 Fuss. Es ist in der neuen Welt die grösste Rotunde. An Sonntagen wird daselbst Vor- und Nachmittags Gottesdienst abgehalten, der stets stark besucht ist. Besonders gross ist aber der Besuch an gewissen Festtagen, an welchen die Gläubigen mit ihren Kindern von weiter Ferne herbeiströmen, um ihren religiösen Verpflichtungen nachzukommen.

Das Wesen der Mormonen-Religion.

Die Mormonen heissen sich die Heiligen des jüngsten Tages, weil sie in dem Wahne leben, dass sich ihre Religion siegreich über die ganze Erde ausbreiten wird, wonach das in der Offenbarung des heiligen Johannes prophezeite 1000jährige Reich beginnen soll. Ihre Religon ist der Hauptsache nach wohl

die protestantisch-christliche; doch hat sie so viele jüdische, mohamedanische und heidnische Gebräuche und mysteriöse Dogmen in sich aufgenommen, dass sie in vieler Hinsicht monströs erscheint. Da in Amerika die Glaubensfreiheit keine Grenzen hat, so gibt es dort der sogenannten „Erleuchteten" zu tausenden, welche ihre fixen Ideen und imaginären Glaubenssätze lehren und predigen. Unter solchen Umständen ist auch die Mormonen-Religion entstanden. Anfänglich trug sie ein streng primitives biblisches Gepräge an sich, artete jedoch bald aus, indem sie heidnische Gebräuche aufnahm und die Polygamie als Hauptinstitution einführte, wesshalb sie bis heutigen Tages von der Regierung verfolgt wird.

Wenn man diese Institution oberflächlich betrachtet, scheint es, als ob sie das Meiste zu dem gegenwärtigen blühenden Zustande und zu der ausserordentlichen Vermehrung dieses Volkes beigetragen hätte. Man gibt in sich der Meinung Raum, dass in der Mitte der Familien Glück und Zufriedenheit ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, obgleich man nicht begreifen kann, wie es in Amerika, wo der Sinn für persönliche Freiheit so sehr ausgebildet ist, Menschen geben könne, die sich blindlings so strengen hierarchischen Gesetzen unterwerfen und wie sich in Europa beständig zahlreiche Neophyten finden, die nach der Vorschrift des Gesetzes nach Utah, oder wie sie es auch nennen, nach Neu-Sion oder Neu-Jerusalem auswandern müssen, wo sie harte Arbeit und überaus hohe Abgaben erwarten. Die Arbeit ist dort ein religiöses Gesetz und die Abgaben bestehen ausser den gewöhnlichen Staatssteuern in dem 10. Theile des mitgebrachten Vermögens und dem 10. Theil des jährlichen Erwerbes zu Gunsten der Kirche und dem 10. Theil der Zeit zur Verrichtung öffentlicher Arbeiten. Und dazu kommt noch die Pflicht der absoluten Unterwerfung unter den Willen der Vorgesetzten. Möchten dies in Europa alle Diejenigen bedenken, die eine Lust in sich verspüren, Mormonen zu werden!

Das Los der Frauen der Mormonen unterscheidet sich von dem ihrer Schwestern in der Türkei dadurch, dass sie frei herumgehen dürfen und ihre Zeit mit Arbeiten zubringen müssen und dies ist sehr gut, denn angemessene Arbeit

erzeugt Zufriedenheit und Heiterkeit des Gemüthes und macht manchen Kummer über das Fehlschlagen erhofften Glückes vergessen.

Die Zahl der Frauen, die ein Mormone zu sich nehmen darf, ist gesetzlich nicht bestimmt, sondern richtet sich nach seinen Vermögensverhältnissen.

Der Präsident Brigham Young z. B. hält in seiner ausgebreiteten Residenz, die den Namen „der Bienenkorb“ führt und gleich einem Harem mit einer hohen Mauer umgeben ist, 15 wirkliche Frauen und eine namhafte Anzahl von Kebsweibern, mit denen er 65 Kinder gezeugt hat. Er kann aber auch diesen Familiensegen erhalten und versorgen, denn er besitzt ein Vermögen von mehr als 7 Millionen Gulden. Ausser den obigen besitzt er auch noch eine unbeschränkte Zahl sogenannter spiritueller Frauen, mit denen er nur im Geiste vermählt ist und die nicht in seinem Bienenkorbe wohnen. Es sind meist alte und hässliche Jungfern oder Witwen, die zuvor den Weg alles Fleisches gehen und wieder verjüngt, verschönert und verklärt auferstehen müssen, um dann im glücklichen Jenseits mit ihm innig verbunden zu werden.

Es ist gar nichts Seltenes, dass man unter den Mormonen Männer und Frauen findet, die eingedenk der Worte des heiligen Paulus (I. Cor. VII. 38), dass es gut ist, zu heiraten, aber besser, ledig zu sein, sich nicht zu entschliessen vermochten, sich dem dunklen Geschicke des Ehestandes zu unterwerfen. Das Vermögen dieser Hagestolzen verfällt nach ihrem Ableben der Kirche.

Bei der Gründung der Polygamie hatte Brigham Young unstreitig das Ziel im Auge, die Zahl seiner Glaubensgenossen auf das möglichst Stärkste und Schnellste zu vermehren, und um diese Institution desto nachahmungswürdiger zu machen, bekleidete er sie mit dem Sittenmantel des alten, ehrwürdigen Patriarchenthums. Er verstand auch die göttliche, dem Abraham gemachte Verheissung so geschickt auszulegen, als wenn sie sich ganz vornehmlich auf seine Anhänger bezöge.

Es ist sehr merkwürdig, dass die Frauen, die im Allgemeinen in Sachen der Liebe egoistisch sind und keine Concurrenz dulden wollen, am Salzsee keine Eifersucht zu

haben scheinen und harmonisch und friedlich zusammen leben. Da wir hörten, dass unser Wirth im Begriffe stand, eine neue eheliche Verbindung einzugehen, frugen wir eine seiner Frauen im Scherze, ob sie sich darüber nicht gräme, worauf sie lachend erwiederte: „O, ganz und gar nicht, es wird dann bei uns um so viel lustiger zugehen.“

Man hört in Utah keine Klage über die Untreue der Frauen und alles das, was man anderswo sich über die Frivolität derselben erzählen mag, ist nur Verleumdung. Man sieht dort keine verlassenen Kinder, deren es bei uns in Europa leider gar so viele gibt, und keine öffentlichen Häuser, die in einem unzüchtigen Rufe stehen.

Bei der Wahl der ersten Frau mag wohl das Herz des Mormonen etwas mitzusprechen haben, aber bei den übrigen gibt nur der Verstand, oder besser gesagt die Speculation den Ausschlag. Bevor er zu einer neuen Wahl schreitet, pflegt er sich mit seinen übrigen cohabitirenden Frauen zu berathen. Gründe zu neuen Heiraten sind leicht aufgefunden. Er braucht nur bei seiner ersten Frau die Entdeckung zu machen, dass sie in der Haushaltung nicht ganz fest ist, um Veranlassung zu haben, eine zweite zu nehmen, die in diesem Punkte seinen Wünschen mehr entspricht. Auf diesem Wege bekommt er nach und nach eine geschickte Köchin, Wäscherin, Näherin, heitere Gesellschafterin etc., bis dass er glaubt, dass sein Hausstand vollkommen ist, oder bis er zur Wahrnehmung gelangt, dass in der Welt Alles eitel ist.

Die Mormonen lieben es nicht, in Einer Person alle jene Tugenden und Eigenschaften vereint zu sehen, die bei uns in Europa den Inbegriff einer musterhaften Hausfrau ausmachen, sondern huldigen dem Grundsatze: *„non multa, sed multum!“*

So lange die Mormonen bei der Wahl ihrer Frauen die nahe Anverwandtschaft respectiren, geht es wohl noch an, wenn sie aber hierbei zu sehr die patriarchalischen Sitten nachahmen und Schwestern, ja sogar die eigenen Töchter heiraten, dann überschreiten sie die Grenzen der Natur, sündigen gegen die allgemeine Moral und machen sich verächtlich.

Das ist es eben, wesshalb sie mit der Regierung im beständigen Conflicte sind, der früher oder später zu ihrem

Untergange oder zu ihrer Vertreibung aus der gegenwärtigen Ansiedlung führen wird.

Je mehr Frauen ein Mormone besitzt, desto höher steigt er in der Stufenleiter der Heiligen des jüngsten Tages und die Zahl der Frauen verschafft ihm in den Augen seiner Glaubensgenossen ungefähr dasselbe Ansehen wie unseren Banquiers die Zahl der Millionen.

Das Volk der Mormonen ist bis dato im stetigen Wachsen begriffen und entfaltet sich durch seinen unermüdlichen Fleiss und die exemplarische Nüchternheit, sowie auch durch die musterhafte Fürsorge seiner Vorgesetzten für alle materiellen und geistigen Bedürfnisse zu einem hohen Grad der Blüthe und Wohlhabenheit. Vagabunden und Bettler sind dort unbekannte Erscheinungen.

Das Land, in welchem gegenwärtig die Mormonen ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben, war vor ihrer Ankunft ein *no mans land*, um das sich die Welt nicht bekümmerte. Es war kein von Milch und Honig fliessendes Kanaan, sondern eine traurige Wüste, der sie nur mit unsäglicher Mühe und Arbeit die nöthigen Mittel zu ihrer Existenz abzugewinnen vermochten. Doch ihr bienenartiger Fleiss*) hat alle Schwierigkeiten überwunden und aus dem sterilen Boden ein Culturland gemacht.

Anfangs war es die Absicht des Lenkers der Colonie, in einer von der übrigen Welt ganz isolirten Stellung zu verharren. Doch bald traten unabwendbare Ereignisse ein, denen der streng patriarchalische Plan *nolens volens* zum Opfer gebracht werden musste. Die Pacific-Bahn wurde in Angriff genommen. Brigham Young sah die Wichtigkeit des Platzes auf der Etappe zwischen den beiden zu verbindenden Oceanen ein und arbeitete dahin, dass die Bahn über die Salzseestadt geleitet würde. Nachdem er aber seine Bemühungen ohne den gewünschten Erfolg sah, veranlasste er seine Mormonen, dass sie unverweilt eine Zweigbahn anlegten. Seitdem haben sie sich ein Bahnnetz gebaut, welches eine Totallänge von circa 350 Kilometern hat.

*) Die Mormonen haben in ihrem Staatswappen einen Bienenstock.

Mit den Eisenbahnen hielt im Lande auch der Fortschritt seinen Einzug. Man wollte eben auch nicht zurückbleiben. Bildungsanstalten aller Art wurden in's Leben gerufen und der öffentliche Geist erwachte, der gegenwärtig in 20 Zeitungen (10 allein in der Salzseestadt) seinen Ausdruck findet.

Nicht minder erhob sich die Literatur, die namentlich in Elisa Snow, einer der spirituellen Frauen des Präsidenten, eine würdige Vertreterin fand. Von dieser stammt eine Zahl religiöser Hymnen, welche im Tabernakel gesungen werden.

Der kirchliche Ritus der Mormonen ist dem der protestantischen Kirche sehr ähnlich und besteht in Beten, Singen und Predigen. Die Predigt ist aber die Hauptsache von Allem.

Der Mormonenstaat ist ein hierarchischer, der von Priestern beherrscht und regiert wird. Die gesammte Priesterschaft zerfällt in zwei Abtheilungen und zwar:

a) in die Priesterschaft des Melchisedek und

b) in die des Aaron.

Die erste bekleidet die höchsten Würden im Staate und ist dem Range nach eingetheilt, wie folgt:

1. in die Präsidentschaft, welcher sieben Räthe beigegeben sind, die die höchste unfehlbare Instanz bilden und sich allein der Offenbarung erfreut. Die mystische Zahl „sieben", die schon bei den Aegyptiern, Hebräern und Griechen eine so grosse Rolle spielte, scheint auch hierbei nicht ohne Einfluss gewesen zu sein;

2. in das Collegium der zwölf Apostel, welches in geistlichen und weltlichen Sachen das Schiedsrichteramt ausübt;

3. in das Collegium der Hohenpriester, unbeschränkt in der Zahl;

4. in das Collegium der Missionäre und

5. in das Collegium der Aeltesten, denen die Ausübung des Gottesdienstes obliegt.

Alle diese zusammen bilden die Generalversammlung, die nur in ausserordentlichen Fällen einberufen wird.

Die Priesterschaft des Aaron besteht in Bischöfen, Priestern und Lehrern, die den niederen Beamtendienst und den Unterricht zu besorgen haben.

Alle Priester der beiden Classen sind verheiratet und jeder von ihnen kann so viele Frauen halten, als es sein Einkommen gestattet. Die zwölf Apostel sind zum grossen Theile reiche Geschäftsleute.

Da es in der Absicht unserer Gesellschaft lag, dem Gottesdienste der Mormonen beizuwohnen, so begaben wir uns *in corpore* zum Präsidenten der zwölf Apostel, weil Brigham Young gerade abwesend war, um ihn um die Erlaubniss zu ersuchen. Dieser empfing uns überaus höflich und leutselig und sagte, dass die im Tabernakel eigens für die Aufnahme der Fremden errichtete Loge zu unserer Verfügung stünde.

Besuch des Tabernakels.

Am darauffolgenden Tage begaben wir uns inmitten einer von allen Seiten herbeiströmenden Menge von Gläubigen dahin. Der immense Raum und die kolossale Kuppel, die nicht von Säulen getragen wird, machte auf uns einen überraschenden Eindruck. Die Fremdenloge ist so gut angebracht, dass man Alles leicht übersehen kann. Eine trostlose Leere gähnt Einem entgegen. Der Raum hat kein kirchliches Aussehen. Man sieht nichts von den üblichen Ornamenten und Paramenten, die Wände sind mit langweiliger weisser Farbe übertüncht und man glaubt eher, dass man sich in einer riesigen Musikhalle von New-York oder London befinde. Vorne bemerkt man eine erhöhte Tribüne mit einem kleinen, nur mit zwei Armleuchtern aufgeputzten Altar, auf welchem die Liturgie abgelesen wird. Vor dem Altare steht ein schweres Pult mit dem aufgeschlagenen Mormonen-Evangelium und nicht weit davon ein metallenes mit Eiswasser gefülltes Gefäss, das bei der Communion zum Trinken unter den Gläubigen herumgereicht wird. Rechts und links befinden sich die Plätze für die höchsten Würdenträger der Kirche. In der Mitte sind unzählige hölzerne Bänke aufgestellt, die durch einen breiten Gang in zwei Abtheilungen für die beiden Geschlechter abgesondert werden. Den Hintergrund nimmt die kolossale Orgel ein, die grösste in den Vereinigten Staaten, welche von einem Mormonen gebaut worden ist, und ein seltenes Kunstwerk bildet. Die Zahl der Pfeifen, die alle aus Cedernholz verfertigt worden sind, beträgt mehr als zweitausend.

Mittlerweile begann man auf derselben meisterhaft zu präludiren. Der Raum füllte sich mehr und mehr, meist mit Frauen, die ihre Kinder, ja sogar Säuglinge mit sich schleppten, deren Geschrei sich mit den rauschenden Klängen des riesigen Instrumentes vermischte, ohne dass dieses von irgend Jemanden beanständigt wurde. Die Zahl der Anwesenden dürfte ungefähr 3000 betragen haben, als eine Hymne angestimmt und abgesungen wurde. Hierauf betrat der Präsident der Apostel die Tribüne und verlas die Namen der Aeltesten, denen an jenem Tage die Ehre zugedacht war, vor der Versammlung Vorträge zu halten. Nachdem wieder ein Lied abgesungen worden, erhob sich einer der Genannten, bestieg die Tribüne und begann seinen Vortrag. Wir nahmen unser Notizbuch zur Hand und folgten seiner Rede. Nach Beendigung derselben folgte wieder Gesang und ein Anderer begann zu predigen, und so ging es der Reihe nach fort. Alle Vorträge waren *ex tempore* gehalten und zeichneten sich weder durch Eloquenz noch durch einen logischen Ideengang aus. Man sprach eben von Allem, was in der Familie im Hause und in der Wirthschaft vorkömmt. Man pries den blühenden Zustand der Gemeinde und die Glückseligkeit des Mormonenthums, ohne irgend welche Ausfälle auf Andersgläubige zu machen.

Einer führte mit glühenden Worten den Gläubigen die Episode der Auswanderung nach dem Salzsee in das Gedächtniss zurück, schilderte die fanatische Wuth und die herzlose Verfolgung von Seite ihrer Feinde und die furchtbaren Leiden, die sie während ihres Auszuges durch die Wüste mitten im Winter zu erdulden hatten, gedachte der erhabenen Mission ihres allverehrten Präsidenten Brigham Young, der das fromme Völklein wie ein „zweiter Moses“, ohne einen anderen Wegweiser als das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung durch die Wüste geleitete, bis sie die Gegend des grossen Salzsees erreichten, in der sie die ihnen von Gott angewiesene neue Wohnstätte erkannten, etc. Bei der Schilderung dieses traurigen Exodus mussten sich viele Frauen ihre Thränen abtrocknen.

Viele der amerikanischen Prediger halten während ihrer Vorträge wenig auf eine gute Positur, sondern gehen auf der Tribüne wie die Schauspieler auf dem Podium, den Cylinderhut

auf dem Kopfe und die Hände in die Hosentaschen gesteckt, auf und ab. Diese rohe Manier haben auch die Mormonen angenommen.

Zu Utah lebte vor einigen Jahren ein Prediger, der sich gleich Abraham a Santa-Clara bei seinen Landsleuten einer grossen Popularität erfreute. Es war der Apostel Hebert Kimball. Er pflegte in seinen Predigten alles das aufzunehmen, was zwischen seinen Frauen und Kindern und in seiner Wirthschaft vorging. Besonders classisch war er im Vortrage seiner Dialoge und in seinen satyrischen Ausfällen auf die Heiden, d. i. Andersgläubigen, so dass er oft die ganze versammelte Gemeinde zum lauten Lachen hinriss. Er war auch ein grosser Vertheidiger der Polygamie, deren Rechtmässigkeit er dadurch zu beweisen glaubte, indem er constatirte, dass auch Abraham und die Patriarchen, Moses, David und Salomon Polygamisten waren, von welchen der letzte allein 1000 Frauen hielt — *quod erat demonstrandum.*

Das Glaubensbekenntniss der Mormonen.

Zum Schlusse des Gottesdienstes wurde das Glaubensbekenntniss abgelesen, welches ungefähr lautete, wie folgt:

1. Wir glauben an Gott den ewigen Vater und an den Sohn Jesus Christus, und an den heiligen Geist.

2. Wir glauben an die Bestrafung der Sünden, aber nicht an die der Erbsünde.

3. Wir glauben, dass durch die Versöhnung des Heilandes alle Menschen selig werden können, wenn sie den Gesetzen und Geboten des Evangeliums Folge leisten. Diese Gebote sind:

a) der Glaube an Jesum Christum;
b) die Reue;
c) die Taufe durch Eintauchung in das Wasser und die Vergebung der Sünden;
d) die Händeauflegung zum Empfange des heiligen Geistes.

4. Wir glauben, dass ein Mann von Gott berufen sein kann, zu prophezeien und Anderen durch Auflegung der Hände die Vollmacht zu geben, das Evangelium zu predigen und dessen Gebote zu vollziehen.

5. Wir glauben an dieselben Einrichtungen der Kirche, wie sie in der ersten Zeit der Christenheit bestanden, nämlich an die Apostel, Propheten, Hirten, Prediger und Evangelisten.

6. Wir glauben an die Gabe des heiligen Geistes, in fremden Sprachen zu reden, an Prophezeiungen, Offenbarungen, Erscheinungen, Heilung von Krankheiten und Auslegung der Schrift.

7. Wir glauben, dass die Bibel, wenn sie treu übersetzt, das Wort Gottes ist, und glauben auch, dass das Buch Mormon Gottes Wort ist.

8. Wir glauben alles das, was Gott geoffenbaret hat, was er gegenwärtig offenbaret, und glauben, dass er noch grosse und wichtige, auf sein Reich bezughabende Dinge offenbaren wird.

9. Wir glauben an die Wiedervereinigung Israels und an die Wiederaufrichtung der 10 Stämme, dass Sion in diesem Lande wieder erbaut, dass Christus persönlich auf der Erde regieren und dass die Erde erneuert und die Herrlichkeit des Paradieses erlangen wird.

10. Wir glauben, dass wir das Recht haben, Gott nach den Eingebungen unseres Gewissens anzubeten, und dass alle Menschen das gleiche Recht besitzen, Gott nach ihrer Weise anzubeten.

11. Wir glauben, dass es unsere Pflicht ist, den Königen, den Präsidenten, den Statthaltern, den Obrigkeiten und den Gesetzen zu gehorsamen und selbe zu ehren und zu vertheidigen.

12. Wir glauben, dass wir verpflichtet sind, ehrlich, aufrichtig, keusch, wohlwollend, tugendhaft und wohlthätig zu sein.

13.*) Wir glauben auch an die Ehe nach der Weise der Patriarchen.

Betrachtung: Das beispiellose Wachsen und Gedeihen unseres Volkes, ungeachtet der vielen Anfeindungen und Verfolgungen, und in einem so wilden Lande zeigt auf das

*) Die ersten 12 Glaubensartikel sind von Jos. Smith, dem Gründer des Mormonenthums verfasst und der 13. von Brigham Young nach Einsetzung der Polygamie hinzugefügt.

Klarste, dass sich der Wille des Allmächtigen auf eine wunderbare Art in unserem Streben erfüllt, sein Licht der Wahrheit zu verbreiten und alle Nationen zu bekehren.

Mit diesen hochtönenden Worten wurde das Glaubensbekenntniss besiegelt. Hierauf folgte noch eine Hymne und der Gottesdienst war zu Ende.

Die Mormonen sind nicht im besten Einverständnisse mit der Bundesregierung, namentlich in Sachen der Polygamie, welche Vielen im Lande ein Gräuel im Auge ist. In dem Buche des Mormon ist derselben keiner Erwähnung gethan und daher wurde sie auch nicht von dem Gründer dieser Secte in die Satzungen der Religion aufgenommen. Erst Brigham Young fand es für gut, sie auf Grund seiner Unfehlbarkeit bei seinen Glaubensgenossen einzuführen. Da aber die Regierung das Dogma der Unfehlbarkeit nicht anerkannt und fortwährend an demselben rüttelt, so entstand der endlose Zank und Hader, der zwischen beiden bis heutigen Tages obwaltet.

Es wurden beim Congresse zu Washington schon mehrmals Gesetze in Vorschlag gebracht, welche die gewaltige Abschaffung der Polygamie zum Zwecke hatten, dieselben fanden aber niemals eine einstimmige Annahme. Die Meinungen der Congressmitglieder waren zu verschieden, was Einen eben nicht Wunder nehmen darf, wenn man bedenkt, dass es in den Vereinigten Staaten mehr als 100 bekannte christliche Secten gibt, die ihre Religion frei ausüben dürfen, aber dabei sich oft so schroff gegenüberstehen, dass sie sich thatsächlich unter einander mit Koth bewerfen.

Das schwankende Vorgehen der Regierung machte die Mormonen noch unbeugsamer und ermuthigte sie so sehr, dass sie bei derselben kategorisch die Anerkennung des Dogmas der Polygamie und die Erhebung ihres Territoriums zum Staate forderten. Das Gesuch war mit einer von mehr als 22.000 Frauen unterzeichneten Riesenadresse begleitet, in welcher sich diese mit der Polygamie vollkommen einverstanden erklärten.

Es war zu viel verlangt und das Gesuch wurde rundwegs abgeschlagen. Man wollte den Mormonen keine zu grosse Macht in die Hände geben, denn einem nordamerikani-

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

schen Staate steht das Recht zu, sich selbst zu regieren, seine eigenen Gesetze zu geben und zwei Senatoren und eine Zahl von Deputirten nach Washington zu entsenden, während einem Territorium die erwähnten Rechte versagt sind und dasselbe sich gefallen lassen muss, wie unter Vormundschaft stehend betrachtet zu werden und nur einen einzigen Abgeordneten zum Congresse absenden zu dürfen.

Bald darauf liessen sich die Mormonen verschiedene Ungesetzlichkeiten zu Schulden kommen, die nicht anders als mit den Waffen in der Hand geschlichtet werden konnten. Die Folge davon war, dass 1861 die grösste Hälfte des Landes (4898 deutsche □ Meilen) vom Territorium losgetrennt und daraus der Staat Nevada geschaffen wurde. Seit jener Zeit befindet sich in der Nähe der Salzseestadt zur Aufrechthaltung der Ordnung ein Fort, welches mit Bundestruppen und Kanonen besetzt ist. Es ist das Fort Douglas, welches der schönen Aussicht wegen von allen Fremden besucht zu werden verdient.

Die Umgebungen der Salzseestadt.

Die Salzseestadt liegt am westlichen Abhange des Wasatch-Gebirges, im schönen, breiten, 172 Kilometer langen Utach-Thale und in der Nähe des Jordanflusses, welcher aus dem 48 Kilometer entfernten Utah-See *) kommt und 15 Kilometer unterhalb der Stadt in den Salzsee, oder nach der Benennung der Mormonen in das „todte Meer" fällt.

Zwischen dem Flusse und dem See breitet sich eine grosse Ebene aus, deren Boden wenig fruchtbar, aber reichlich mit alkalischen Salzen gesättigt ist. Nach starkem Regen bilden sich auf dem thonigen Boden grosse, mit einer natürlichen, aus Pottasche, Soda und Ammoniak bestehenden Lauge angefüllte Lacken, deren Inhalt zu verschiedenen Zwecken, namentlich aber zur Seifenfabrikation verwendet wird.

Auf dieser Ebene, etwa 16 Kilometer westlich von der Stadt entfernt, sieht man einen grossen indianischen Grabhügel *(Tumulus)* und noch weiter westlich in der Nähe des Salzsees eine 100 Meter lange Todtengruft, die von den Eingeborenen in grossen Ehren gehalten wird.

*) Utah oder Juta bedeutet in einer Indianersprache „Bergbewohner".

Die Utah-Westbahn läuft durch diese Ebene bis zur südlichen Spitze des Sees, wo sie mit dem eleganten Dampfer „General Garfield“ in Verbindung tritt, der regelmässige Fahrten auf dem See unterhält.

Die Mormonen und Indianer stehen zu einander in einem freundschaftlichen Verhältnisse. Die ersten betrachten die letzten quasi als ihre Brüder und als die Nachkommen des Ham. Zu unserem Bedauern müssen wir aber constatiren, dass an den Rothhäuten kein civilisatorischer Einfluss wahrzunehmen ist.

Westlich vom Jordanflusse ziehen sich drei, fast parallel laufende und ziemlich in gleichen Distanzen von einander entfernte Gebirgszüge vom Süden dem Salzsee zu. Es sind die Oquirrh's-Guyots- und Cedern-Gebirge. Alle drei sind vulkanischen Ursprungs und mehr oder minder mit Wäldern bewachsen. Schöne, malerische Thäler, wie das Rusch- und das Quellen-Thal, liegen zwischen denselben und sind reich an heissen Mineralquellen und ganz vortrefflichen Ansiedlungsplätzen.

Im Guyot-Gebirge, südlich vom Salzsee, befindet sich der 3250 Meter hohe Lone-Pick, der höchste Berg des Territoriums. Der Südwesten dieser Gebirge ist reich an Silber, Kupfer, Zinn, Eisen, Schwefel und Steinkohlen und Stockton, Ophir, Dry, Paravan und East Cañons sind Plätze, wo der Bergbau stark betrieben wird. Gold findet sich nur im Wasatsch-Gebirge und in der Sierra Navajos am Rio San Juan.

Der Salzsee mit seinen 7 felsigen Eilanden und den zwei tief in denselben einschneidenden romantischen Landzungen bildet im Sommer den Tummelplatz der Vergnügungszügler. Er ist circa 120 Kilometer lang und 52 breit und umfasst einen Flächenraum von 69 □Myriameter. Sein Wasser enthält 20% Salz, d. i. also fast 4mal so viel, als man in den Meeren findet. Es ist daher natürlich, dass darin weder Fische noch Wasservögel ihre Existenz finden. Der stärkste Mann wird vom Wasser getragen und bedarf ebenso vieler Geschicklichkeit wie Mühe, in demselben unterzutauchen, als in süssen Gewässern sich auf der Oberfläche zu erhalten. Wenn man nach einem Der Salzsee.

genommenen Bade aus dem Wasser steigt, so sieht man seinen Körper mit einer Salzkruste bedeckt, die man mit einem Spane abzuschaben pflegt, bevor man sich mit süssem Wasser abwäscht. Der daselbst, namentlich im Sommer, vor sich gehende Verdunstungsprocess ist sehr gross und zeigt sich in den milchweissen Wolken, die über dem See schweben.

Die Mormonen behaupten, dass seit ihrer Ankuft 1847 das Niveau des Sees um circa 3 Fuss gesunken sei. Dies ist eine merkwürdige Erscheinung, wenn man in Betrachtung zieht, dass der See keinen Abfluss hat und in sich den Jordan-, Weber- und Bärenfluss und ausser diesen noch acht kleinere Flüsschen aufnimmt.

Das Land, das die Mormonen besitzen, hat einen Flächenraum, der beinahe so gross ist als die Hälfte des deutschen Reiches. Die gesammte Einwohnerzahl, die darauf lebt, beträgt aber nicht mehr als 130.000 Seelen, von denen 60.000 Mormonen, 35.000 Indianer und 35.000 ein Gemenge von verschiedenen Völkerstämmen und Nationen sind.

Obgleich im Lande, wie wir schon früher zu bemerken Gelegenheit hatten, der Boden kein besonders fruchtbarer, die Flora eine dürftige und die Fauna eine wenig interessante ist, so haben doch die Mormonen durch ihren unermüdlichen Fleiss die unter Cultur gebrachten Strecken zu einer solchen Blüthe gebracht, dass Utah unter allen sogenannten Territorien der Vereinigten Staaten weitaus das bedeutendste ist.

Reise von Ogden nach San Francisco in California.

Wir verliessen die Salzseestadt voll der angenehmsten Erinnerungen und kehrten nach Ogden zurück, um per Central-Pacific-Bahn unsere Reise fortzusetzen.

Central-Pacific-Bahn.

Die Einrichtung dieser Bahn, sowie auch die Eleganz und Bequemlichkeit ihrer Waggons steht der ihrer Schwester, der Union-Pacific-Bahn, wenig nach.

Ringsum ist noch fruchtbares Mormonenland, das mit schön geformten und reich bewaldeten Hügeln des Whasatsch-Gebirges umgeben ist, zwischen welchen hin und wieder der

Spiegel des im Golde der Abendsonne glänzenden grossen Salzsees hervorleuchtet. Wir befinden uns auf der Plattform des Waggons und sehen mit Entzücken und Wohlbehagen der im beständigen Wechsel vorübereilenden Landschaft zu, welche in einem Meere von wundervoller, magischer Beleuchtung zu schwimmen scheint. Der Zug läuft mit einer Schnelligkeit von 60 Kilometer per Stunde und bereits wird Bonneville, die erste Station, sichtbar, von der uns ungeheuere, nach Schwefelwasserstoffgas duftende Dampfwolken entgegenkommen. Es ist eine reichhaltige, wie ein Geiser in die Höhe springende Schwefelquelle, die in einem prachtvollen Rahmen grossartiger Naturschönheiten eingefasst ist und alle Zeichen einer zukünftigen Gesundheitsstation an sich trägt. Nach ganz kurzem Aufenthalte setzt sich der Zug wieder in Bewegung und erreicht bald die Station Corinne. Wir sind noch immer nicht müde, neue Eindrücke in uns aufzunehmen, doch die Abendschatten werden immer dunkler, die Sonne ist bereits hinter den Bergen verschwunden, die hereinbrechende Nacht löscht bald das freundliche Tageslicht aus und schliesst die Fenster des Riesen-Panoramas zu. Wir ziehen uns ungern in den Salon zurück, in welchem bereits alle Anstalten zu einem feierlichen religiösen Abendgesange getroffen sind, an dem sich insgesammt alle Damen und Herren im Chorus betheiligten, welchen wir auf dem schönen Salonharmonium zu begleiten haben. Nachdem ein paar Chorale abgesungen worden, spielten wir noch die österreichische, die englische und die russische Volkshymne, was ausserordentlich gefiel. Die österreichische Hymne ist den Amerikanern mehr bekannt, weil sie sie in ihre Kirchenmusik aufgenommen und der Musik passende Worte unterlegt haben. Bis 10 Uhr wird noch über die Tageseindrücke conversirt, dann kommt aber ein Diener mit der Anzeige, dass der Schlafsalon in Bereitschaft ist, der wir sogleich folgen, um früh am nächsten Morgen unsern Observationsposten auf der Plattform wieder einnehmen zu können. Hierauf noch ein allgemeiner reisekameradschaftlicher Händedruck und „gute Nacht“ und jeder sucht seine Schlafstelle auf, um sich dem vorgeschriebenen Reglement zu fügen und Niemanden in seiner Nachtruhe zu stören. Es ist ein feier-

licher Moment, wenn man sich so gesund und wohl in seinem weichen fahrenden Bette ausstreckt und dabei bedenkt, welchen Gefahren man dabei beständig ausgesetzt ist, wie das Leben, das Glück und die Gesundheit von Hunderten durch irgend ein kleines Versehen oder die leiseste Nachlässigkeit des Maschinisten oder durch irgend einen der vielen unberechenbaren Umstände in Einem Augenblicke vernichtet werden kann. Man ist unter solchen Umständen gerne zum Nachdenken bereit und thut wohl, wenn man seine Rechnung mit sich selbst und der Vorsehung abschliesst, Soll und Haben mit einander vergleicht und das in der Regel herauskommende Deficit der göttlichen Barmherzigkeit empfiehlt. Als wir am anderen Tage früh erwachten, befanden wir uns bereits 422 Kilometer weiter gegen Westen, im Humboldts-Thale im Staate Nevada. Dieses Thal ist ungefähr 348 Kilometer lang und 3 bis 7 Kilometer weit und trägt den Namen unseres berühmten Landsmannes und genialen Naturforschers, der zwar nie persönlich diese Gegend besuchte, in ganz Amerika aber ausserordentlich verehrt wird. Die Eisenbahn läuft das ganze Thal entlang, welches auf beiden Seiten von hohen, nackten Gebirgszügen, Zweigen der Sierra Nevada, eingesäumt ist. Die Fahrt durch dieses lange Thal ist sehr monoton und trostlos, denn die Berge sind ringsum von der Sonne verbrannt und aller Vegetation entkleidet. Es gibt nur wenig Flüsse, die das Thal bewässern und für die Colonisten anziehend und einladend machen. Der bedeutendste ist der Red River, der aus einem der nördlichen Seitenthäler der Sierra Nevada herauskömmt, die Eisenbahn etliche Kilometer lang begleitet und dann durch eine südliche Schlucht dem Colorado zueilt. Der Humboldt-Fluss bleibt seinem Thale länger getreu. Er entspringt circa 397 Kilometer westlich von Ogden in der Nähe der Central-Pacific-Bahn, strömt längs derselben an 517 Kilometer dahin, berührt die Hauptstationen Elko, Carlin, Bettle-Mountain, Winnemuca und ergiesst sich bei der Humboldts-Brücke in den 60 Kilometer langen und 17 Kilometer breiten Humboldt-See, aus dem er im Südwesten wieder austritt, um bald darauf spurlos im Sande zu verschwinden. Das Humboldts-Thal hat vom Anfang bis zum Ende ein Gefäll von etwa 400 Fuss. Was die Natur an

Humboldts-Thal.

Nevada.

Vegetation diesem Thale entzogen, hat sie ihm dagegen auf's Reichlichste an diversen Erzlagern gespendet, deren Existenz nur vorerst bestätigt ist, deren Schätze aber bis dato unberührt im Schoosse der Berge schlummern. Die Atmosphäre ist dort so rein, dass 30 Kilometer entfernte Berge scheinen, als wenn sie nur 1 Kilometer entfernt wären. Bei Sonnenschein schimmern sie in einem unbeschreiblich schönen violetten Lichte. In der Umgebung leben noch viele Indianer, die dem Stamme Walla-Walla angehören; sie machen sich auf den Plattformen der Stationen sehr bemerklich, sind schon Indianer. insoweit von der Civilisation beleckt, dass sie ein Quodlibet alter, abgelegter europäischer Kleidungsstücke an sich tragen.

Die Weiber (*Squaws*, sprich *Squaus*) haben ein ungemein verkümmertes, miserables Aussehen. Ihre Gesichter sind mit breiten, zinnoberrothen und schwefelgelben Streifen bemalt und haben ein furchtbar ernstes Aussehen. Sie betteln nicht, danken auch nicht für die erhaltenen Gaben, nur wenn man ihnen ein 5- oder 10-Cents-Silberstück zuwirft, verzerrt sich ihr Mund zu einem grinsenden Lächeln. Am Rücken tragen sie einen hässlichen ledernen, pantoffelartigen Sack, in welchem sich ihre edlen Nachkömmlinge (Pappus) wie egyptische Mumien eingewickelt und aufrecht stehend befinden, so dass nur der Kopf sichtbar ist, über welchen zum Schutze gegen die sengenden Sonnenstrahlen ein kleines Vordach aus Baumrinde angebracht ist. Für die Besichtigung dieser kleinen Monstra zahlt man in der Regel 2 Bits = 25 Cents = 50 kr. öst Währ. extra. Das ist wohl der erste Anfang vom Geschäftsleben zwischen Indianern und Europäern auf der Central-Pacific-Eisenbahn. Auf der Station Elko war ein längerer Aufenthalt und wir hatten genug Gelegenheit, uns diese Gattung Menschen zu betrachten. Die Männer sind alle von starkem Körperbau, haben dicke, aufgeschwollene bartlose Gesichter, schwarzes hartes, den Pferdemähnen ähnliches Kopfhaar und kleine schlaue, lebhafte Augen, keiner von ihnen sprach englisch oder wollte es wenigstens verstehen. Wir zeigten ihnen unsere Taschenuhr, da sich aber viele Hände darnach ausstreckten, schoben wir sie schnell wieder in die Westentasche zurück. Mehrere Damen unserer Gesellschaft warfen ihnen bunte Bänder und entbehrliche Toilette-

Gegenstände zu, welche sie in eine grosse Aufregung versetzten und fast einen Kampf unter ihnen zur Folge hatten. Ein Herr liess sich vom Restaurant einen Korb voll Speisenresten bringen, die vom Mittagessen übrig geblieben waren, und warf sie ihnen von einem Fenster stückweise zu. Es machte uns viel Spass zu sehen, welche Behendigkeit Jung und Alt entwickelte, um das eine oder das andere Stück zu erschnappen. Elko war früher in sanitärer Beziehung seiner Sümpfe wegen sehr verrufen, nachdem aber Eucalypten dorthin verpflanzt worden sind, haben alle Klagen aufgehört.

Humboldts-Station.

Die Humboldts-Station mit dem Humboldts-Hause ist 862 Kilometer von Ogden und 50 Kilometer von der Brücke gleichen Namens entfernt. Sie gewährt eine überaus grosse Ueberraschung und gleicht einer Oase in der Wüste. Seit Corinne wieder die ersten grünen Bäume! Der Besitzer der Humboldt-Station hat es sich viel Geld und Mühe kosten lassen, um die Umgebung der Station zu cultiviren. Es ist ihm auch in kurzer Zeit mit Hilfe des Wassers vollkommen gelungen, einen prachtvollen Garten anzulegen, welcher mit einem üppigen Grasteppich, semitropischen Blumen und schönen schattigen Bäumen geschmückt ist. Vor dem Speisesalon ist eine hübsche Fontaine mit einem grossen marmornen Wasserbecken erbaut, in welchem sich eine Menge von Goldfischen herumtummelt. Die Fontaine wird direct von einer kalten Felsenquelle gespeist und ist mit Zwergpappeln und Akazien umpflanzt. Ein schöneres Denkmal ist wohl nie und nirgends unserem unsterblichen Humboldt errichtet worden. In unmittelbarer Nähe der Station befinden sich sehr ergiebige Schwefelminen.

Hier begegneten wir auch dem Locomotive Nr. 149, demselben, welches im vergangenen Mai sich beim Wett-Schnellzuge betheiligte, welcher den Weg zwischen den beiden Oceanen in 4 Tagen zurücklegte. Diese Maschine wiegt 65.450 Pfund und machte in einer Tour 1519 Kilometer, d. i. in einer Stunde 65.7 Kilometer. Ein unerhörtes Resultat in der Geschichte der Locomotive jener Zeit.*) Nachdem man

*) Welcher Fortschritt im Baue der Eilzugmaschinen! 1876 vermochte man mit ihnen 65.7 Kilometer per Stunde zurückzulegen, gegenwärtig dagegen laufen zwischen New-York und Philadelphia Maschinen, die 96 Kilometer per Stunde zurücklegen.

den Humboldt-See im Rücken hat, dringt die Bahn immer tiefer in die Sierra Nevada ein. Der Schneefall in dieser Gegend soll mitunter 16—20 Fuss betragen, wodurch die Truckec-Landschaft, in der wir uns nun befinden, zu einer der rauhesten und ödesten wird. Ungeheure Schneegalerien sind dort mit enormen Kosten zum Schutze der Bahn errichtet worden. Ein Tunnel folgt auf den anderen, so dass es den Anschein hat, als wenn es nur Ein endloser Tunnel wäre. Der Rauch und der Dampf der Maschine machen sich darin auf eine äusserst unangenehme Weise fühlbar. Die grösste dieser Schneegalerien ist 1700 Fuss lang. Alle zusammen messen sie 86 Kilometer. Die Construction besteht nur aus dicken Balken von 16—20 Zoll Diameter.

Von Reno nach Virginia City.

Virginia City oder die Silberstadt, wie sie die Amerikaner auch heissen, ist heut zu Tage per Vicinalbahn, die sich in Reno von der Central-Pacific-Bahn abzweigt, leicht erreicht. Die Entfernung beträgt nicht mehr als 36 Kilometer. Virginia City

Die Stadt nimmt einen gewaltigen Anlauf, um sich in ihrer äusseren Erscheinung als die würdige Repräsentantin der unermesslichen Schätze darzustellen, die dort in edlem weissen Metalle dem Schoosse der Erde entnommen werden.

Es ist kein Wunder, wenn man Prachtgebäude auf einem silberreichen Boden entstehen sieht, der die Besitzer zu Krösusen gemacht hat. Wir verstehen darunter die Banken, vor deren Macht sich Alles beugt und vor denen die Bergleute mit ehrfurchtsvollem Blicke vorbeiwandeln.

Der Gott Mammon führt dort die Alleinherrschaft und duldet den Gott der Christen nur im bescheidenen abgelegenen Kirchlein, mit deren Besuch es nicht weit her ist. Viel besser geht es in dieser Hinsicht den zahlreichen Trinkstuben, Spielhöhlen, Clubs und Hôtels, in welchen letzten der Fremde für 10 fl. täglich ein ziemlich gutes Unterkommen finden kann.

Virginia City zählt circa 50.000 Einwohner und besitzt bereits alle modernen Einrichtungen der grossen Städte. Unver-

hältnissmässig ist die Zahl der erscheinenden Zeitungen, die hauptsächlich in Reclamen und Annoncen, an denen die Amerikaner so Unübertreffliches leisten, sehr lohnende Geschäfte machen.

In den Strassen herrscht eine wahrhaft fieberhafte Aufregung. Alles eilt und rennt dahin, denn die Zeit ist kostbar. Bekannte, die sich auf dem Wege begegnen, haben kaum Zeit, sich zu begrüssen, noch weniger sich um das Befinden zu befragen, oder gar über das Wetter zu sprechen, was in der Regel nur Diejenigen zu thun pflegen, die an Zeit Ueberfluss haben. Wenn sie aber doch stehen bleiben, ist es nur, um von Flötzen und vom Werthe des Silbers zu reden.

Es war die Zeit der Wahl des Präsidenten der Republik, die sonst in allen Bewohnern der Vereinigten Staaten die höchste Sensation hervorruft. Dort oben in der Bergstadt schien sich Niemand darum zu bekümmern, welcher Name aus der Wahlurne hervorgeht, denn man war den ganzen lieben Tag über vollauf mit den Minen beschäftigt, und wenn man sich nicht Zeit nahm, bei Tage von denselben zu sprechen, so träumte man doch in der Nacht davon. Nur am Abende pflegte man sich einiges Vergnügen zu gönnen, indem man die Clublocale besuchte, um zu lesen, oder die Spielhöhlen, um sein Glück im Hazard zu versuchen, oder zuzusehen, wenn ein Schwindler oder Hitzkopf mit einem Revolver über den Haufen geschossen wurde.

Die Stadt wird vom Berge Davidson beherrscht, dessen prosaischer, aber ehrlicher Name in der neuesten Zeit dem mehr erhabenen „Silberberg" Platz machen musste. Auch die Vorstädte führen dergleichen edle Benennungen, wie z. B. Goldhill-suburb und Silber-suburb.

Die Umgebung bildet eine nackte, höchst traurige Einöde. Das Klima ist rauh und die Landwirthschaft ungemein kümmerlich betrieben. Wozu soll man auch im Schweisse seines Angesichtes die Felder bearbeiten, wenn Silber eben so leicht zu gewinnen ist?

Der Metallreichthum beschränkt sich nicht nur auf Nevada, sondern dehnt sich, wie schon früher gelegentlich bemerkt, auch auf die angrenzenden Länder Californien, Arizona, Utah, Oregon und Idaho aus, auf dessen letzten

Sandebenen auch prachtvolle Rubine und Saphire gefunden worden sind.

Der Silberreichthum von Whashoe wurde im Jahre 1859 von zwei herumstreichenden irländischen Goldgräbern zufällig entdeckt. Der District hatte dazumal noch gar keinen Namen und sie benannten ihn daher nach dem in der Nähe befindlichen See, der die indianische Benennung „Whashoe" trug. Sie machten sich zu Eigenthümern einer bedeutenden Strecke Landes und da sie nicht den rechten Begriff von dem Werthe desselben hatten, betrieben sie das Geschäft sehr oberflächlich, bis 1861 ein reicher, praktischer Californier dorthin kam und sich als Abnehmer ihrer Roherze erklärte. Schon mit Ende desselben Jahres sandte er circa 3000 Kilos davon nach San Francisco und erhielt dafür 9000 fl. Hierauf kaufte er von den Eigenthümern 1800 Quadratfuss des Erzreviers und bezahlte dafür 28 fl. per Quadratfuss. Dies öffnete den Irländern die Augen und kurz darauf kostete der Quadratfuss Flötz 2000 fl.

Gegenwärtig herrscht auf jenem Gebiete die stolze Komstock-Actiengesellschaft, der die Gründung und Entwicklung der Virginia-City am meisten zu verdanken ist. Diese Stadt ist aber bis *dato* nur eine Filiale von San Francisco in Californien.

Die Bundesregierung schien blos von einer dunklen Ahnung über die ganz ausserordentliche Wichtigkeit des Terrains geleitet gewesen zu sein, als sie im Jahre 1861 den westlichen Theil Utah's vom Mormonen-Territorium ablöste und daraus den neuen Staat Nevada schuf. Die Entdeckungen der Silberminen dieses Landes, dem schon die Mormonen den Namen Eldorado gaben, folgten dem Acte der Regierung schnell aufeinander. Californien sandte seine Ingenieure, San Francisco seine Bankherren und die übrige Welt die Arbeiter, und alle drei Factoren wirkten zusammen, um die Cultur, wenn auch nicht im edlen Sinne des Wortes, den Speculationsgeist und die technischen Unternehmungen auf den grossen Weg des Fortschrittes zu lenken. Die Börse von San Francisco sah diesem Thun und Treiben mit wohlgefälligen Augen zu und öffnete den neucreirten Speculationspapieren mit zärtlicher Liebe ihre goldenen Hallen.

Gleich darauf begann das Spiel der Börse. Alle bewegenden Kräfte und verführerischen Künste wurden aufgeboten, um die neuen Bonds gleich jungen schönen Damen in's rechte Licht zu stellen. Und die Stimme der Bank klang wie Sirenengesang. Wer vermochte den süssen, verlockenden Tönen eines so mächtigen Institutes, welches im Rufe der Allmacht und Infallibilität stand, lange zu widerstehen! Eine wilde, verwegene Jagd begann und Jedermann drängte sich herbei, seine Ersparnisse auf dem Altare des Molochs niederzulegen.

Die Folge davon war, dass die Komstock-Actien des sogenannten Gould- und Curry-Flötzes, des ergiebigsten in jener Zeit, deren jede nur einen Quadratfuss Minerallandes repräsentirte, im März 1862 mit 1000 fl. verkauft wurden. Im Juni standen sie auf 2000 fl., im August auf 3000, im September auf 5000, im Februar des darauffolgenden Jahres auf 6400, im Mai auf 7400, im Juni auf 8800 und im Juli 1863 auf 11.200 fl. ö. W. Die Actien der übrigen minder reichen Flötze gingen im gleichen Verhältnisse in die Höhe.

Das war der Culminationspunkt, den die Speculation erreicht hatte. So lange sich das betheiligte Volk mit schönen Phrasen abfertigen und mit fingirten Rechnungs-Ausweisen befriedigen liess, ging Alles recht gut. Als sich aber endlich Actionäre einfanden, die klingende Dividenden erheben wollten und trotz ihres Drängens solche nicht erhielten, da war es mit der Geduld des Volkes zu Ende. Man riss mit Gewalt den Vorhang vor dem Bildnisse weg, das man bis dahin nicht erblicken konnte, und siehe da, es zeigte sich in einem jämmerlichen Zustande. Es stellte sich klar heraus, dass das Volk getäuscht worden war. Man fand, dass einige Minen, welche im Verlaufe von zwei bis drei Jahren Millionen verschlangen, nicht einen Pfennig Gewinn abwarfen, und dass bei anderen sehr metallreichen der Nutzen von den hohen Betriebskosten verzehrt wurde.

Die Actien sanken nun plötzlich dermassen herab, dass mehrere davon gänzlich werthlos wurden. Schrecken und Verzweiflung griffen stündlich mehr um sich, und die Panique erreichte ihren höchsten Grad, als die stolze California-Bank mit einem furchtbaren Krache zusammenstürzte und im Sturze ihren allgemein geliebten und geachteten Director mit sich

fortriss, der den herben Schmerz nicht zu ertragen vermochte und seinem Leben ein gewaltsames Ende bereitete.

Wie es bei so tragischen Ereignissen öfters der Fall ist, so stellte es sich auch gar bald heraus, dass man zu schwarz sah, und dass bei einiger ruhiger Fassung der Sturz der Bank leicht aufzuhalten gewesen wäre, die auch in der That schon nach etlichen Tagen wie ein Phönix wieder erstand.

Um uns kurz zu fassen, in der Gesellschaft ging nun ein förmlicher Fermentationsprocess vor sich. Die grössten Schreier und die kleinmüthigsten Zweifler traten mit enormen Verlusten zurück, und die Muthigen, die das Vertrauen auf die Rentabilität der Unternehmung und die Hoffnung auf ergiebige Bonanzas nicht aufgaben, blieben. Man schritt mit frischer Energie zur Arbeit, führte neue, erprobte Maschinen und Manipulationen ein und gab der Verwaltung eine neue, einfache und auf Sparsamkeit gegründete Organisation.

Man machte die riesenhaftesten Anstrengungen, grub sich immer tiefer in die Erde hinein, bis man eine Tiefe von 2200 Fuss erreichte, und siehe, die Hoffnung und die Mathematik liessen nicht zu Schanden werden. Neue Silberflötze und Bonanzas kamen zum Vorscheine, die die Unternehmer schon in etlichen Tagen zu Millionären machten.

So viel ist gewiss, dass der Staat Nevada das Land des Erdballes ist, das in der neuesten Zeit das meiste Silber producirt. Es ist constatirt, dass die Minen dieses Staates im Zeitraume von 1859—1869 nicht weniger als für 270 Millionen ö. W. fl. Silberbarren lieferten. Im Jahre 1873 brachten sie für 50 Millionen Gulden hervor, und man glaubt annehmen zu dürfen, dass das 10jährige Resultat von 1874 angefangen noch ungleich grösser ausfallen und die Gesammtproduction aller berühmten Silbergruben in Mexico und Bolivia übertreffen wird.

Bei solcher Massenproduction ist es natürlich nicht zu verwundern, wenn das Silber endlich anfängt an Werth zu verlieren. Bergleute verdienen in den Komstock-Minen bei achtstündiger Arbeit täglich 7—8 fl. ö. W. und bei zehnstündiger Arbeit im Freien 6—7 fl.

Während unserer Rückkehr nach Reno stieg ein junger Mann in den Waggon und traf daselbst zufällig einen Bekannten, den er schon seit langer Zeit nicht mehr gesehen hatte. Sie kamen bald in ein lebhaftes Gespräch und theilten sich gegenseitig ihre Erlebnisse mit. Der neue Ankömmling erzählte, dass er von den Bergwerken komme, wo er sich einige Wochen als Inspector aufhielt. Im Verlaufe der Unterhaltung kam er auf eine tragische Episode zu sprechen, die sich erst vor etlichen Tagen ereignete und von der er ein Augenzeuge war. Er schilderte sie folgender Weise:

„Ich wohnte während meines Aufenthaltes da oben in „einem jener Gasthäuser, eigentlich nur Bretterhütten, die dort „über Tag und Nacht entstehen und eben so schnell wieder „verschwinden."

„Eines Tages gab das Tam-Tam das Zeichen zur „*table-d'hôte*. Als ich in den Saal trat, fand ich bereits zwei „ganz fremde Individuen von wenig respectablem Aussehen „neben einander am Tische sitzen. Sie schienen sich gegen-„seitig fremd zu sein. Der Eine von den Beiden sah besonders „wild aus, denn sein Antlitz war fast ganz mit struppigem „Barte bewachsen und das ungekämmte Haar hing ihm tief „in das Gesicht hinein, so dass er einem Pudelkopfe nicht „unähnlich war."

„Das Essen begann und es kam bis zum dritten „Gerichte, von welchem sich der soeben Geschilderte, als „man ihm die Schüssel darreichte, den grössten Theil zueignete. „Sein Nachbar, der wahrscheinlich ebenfalls ein Liebhaber des „Gerichtes war, fand sich darüber beleidigt, worauf es zwischen „Beiden zu einem heftigen Wortwechsel kam, der damit „endigte, dass der Veranlassende einen Revolver aus der „Tasche zog und auf seinen Gegner abfeuerte, der mausetodt „rücklings über die Bank stürzte und in seinem Blute dalag."

„Ich stiess einen Schrei des Entsetzens aus, sprang auf „und wollte mich von dem unheimlichen Schauplatze entfernen, „aber der Cannibale schrie mir zu: „„Bleiben Sie sitzen und „essen Sie weiter, denn ich will nicht, dass die Mahlzeit unter-„brochen werde."" Bald darauf bezahlte er seine Zeche und „verschwand."

Mehrere Damen, welche dieser schauerlichen Erzählung zuhörten, frugen, was dann mit dem Unglücklichen geschehen sei, worauf der Erzähler fortsetzte: „Nichts weiter, als dass der Wirth im Walde ein Loch grub und den Leichnam darin verscharrte.“

So sind die Zustände unter den Bergleuten in den Silbergruben der Sierra Nevada.

Wir begeben uns nun wieder auf die Central-Pacific-Bahn. Die Steigung derselben nimmt stetig zu, so dass unserem Zuge ein zweites Locomotiv zugesellt werden musste. Beide Maschinen arbeiten mit voller Kraft und fliegen keuchend aufwärts,

„Auf zur Höhe, auf zum Licht,
Wo der Herr im Donner spricht.“

immer mehr in das Urheiligthum der Sierra Nevada hinein. Sierra Nevada.
Wir befinden uns 1503 Meter hoch über dem Meere und bereits im Staate Californien.

Die Conversation unter den Passagieren hört fast auf, denn Jedermann ist in Betrachtung und Bewunderung der majestätischen Gebilde der Natur versunken, die da sind und uns nun stundenlang umgeben werden. Die Scenerie ist so grandios und so wildromantisch schön, dass wohl schwerlich eine gleiche irgendwo in der Welt zu finden ist. Wenn wir auf unserer ganzen weiteren Reise nichts Interessanterem mehr begegnen sollten, so würden wir uns für alle gehabten Mühen, Gefahren und Spesen reichlich durch das Anschauen der Sierra Nevada belohnt fühlen. Was die Phantasie und die Caprice der Natur dort geschaffen, und welche vulkanische Thätigkeit dort einmal stattgefunden haben muss, das vermag kein Sterblicher zu schildern. Es ist ein Chaos, das die menschlichen Sinne beinahe erdrückt; es sind weniger regelmässige Höhenzüge, als einzelne zerrissene Bergkegel, die einer über den anderen geworfen zu sein scheinen. Die Natur, als sie diese Gebilde hervorbrachte, muss sich in fürchterlichen Geburtswehen befunden haben.

Was die Menschen durch den Bau und das Tunneliren der Bahn durch dieses Felsenlabyrinth geschaffen, steht dem

Riesenwerke der Natur wenig nach. Es ist wohl bis jetzt das Höchste, was dort moderne Ingenieurkunst Grossartiges und Praktisches zu Stande gebracht hat. Die Amerikaner sind wirklich Giganten, die ganz gewiss auch den Himmel zu stürmen suchen würden, wenn er nur nicht gar so weit entfernt wäre.

Was nur menschliche kühne Gedanken und Berechnungen erfinden, was nur durch unsägliche Geduld und unermüdliche Ausdauer in's Leben gerufen werden kann, das findet man dort in nachahmungswürdigen Werken vor sich.

In unzähligen Schlangenwindungen zieht sich die Bahn bis in die Wolken und in die Schneeregion empor, sich überall an die Felsen anschmiegend und ihnen den nöthigen Raum abtrotzend. Hunderte von kühnen eisernen Hängebrücken und zahllose Viaducte überspannen die furchtbarsten Abgründe, in deren schwindelnde Tiefe man nur mit ängstlichem Blicke hinabzuschauen vermag. Eine dieser berühmtesten Stellen ist der „American River oder Range“; dort hält der Zug plötzlich etliche Schritte vor einer über 2000 Fuss tiefen, fast senkrechten Schlucht an und der Schaffner erlaubt den Reisenden auf ein paar Minuten auszusteigen, um das Panorama zu bewundern. Tief unten braust der schäumende Fluss dahin und schlängelt sich gleich einem Silberband durch ein enges Felsenthal hindurch, bis er sich in weiter, weiter Ferne verliert.

Die Dampfpferde fliegen noch immer vorwärts durch öde, unwirthliche Gegenden, bis sie endlich die Summit-Station erreichen (7017 Fuss über dem Ocean). Dieses ist der höchste Punkt, den die Eisenbahn in der Sierra Nevada erreichte, es ist aber nicht der höchste Punkt des Gebirges. Hier ist die Wasserscheide zwischen dem atlantischen und stillen Ocean.
California. Wir befinden uns bereits im Staate California. Eines der Locomotive bleibt hier zurück, während das andere seinen Weg abwärts nach der *Golden City* (Sacramento) fortsetzt.

Der Zug durchläuft nun die Region, wo die unersättlichen Goldgräber am meisten gehaust haben und zum Theile auch jetzt noch ihre schweren, sorgenvollen Arbeiten fortsetzen. Man bemerkt weite Strecken Erde, die mit einer vandalischen Wuth aufgewühlt und wieder verlassen worden

sind. Hunderte auf hohen Gerüsten errichtete primitive Wasserleitungen, die ihnen zum Durchwaschen der Erde nöthig waren, sind jetzt verlassen, denn die früheren Bewohner haben sich anderen Gegenden zugewendet, die ihren Bemühungen reichlicheren Lohn versprechen. Bei uns zu Hause hat man keinen rechten Begriff von der Manipulation des Goldgrabens, Goldgräber. man stellt sich das Geschäft so leicht vor, als wenn man blos die Goldkörner vom Boden aufzulesen oder die Goldklumpen mit einer Schaufel wie Kartoffel aus der Erde auszugraben brauchte. Wenn man gesehen hat, mit welchen Schwierigkeiten, Hindernissen, Entbehrungen und Gefahren jeder Art der Goldgräber zu kämpfen hat, wie er in einer Erdhöhle oder unter einem erbärmlichen Zelte allen Unannehmlichkeiten eines extremen Witterungswechsels ausgesetzt und im Erkrankungsfalle auf seine eigene Hilfe angewiesen ist, wie er seine Lebensmittel und alle anderen Bedürfnisse meistens von entfernten Ansiedlungen zu holen und dort für jede Kleinigkeit eine Handvoll Gold zu bezahlen hat; welche Schärfe des Verstandes dazu gehört, um mit den auf ein äusserstes Minimum beschränkten Werkzeugen zu miniren und zu laboriren, das nöthige Wasser aufzufinden und dasselbe oft grosse Strecken weit zu leiten; welchen Gefahren er beim Zusammenleben mit Menschen ausgesetzt ist, die leider nicht selten aus Verbrechern bestehen, die keine polizeiliche Ordnung, sondern nur das Faustrecht kennen; wenn man ferner sieht, wie sich unzählige Schaaren dieser Leute herumtreiben, die 10—15 Jahre schwer gearbeitet und doch es zu nichts gebracht haben; wenn man endlich alles dieses in Betrachtung zieht: dann schwindet wohl das glänzende Phantom mit seinen Verlockungen, leicht und schnell reich zu werden.

Es war in der That nur äusserst Wenigen beschieden, auf diesem Wege und auf ehrliche Weise zu grossen Reichthümern zu gelangen, denn es hängt dies nicht blos von Fleiss und Geschicklichkeit, sondern hauptsächlich vom Glücke ab, welches sich bei diesem Geschäfte ebenso launenhaft zeigt wie in der grossen Lotterie. Wir würden Niemanden dazu rathen, der nicht einen angebornen und unbesiegbaren Hang zu Abenteuern hat, dieses Feld der Thätigkeit zu betreten, um nicht nach jahrelangen, mühevollen und erfolg-

losen Bestrebungen schmerzlich enttäuscht aus seinen träumerischen Hoffnungen erwachen zu müssen.

An vielen Stellen, die früher von den abenteuerlichen Goldsuchern zu ihren Tummelplätzen ausersehen waren, sieht man jetzt die industrielle Thätigkeit eine ganz andere Richtung einschlagen. Tausende chinesischer Arbeiter sind für Rechnung der Central-Pacific-Bahn beschäftigt, das Land zu planiren, Berge abzugraben, Abgründe auszufüllen, Viaducte und Plätze anzulegen, welche für den riesig zunehmenden Handel und Verkehr zum nothwendigen Bedürfnisse geworden sind. Um einen einzigen jener Abgründe auszufüllen und ihn zur Anlage eines Bahnhofes geeignet zu machen, sind nach Berechnung der Ingenieure über 2,200.000 Erdfuhren nothwendig. Das ganze Werk soll in zwei Jahren fertig sein. Die Chinesen sind ein fleissiges, nüchternes Volk, arbeiten auch Sonn- und Feiertage und arbeiten 30 bis 35% billiger als die amerikanischen Arbeiter.

Sowie man den Culminationspunkt der Sierra Nevada-Bahn überschritten hat und dem Sacramento-Thale zueilt, verändert sich Klima, Flora und Fauna wie mit einem Zauberschlage. Pelze, Oberröcke und Plaids werden abgelegt, denn die zunehmende Wärme der mit aromatischen Wohlgerüchen gesättigten Luft strömt von allen Seiten auf uns ein und macht sich von Meile zu Meile mehr fühlbar. Südlich dunkelblauer Himmel lacht auf die Landschaft herab. Eine üppige Vegetation entwickelt sich wieder ringsum. Alle Bergabhänge sind mit Laub- und Nadelholz jeglicher Art reichlich bekleidet und eine industrielle Thätigkeit macht sich bereits bemerkbar. Noch befinden wir uns in einer ziemlich hohen Region des Gebirges und doch sieht man schon Dampfbrettersägen in voller Arbeit. Niedliche kleine Ortschaften mit zierlichen, im Schweizerstyle erbauten Häusern mit schönen Verandas und grünen Vorgärten kommen immer mehr zum Vorschein. Wenn man nach dem Aussehen dieser Ortschaften schliessen darf, so sollte man glauben, dass dort Glück und Wohlhabenheit herrschen müssen. Manche Orte haben schon ein städteartiges Aussehen, besitzen Krämerladen aller Art und werden sogar schon, wie wir aus riesi-

gen Affichen ersehen, von herumziehenden Kunstreitern und Komödianten besucht.

Von nun an nimmt die Landschaft einen milden, freundlichen Charakter an, die rauhen, zackigen Felsen sind verschwunden und an deren Stelle treten Berge von lieblicheren und abgerundeten Formen, geschmückt mit kolossalen Bäumen. Die Reisenden fühlen, dass sie sich wieder in einem Culturstaate befinden, der sie lebhaft an das gebildete Europa erinnert.

In Auburn erhebt sich noch inmitten der arkadischen Wälder ein hoher, rauher Felsenkegel hoch in die Lüfte und schaut finster in das idyllische Sacramento-Thal hinein. Sacramento-Thal. Der Volksmund nennt ihn den „Mount Diablo". In dieser Gegend wird noch stark in Quarz minirt und ein grosser Handel in Bauholz betrieben. Dasselbe wird dort ebenso behandelt und für die diversen technischen Zwecke zubereitet, wie wir es in Chicago beschrieben haben.

Bei der Station Rocklin gibt es ungeheure Granitbrüche, in welchen die grössten Blöcke zu regelmässigen Würfeln und Platten mittelst Dampfsägen mit Diamantzähnen zugeschnitten werden. Die Unternehmer sind in diesem Geschäfte Millionäre geworden, denn sie haben das meiste Baumaterial zu den neuen Palästen und Banken von San Francisco geliefert. Von da an bis zur golden City*) sieht man nur noch staatliche, von zahlreichen Bächen durchrieselte Parke und reiche Obst- und Küchengärten. Hin und wieder öffnen sich Thaleinschnitte und erlauben kurze Fernsichten in die weite Ebene, die sich zwischen Sacramento und San Francisco ausbreitet. Je mehr die Gegend an landwirthschaftlichem Reiz zunimmt, desto mehr steigert sich auch die Temperatur, die bereits in dem engen Thale einen so hohen Grad angenommen hat, dass sie belästigend auf uns einwirkt. Das Thermometer zeigt 26° R., während es vor sechs Stunden kaum 2° über dem Gefrierpunkt stand. Man wird gewissermassen trunken vor Begierde und steht wahre Tantalusqualen aus, wenn man durch reiche Obstgärten fährt, wo

*) Die Ausdrücke: golden City = Stadt Sacramento, golden state = Californien, golden gate = die Meerenge zwischen dem stillen Ocean und der Bai von San Francisco, stehen im Allgemeinen, ja selbst im officiellen Gebrauche.

uns in fast greifbaren Entfernungen die edelsten Trauben, Orangen etc. einladend entgegenwinken, ohne sie erreichen zu können. Aber nur Geduld, es sind nur noch zwei kleine Stationen bis Sacramento und dort ist Alles in Hülle und Fülle zu haben.

Die nächste Station, Roseville, bezeichnet und rechtfertigt ihren Namen in vollem Sinne des Wortes. Arcade ist die letzte Station und ein sehr wichtiger Platz, denn die Central-Pacific-Eisenbahn-Gesellschaft unterhält hier das grösste Arsenal und die grössten Werkstätten für die Erzeugung von Eisenbahnmaterial.

In jedem Monat werden dort 12.000 Eisenbahnräder gegossen und fertig gemacht. Im vergangenen Jahre wurden in den Werkstätten über 40.000 Tonnen Schmiedeisen verarbeitet und $1^1/_2$ Millionen Dollars Arbeitslohn ausbezahlt. Alle zum Betriebe der Bahn nöthigen Maschinen und Waggons gehen selbstverständlich aus diesem Etablissement hervor. Auf der linken Seite der Bahn, auf einem freien erhöhten Platze, befindet sich von freundlichen Gartenanlagen umgeben das neuerbaute Hospital der Eisenbahn-Gesellschaft, welches, wie man uns sagt, nach den neuesten Principien eingerichtet sein soll. Beleuchtung, Heizung, Ventilation und Drainage, sowie auch die Bibliothek dieser Anstalt soll nirgends ihres Gleichen haben. Es ist für die Aufnahme von 200 Patienten berechnet und hat der Gesellschaft 130.000 fl. ö. W. gekostet. Zur Erhaltung dieser Anstalt wird von den monatlichen Gagen jedes Bediensteten ohne Ausnahme ein kleiner Betrag zurückbehalten, wofür sie im Erkrankungsfalle alle sorgfältige Behandlung und Verpflegung erhalten. So viel uns bekannt ist, hat keine andere Gesellschaft der Welt für ihre Arbeiter und Beamten auf so generöse Art
Sacramento. gesorgt. Endlich erreicht der Zug Sacramento oder Chrysopolis, wie es auch von Vielen genannt wird, was goldene Stadt bedeutet, wo 20 Minuten Aufenthalt gestattet sind. Das ganze Stationsgebäude ist mit Glas bedeckt und sein Inneres hat mehr das Ansehen eines Tempels der Flora als einer Eisenbahn-Station. Die ganze lange Plattform ist mit Früchten und halbtropischen Blumen und Gewächsen geschmückt; dasselbe ist auch im Speisesalon der Fall, wo-

hin sich der ganze Strom der Reisenden ergiesst, um Erfrischuugen zu sich zu nehmen. Alles ist sehr schön, nur die Hitze ist fast erdrückend, denn für die Ventilation ist nicht am besten gesorgt. Wir verlassen hier den Zug, um einen Tag in Sacramento zuzubringen, welches eine sehr einladende, sympathische Physiognomie an sich trägt.

Wir setzen uns in den *„free bus“* des Capitols Hôtels*) fahren die M. Strasse hinauf, biegen in der Strasse Nr. 7 ein, dann in die Strasse 8 und Nr. 9, wo sich das Hôtel befindet. Es ist ein feiner Gasthof mit Pension von 6 fl. ö W. per Tag. Nachdem wir uns gebadet und bequem gemacht hatten, zogen wir das Handbuch zu Rathe, um von den Sehenswürdigkeiten Notiz zu nehmen. Alle Strassen der Stadt sind rechtwinkelig, die von Ost nach West laufenden sind mit Buchstaben des lateinischen Alphabetes bezeichnet und die von Süd nach Nord mit Zahlen. Dies wird Ihnen das obige Kauderwelsch verständlich machen. Als wir uns beim Hôtelisten erkundigten, welchen Weg wir zum Agricultur-Park, wo gerade eine Ausstellung stattfand, einzuschlagen haben, gab er uns nach einigem Nachdenken folgende Antwort: „Gehen Sie bis zur Strasse P. aufwärts, dann biegen Sie ein und gehen in derselben fort bis zur Strasse 16, diese gehen Sie dann entlang bis zur Strasse T, hernach gehen Sie aus bis zum freien Platz und rechts dort befindet sich die Ausstellung.“ Diese Marschroute liessen wir uns natürlich schriftlich geben.

Sacramento hat circa 20.000 Einwohner und erfreut sich eines der besten Klimas von Californien, wozu die reiche, luxuriöse, halbtropische Vegetation und die Nähe der Gebirge gewiss nicht wenig beiträgt. Die Strassen sind breit und mit schattigen Bäumen bepflangt. Die Magazine sind alle von Stein, die Privathäuser aber meistens von Holz erbaut, und zwar in einem zweckmässigen, schönen, mitunter auch chinesischen Style mit Altanen oder richtiger gesagt grossen, die ganze Front des Hauses einnehmendon Galerien zum

*) Bus ist eine Abkürzung des Wortes Omnibus. Die Amerikaner erlauben sich beim Abkürzen der Worte in der Umgangssprache ungeheure Freiheiten. Dessgleichen sprechen sie bei Zahlen das Wort „hundert“ nicht aus und sagen z. B. ein vierzig fünf statt hundert fünfundvierzig.

Schutze gegen die intensiven Strahlen der Sonne. Die Aussenwände sind mit dichtem Epheu oder wildem Weine bewachsen, wodurch die Gebäude nicht nur allein ein gutes Aussehen bekommen, sondern auch einen grossen Schutz gegen äussere Feuersgefahr erhalten. Viele der vornehmen Häuser haben Vorgärten, die mit Fontainen, schönen Grasteppichen, reinlich gehaltenen Wegen und seltenen Pflanzen und Blumen geschmückt sind. Orangen- und Feigenbäume gedeihen überall im Freien. Die Stadt besitzt eine vorzügliche Gasbeleuchtung und Wasserleitung, so dass Häuser und Gärten mit diesem Elemente auf's Beste versorgt sind.

Unter den vielen hübschen Kirchen und öffentlichen Gebäuden nimmt unstreitig das Capitol den ersten Rang ein. Dasselbe ist nach dem Muster des Washingtoner Capitols erbaut, hat eine Frontlänge von 320 Fuss und eine Totalhöhe von 220 Fuss. Die Kuppel schmückt die Bronzestatue der „California". Der Unterbau ist aus Granit, der Oberbau aus Ziegeln und der Dom aus Eisen. Der letzte ist mit 24 korinthischen Säulen und Pilastern umgeben. Alles Holzwerk und die Thüren sind aus Wallnuss oder californischem Lorbeerenholz gemacht, welches einen hohen Grad von Politur annimmt. Die ganze innere Ausstattung ist höchst elegant und enthält unter Anderen eine Bibliothek von 35.000 Bänden. Die Baukosten beliefen sich auf 5 Millionen Gulden. Die Stadt ist spanischen Ursprungs und viele ihrer Einwohner tragen noch spanischen Typus an sich.

Sacramento ist von bedeutender commercieller Wichtigkeit und spielt eine grosse, vermittelnde Rolle zwischen den atlantischen und pacifischen Handelsemporien der Union.

Das Leben ist dort ausnahmsweise sehr billig. Die hauptsächlichste Industrie besteht in Rübenzuckerfabrikation, Schafwollspinnereien und Webereien und in mehreren Dampfmahlmühlen. Die Stadt ist der Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnen und auf dem Flusse werden tägliche Dampfschiff-Verbindungen mit Ober-California und San Francisco unterhalten.

Grosses Getreidefeld.

Zwischen Sacramento und San Francisco dehnt sich eine grosse, circa 777 Kilometer lange, 158 Kilometer breite

Ebene aus, die hauptsächlich dem Getreidebaue und zwar Weizen und Mais, und zum Theile auch der Theepflanzung gewidmet ist. Der Boden besteht in Alluvial-Erde, ist daher überaus fruchtbar und bringt unter halbwegs günstigen Umständen kolossale Ernten hervor. Als wir die Gegend durchfuhren, war die Ernte bereits vorüber und die Producte eingeheimst, nur die goldgelben Stoppeln glänzten noch auf den ausgedehnten Feldern. Hin und wieder sahen wir auch noch eine Dampfdreschmaschine im Freien arbeiten, ganz so wie auf den Steppen des südlichen Russlands, die frisch in unserer Erinnerung auflebten. Das Land hat darin auch in sofern eine grosse Aehnlichkeit mit Süd-Russland, indem es oft von grosser Dürre heimgesucht wird, und von den Verheerungen der Zieselmäuse zu leiden hat. Die diesjährige Ernte war so ergiebig, dass 800tausend Tonnen Weizen schon zur Exportation bereit liegen. Der californische Weizen steht an Qualität sehr hoch und hat gegenwärtig einen Preis von 60 fl. per Tonne.

Unser Zug durchfliegt bereits die Vororte San Francisco's, die ein freundliches, gartenähnliches Aussehen haben. Es sind meistentheils Deutsche, die sich in den letzteren Oertern niedergelassen haben, um San Francisco und die Umgebung mit Milch und Gemüse zu versehen. Das Mittel, durch welches sie die Steppe zu blühenden Gärten umgewandelt haben, ist das Wasser, und da selbes nicht in Bächen daherkommen oder vom Himmel fallen wollte, so holten sie es aus dem Schoosse der Erde herauf, d. h. sie gruben artesische Brunnen, die so ergiebig fliessen, dass sie bald die ganze Gegend zu einer der reizendsten Landschaften des Staates machen werden. Der Conducteur ruft nun die Station Oakland aus und ladet die Reisenden ein, sich mit ihrem Gepäcke auf die *Steam Ferry* zu begeben. Bei der Revision der Effecten herrscht grosses Gewirre, jeder will zuerst abgefertigt sein, endlich ist auch dies glücklich vorüber und wir sind in der *Ferry* untergebracht. Oakland.

Diese ist eine Arche Noah im vollen Sinne des Wortes, von so riesenhaften Dimensionen, dass sie mehr das Ansehen eines kleinen Fleckens als eines Schiffes hat. Es herrscht dort ein ungeheurer Lärm, denn alle Agenten der ersten

Hôtels haben sich zur Jagd auf die Passagiere eingefunden. Auf dem Verdecke befindet sich ein kolossales, zweistöckiges Gebäude, das sogenannte *Ferry-house,* mit einem sehr comfortablen Salon und Restaurant. Wir begaben uns sogleich auf das Oberdeck, um einen Ueberblick über die Umgebung zu bekommen. Oakland ist ein wichtiger Platz voll Industrie, Leben und Thätigkeit. Es ist das Riesendepôt von San Francisco für Baumaterialien jeder Art, Steinkohlen und alle Landesproducte, die für den Export bestimmt sind. Das ganze Fabrikswesen hat sich von San Francisco nach Oakland gezogen, nicht nur der grösseren Bequemlichkeit wegen, sondern hauptsächlich darum, weil dort billiger zu leben ist und Grund und Boden hundertmal niedriger im Preise stehen als jenseits der Bai. Der Hafen ist von grossartigen Dimensionen und hat so tiefes Wasser, dass selbst der Great Eastern ohne Gefahr ein- und auslaufen könnte. Die Hafenbauten sind alle aus ungeheueren Quadern von Nevada-Granit aufgeführt und der Platz mit allen modernen Einrichtungen versehen, die von einem Universalhafen zu erwarten sind. Grosse fixe und transportable Dampfkrähne sind auf dem Quai aufgestellt und Korn- und Kohlen-Elevatoren errichtet, die das Aus- und Einladen der Schiffe ausserordentlich erleichtern. Schiffswerfte, Trockendocks, Giessereien und mechanische Werkstätten sind alle in einer Reihe und mittelst Eisenbahn miteinander verbunden. Noch haben wir nichts vom stillen Ocean gesehen, weil ein circa 1200 Fuss hohes Küstengebirge zwischen ihm und San Francisco liegt. Nach einer halben Stunde landeten wir in San Francisco.

San Francisco, von vielen Amerikanern San Frisco und von dortigen Chinesen nur Frisco genannt, nimmt ungefähr denselben geographischen Breitegrad ein wie Messina und liegt auf einer schmalen Landzunge, die durch den stillen Ocean, die innere Bai und die sogenannte goldene Pforte *(golden gate),* d. i. die circa $1\frac{1}{2}$ bis 3 Kilometer breite und 9 bis 10 Kilometer lange Einfahrt vom Ocean in die Bai gebildet wird. Im Osten ist die Stadt durch die herrliche 30 bis 240 Fuss tiefe und Raum für alle Flotten der Erde bietende

Bai und im Westen durch das steile Küstengebirge und die Sierra diablo begrenzt, welche sich in südlicher Richtung längs des Oceans und fast parallel mit der Sierra Nevada ausdehnt und das Land vor den Ueberfällen und Springfluten des grossen Weltmeeres schützt. Der ursprüngliche Platz, auf welchem San Francisco angelegt wurde, bot zwar in commercieller Beziehung viele Vortheile, aber wenig passenden Raum zur Anlage einer grossen Stadt dar. Das letztere hinderte jedoch die Gründer nicht, ihre Pläne mit amerikanischer Energie zur Ausführung zu bringen, denn Raum liess sich auch dem Meere abgewinnen, indem man Hügel abgrub und mit dem dadurch gewonnenen Materiale die Lagunen und die Moräste der Bai ausfüllte.

Die Entwürfe nahmen bald solide, sich schnell und grossartig entwickelnde Gestalten an. Aber schwerlich dürften wohl die Gründer eine Ahnung von der Riesenstadt gehabt haben, die heut zu Tage dort existirt und florirt. Das rapide Wachsthum der amerikanischen Städte hat in der alten Welt nicht seines Gleichen und unter allen diesen hat sich keine in verhältnissmässig kurzer Zeit so schnell und gigantisch entwickelt wie San Francisco. Die menschliche Intelligenz hat dort alle Hindernisse der Natur zu überwinden gewusst, Berge und das Meer mussten der Anlage neuer Strassen Platz machen und dort, wo früher die Bai die bösartige Malaria aushauchte, sehen wir heute die Schiffswerften, den Hafen und die kolossalen Landungsplätze der Oceandampfer, welche durch ihre riesigen Dimensionen, Bequemlichkeit und Pracht ihrer inneren Ausstattung die ganze Welt in Staunen und Verwunderung versetzen. Aber dies Alles ist nicht genug, die Stadt fordert noch immer mehr Raum und man sieht daher gegenwärtig Strassen über 1 Kilometer lang in einem Höhenwinkel von 38° sich auf die Berge hinaufziehen, deren terrassenartige Anlagen ein reizendes Aussehen haben, aber trotz der guten Gehwege schwer zu erklimmen sind. Es ist ein Glück, dass es dort keine eisigen Winter gibt, welche viele Stellen derselben vermöge ihrer Steilheit gefährlich und fast unzugänglich machen würden.

Entwickelung der Stadt.

Eine dieser interessanten Bergstrassen ist der Telegraphhill, auf welchem sich die schönste Aussicht über die Stadt und

Umgebung darbietet und der auch desshalb mit zahlreichen prachtvollen Landhäusern übersäet ist. Ueber diesen Hügel führt der obere Theil der California-Strasse. Auch die Claystreet steigt bis zu einer Höhe von circa 100 Meter empor. Auf der Spitze dieses Berges ist eine kolossale Dampfmaschine der Drahtseilbahn aufgestellt, auf welcher vom frühesten Morgen bis spät in die Nacht hinein nicht nur Passagiere, sondern auch Lebensmittel und Materialien jeder Art befördert werden.

Am Fusse des Berges schliesst sich die Drahtseilbahn an das Tramwaynetz an, welches über die ganze Stadt ausgebreitet ist. Der Verkehr auf demselben ist ein wahrhaft riesiger, denn die Fahrten sind nicht nur höchst bequem, sondern auch sehr billig. Die Hauptstrassen von San Francisco sind die Montgomery- und Kearnystreet, welche von Norden nach Süden laufen und in die grosse Marketstreet einmünden, welche dagegen eine Richtung von Osten nach Westen hat und bald zu einer solchen Wichtigkeit gelangen wird, wie der Broadway in New-York oder die Oxfordstreet in London. Alle Strassen sind, wie es in Amerika einmal gang und gäbe ist, in rechten Winkeln angelegt, wobei nur sehr zu bedauern ist, dass man bei deren Anlage nicht mehr auf öffentliche Gärten Rücksicht genommen hat, an denen ein höchst fühlbarer Mangel herrscht, der aber von jenen nicht so sehr vermisst wird, deren Motto es ist: „Zuerst Gold und hernach Gärten.“

Die Magazine der Hauptstrassen sind ganz in Pariser und Londoner Geschmack ausgestattet, bei allen Modeartikeln gibt Paris den Ton an. Bekleidung, Toilettegegenstände und alle Galanteriewaaren sind über die Massen theuer. Der neue Ankömmling erschrickt über die fabelhaften Preise und wird fast zum Glauben verleitet, dass im goldenen Lande Alles mit Gold aufgewogen werden muss.

Die Stadt hat ihre letzte Metamorphose noch nicht durchgemacht und gleicht, da ohne Unterlass an ihr verändert, gebaut, geschniegelt und gebügelt wird, einem farbenwechselnden Chamäleon. Sie besteht aus einem Quodlibet der verschiedensten Gebäude, vom primitivsten Blockhause angefangen bis zu den elegantesten und grandiosesten Palästen und Tempeln

des Mammons, den Börsen. San Francisco ist eine ächte Republikanerin und gestattet dem Niedrigen, sowie den Vornehmen, sich unter ihren Fittichen niederzulassen und je nach ihrem Geschmacke und ihren Mitteln sich ihre Behausung einzurichten. Der Eindruck, welchen San Francisco auf die Europäer, namentlich aber auf uns Deutsche hervorbringt, ist wirklich ein kolossaler. Ueberall, wohin man nur die Blicke wenden mag, begegnet man neuen Dingen, einer neuen Natur, einer neuen Fauna und Flora, neuen administrativen Einrichtungen und Verkehrsanstalten und neuen Menschen mit originellen Gedanken und Anschauungen und einem frischen Geiste.

Leben und Treiben in der Stadt.

Derjenige, der in San Francisco auf der Rennbahn des Geschäftslebens mitmachen will, muss mit physischer Kraft, einer guten Gesundheit, viel Muth und Ausdauer, einem praktischen Verstande und festen Charakter ausgerüstet sein und dabei die Augen beständig scharf offen halten. Träumer oder sogenannte Gemüthliche werden es dort zu nichts bringen und bald im Strome des praktischen Lebens untergehen. Mildthätigkeit, wie sie in Europa in einer unendlichen Art von Betteleien in Anspruch genommen wird, ist eine Pflanze, die auf amerikanischem Boden nicht gedeiht. Der Amerikaner sorgt für seine wirklichen Armen auf eine noble, ausreichende Weise und zahlt zu diesem Behufe jährlich bedeutende Beiträge, weiter hinaus gibt er aber nichts mehr und Gelegenheitsbettler haben auch nicht einen Pfennig zu erwarten. Man begegnet daher in den Strassen der Städte keiner Bettelei.

Arbeitskräfte sind überall gesucht und gut bezahlt und da das Leben, wie aus dem am Schlusse dieser Notizen beigefügten Speisetarife zu ersehen, sehr billig ist, so kann sich jeder tüchtige Arbeiter nicht nur leicht eine gute Existenz, sondern auch eine angenehme Zukunft gründen. Wie sehr dies der Fall ist, davon vermögen in San Francisco Hunderte reicher und vornehmer Handelshäuser und Privatfamilien unwidersprechliche Zeugenschaft abzulegen, die ohne Capital und nur mit ihrer Hände Werk angefangen und in verhältnissmässig kurzer Zeit das errungen haben, wornach in der alten Welt Millionen Menschen bei allem Fleiss ihr ganzes langes Leben hindurch vergeblich streben.

Jedermann, der Taglöhner, der Landmann, der Handwerker, der Maschinist, der Bergmann, der Kaufmann und der Künstler findet in Californien noch ein weites Feld offen, auf welchem er seine Fähigkeiten entwickeln und den Hebel seiner Thatkräftigkeit ansetzen kann. Man begegnet daher in den Strassen von San Francisco, wo Jeder vom Gefühle der Ueberzeugung durchströmt ist, dass das Leben noch einen Werth, d. i. dass die Arbeitskraft noch sehr lohnend verwerthet werden kann, meist nur heiteren Gesichtern. Was wäre wohl gegenwärtig Californien und überhaupt Amerika, wenn sich die europäische Auswanderung nicht über dasselbe ergossen hätte, und was möchte wohl, von der anderen Seite betrachtet, von den Millionen von Eingewanderten, die heute in Amerika im Wohlstande und Ueberflusse leben, geworden sein, wenn sie nicht aus den engen und übervölkerten Gegenden Deutschlands herausgekommen wären und die Mittel und Wege nach Amerika gefunden hätten? Tausende von neuen Ideen, für deren Anpflanzung in Europa kein Boden oder wenigstens kein geeigneter vorhanden war, mussten mit ihnen über den Ocean wandern, und die amerikanische Hospitalität in Anspruch nehmen. Sie fanden dort nicht nur eine liebevolle Aufnahme, sondern auch eine entsprechende Unterstützung und einen mächtigen Schutz, unter welchem sich manche von ihnen zu Giganten entwickelt haben, welche die Welt in Erstaunen setzen. In der That hat die Centennial-Ausstellung in Philadelphia vielen Ungläubigen die Augen geöffnet und die Ueberzeugung beigebracht, dass die Production und Fabrikation der Vereinigten Staaten von Nordamerika durch die ingeniösen Maschinen und die intelligenten Arbeiter bereits grossartige Dimensionen angenommen hat, die ihren Einfluss in Europa bereits sehr fühlbar macht. Aber die Amerikaner haben in dieser Beziehung noch nicht das letzte Wort gesprochen, denn ihre Industrie ist noch einer riesigen Vergrösserung fähig und wird nicht müde werden, ihre Polypenarme immer weiter auszustrecken, bis sie zu einem Factor herangewachsen ist, mit dem die Welt zu rechnen hat.

Kehren wir wieder zu unseren Beobachtungen in San Francisco zurück. Bei der Strassenpflasterung ist man noch

nicht über das Versuchsstadium hinausgekommen, denn man findet dort alle Chaussirungs-Systeme der Erde *in studio* sowohl macadamisirte, mit hölzernen oder granitenen Würfeln gepflasterte, cementirte und asphaltirte Strassen, als auch Wege im Naturzustande. Welches von den ersten Systemen den endlichen Sieg davontragen wird, ruht noch im Rathe der Väter der Stadt. Die Trottoirs sind dort zum grossen Theile aus dicken Brettern angefertigt, unter denen Millionen von Ratten ihr Unwesen treiben.

Auf den Strassen herrscht ungemein viel Leben und Thätigkeit, Fuhrwerke jeder Art, wie schwere Lastwagen, Buggies mit hohen dünnen Rädern, die von einer gewissen Ferne betrachtet aussehen, als wenn sie aus Spinnengewebe verfertigt wären, vornehme Londoner Equipagen und riesige Patent-Tramway-Waggons rollen unausgesetzt auf denselben auf und nieder. Der dem Verkehr gewidmete Raum entspricht nicht mehr dem Bedürfnisse, welches bereits so gross geworden ist, dass man sich mit den Plänen von unterirdischen und erhöhten Strassen-Eisenbahnen beschäftigt, wie solche in London und New-York existiren. Am liebsten möchte man gerne alle Pferde von den Strassen weg haben.

Grund und Boden ist ungemein theuer und in den letzten Jahren zu wirklich fabelhaften Preisen gestiegen. Es ist daher ein sehr rentables Geschäft, auf diesem Felde zu speculiren. Am meisten hat man es auf die alten hölzernen Häuser abgesehen, deren es noch gar so viele in den Strassen gibt. Man verhandelt bei derlei Transactionen nur den Grund und Boden und schenkt die Häuser den Verkäufern mit der Bedingung, dass sie sie baldigst von dannen schaffen. Man begegnet desshalb fortwährend hölzernen Häusern auf der Wanderschaft, um auf einem neuen billigen Grunde wieder aufgestellt zu werden. In Amerika besitzt man eine grosse Geschicklichkeit, solche zu heben, auf niedere Rollwagen zu stellen und weiter zu transportiren, ohne dass hiebei nur eine Fensterscheibe zerbrochen wird. Wir sehen das Medical-College, ein Gebäude von 30 Meter Länge, 15 Breite und 10 Höhe durch die Strassen führen und wieder aufstellen, ohne dass dabei auch nur ein kleiner Unfall vorgekommen wäre. In einem anderen zweistöckigen Hause bemerkten wir

Wandelnde Häuser.

während des Transportes einen rauchenden Kamin und Frauen und Kinder aus den Fenstern schauend. Das Leben und die gewöhnlichen häuslichen Verrichtungen im Inneren schienen während des Transportes auch nicht für einen Augenblick gestört oder gar unterbrochen worden zu sein. Trotzdem dass man nach und nach die hölzernen Häuser abzuschaffen sucht, sieht man doch immer auch noch neue entstehen. Holzconstructionen sind einmal unter dem dortigen Volke beliebt, denn die klimatischen Verhältnisse sprechen zu ihren Gunsten, sie können, da das Material überall fertig zugerichtet zu kaufen ist, nicht nur leicht und schnell aufgebaut werden, sondern haben ausserdem auch noch die Billigkeit und das nette Aussehen für sich, das ihnen die zierlichen hölzernen Ornamente und die glänzenden Lackanstriche verleihen. Wenn nur nicht die Feuersgefahr so gross wäre!

Die Banken sind überaus prachtvolle und imponirende Paläste, die aus kolossalen granitenen Würfeln erbaut sind, die in den schon früher erwähnten Steinbrüchen zu Rocklin hinter der Stadt Sacramento gebrochen und mit Dampfsägen zugeschnitten werden. Diese stolzen Gebäude sind aber bedeutend

Palace-Hôtel. durch das Palace-Hôtel in der Marketstreet in Schatten gestellt, welches bis *dato* das grösste, eleganteste und comfortabelste auf der ganzen Erde ist, und wirklich verdient, ausführlich beschrieben zu werden. Dieser grandiose Prachtbau wurde von einer Gesellschaft von Banken und reichen Privatpersonen ausgeführt und mit einem solchen Luxus ausgestattet, dass man glaubt in einem verzauberten Schlosse sich zu befinden. Für dieses Vergnügen hat man aber täglich 6 Dollars = 12 fl. ö. W. zu bezahlen. Als wir in das Palace-Hôtel einzogen, waren wir erstaunt über die Grossartigkeit, die Pracht und die Bequemlichkeit — aber nicht über die dort herrschende Höflichkeit — denn alles dies übertraf unsere Erwartung in hohem Grade. Der Vorsaal ist von solcher Ausdehnung, dass ein halbes Bataillon Soldaten bequem darin zu exerciren vermöchte, oder dass ein förmlicher Jahrmarkt abgehalten werden könnte. Es ist ein Forum, in welchem nicht nur Familien-Angelegenheiten besprochen, sondern laut politisirt, negociirt und kritisirt wird. Lange Reihen von Bambusrohrstühlen sind dort aufgestellt, auf welchen die Herren mit

zerquetschten Hüten auf den Köpfen und die Füsse hoch in die Luft ausgestreckt liegen und schlafen, oder Zeitung lesen, Tabak rauchen, kauen und ausspucken. Es ist nicht gut, wenn man sich auf einen der vorderen Stühle legt, weil es einem hinter uns Liegenden leicht einfallen kann, seine in schmutzigen Stiefefn steckenden Füsse auf unsere Rücklehne oder selbst gar auf unsern Kopf zu placiren, worüber wir uns, um nicht insultirt zu werden, gar nicht einmal beklagen dürfen.

Auf der einen Seite der Halle ist ein riesiges Buffet etablirt, wo Erfrischungen jeder Art und die beliebten *American trinks* zu bekommen sind. Auf der anderen Seite befindet sich das Aufnahms-Bureau, welches in allen grösseren Hôtels Amerikas eine bedeutende Rolle spielt und eine beträchtliche Zahl von Beamten beschäftigt. Diese führen ein regelmässiges Register und eine förmliche Buchhaltung über alle dort wohnenden Fremden, und stehen mit allen Zimmern des kolossalen Gebäudes in telegraphischer Verbindung. Auf einer langen, einem Ladentische nicht unähnlichen Tafel liegen grosse Bücher, in welche sich die Ankommenden einzutragen haben. Als wir uns an einen der Bediensteten mit der Anfrage wandten, ob wir ein Unterkommen finden können, warf er einen verdriesslichen Blick in ein Register und brummte uns scharf an: „870, 4. Stock, schreiben Sie sich in das Buch ein und bezahlen Sie täglich 12 fl. ö. W.“ Wenn einem eine solche Behandlung in Europa passirte, so würde man den Menschen einen unverschämten Grobian heissen und dem Hôtel ganz einfach den Rücken zeigen, aber in Amerika muss man sich so etwas schon gefallen lassen, denn es ist ja dort einmal nicht anders gebräuchlich.

Während wir den Ukas ausführten und unseren Namen, Vornamen und gewöhnlichen Aufenthaltsort eintrugen, wurde auch schon unser Gepäck nach seinen Bestimmungsorten gebracht und uns ein Diener zugewiesen, der uns zum Elevator führte und in unsere Wohnung begleitete. Diese bestand aus einem kleinen Saale, Schlafcabinet und Badezimmer mit anstossender Localität, welche man in Oesterreich mit dem Namen „Hier“ zu bezeichnen pflegt. Alles war so fein, dass sich selbst der Verwöhnteste befriedigt fühlen konnte. Die

Einrichtungen für die Gas- und Wasserleitung und den Telegraphen waren tadellos. Die oberen Stockwerke, namentlich das sechste und siebente, sind der reinen Luft und der schönen Aussicht halber stets gern gesucht, um so viel mehr, da durch die Elevatoren die Beschwerden des Auf- und Absteigens umgangen sind. Wir zählten in unserem Appartement 13 Stück Gasbrenner. An einem kühlen Abende machten wir uns das Vergnügen einer Illumination und zündeten sie alle an, denn wir mussten ja doch für Alles bezahlen, und da das Hôtel seinen eigenen Gasometer hat, so kam es auch auf einige Kubikfuss Gas mehr oder weniger nicht an. Neben dem Bette an der Wand befand sich ein Phonograph, durch welchen man sich am Morgen, ohne das Bett verlassen zu müssen, die Morgenzeitungen und das Frühstück bestellen konnte. Bald nach unserem gegebenen Auftrage wurden auch schon die ersten durch eine Spalte der Thür wie in einen Briefkasten in das Zimmer geworfen, auch der Diener mit dem Kaffee liess nicht lange auf sich warten und servirte ihn auf einem Tische neben dem Bette, denn es ist dort gebräuchlich, das erste Frühstück im Bette beim Zeitungslesen zu sich zu nehmen. Das Innere dieses kolossalen über 1400 Wohnungen enthaltenden Hôtels sieht aus wie eine Stadt in der Stadt mit breiten Gängen. Man glaubt sich in die schönen Pariser Boulevards *en miniature* versetzt, wenn man die hellen, mit exotischen Gewächsen gezierten und mit Ruhebänken versehenen Corridors mit einem Plane in der Hand durchwandelt, denn ohne einen solchen würde man sich in jenem Labyrinthe für's Erste schwer zurechtfinden können. Man pflegt sich wenig in seiner Wohnung aufzuhalten, sondern treibt sich lieber im Forum oder in den Höfen des Hôtels herum, in denen sich ringsum Magazine an Magazine reihen. Die Speisesäle sind nicht, wie in den grossen Städten der östlichen Union, nur zu gewisser Tageszeit offen, sondern stehen dem hungrigen Publicum den ganzen Tag zur Verfügung. Bei dem bunten Gedränge und dem babylonischen Sprachenwirrwarr, der uns dort allenthalben entgegenschallt, finden Augen und Ohren reichlichen Stoff zur Unterhaltung. Die Californier und namentlich die Goldgräber bedienen sich in der Conversation gern und möglichst oft gewisser Kraft-

ausdrücke und mit ganz besonderer Vorliebe des Zeitwortes „verdammen", das man beständig in allen Zeiten und Arten der einfachen und vielfachen Zahl abwandeln hört.

Es ist eine zweckmässige Einrichtung in den amerikanischen Hôtels, dass sie für die Damenwelt besondere, sehr comfortabel eingerichtete Conversationssäle haben, in welche sie sich zurückziehen können, ohne sich an dem Trinken, Rauchen, Kauen, Spucken und Fluchen ärgern zu müssen, was einen wichtigen Theil der Unterhaltung der Männer ausmacht.

Trotz all der Pracht und Herrlichkeit fühlen sich doch wenige Gäste in jenem berühmten und grössten Hôtel der Welt behaglich.

Wer dort keine Bekannten hat, oder wem es nicht gelungen ist, sich einer passenden Gesellschaft anzuschliessen, wird gar bald von dem Gefühle des gänzlichen Verlassenseins beschlichen.

Niemand zeigt dort eine Theilnahme, oder bekümmert sich um unser Befinden, und in den Sälen sehen wir keinen aufmerksamen Kellner oder Wirth, der wie bei uns zu Hause sich höflich verbeugend das Käppchen lüftet und seinen Gästen die geöffnete Tabaksdose hinhält. In Amerika will man von solchen patriarchalischen Gebräuchen nichts wissen, dort gipfelt Alles nur in grassestem Egoismus und überall wird man an die beliebten Wahlsprüche der Yankees erinnert: „Halte die Augen offen, zahle viel und hilf dir selbst!" Und so sehnt man sich daher bald nach einem kleineren und ruhigeren Gasthof, wo dem Fremden mehr Aufmerksamkeit gewidmet ist, und wo er weniger arrestantenartig behandelt und nicht bloss mit der Nummer seines Zimmers benannt wird. —

Die Krone aller städtischen Gebäude soll das im Baue begriffene Rathhaus werden, welches in solch riesigen Dimensionen angelegt ist, dass es wie der Kreml in Moskau für sich eine Stadt in der Stadt bilden wird. Das Werk ist noch nicht bis zum Dache gekommen und es scheint fast zweifelhaft, ob es je zur Vollendung gelangen wird, denn Diejenigen, die sich für diesen Bau besonders stark interessirten, sind mittlerweile abgestorben und der Baufond ist so unge-

nügend vorhanden, dass die Arbeiten seit vier Jahren gänzlich eingestellt werden mussten.

Jedenfalls haben die Mauern Zeit zum Austrocknen, und würde einstens der Bau die scrupulösesten Italiener beruhigen, die über ein neues Gebäude zu sagen pflegen, dass es im ersten Jahre vom Feinde, im zweiten vom Freunde und erst im dritten vom Eigenthümer selbst bewohnt werden soll.

Die California-Börse.

Die California-Börse ist ein Prachtbau gleich einem königlichen Palaste und eines Besuches würdig, schon allein nur des lebensvollen Treibens halber, das sich täglich in und vor demselben entfaltet.

Alles, was man dort sieht, trägt Pracht und Herrlichkeit an sich. Man hat bei der inneren und äusseren Ausstattung keinerlei Luxus gescheut, der nur irgendwie geeignet war, den Glanz und die Importanz dieses grossen Institutes zu erhöhen. Die Fussböden sind mit kostbaren Teppichen belegt, die Schreibtische und Fauteuils sind reich vergoldet, und die Fenster bilden enorme Spiegelglasscheiben, die vom Fussboden bis zum Plafond reichen. Im Innern herrscht eine grosse Stille, trotzdem dass dort ein Heer von Beamten beschäftigt ist. Jeder arbeitet schweigsam und wird nur hin und wieder von eintretenden Börsemäklern unterbrochen, die ihre Stellen jährlich mit 20.000 Dollars erkaufen müssen. Draussen auf den Trottoirs und der Strasse harrt in unbeschreiblicher Aufregung schreiend, tabakrauchend, kauend und spuckend eine unabsehbare nicht eintrittsfähige Menge auf das Bulletin, das der Gott Mercur Punkt 12 Uhr durch einen seiner Herolde über Glück und Unglück bekannt geben lässt. Jedermann, der Arme, der Reiche, der Aufwärter, der im Hôtel beim Mittagessen hinter unserem Stuhle steht, die Zimmermagd, der Kutscher, der Koch, die Wäscherin etc., nehmen in San Francisco am Börsenspiele Theil.

Man findet dort Leute, die schon mehrmals die Metamorphose von Armuth und Reichthum durchgemacht haben. Alles lebt und schwebt in einem beständigen fieberhaften Taumel und in einer Leidenschaft, wie wir sie ausser den Börsenspielern nur in den chinesischen Opiumhöhlen wieder finden. Jedermann träumt nur von grossen Schätzen und baut sich darnach seine Luftschlösser. Man machte uns auf einen

Stiefelputzer aufmerksam, der schon zweimal Millionär war und wenn er sich auf Null herabspeculirt sah, zu seinem ursprünglichen Geschäfte zurückgriff, seinen in Ehren gehaltenen Prangerstuhl*) hervorsuchte und den Leuten auf der Strasse die Schuhe putzte. Stiefelputzen ist in San Francisco ein sehr gutes Geschäft. In den Hôtels gibt man sich nicht mit demselben ab, wesshalb man es auf der Strasse besorgen lassen muss.

Gaunerei

Die Gaunerei ist auf den Strassen wirklich kolossal und der Fremde thut wohl, wenn er Abends schön zu Hause bleibt, oder nur in guter Begleitung ausgeht.

Unter den Beförderern der öffentlichen Unsicherheit spielen die Fiaker nicht die letzte Rolle. Uns sind während unserer Reise um die Welt nirgends solch' gewandte Preller vorgekommen, als in San Francisco. Es sind lauter souveräne Herren, die sich die Gesetze selbst machen, die zu beschränken es noch keiner Behörde gelungen ist.

Wenn man z. B. genöthigt ist, sich ihrer von der Eisenbahn oder vom Dampfschiffe aus zu bedienen, so hat man für eine Strecke von circa 1 Kilometer ö. W. fl. 5 zu entrichten. Visitenmachen ist dort eine Sitte, die streng beobachtet werden muss, und wenn man zu diesem Zwecke einen Wagen miethet, so muss man für 2 Stunden ö. W. fl. 20 bezahlen, nicht einen Heller weniger. In einem in San Francisco gedruckten „Guten Rath für die Fremden" heisst es pag. 68 unter Anderen: „„Wenn es in der Nacht auf einem abgelegenen „Orte dem Fiaker plötzlich einfallen sollte, anzuhalten und „den bedungenen Fuhrlohn doppelt zu fordern, so ist es „am gescheidesten, (wenn man allein ist) den geforderten „Betrag ruhig zu bezahlen, auszusteigen und seinen Weg zu „Fuss fortzusetzen!""

San Francisco besitzt einen grossen Ueberfluss an bestem fliessenden Trinkwasser, welches zur Reinhaltung und Erfrischung der Menschen und Thiere, sowie auch zur Belebung und Beförderung des dort wunderbar schnell sich entwickelnden Pflanzenlebens ungemein viel beiträgt. Auf eine recht zweckmässige Weise wird von dem Wasser

*) Einen Prangerstuhl nennt man einen hölzernen, zwei bis drei Stufen hohen, gewöhnlich schwarz angestrichenen Stuhl, der bei den dortigen Stiefelputzern im Gebrauche ist.

Markthallen. in den Markthallen Gebrauch gemacht, die in riesigen Dimensionen nach dem Pariser Vorbilde angelegt sind und getrennte Räume für Fleisch, Fische, Mehl, Brod, Früchte, Gemüse und Blumen etc. haben. *) Wahrhaft kolossal und höchst interessant ist die Reichhaltigkeit in den Blumen-, Gemüse- und Fruchthallen, in welchen Aepfel, Birnen, Pflaumen, Pfirsiche, Granaten, Orangen, Limonie, Feigen und Trauben mit Ananas, Bananas, Mangos, Loquats und anderen tropischen Früchten von Mexico und den Sandwich-Inseln abwechseln. Mit besonderer Bewunderung betrachten wir die riesigen Trauben von Los Angelos, die oft 7—8 Pfund wogen und einen halben Meter im Umkreise hatten, was uns an jenes merkwürdige Exemplar erinnerte, das einst die Abgesandten Josuas von ihrer Recognoscirung aus dem gelobten Lande heimbrachten.

Günstiges Klima. San Francisco liegt in einer der reizendsten Gegenden der Erde. Eine grosse, überaus fruchtbare, nur dem Getreidebau gewidmete Ebene breitet sich vor ihm aus und liefert so vielen und vortrefflichen Brodstoff, dass er sich bereits schon auf die englischen und französischen Märkte Eingang verschafft hat. Die Sierra Nevada und das Küstengebirge schützen die Ebene vor den scharfen Winden. Eine reine milde Luft hüllt das ganze Land ein, vom Winter ist keine Spur und ein ewig blauer Himmel lächelt auf dieses Paradies darnieder, welches mit Sicilien und Griechenland fast in derselben geographischen Breite liegt. Die Reine der Atmosphäre lässt sich ganz besonders in der Photographie nachweisen, denn die dort erzeugten Porträts und landschaftlichen Bilder zeichnen sich durch eine seltene Schönheit, Schärfe und Wärme des Tones aus, so dass sie auf allen Weltausstellungen die ungetheilte höchste Anerkennung gefunden haben. Die Preise derselben gehen dort natürlich ungemein hoch und werden meist nur von San Franciscanern gekauft, denen bei der Leichtigkeit des Geldgewinnes nichts zu theuer ist. Diese Herren spielen ja in Silberminen-Actien und leben beständig in der Erwartung, dass sich ihre Minen über Nacht und Tag in ergiebige Bonanzen**) gestalten wer-

*) Für die Verproviantirung der Stadt ist auf das Beste gesorgt.

**) Bonanzen ist ein spanisches Wort und bedeutet Glückseligkeit.

den, wie es den Actionären der Komstock-Silberminen ergangen ist, deren Papiere einstens in einem Tage um 60% gestiegen sind. Der Leser wird wohl noch im Gedächtniss haben, welche fieberhafte Aufregung seinerzeit die Komstock-Silberbergwerke in Amerika hervorgebracht haben und wie viele Tausende durch die Speculation in diesen Actien zum Besitze enormer Reichthümer emporgekommen, aber auch eben so schnell wieder in die tiefste Armuth hinabgesunken sind. Immerhin ist die Ausbeutung der besagten Silbergruben gegenwärtig eine der grössten montanistischen Unternehmungen der Gegenwart, welche ihre unterirdischen Maulwurfsarbeiten mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit und Genialität, verbunden mit eben so viel Beharrlichkeit und Ausdauer, fortsetzt. Man hat bereits eine Tiefe von 2500 Fuss erreicht. In neuen, bis zu 2000 Fuss Tiefe getriebenen Minen erreichte die Temperatur eine Höhe von 34° R., während sie in alten Minen von derselben Tiefe bis zu 23° R. herabsinkt. Man glaubt die Ursache dieser grossen Differenz in der schnellen Verwitterung des tiefliegenden Gesteines gefunden zu haben, welche stattfindet, wenn selbes mit der atmosphärischen Luft in Berührung kommt. In Amerika ist das Bergwesen unstreitig am meisten ausgebildet und kein Volk versteht den Mineralreichthum seines Landes auf eine so geniale und profitable Weise auszubeuten wie die Amerikaner. Alle derlei Unternehmungen tragen den Stempel eines originalen, wohldurchdachten und berechneten Planes an sich. Man sieht dort nicht nur die sinnvollsten Maschinen und Bohrapparate mit eingesetzten Diamantenzähnen in Thätigkeit, sondern auch eine intelligente Handhabung und Leitung derselben.

In jedem Minenrevier begegnet man irgend einem von der Regierung angestellten fachmässig geschulten, praktischen Geologen und Metallurgisten, der gehalten ist, Jedem, der darum ersucht, die gewünschten Auskünfte und Instructionen zu ertheilen und dem Centralbergamte zu Washington über die Fortschritte der montanistischen und metallurgischen Operationen seines Reviers Bericht zu erstatten. Solche lehrreiche, mit Plänen, Durchschnitten, Diagrammen und Zeichnungen illustrirte Berichte werden von der Regierung all-

jährlich veröffentlicht und von Tausenden gelesen, besprochen und benützt. Die Zweckmässigkeit des Gesagten findet in dem Vorgehen der japanischen Regierung Bestätigung, die, nachdem sie das gesammte europäische Bergwesen erforschen und prüfen liess, sich schliesslich in diesem Fache für die Einführung der amerikanischen Principien entschloss.

Aber noch freundlicher als die Atmosphäre auf die Photographie, drückt sich das wohlthätige Klima auf den Gesichtern der jüngeren Generation aus, deren rosiger Teint aus einem Gemisch von Milch und Blut zu bestehen scheint. Wenn man eines Nachmittags die Kearny-Strasse entlang wandelt, so wird man ganz bezaubert von der Menge schöner Frauengestalten, die durch blühende Gesichtsfarbe, edle Körperformen und elegante Bekleidung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Es drängt uns daher, San Francisco das ehrenvolle Zeugniss auszustellen, dass wir nirgends zuvor eine solche Fülle lieblicher Damen gesehen haben, als dort. Die californischen Frauen sind im Allgemeinen gut erzogen, sie besitzen ein lebhaftes Temperament, huldigen den französischen Moden und Gebräuchen bis zum Extrem und lieben sehr die Unterhaltungen, wesshalb sie mit Recht die amerikanischen Französinnen genannt werden, eine Benennung, die sie gerne hören. Alle Damen, die von Polynesien und Australien nach Californien herüberkommen, und daselbst mit ihren schweren Seidenroben und werthvollen Pretiosen Staat machen wollen, sehen bald ein, dass sie in Sachen des Geschmackes von den San Franciscanerinnen bei Weitem überflügelt sind, und haben daher in der Regel nichts Eiligeres zu thun, als sich zu modernisiren, um nicht als Hinterwälderinnen erkannt und belächelt zu werden. Gerade so wie es den Engländerinnen ergeht, wenn sie nach Paris kommen.

Häusliches Leben.

Das häusliche Leben in San Francisco hat nur eine Schattenseite, über welche alle Frauen der Klagen voll sind, nämlich der Verkehr mit den Dienstboten. Diese sind die Dämonen, die ihnen das Leben verbittern, und der Alp, der sie Tag und Nacht drückt. In keinem Lande der Erde, selbst Australien nicht ausgenommen, erhalten die häuslichen Dienstboten einen so hohen Lohn und eine so gute Behandlung,

als daselbst, und bei alledem hat man in keinem Lande so sehr Ursache, über die schlechte und unverlässliche Bedienung zu klagen, als gerade dort. Die Hauptursache dieser Calamität ist dem Börsenspiele zuzuschreiben, dem, wie schon oben erwähnt, alle Dienstboten leidenschaftlich ergeben sind. Von trügerischen Hoffnungen erfüllt und den glücklichen Erfolgen Anderer berauscht, sind sie in einen gewissen träumerischen Zustand versetzt, der sie nachlässig in ihrer Pflichterfüllung macht und sie in beständige Conflicte mit ihren Herrschaften bringt, die natürlich hierbei immer am meisten im Nachtheile bleiben. Die dortigen Dienstboten bilden gewissermassen eine Liga, ihr wohlberechnetes Zusammenhalten und das Bewusstsein von Freiheit, Gleichheit und Unabhängigkeit verschafft ihnen eine Macht, mit der sie ihre Brodgeber derartig zu tyrannisiren vermögen, dass dadurch oft die besten und geduldigsten ausser Fassung gebracht werden. Es sind dort gewöhnliche Ereignisse, dass die Köchin vor dem Kochen, der Diener vor der Essenszeit und der Kutscher vor dem Ausfahren ihre Dienste verweigern.

Aus dem Missverständnisse des Begriffes von Unabhängigkeit entsteht öfter der grösste Unsinn, der so weit geht, dass viele Mägde das Dienen als eine der weissen Race unwürdige Beschäftigung betrachten.

Unter solchen Umständen ist es freilich leicht zu erklären, warum nicht selten reiche und vornehme Familien ihre Häuser verschliessen oder vermiethen, ihre Kinder in Pensionaten unterbringen und Mann und Frau sich auf etliche Jahre in Hôtels einlogiren.

Das Leben in San Francisco bietet sehr viel Originelles und Urwüchsiges dar. Ein grosser Theil der Geschäfte wird, so wie im südlichen Italien, auf den Strassen abgemacht, und die Abende in den Theatern, Concertsälen, Clubs und Restaurationen zugebracht. Unterhaltungen.

Als ein grosses beliebtes Vergnügen wird die sogenannte Ueberraschungs-Partie betrachtet, welche darin besteht, dass sich eines Abends laut Verabredung mehrere Familien, ohne eingeladen worden zu sein, und ohne vorher eine Anzeige zu machen, in ein befreundetes Haus begeben, um dort den Abend mit Essen, Trinken, Tanzen und Musiciren etc. zu-

zubringen.*) Am nächsten Morgen erscheint dann gewöhnlich in einem Localblatte der ganze Vorfall umständlich beschrieben, wobei bis in's Kleine hinein die Ueberraschung geschildert und hinzugefügt ist, wie hoch erfreut und entzückt die Gastgeber über den unerwarteten Besuch gewesen sind.

Trinkstuben. Die Zahl der Schenk- und Kneipwirthschaften geht in San Francisco, sowie in allen amerikanischen Städten in's Unendliche, denn der Amerikaner hält in der Regel viel auf's Trinken. Das Innere dieser Etablissements hat trotz der eleganten Einrichtungen meist ein recht ekelhaftes, von den Tabakkauern besudeltes Aussehen, welche den garstigen braunen, jaucheartigen Speichel und die widerliche abgekaute Tabaksmasse *con amore* überall hinspucken, was den Localen den Anschein gibt, als wenn sie von Hunden und Katzen verunreinigt worden wären. Wenn man, um sich den Durst mit einem Glase Bier zu löschen, in eine solche Halle eintritt, findet man daselbst meist eine Zahl von Stammgästen anwesend, die den Fremden mit der liebenswürdigen Einladung entgegenkommen, zusammen eine Flasche Bier zu leeren. Man muss solchen Artigkeiten geschickt auszuweichen suchen, denn sie sind meist nur wohlgeplante Einleitungen zu Saufgelagen, die sehr unangenehme Folgen haben können. In den Trinkstuben bemerkt man nirgends weibliche Bedienung. Die Amerikaner behaupten zwar, dass sie solche aus Achtung gegen das zarte Geschlecht nicht zulassen, wir glauben aber hingegen, dass es weniger die Achtung als vielmehr der Mangel an anständigen Frauenspersonen ist, die geneigt wären, sich solch' wüstem Bacchusdienste zu widmen.

Der Besuch der Trinkstuben, *Public houses*, wie man sie in Amerika nennt, wird nicht als anständig betrachtet, und namentlich stark von den Damen, aus wohlbekannten Gründen, missbilligt.

Man pflegt daher, damit die Gäste von den Strassen aus nicht gesehen werden, die Fenster mit matten Glasscheiben zu versehen, oder die Vorhänge sorgfältig herabzulassen,

*) Jedermann hat hierzu Ess- und Trinkbares nach eigenem Gutdünken mitzunehmen.

ebenso werden hinter den Eingangsthüren jalousieartige Schirme aufgestellt, zwischen denen sich die durstigen Besucher hineinschleichen.

Lassen wir nun diese im Kreise gleichgesinnter Freunde sich nach ihrer Art die Zeit vertreiben, und begeben wir uns wieder auf die Strassen, auf welchen sich das bunteste Treiben der Welt entwickelt.

Vor Allem fallen uns dort die Miners, Bergleute oder eigentlich Goldgräber auf, verwitterte, abenteuerliche, *à la* Robinson gekleidete Gestalten, ein rohes, trotziges, an das Faustrecht und die Lynchgesetze gewöhntes Volk, das sich wenig um feine, städtische Sitten und Gebräuche bekümmert. — Hier zieht ein Rudel Matrosen singend und schreiend mit Flaggen in den Händen einem Vergnügungslocale zu, wo Tanz und Damen der Demi-monde sie erwarten. Dort von jener Strasse zieht eine Procession frommer Irländer daher, Standarten und eine lärmende Blechmusik an der Spitze. Sie feiern das Fest eines ihrer Heiligen. Vier Herren tragen einen viereckigen Tisch, aus dessen Mittelpunkte eine Art Flaggenstange emporragt, an welcher das Heiligenbild befestigt ist. Hintenher folgt paarweise eine lange Reihe festtäglich gekleideter Herren. Der erste nach dem Bilde ist ein ehrwürdiger Greis, der von zwei Männern geführt wird, er scheint der Vorsteher der Corporation zu sein, denn er ist mit Ehrenzeichen geschmückt. Strassenleben.

Zur Abwechslung bekommt man auch paradenartige Aufzüge der vielen in Amerika organisirten religiösen Congregationen zu Gesichte, die in der Regel viel Wesens von sich machen. Jedes einzelne Mitglied scheint ein halber General zu sein. Sie tragen reich gestickte Uniformen mit grossen, breiten Ordensbändern über den Schultern, flatternde mit Devisen bedruckte Seidenbänder auf der Brust, Degen an der Seite und schwarze Cylinderhüte auf den Köpfen. Fahnen und eine lärmende Musik dürfen selbstverständlich dabei nicht fehlen, welche die Massen neugierigen Volkes von allen Seiten anlocken. — Da es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika keine Orden gibt, so spielen dort Flaggen und breite seidene, meist mit Devisen bedruckte oder gestickte Bänder eine um so grössere Rolle.

Seit dem letzten grossen Bürgerkriege hat sich unter den Amerikanern eine ungeheure Sucht nach militärischen Titeln eingeschlichen, auf die sie sich nicht wenig einbilden.

In jener Zeit der schweren Noth, oder Noth der schweren Zeit, wurden nämlich überall, sowohl in den Städten als auf dem Lande, Bürgermilizen errichtet, die entweder dem hart bedrängten Heere zu Hilfe eilten, oder zur Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit zu Hause zurückblieben. Es ist uns nicht bekannt, wie es mit ihrer Organisation und ihren Reglements beschaffen war; aber es fiel uns auf, dass gegenwärtig der grösste Theil der Kaufleute und Professionisten auf ihren Visitkarten mit militärischen Prädicaten prangen, die im bescheidensten Falle nicht weniger als Capitän lauten. Dieses ist um so viel merkwürdiger, weil man sich sonst im demokratischen Amerika wenig um Rang und Würden bekümmert, wenn sie nicht mit einem entsprechenden Einkommen verbunden sind.

Militär- und Wachparaden sind in San Francisco unbekannte Dinge, dafür paradirt aber um so fleissiger die dortige brillant adjustirte Feuerwehr mit ihren vergoldeten und versilberten Dampfspritzen; diese Corporation bildet das Schoosskind der San Franciscaner. Und sie haben Recht, dieselbe zu liebkosen, denn die Stadt birgt durch die vielen hölzernen Häuser und Trottoirs viel Stoff zu einer grossen Feuersgefahr. Möge es stets nur bei dem heiteren pompösen Wesen dieser Corporation und der Huldigung des Volkes sein Bewenden haben und jede Gefahr ferne bleiben.

Wenn man sich an irgend eine hervorragende Persönlichkeit um Auskunft wendet, darf man überzeugt sein, eine befriedigende Antwort zu erhalten. Nirgends in der Welt sind die Beamten höflicher und liebenswürdiger als in Amerika, weil sie nicht lebenslänglich angestellt sind, und weil sie bei jeder Anwandlung von Hochmuth erinnert werden, dass sie den Interessen des Volkes, welches den Staat bildet, zu dienen haben.

Wir waren einmal veranlasst, einem Minister unsere Aufwartung zu machen. Da er eine höchst geachtete und beliebte Persönlichkeit war, so erkundigten wir uns zuvor bei einem Freunde, wie wir ihn zu tituliren haben. Der

Befragte antwortete: „Nennen Sie ihn ganz einfach Herr!“ Auf unsere Bemerkung, ob es nicht besser wäre, ihn Excellenz anzureden, erwiederte er: „Ach! das ist europäischer Humbug, Jedermann ist eine Excellenz, wenn er seine Berufsgeschäfte auf eine excellente Weise erfüllt. Sagen Sie nur immerhin Herr zu ihm, denn hier ist es nicht anders gebräuchlich.“ Im Gegentheile aber werden nirgendswo verdienstvolle Beamte so hoch geachtet und so gut bezahlt, als dort.

San Francisco ist eine Weltstadt, denn es birgt in seinen Mauern Leute von allen bekannten Nationen der Erde. Wir lernten aus den dortigen Schulregistern, dass im Jahre 1875 5873 Schüler die öffentlichen Schulen besuchten und nach den folgenden Staaten und Ländern zuständig waren: Diverse Nationalitäten

1	Afrikaner.	1	Holländer.
191	Australier.	7	Italiener.
4	Belgier.	47	Mexikaner.
6	atlant. Insulaner.	16	Neu-Seeländer.
53	Canadier.	14	Oesterreicher.
29	Chinesen.	8	Russen.
5	Central-Amerikaner.	1000	San Franciscaner.
1	Däne.	82	Südamerikaner.
64	Deutsche.	1	Schwede.
257	Engländer.	6	Schweizer.
57	Franzosen.	5	Tasmanier und
14	Hawayaner.	4000	von den

übrigen Vereinigten Staaten von Nordamerika. Es gereicht uns zur grossen Ehre, dass die Deutschen in San Francisco durch ihre Thätigkeit und Intelligenz zu bedeutender Macht und Ansehen gekommen sind und ein Wort in den öffentlichen Angelegenheiten mitsprechen dürfen. Es ist ein wackeres Völklein, welches seine Nationalität zu erhalten und seine deutschen Sitten zu bewahren verstanden hat.

Wenn auch ihre socialen Ansichten und ihre Sprache von dem umgebenden Völker-Babel nicht unbeeinflusst geblieben, so sind sie doch noch ihrer alten Heimat mit Leib und Seele zugethan. Die deutschen Clublocalitäten, welche den Namen „der deutsche Verein“ führen, sind ohne Uebertreibung gesagt, heutigen Tages die grössten und vornehmsten Die Deutschen in Californien.

der ganzen Welt. Die innere Ausstattung der Räume hat allein über 40.000 Dollars gekostet. Die ganze Organisation des Vereines trägt den Stempel des Fortschrittes an sich. Es ist daher das Streben der gebildeten und intelligenten Leute aller Nationen dahin gerichtet, dort eingeführt zu werden. — Denjenigen Einwohnern San Francisco's, welche zur Zeit der Gründung der Stadt oder bald nachher sich dort niedergelassen haben und zu bedeutendem Vermögen, Ansehen und Einfluss auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten gekommen sind, gibt man gegenwärtig den Ehrentitel „Pionniere". Auch unter den dortigen Deutschen gibt es mehrere solche Koryphäen, von welchen wir zur Nachahmung nur zwei kurze Biographien anführen.

Jakob Lick ward in Braunschweig geboren und kam als blutjunger Tischlergeselle nach Amerika, wo er auf verschiedenen Plätzen der Vereinigten Staaten arbeitete. In Cincinnati trat er bei einem Claviermacher in Condition, lernte das Geschäft und widmete sich von da an ausschliesslich der Verfertigung von Pianofortes.

Als San Francisco gegründet und das Goldfieber die ganze Welt durchzuckte, wendete auch Lick seine Schritte nach Californien. Da es aber unter den dortigen Goldgräbern keine Clavierspieler gab und diese mehr nach Gold als nach Musik lüstern waren, so fand er, dass dort vor der Hand seines Bleibens nicht sei. Er schüttelte daher den Staub von den Füssen und benützte eine sich ihm darbietende günstige Schiffsgelegenheit, um nach Peru zu gehen, dessen reiche Einwohner ihm als sehr musikliebend geschildert wurden.

Nachdem er dort einige Jahre verlebte und sich ein kleines Vermögen erworben hatte, zog es ihn wieder nach den lieblichen Thälern des Ohio zurück, um sich daselbst bleibend niederzulassen. Dort verheiratete er sich auch, aber aus der Ehe schien ihm ausser einem Sohn kein besonderes Familienglück entsprossen zu sein, denn er machte sich bald aus den zärtlichen Banden los, liess Weib und Kind zurück und lenkte seine Schritte zum zweiten Male nach San Francisco, welches mittlerweile schon eine solide Gestalt angenommen hatte. Die Einwohner wollten aber noch immer nicht viel von Musik hören und zogen das Goldsuchen dem Clavierspielen

vor. Lick entschloss sich daher als praktischer Mann zum Umsatteln, hing die Claviermacherei auf den Nagel und warf sich auf die Häuserspeculation, die ihm dermassen gelang, dass er nach und nach zum reichsten Manne in Californien wurde. Von da an wurde er ganz Amerikaner, veränderte den Jacob in einen James und betheiligte sich an allen Unternehmungen, bei welchen es sich handelte, San Francisco zu heben und gross zu machen. Bei allen Staats- und Privatgebäuden, die dort mit vereinten Kräften aufgeführt wurden, begegnet man seinem Namen.

Unter der grossen Zahl von Hôtels ist das „Lick-house" wenn auch nicht eines der grössten, so doch weitaus das beste, weil dort der Besucher für sein Geld in jeder Beziehung die meisten Aequivalente erhält. Die Küche ist unstreitig die beste in ganz San Francisco. Es charakterisirt den Mann, dass er sich nie in eine unsolide Speculation einliess und immer den geraden Weg ging. Jakob Lick war sein ganzes Leben hindurch ein Sonderling, was er, als er 1876 in sehr hohem Alter starb, noch dadurch bewies, das er von seinem auf mehrere Millionen Dollars sich beziffernden Vermögen seinem einzigen noch lebenden Sohne nur 5000 Dollars vermachte, alles Uebrige aber mit Ausnahme einiger kleinen Legate nur zu allgemeinen wohlthätigen und nützlichen Zwecken in der Stadt San Francisco und im Staate California bestimmte. Wir hatten Gelegenheit, im September 1876 seinem Begräbnisse beizuwohnen. Es war das grossartigste, das man je in San Francisco sah.

Carl Koehler sah seine Wiege in Mecklenburg-Schwerin und kam ebenfalls sehr jung in Begleitung zweier Freunde einige Jahre nach der Gründung von San Francisco dort an. Da sie gebildete Kaufleute waren, fanden sie natürlich an dem wilden, wüsten und unsicheren Leben der Goldgräberei, die nicht einen Jeden mit Schätzen überschüttet, keinen Gefallen. Für deutsche Handlungscommis, die sie waren, war dazumal noch kein Bedürfniss vorhanden und schon schien sich die Sorge für die Zukunft einzustellen, als sie auf den Einfall kamen, ihre musikalischen Kenntnisse zu verwerthen. Gesagt, gethan; sie bildeten ein kleines Orchester und schickten sich an, in den stark besuchten Restaurationen der Gold-

gräber aufzuspielen. Dies ging ganz vortrefflich und trug ihnen reichlich Geld ein. Nachdem sie einige Zeit hindurch dieses Geschäft mit dem besten Erfolge getrieben hatten, verabredeten sie sich einmal zu einem Ausfluge nach dem Cliff-House, einem etliche englische Meilen von der Stadt entfernten Unterhaltungsplatze, um dort einen Sonntag-Nachmittag im Anschauen der herrlichen Natur und des stillen Oceans zu verträumen. Bei dieser Gelegenheit zog Carl Koehler zur grossen Ueberraschung seiner Freunde aus einem Packete eine Riesentraube hervor, die er von einem von Los Angelos in Untercalifornien heraufgekommenen Schiffscapitän erhielt. Diese Traube war die Ursache zu der gegenwärtigen bereits weltberühmt gewordenen Weincultur Californiens, als deren Gründer Carl Koehler mit vollem Rechte zu betrachten ist, denn vor ihm gab es dort keine californischen Weine und alle Weine, die in San Francisco zu bekommen waren, mussten von Europa gebracht werden. Carl Koehler ging bald nach jenem Ereignisse — und wir dürfen es mit Fug und Recht ein epochemachendes Ereigniss nennen — nach Los Angelos, dem Weingarten von Californien, von wo die erwähnte Traube stammte, und verschaffte sich dort ein bescheidenes Stückchen Land, auf welchem er im Schweisse des Angesichtes den Hebel seiner Thatkraft ansetzte. Seine Bestrebungen wurden mit dem günstigsten Erfolge belohnt. Heute sehen wir ihn als einen Mann von sehr grossem Vermögen, grosser Achtung und grossem Einflusse im Staate Californien und Pionnier von San Francisco. Sein Weinlager daselbst ist ein riesiges und das grösste, das uns je zu Gesichte gekommen. Es dehnt sich in der Erde unter den Localitäten des deutschen Vereines strahlenförmig aus und ist mit Schienenwegen versehen. Tausende kolossale, mit den edelsten Weinen gefüllte ovale Fässer liegen Seite an Seite, von denen die allergrössten und schönsten patriotische Namen tragen, wie Kaiser Wilhelm, Unser Fritz, Bismarck, Moltke, Schiller, Göthe etc. Jedermann, der in diese Localitäten eintritt, wird mit der Frage begrüsst: *„Do you want a trink?“* Wollen Sie ein Glas Wein? das Jedem unentgeltlich verabreicht wird. Herr Koehler unterhält auch ein Filialgeschäft von California-Weinen in seiner Vaterstadt Schwerin, wir glauben aber nicht, dass man dort ebenso hospitabel ist wie in Amerika.

Unter allen Nationalitäten, die sich in San Francisco aufhalten, sind die Chinesen am zahlreichsten. Man begegnet ihnen auf jedem Schritt und Tritt. Den neuesten statistischen Ausweisen zufolge soll sich ihre Zahl bereits auf 120.000 belaufen. Man findet unter ihnen Kaufleute, Professionisten, Bergleute, Landwirthe, Gärtner, Taglöhner, Kellner, Köche, Kutscher, Wäscher, Fischer, Matrosen, Ammen, Kinderwärter und Factota jeder Art. Man kann mit Recht sagen, dass sie sich in Californien unentbehrlich gemacht haben, aber trotzdem sind sie bei den heissblütigen Yankees nicht beliebt. Diese dichten ihnen alle erdenklichen Laster und Gebrechen an, die aber der Hauptsache nach nur darin bestehen, dass sie ihre Ersparnisse nicht im Lande verzehren und ihren Lohn mit sich nach China führen. Die amerikanischen Arbeiter hassen sie aus dem Grunde, weil sie mässig leben, billig arbeiten und ihnen dadurch den hohen Verdienst schmälern. Die Chinesen.

Wir sind weit entfernt, die Lobredner der Chinesen sein zu wollen, denn sie tragen wie alle übrigen Menschenkinder eben auch grosse Laster und Schwächen an sich, aber wir sind der festen Ueberzeugung, dass die Amerikaner in vieler Beziehung im Unrechte sind und dass Californien in seinen riesigen Bauten und seiner blühenden Landescultur das nicht wäre, was es gegenwärtig ist, wenn die Chinesen ihre billigen Arbeitskräfte nicht dazu gegeben hätten. Dieses Volk besitzt einen hohen Grad von Intelligenz und Speculationsgeist und versteht es jede vorkommende Gelegenheit zu seinem Vortheile auszubeuten. Es gehören viel Klugheit und scharfe, offene Augen dazu, wenn man sich mit ihnen in Geschäfte einlassen will, und man hat es nur seiner eigenen Sorglosigkeit und Kurzsichtigkeit zuzuschreiben, wenn man von ihnen übervortheilt wird.

Bekanntermassen ist in China die Auswanderung der Frauen nicht gestattet und diejenigen, die sich in Californien aufhalten, stammen meist aus Hong-Kong. Da die Chinesen im Allgemeinen sehr heiratslustig sind und Hong-Kong nicht im Stande ist, ein genügendes Contingent von Frauen für den amerikanischen Markt zu liefern, wo sie nach ihrem physischen Werthe bezahlt werden müssen, so steht den Heiratscandidaten, vorausgesetzt, dass sie ein Ersparniss

von 5- bis 600 Dollars in der Tasche haben, nur der Weg nach China offen, um zu einem Weibe zu kommen und das ersehnte Familienleben zu gründen. Wir frugen einstens im Scherze einen bekannten Chinesen, wie viel ihm seine Dame, die er sich aus Hong-Kong holte, koste, worauf er mit einem schalkhaften Lächeln erwiederte: „Sie kommt mir sehr theuer zu stehen, ich bezahlte für sie 500 Dollars und jetzt kostet sie mir 200 Dollars jährlich.“

Würden die Amerikaner nicht übersehen haben, beim Abschlusse des Auswanderungs-Tractates die chinesische Regierung zu bewegen, dass auch die Frauen von dem Rechte der Emigration Gebrauch machen dürfen, so würde der grösste Theil der Chinesen in Amerika bleiben und wie es in Australien der Fall ist, zu ausgezeichneten Ansiedlern werden.

Es ist schon verschiedenseitig gerügt worden, dass die californischen Behörden bei dem Drucke, den sie auf die Chinesen ausüben, oft sehr unloyal zu Werke gehen und in der That ist dieser Vorwurf auch gegründet. Auch wir haben mit eigenen Augen gesehen, wie sich vor dem Abgange des grossen Post- und Passagierdampfers „*City of Tokio*“ aus dem Hafen von San Francisco ein nichts weniger als respectabel aussehender Mann, aber unstreitig eine autorisirte Persönlichkeit, vor der Eingangstreppe des Schiffes postirte und von jedem abreisenden Chinesen auf die brutalste Art 2 Dollars abforderte. Jeder, der das Geld nicht gleich bei der Hand hatte, oder sich die Frage erlaubte, warum oder wofür er eigentlich bezahlen soll, wurde ohne eine Antwort zu erhalten muthwillig auf die Seite gestossen.

Manche erlegten den unerwartet geforderten Tribut mit knirschenden Zähnen. Der Beamte, um sich eine grössere Wichtigkeit zu geben, frug jeden Eintretenden um seinen Namen, ohne weiters von demselben Notiz zu nehmen, und die Chinesen schienen ihm, wie man aus ihrem spöttischen Lächeln entnehmen konnte, die drolligsten, ihm unverständlichsten Dinge vorgesagt zu haben.

Der besagte Dampfer, der circa alle zwei bis drei Monate an die Reihe kommt, die Fahrt nach Yokohama-Shangai, Hongkong und zurück zu machen, ist einer der grössten und prachtvollsten der Welt. Denjenigen Chinesen, die keine

Fahrkarte der ersten Classe besassen, war es nicht erlaubt, auf dem Paradewege das Schiff zu betreten oder das Oberdeck zu besteigen, sondern man öffnete ihnen eine Seitenthür, durch welche sie vermittelst eines sogenannten Hühnersteiges vom Kai direct in das Zwischendeck gelangen konnten, in welchem sie während der ganzen Fahrt eingepfercht zu verbleiben hatten, da die mongolische gelbe Race von Seite der Amerikaner überall als Pariahs gemieden wird und in ihrer Gesellschaft, keine Aufnahme findet, so ist sie natürlich nur auf sich selbst angewiesen, ganz so wie es früher in Europa mit den Juden der Fall war, und dies spornt sie an, ihre Widersacher an Intelligenz, Speculationsgeist und Reichthum zu übertreffen, denn Geld macht Alles recht und der praktische Yankee hat einen ganz ausserordentlichen Respect vor der Macht desselben. Die Californier behaupten, dass mit den Chinesen nicht auszukommen sei; wir sehen aber nicht ein, warum es sich dort nicht ebenso friedlich mit ihnen zusammen leben lassen sollte wie in Australien, wohin in neuerer Zeit die chinesische Immigration in grösseren Massen gerichtet ist und wo sich ein ganz harmonisches Zusammenleben herausbildet. Dienen sie doch alle einem und demselben Culturzwecke. Freilich herrscht in den englischen Dominien eine grössere, besonnenere Toleranz und weniger Kasten- und Sektenwesen und Exaltation, wie in den Vereinigten Staaten.

Proselytenmacherei, Tischklopferei und Spiritismus sind in Amerika in der herrlichsten Blüthe. Am Sonntage den 7. September 1876 fanden in San Francisco nicht weniger als acht diverse spiritistische Versammlungen statt, die alle stark besucht waren und aufmerksame Zuhörer hatten. Spiritismus.

Die Neugierde trieb uns an, einer dieser Versammlungen beizuwohnen. — Es ist kaum zu glauben, welcher Unsinn dabei durch das Medium zu Tage befördert wurde.

Wir führen als Beispiel in deutscher Uebersetzung nur einige Fragen und Antworten an, die während der Sitzung vorkamen.

Frage: Sind wir gerechtfertigt durch Werke?

Antwort: Ja.

Frage: Durch den Glauben allein?

Antwort: Nein.

Frage: Ist die ganze Bibel wahr?

Antwort: Nein.

Frage: Wurden die Mirakel des neuen Testamentes vollbracht durch übernatürliche Kraft?

Antwort: Nein.

Frage: Durch irgend ein geheimes Naturgesetz?

Antwort: Ja.

Frage: Ist es recht, zur Mutter Gottes zu beten?

Antwort: Ja.

Frage: Ist Christus Gott?

Antwort. Nein.

Frage: Ist er ein Mensch?

Antwort: Nein.

Frage: Ist er irgend etwas zwischen Gott und Mensch, eine Art Engel?

Antwort: Ja.

Frage: Ist er im Himmel?

Antwort: Nein.

etc.

Uns kam es hierbei vor, als wenn sich irgend ein Spötter über die versammelte Gesellschaft lustig gemacht hätte.

Das Klima von San Francisco ist, wie schon früher angedeutet wurde, überaus gesund, so dass in dieser Beziehung diese gesegnete Stadt allen grösseren Plätzen des amerikanischen und europäischen Continents weit voraus ist. Laut vorliegenden statistischen Ausweisen beträgt unter 1000 Personen die durchschnittliche jährliche Sterblichkeit

in San Francisco	19.2 %
„ Paris	22.3 „
„ London	22.5 „
„ Edinburg	23.6 „
„ Boston	23.8 „
„ Dublin	22.0 „
„ New-York	26.6 „
„ Liverpool	31.9 „
„ Rom	34.9 „
„ Neapel	37.2 „
„ St. Petersburg	38.8 „

Dank des regen und rationellen Betriebes der californischen Landwirthschaft ist gegenwärtig San Francisco eine Stadt geworden, in welcher es sich recht gut und billig leben lässt. Um den Lesern davon einen Begriff zu machen, lassen wir im Nachstehenden die Uebersetzung der Speisekarten zweier allgemein beliebter Restaurationen „Bergérs Branch Restaurant. 737, Market street“ und „Miners Restaurant, 531—533 Commercial street“ in San Francisco folgen, wozu wir uns die Bemerkung erlauben, dass wir der kleinen Bruchtheile wegen die Preise in runden Zahlen angegeben haben, d. i. etwas höher als die Originalpreise.

Speisezettel.

Suppen.

1 Portion *) grünen oder schwarzen Thee	11	kr. ö. W.
Bouillon	11	„ „
Nudelsuppe	11	„ „
Kräutersuppe	11	„ „
Schöpsensuppe	11	„ „
Mockturtlessuppe	11	„ „
Familiensuppe	11	„ „
Hühnersuppe	20	„ „
Austernsuppe	20	„ „

Fische.

Fluss- oder Seebarsch, gesotten, geröstet oder gebacken	20	kr. ö. W.
Stockfisch	20	„ „
Sintfisch	20	„ „
Makrelen	20	„ „
Barsch-Filet in Pikle-Sauce	20	„ „
Häringe in div. Zubereitung	20	„ „

Gesottene Speisen.

Rinder-Filet	20	kr. ö. W.
Schöpsenfleisch mit Sauce	20	„ „
Schöpsenfleisch mit süss. Rüben	20	„ „
Schöpsenfleisch à la jardinière	20	„ „
Schaffleisch mit Kapernsauce	20	„ „
Kalbskopf mit brauner Sauce	20	„ „
Kalbszunge mit Eiersauce	20	„ „
Kalbsfüsse mit Goldäpfel-Sauce	20	kr. ö. W.
Gesalzenes Rindfleisch mit Kraut	20	„ „
Gesalz. Schweinfleisch mit Kraut	20	„ „
Geräucherte Zunge mit Goldäpfel-Sauce	20	„ „
Geräucherter Speck mit Sauerkraut	20	„ „
Gehirnkäse	20	„ „

*) Die Portionen sind weitaus grösser, als sie in der Regel in europäischen Hotels gegeben zu werden pflegen.

Braten.

Kalbsbraten	20 kr. ö. W.	Entenbraten	20 kr. ö. W.
Schweinsbraten . . .	20 „ „	Gebackene Schinken mit Bohnen	20 „ „
Lungenbraten	20 „ „	Kalter gemischter Braten	20 „ „
Schöpsenbraten . . .	20 „ „	Junge Hühner	20 „ „
Lammsbraten	20 „ „		

Wildpret.

Truthahn mit Preiselbeer-Sauce	50 kr. ö. W.	Wildschwein mit Preiselbeer-Sauce	50 kr. ö. W.

Wildente, Rebhuhn, Birkhahn, Fasan à 50 kr.

Vorspeisen (Entrées).

Gedämpftes Rindfleisch	20 kr. ö. W.	Fricassée von jungen Hühnern	43 kr. ö. W.
„ Kalbfleisch	20 „ „	Gedämpftes Wildpret .	20 „ „
„ Schöpsenfleisch	20 „ „	Kalbshirn	20 „ „
Beef à la monde . . .	20 „ „	Gänse klein mit Cury und Reis	20 „ „
Schöpsenpastete in Topf	20 „ „	Gänse, gedämpft . . .	20 „ „
Kalbspastete „ „	20 „ „	Nieren	20 „ „
Gulyasch auf irländ. Art	20 „ „		
Kalbsgulyasch mit Spinat	20 „ „		

Deutsche Art „Leber" 20 kr.

Fricassée von Kalbsfüssen	20 kr. ö. W.	Hasen oder Kaninchen gedämpft.	20 kr. ö. W.
Schöps mit Cury und Reis	20 „ „	Hühnerpastete im Topfe	43 „ „

Gemüse.

Grüne Bohnen, grüner Mais, Spargel, gedämpfte Goldäpfel, gebratene oder gesottene Zwiebel, Sauerkraut, grüne Erbsen à 20 kr.

Puddinge und Pasteten

von Brod, Reis, Mehl, Preiselbeeren, Erdbeeren, Aepfeln, Pflaumen, Pfirsichen, Kirschen, Kürbis, Maisstärke, Eierspeise à 11 kr. — Tapioca und Sago-Pudding à 20 kr.

Kuchen.

In sehr grosser Auswahl à 11 kr.

Zum Frühstück und Abendessen.

Zuckerbrod, Semmel, Roggen- oder deutsches Brod, heisses Maisbrod, Biscuits, Thee, Milch oder Kaffee à 11 kr. 1 Tasse frischer Chocolade 20 kr.

Weine.

	ö. W. fl. kr.		ö. W. fl. kr.
1 Fl. St. Christoly	—.50	1 Fl. La rose	1.30
1 „ Chateau Margaux . .	1.—	1 „ vin de grave super . .	1.30
1 „ Pouillac	1.—	1 „ weisser Sanoma . . .	1.30
½ „ Santorin	1.—	1 „ Medoc Coutenai . . .	2.—
1 „ St. Julien	1.30	1 „ St. Estèphe	2.—

		ö. W. fl. kr.			ö. W. fl. kr.
1	Fl. Port-Wein	2.—	1	Fl. Chateau Laffitte . . .	4.—
1	„ Madeira oder Sherry .	2.50	1	Gl. ord. franz. Rothwein .	—.20
1	„ Poutet Cànet	3.—	½	Fl. 30 kr., 1 Fl. . . .	—.50
1	„ Haut Brion	3.—	1	Gl. Angelica	—.20
1	„ Pommard	3.—	1	„ Bier	—.11
1	„ Champagner	3.—	½	Fl. Californ-Wein . . .	—.11

Es gibt wenig Länder auf der Erde, welche die Natur mit einer solchen Fülle der mannigfaltigsten Schönheiten ausgestattet hat, wie Californien, und wenig Städte, die so viele reizende Umgebungen besitzen, wie San Francisco. Wir erwähnen davon nur das Cliff-Haus, die Robbenfelsen, die Missionsstation „Dolores", Woodward's, den zoologischen Garten und Museum, Ocean-Hous, Oakland, Fairmount, Yerbabuena und die Ziegeninsel etc., auf welche die San Franciscaner sich nicht wenig einzubilden Ursache haben. Schöne Umgebungen.

Der Fremde wird daher fortwährend mit Fragen bestürmt, ob er schon da und dort gewesen ist und dies und jenes gesehen hat. Ganz besonders lassen es sich in dieser Hinsicht die liebenswürdigen Damen angelegen sein, ihn auf die hervorragenden Schönheiten des Landes aufmerksam zu machen und ihn auf verschwenderische Weise mit Reiserouten zu Ausflügen zu versehen. Nebenbei gesagt erwarten sie dafür ein artiges Compliment, das sie in der That nichts mehr als verdienen. Manche gehen sogar so weit, dass sie einem das Versprechen mit dem Ehrenworte abnehmen, ihre vorgeschlagenen Rundreisen in Ausführung zu bringen und ihnen hierüber Bericht abzustatten, denn sie wollen nicht, wie sie sagen, dass wir Fremden das goldene Land verlassen, ohne eine ewige Bewunderung von den Schönheiten mit uns zu nehmen. Einen wirklich fanatischen Cultus treiben sie aber mit den Wäldern der Sequoias bei Mariposa und Calaveras *(big trees)*, den Wasserfällen des Yosemite-Thales und den Geysern im Sanoma-Thale, die der Fremde ja nicht unbesucht lassen darf, wenn er es mit ihnen nicht für immer verderben und als verächtlicher Barbar betrachtet werden will, der die achte Todsünde, nicht nach jenen Wundern der Natur gewallfahrtet zu haben, auf sich geladen hat. Und so schlossen denn auch wir uns einer kleinen heiteren Gesellschaft an, die

eines schönen Nachmittags die Wanderung zu den *big trees* (Sequoias) antrat.

Wir benützten die Bahn bis nach dem freundlichen Städtchen „Merced" am gleichnamigen Flusse, wo wir nach einer sechsstündigen Fahrt ankamen und im Hôtel *„el Cápitan"* für den festgesetzten Pensionsbetrag von Oe. W. fl. 6 per Tag gute Verpflegung und Nachtquartier fanden.

Des anderen Morgens fuhren wir per Post-Omnibus weiter. Dieser war ein ganz erbärmlicher Rumpelkasten aus antiker Zeit, der von den eleganten und comfortablen Salonwaggons der Eisenbahn gewaltig abstach und viel zu Spott und Verwünschungen veranlasste.

Während der ganzen Fahrt drehte sich die Unterhaltung meist nur um die nun bald zum Vorscheine kommenden Wunder der Natur, die Haine der *Sequoia gigantea* oder *Welingtonia gigantea*, wie sie die Engländer benennen, oder Mammuthbäume nach dem Munde des Volkes. Diese merkwürdigen Bäume wurden erst 1852 entdeckt. Die Benennung *Sequoia* erhielten sie von unserem österreichischen berühmten, aber unglücklichen Gelehrten Endlicher, welcher sie dem Namen des Indianers „Sequo-Yak" vom Stamme der Cherokesen entnahm. Dieser Stamm wohnte früher im Staate Alabama, von wo er, von den Yankees daselbst vertrieben, vor circa 60 Jahren nach Neu-Mexico, dem heutigen Ober-Californien, auswanderte. Sequo-Yak war der hervorragendste Mann seines Stammes, welcher, bevor er noch mit den Europäern oder anderen Culturvölkern in Berührung kam, ein eigenes Alphabet erfand und selbes auf Baumblätter schrieb. Sequo-Yak starb im Jahre 1843, aber nicht seine Erfindung mit ihm, denn seine Stammesgenossen bedienen sich seiner Schrift noch bis zum heutigen Tage. Der Stamm ist leider stark im Aussterben begriffen. Der Name Sequo-Yak's, wenngleich in etwas veränderter Schreibweise, wird aber in den berühmten Bäumen fortleben. Unsere Gesellschaft citirte Stellen über die Sequoias aus diversen Reisebüchern, die oft die drolligsten Ansichten manifestirten und mehrmals zu Zank und Streit Veranlassung gaben, denn Jedermann glaubt in der Regel seinem Taschen-Cicerone am liebsten. Ganz besonders viel wurde über das hohe Alter dieser Baumriesen

hinundhergestritten, über welches selbst von Naturforschern manche fabelhafte Ansichten verbreitet worden sind. Manche gehen hierin so weit, dass sie das Alter besagter Bäume bis in die Zeit der Sündflut zurück datiren, ohne aber ihre Behauptung beweisen zu können. Andere hingegen sind schon bescheidener und begnügen sich mit dem Zeitalter der Patriarchen.

Unter solchen Zänkereien erreichten wir endlich Mariposa und Clark und Jedermann eilte *per pedes apostolorum* sogleich den noch ein gutes Stück Weges entfernten zwei Wäldern zu, um seine Neugierde oder seinen Wissensdrang zu befriedigen. Diese Wälder stehen unter Aufsicht der Regierung und erfreuen sich einer besonders reinlichen Pflege. Kein Baum darf beschädigt oder gar gefällt werden. Das Terrain, auf welchem diese Wälder stehen, liegt ca. 2800 Fuss über dem stillen Ocean und umfasst etwa $^3/_4$ geogr. Meilen. Der obere Wald enthält 365 Bäume, die ziemlich dicht zusammengedrängt stehen, der untere ist aber bedeutend kleiner und die Bäume stehen zerstreut auseinander. Viele dieser Bäume haben die wunderlichsten Namen erhalten, wie z. B. „der Vater des Waldes“, „der Riese der Bäume“ etc. In der That gibt es dort Bäume, die eine Höhe bis gegen 340 Fuss erreichen, am Fusse einen Umfang von 92′ 7″ und einen Diameter von 27′ Fuss haben.

Die Mammuth-bäume.

Die Speculation verstand es von ihnen auf verschiedene Weise Nutzen zu ziehen. So hat sich unter Anderen auf einem derselben ein Restaurant eingerichtet, eine zierliche grüne Halle zwischen den Aesten gebaut und eine breite elegante Wendeltreppe dahin angelegt. Ein Anderer hat sich aus der Rinde eines umgefallenen Baumes einen runden Salon verfertigt. Selbst auf der Weltausstellung zu Philadelphia hatte ein Unternehmer die Rinde einer Riesen-Sequoia zur Besichtigung ausgestellt, die zu einem Tunnel geformt war, durch welchen ein Häuflein Reiter hindurch galopirte. Die Sequoias sind unstreitig die stärksten und umfangreichsten Bäume auf der Erde; aber sie sind nicht die höchsten, denn sie haben in letzter Beziehung in den *Eucalypten* Tasmaniens und Australiens ihre Meister gefunden. Wir haben später in Healsville bei Melbourne in der Colonie Victoria Gelegenheit gehabt, einen auf der Erde liegenden *Eucalyptus globulus* zu messen,

welcher 480 Fuss lang ist, während die höchste Sequoia, die unter dem Namen „der Vater der Wälder" bekannt war, nicht mehr als 420 Fuss gemessen haben soll.

Die Amerikaner sind in diesem Punkte überaus empfindlich und lieben sich mit der Einbildung zu schmeicheln, dass sich alles Grosse und Erhabene der Natur innerhalb ihrer Grenzmarken befinden müsse. Wenn man aber der Wahrheit die Ehre anthun will, so muss man gestehen, dass sich weder in Mariposa noch in Calaveras oder im King-river-Walde gegenwärtig eine Sequoia befindet, die mehr als 340 Fuss hoch wäre.

Die allgemeine Meinung, welche man an Ort und Stelle darüber von urtheilsfähigen Leuten aussprechen hört, lautet, dass es unmöglich ist, das wirkliche Alter dieser Riesenbäume zu bestimmen, weil sie stets vom Kerne aus zu verfaulen anfangen und desshalb eine genaue Taxirung des Alters nicht zulassen. Es mag sein, dass einige unter ihnen ihr Wachsthum vor etwa 2000 Jahren von jetzt an begonnen, es ist aber nicht wahrscheinlich, dass ihr Entstehen tief in die Zeiten der Patriarchen zu verlegen ist.

Die Sequoias verlassend und uns dem Yosemite-Thale zuwendend, überschritten wir in Süden den Merced, ritten sechs englische Meilen lang ein hügeliges Land hinan und erreichten nach und nach eine Höhe von 2000 Fuss, von wo aus man bis weit in blauer Ferne die lieblichen Krümmungen des Flusses und der ihn einfassenden malerischen Hügelketten übersehen konnte. Endlich waren wir auch am Eingange in dem Yosemite-Thal angekommen. Nachdem wir uns in der vortrefflichen Restauration von Peregoy gekräftigt und die an den Wänden hängenden Uebersichtskarten und Ansichten des Panoramas studirt hatten, traten wir unseren Marsch in jenes hochberühmte Heiligthum der Natur an. Unsere Schritte wurden schon beim sogenannten „*Inspiration point*" (Punkt oder Stelle der Begeisterung) aufgehalten, denn das Bild, das sich dort vor unseren Blicken entrollte, war wirklich ein solches, das seinem Namen volle Ehre machte und durch seine Schönheit sich mit unverlöschlichen Zügen in unser Gedächtniss eingrub. Wir erlauben uns nebenbei die Bemerkung zu machen, dass die Namen, die man den Bergen, Felsen und

Das Yosemite-Thal.

Wasserfällen etc. gegeben, sehr gut gewählt sind und meist noch von den indianischen Ureinwohnern herrühren. — Ein doppelter Weg führte nach dem Innern des Thales hinab. Wir hielten uns an die Mariposa Avenue und wurden bald links durch den prachtvollen Anblick des 7360 Fuss hohen „*el Capitan*“ (indianisch *Tu-tock-a-nu-la*) und rechts durch den Brautschleier-Wasserfall (englisch *Bridal veil fall*, indianisch *Po-ho-no*), welcher sich 490 Fuss hoch in einer Breite von 65 Fuss herabstürzt, überrascht. Dieser Fall ist unstreitig eines der schönsten Objecte des Thales, mit welchem auch eine schöne Volkssage verknüpft ist.

Gegenüber dem Falle befindet sich ein höchst romantischer Schlupfwinkel, dem man den sentimentalen Namen „*Vergin tears Creek*“ (Jungfrauthränen-Bucht) gegeben hat. Weiter an begegnet uns der Wachposten-Felsen (englisch *Sentinel rock*, indisch *Loya*) 7330′ über dem Ocean. Ueber den Spitzen dieses Berges blickt der König der dortigen Berge „Wolken-Rast“ (engl. *Clouds rest*) 10.510′ hoch herüber.

Eine ganz besondere Anziehungskraft übte der Yosemite-Wasserfall aus, durch welchen eigentlich das Thal zu seiner grossen Berühmtheit gekommen ist. *Yosemite* bedeutet in der Sprache der dortigen Indianer „der graue Bär“. Der Fluss stürzt sich in 3 Cascaden hintereinander herab, welche zusammen eine Höhe von 2647′ haben. Der Schaum der enormen Wassermassen, das donnerartige Getöse, die zitternde Bewegung, in welche die Luft in weitem Umkreise versetzt wird, und das unvergleichlich schöne Farbenspiel, welches durch die Einwirkung des intensiven Sonnenlichtes aus den hinundherschwebenden Wasserstaubwolken hervorgezaubert wird, kann weder mit Worten noch mit Farben naturgetreu geschildert werden. — Der Bandwasserfall (*Ribbon fall*) hat insoferne ein grosses Interesse, weil er sich direct 3300′ hoch von einem Felsen herabstürzt und desshalb bis dato als der grösste Wasserfall gilt. Das ganze durch den Merced durchströmte Thal hat eine Länge von 9 Meilen, die grösste Breite des Flusses 1½ Meilen; aber er bildet auch so enge Passagen, die nicht mehr als etliche Meter zwischen beiden Ufern betragen. Die Bergesriesen, die nach und nach dem Thale entlang gruppenweise den Merced einfassen, sind:

Die 3 Grazien (indian. *Wah-wah-na-la*) 7810′ hoch
Die 3 Brüder *(Pom-pom-pa-sus)* 7890′ „
Der Wachposten-Dom (engl. *Sentinel-Dom*) 8210′ „
Das Vorgebirge der Freiheit (engl. *Cap of liberty*,
ind. *Mah-tah*) . 8660′ „
Der südliche Dom (engl. *South dom*, ind. *Tis-sa-ack*) 8797′ „
Der Halbe-Dom (engl. *half dom*) 8880′ „
Der Sternenkönig (engl. *Starry King*) 9660′ „
Die Ruhe der Wolken (engl. *Clouds rest*) 10510′ „

Diese Gruppirungen bringen eine solche Abwechslung des Panoramas hervor, dass die Augen nie ermüden, dasselbe anzustaunen, und am Ende der Wanderungen angelangt gibt man gerne zu, dass das Yosemite-Thal einzig in seiner Art in der Welt dasteht. Der Besuch daselbst ist ein so grosser, dass man fast auf Schritt und Tritt Touristen beiderlei Geschlechtes begegnet. Die Speculation hat es daher als sehr vortheilhaft gefunden, längs des Thales in entsprechenden Entfernungen 3 sehr comfortable Hôtels zu errichten, die den Reisenden zu mässigen Preisen jegliche Erfrischung und ein vortreffliches Unterkommen darbieten. In der Umgebung von Yosemite trafen wir auf eine grosse Schweinheerde, in deren Hirten sich ein gemüthlicher alter deutscher Landsmann entpuppte. Derselbe ist einer jener vielen irrenden Ritter, die nach Amerika gehen, um dort Reichthum und Glück zu finden. Der Mann hat eine reiche Vergangenheit hinter sich. Er durchwanderte alle Staaten der Union zu Fuss, bis er schliesslich von Goldlust getrieben nach Californien kam. Nachdem er auf den dortigen Goldfeldern eine Reihe von Jahren hindurch ein mühevolles und kümmerliches Leben führend, endlich zu einem kleinen Capitale kam, wurde er von seinen Kameraden bestohlen und dazu noch halbtodtgeschlagen. Hierauf wandte er sich einem anderen Goldfelde zu und begann den Kampf auf's Neue. Das Glück wollte ihm aber nicht mehr lächeln, bis er alt und gebrechlich ward und die mit dem Goldgräberleben verbundenen Beschwerden nicht mehr zu ertragen vermochte. Mit dem Alter verschwanden auch die phantastischen Luftschlösser, denen er so lange nachjagte, und so wandelt er der Neige seines Lebenslaufes zu, die in der Carrière eines Sauhirten ihren Abschluss fand. Ist das nicht

wirklich trostlos? Uebrigens behauptet er, dass er in seiner jetzigen Gesellschaft viel glücklicher sei als in der seiner früheren Kameraden auf den Goldfedern. In der Umgegend kennt man ihn unter dem Namen „*the good old Jacky*", wir nannten ihn aber den „californischen Eumäos".

Von San Francisco *via* Merced und Clark zu den grossen Bäumen ist............359 Kilom. = 209 engl. Meilen und von da in das Yosemite-Thal 43 „ = 25 „ „

Um in das Sonoma-Thal und zu den Geysern zu gelangen, bedient man sich in der Regel des Dampfschiffes „Chysopolis", das täglich Morgens Früh von San Francisco nach der San Pablo-Bai abgeht.

Als wir uns am Bord des Schiffes einfanden, war die Sonne noch hinter der Sierra Nevada versteckt. Ein wundervoller violetter Duft schwebte über San Francisco, der Bai und dem Küstengebirge. Die Einwohner der Stadt schienen noch zum Theile in den Armen des Schlafes zu ruhen, denn nur da und dort sah man aus den Kaminen lichte Rauchwolken aufsteigen. Auf dem Wasser und in der Luft hatte aber das gewöhnliche Tagwerk bereits begonnen. Von verschiedenen Seiten tönten uns die Stimmen der Matrosen und das Gerassel der Ankerkette entgegen, auch die Seevögel flatterten schon hurtig über dem Wasser dahin, um sich um ein Fischlein zum Frühstück für ihren hungerigen Magen umzuschauen, und die Schwäne und Enten waren auch schon emsig mit ihrer Morgentoilette beschäftigt. Als wir ausserhalb des *golden gate*, d. i. der Einfahrt in den Hafen, waren und längs des felsigen Gestades nordwärts dahinfuhren, kam auch die Sonne zum Vorscheine und die am Firmamente schwebenden Wölkchen errötheten freudig, als das siegreich aufsteigende glänzende Gestirn seinen Morgengruss auf sie drückte. Auf den an der Küstenseite befindlichen Klippen watschelten Robben herum oder erwärmten sich an den feurigen Strahlen der Sonne. Es herrschte eine vollkommene Windstille, der grosse Ocean lag spiegelglatt vor uns und breitschwingige Albatrosse, die oft eine Höhe von 1½ Meter haben und mit ausgespannten Flügeln 3—4 Meter messen, wandelten gravitätisch auf dem Wasser dahin und flogen nur auf, wenn ihnen einen Schiff zu nahe kam.

Unser Dampfer eilte seinem Ziele mit voller Geschwindigkeit entgegen. Auf dem Verdecke war Alles in der besten Stimmung, die Reisenden lachten, scherzten und wetteiferten unter einander im Austausche von Liebenswürdigkeiten. Man theilte sich gegenseitig die Reiseziele mit, worauf sich dann Gruppen formirten, denn man reist in jenem Lande besser in Gesellschaft als allein. Schon nach ein paar Stunden erreichten wir die blaue Bai von San Pablo und legten im Hafen von Vallejo an. Die Bai ist mit saftiggrünen Geländern umgeben und die Stadt anmuthig auf schrägen Hügelabhängen erbaut. Ein überaus frisches Leben herrscht daselbst, denn in unmittelbarer Nähe befindet sich Benicia, die Flottenstation der Vereinigten Staaten für den stillen Ocean. In die Bai mündet der grosse Sacramento-Strom, der stets eine grosse Zahl von Schiffen auf seinem Rücken trägt, zwei Eisenbahnen reichen sich auf diesem Platze die Hände und San Francisco ist nur 25 Meilen entfernt. Wir steigen auf der Oregon-Bahn wieder ein und fahren *via* Calistoga unserem Reiseziele zu.

Um zu den grossen Geysern zu gelangen, müssen wir in Cloverdale die Bahn verlassen und per Omnibus und per pedes noch einen Weg von ca. 15 Meilen zurücklegen. Diese Fahrt ist zwar sehr beschwerlich, denn das Terrain ist ungemein hügelig und rauh, dafür nimmt aber von Schritt zu Schritt das Interesse zu, weil zahlreiche Scenerien hinter einander folgen, die sich an wildromantischer Schönheit gegenseitig überbieten.

Die Geyser im Sonoma-Thale.

Das Sonoma-Thal hat mit Recht den Beinamen „das Laboratorium der Natur“ erhalten. Der Besuch gleicht einem Gange in die Unterwelt. Es gibt in Wirklichkeit nirgends wo anders einen Platz, wo in einem verhältnissmässig beschränkten Raume so vielerlei vulkanische Elemente und Kräfte in Thätigkeit zu sehen sind, als dort. (Nur der Yellowston-National-Park in Wyoming Territorium bietet etwas Aehnliches dar.) Nachdem wir in das Reich Pluto eingedrungen sind, tritt uns alsogleich das reiche Vorhandensein von Alaun, Zinnober, Kupfer, Eisen, Schwefel, Bittersalz und zahlreichen Mineralien vor die Augen. Man bemerkt eine Quelle von *quasi* schwarzer Tinte, mit der man im Nothfalle schreiben kann, und eine andere, aus welcher ein heilsames Augenwasser

hervorsprudelt, welches in Amerika, China und Polynesien für schwache Augen eine grosse Berühmtheit erlangt hat. Das unterirdische Feuer scheint die ganze Gegend zu durchwühlen, denn es bricht mit krampfhaften Zuckungen aus zahlreichen Erdspalten hervor.

Unser Führer geleitet uns in die sogenannte Arbeitsstube des Mephistopheles *(Mephistofelèss Ofice)*, zeigt uns dessen phantastischen Punschnapf und ladet uns zum Niederlassen in dessen Armstuhl ein, von wo aus man kleinere und grössere Massen Dampfes aus kaum bemerkbaren Spalten der Erde hervorqualmen sieht, die ein Gezisch und Getöse verursachen wie in einem Londoner Central-Bahnhofe, wo Dutzende arbeitender Locomotive im schnaubenden und pfeifenden Concerte zusammenwirken.

Was ist all die Macht der Menschen gegenüber diesem einzigen Schauspiele der Natur! Der dies gesehen und gehört, mag versuchen, es wieder zu vergessen. Die erste Quelle, der man begegnet, enthält sprudelnden Alaun von ca. 28° Wärme. Die Quelle ist stark mit Eisen einkrustirt. Nicht weit davon befindet sich das in medicinischer Praxis stehende Geysernbad von 24° R. Epsomsalze findet man dort in 2 Zoll langen Nadeln. Etwas weiter aufwärts machen sich kochendheisse Alaun- und Schwefelquellen bemerkbar. Die höchste Temperatur besitzt aber ein brühheisses Eisendampfbad, wo das aufgestellte Thermometer 65° R. angibt.

Ein anderes, die Touristen sehr anziehendes Object bildet der sogenannte Feuerberg, welcher wie ein brennender Weiler beständig raucht und während der Nachtzeit feurige Zungen ausschlägt.

Ferners sind noch bemerkenswerth: der Alkalisee und die indianischen Springbrunnen, von denen einige bis zu einer Höhe von mehr als 60′ emporsteigen. Die Wasser der letzten sind so heiss, dass man Thee, Eier und andere leicht zu kochende Lebensmittel sich schnell zubereiten kann.

Aber der Löwe der Geyser, der am meisten brüllt und lärmt, ist der sogenannte infernalische Dampfkessel. Sein Gebrüll ist wirklich nervenerschütternd und man kann sich davon keine bessere Vorstellung machen, als wenn man sich

inmitten einer Zahl von riesigen Dampfschiffen denkt, die alle gleichzeitig ihre Dampfventile und Dampfpfeifen öffnen.

Weder Vogel noch Vierfüssler hält sich in jenem Bereiche auf, nur die Menschen finden dort Gefallen, wenn es sich darum handelt, die Erhabenheit und Grossartigkeit der Natur zu bewundern, ihre Geheimnisse zu erforschen und sich ihrer Schätze zu bemächtigen, oder sich deren wohlthätigen Kräfte nützlich zu machen.

Wir sahen wenig Orte auf der weiten Erde, wo die Natur in feierlicherer Weise zu uns sprach und uns zu Blicken in ihr inneres geheimnissvolles Schaffen einlud, wo die Allmacht des grossen Weltenschöpfers so schlagend vor uns trat und die Seele in eine erhabene Stimmung versetzte, als inmitten der Geyser im Sonoma-Thale.

Wenn man das Reich Plutos und Vulcans verlassend einen steilen Pfad hinanklimmt, um wieder in die Region zurückzukehren, wo uns die Mutter Natur mit freundlicheren Mienen zulächelt, dreht man sich gern noch einmal um, um einen letzten Blick in das verlassene düstere Laboratorium der Natur zurückzuwerfen, von welchem man aber in der Regel nichts Anderes mehr sieht als einen Dampfschleier, der jene mystische Welt dicht verhüllt.

Umgebung des Sonoma-Thales.

In der Umgebung des Sonoma-Thales wächst ein ganz vortrefflicher Wein, welcher in Amerika nach dem von Los Angelos am meisten geschätzt wird und in San Francisco mit den importirten französischen Weinen St. Julien und La Rose im gleichen Preise steht.

Wenn man die Sonoma-Region hinterm Rücken hat, wendet man sich gewöhnlich den zwei schönen klaren Seen zu, welche unter dem Namen „*Clear lakes*“ bekannt sind. Dort erwarten uns gute Hôtels, vortreffliche Bäder und angenehme Gondelfahrten, welche letztere in den Pensionpreisen inbegriffen sind.

Der obere dieser Seen ist 25 Meilen lang, 2 bis 6 Meilen breit und 35' tief. Der untere See ist kleiner und nur ca. 36 Meilen von Calistoga entfernt, welches der Centralpunkt des californischen Jagdreviers ist, wo es Hirsche, Bären, Panther, Füchse, Eichhörnchen etc. in Hülle und Fülle gibt.

Ganz besonders reich ist aber der Bezirk an wilden Enten, Gänsen, Wachteln und Tauben etc. An Fischen sind Forellen und Barsche vorherrschend. Jagd und Fischerei sind frei. Da wir soeben von Fischen gesprochen, so erlauben wir uns des im Norden an Californien angrenzenden Staates „Oregon" zu erwähnen, wo ein kolossaler Lachsfang und Exporthandel getrieben wird. Im Jahre 1845 hatte Astoria am Columbia-Flusse allein weit über 10 Millionen Kilo Lachs zur Versendung nach der östlichen und westlichen Hemisphäre gebracht. Der Oregon-Lachs zeichnet sich durch den feinen Geschmack und die Nahrhaftigkeit seines Fleisches ganz besonders aus und ist auf allen grossen Plätzen Europas, sowie auf den Gold- und Diamantenfeldern Australiens und Afrikas, wie der Liebig'sche Fleischextract, in blechernen Büchsen verpackt, zu bekommen. Auch hat man bereits angefangen Millionen von Lachsrogen an die künstlichen Fischzucht-Stationen Amerikas und Europas zu versenden. Die Aufträge hierauf sind in einer beständigen Zunahme begriffen. — Vielleicht ist die Zeit nicht mehr ferne,. in welcher wir auch unsere schönen österreichischen Flüsse mit oregonischen Lachseiern befruchtet sehen. — Das Hauptgeschäft in diesen wichtigen Artikeln macht die Firma Booth & Co. in Chicago und Baltimore. U. S. A.

Wir kehren nun über St. Rosa, Pataluma undDanahue nach San Francisco zurück, um uns zur weiteren Reise auf dem stillen Ocean vorzubereiten.

Reise auf dem stillen Ocean von San Francisco bis zum Sandwich-Archipel.

Der Verkehr zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika einerseits und Japan, China und Australien andererseits hat sich gegenwärtig zu einem sehr regelmässigen ausgebildet und wird durch prachtvolle, schwimmenden Städten ähnliche Riesendampfer aufrecht erhalten, welche Post und Reisende zwischen den besagten Ländern befördern.

Die Linie S. Francisco-Sydney wird von der grossen Pacific Ocean-Postdampfschifffahrt-Gesellschaft befahren, welche jeden 28. Tag ein Schiff von beiden Endstationen abgehen lässt, mit der Bestimmung, den Sandwich- und Fidschi-Archipel, sowie auch Neuseeland anzulaufen.

Da unser in England gelöstes Reisebillet bis nach Sydney Giltigkeit hatte, waren die Vorbereitungen zu unserer Abreise bald getroffen und wir durften dasselbe nur registriren lassen, um uns rechtzeitig eines guten Platzes zu versichern, was um so nothwendiger war, indem der Zudrang der Reisenden für die bevorstehende Fahrt ein ganz ausserordentlicher war.

Etliche Tage vor dem Abgange des Schiffes statteten wir dem Capitän einen Besuch ab, besahen uns die Localitäten des Schiffes, probirten das im Salon befindliche Clavier und sorgten, dass dasselbe gehörig gestimmt wurde.

Als wir uns früh Morgens am Tage der Abreise an Bord begaben, fanden wir daselbst ein Gewühl von Menschen vor als wie in einer kleinen Stadt, wo eben ein besuchter Jahrmarkt abgehalten wird. Auf dem Landungsplatze waren Berge diversen Reisegepäckes aufgestapelt, das zur Unterbringung viel Zeit in Anspruch nahm. Karawanen von Reisenden zogen ohne Unterlass in das Schiff ein und nahmen von ihren Plätzen Beschlag. Dazu kam auch noch eine Zahl abschiednehmender Freunde und Bekannter, welche das Gewirre auf dem Verdecke nur noch grösser machten.

Als sich das Schiff endlich in Bewegung setzte, herrschte auf demselben eine grosse Aufregung, die sich erst legte, als wir das Golden gate hinter uns hatten und die letzten Salutschüsse abgegeben waren. Das Wetter war prachtvoll und die See so ruhig, dass beim Tifin, dem zweiten Gabelfrühstücke, das um 12 Uhr servirt wird, die gesammten Passagiere an den Tafeln erschienen.

Das Leben auf den grossen Pacific-Dampfern.

Je weiter wir uns von den Küsten Californiens entfernten, desto einsamer wurde es auf der unendlichen Wasserfläche des grossen Oceans, der einen Gesammtflächenraum von mehr als 3,300.000 □ Meilen einnehmen soll. Man fährt oft tagelang auf derselben dahin, ohne die Segel eines Schiffes in Sicht zu bekommen, noch weniger eine Insel, deren es überhaupt auf der ganzen Strecke zwischen Californien und dem haway'schen Archipel keine gibt.

Dies rechtfertigt auf das Beste die Benennung des „stillen Oceans".

Die Bewohner unserer schwimmenden Stadt schlossen sich näher an einander und suchten sich durch gesellige Unterhaltung und Belehrung die Zeit auf das Beste zu vertreiben, wozu die Bibliothek und die musikalischen und physikalischen Instrumente des Schiffes nicht wenig beitrugen.

Als sich das Schiff auf der hohen See befand und ein neues Leben begonnen hatte, liess der Capitän unter den Passagieren ein Circular herumgehen, in welchem sie, um die Geselligkeit während der langen Reise zu erhöhen, zur Theilnahme an der Herausgabe eines täglichen Zeitungsblättchens, das unter dem Titel *„the Pacific News"* erschien, eingeladen wurden. Dieser Vorschlag fand viel Beifall. Die

anonym abgefassten Beiträge wurden in einen verschlossenen Sammelkasten geworfen, von einem Schiffsbeamten redigirt und während der Nacht auf einer auf dem Schiffe befindlichen Presse abgedruckt. Dieses Blättchen wurde von jedermann gerne gelesen, denn es entsprach nicht nur der geistigen Unterhaltung, sondern übte sogar einen sittlichen Einfluss auf das Verhalten der Gesellschaft aus, denn sobald sich jemand ungebührlich benahm, unpassende Reden führte oder zu tief in das Gläschen sah, konnte er gewiss sein, dass ihm schon am nächsten Tage von unbekannter Seite eine gute Lection zu Theil werden wird.

Unser Schiff war in der That eine grosse Arche Noah, die viele Leute und Thiere in sich beherbergte und für eine lange Seereise vortrefflich ausgerüstet war.

Um sich einen Begriff über den Comfort zu machen, welcher auf dem Schiffe herrschte, müssen wir constatiren, dass sich daselbst eine reichliche Anzahl von Schlacht- und Stechvieh jeder Art, sowie auch sechs Stück Milchküche, volle Vorrathskammern, Keller und Krämerei für diverse unentbehrliche Reiseartikel, eine Schlächterei und Bäckerei, die täglich zweimal frisches Gebäck lieferte, ein Destillir- und Eiserzeugungs-Apparat, ein Gasometer und Ventilator, vortreffliche kalte und warme Bäder, eine vollständig eingerichtete Apotheke, der ein Doctor und ein Wundarzt vorstanden, eine Bibliothek, ein Piano und ein Harmonium und eine förmliche Buchhalterei befanden, welche jedem Passagier für Extra-Consumption einen Conto eröffnete, der erst bei der Ankunft am Bestimmungsorte zu begleichen war.

Bei den öffentlichen Mahlzeiten wurden weder Wein noch Bier noch irgend welche spirituöse Getränke servirt. Solche wurden nur auf besonderes, schriftliches Verlangen verabfolgt und zwar in den Privatcabinen oder am Büffet des Rauchsalons, welche sich wie ein kleines gut eingerichtetes Wiener Kaffeehaus auf einem abgesonderten Platze des Schiffes befand und von den Herren fleissig frequentirt wurde. Allabendlich ging es daselbst sehr lustig zu; sowie aber Alles auf dem Schiffe einer strengen Ordnung unterlag, so war es auch eingeführt, dass der Rauchsalon, um die nächt-

liche Ruhe der Frauen nicht zu stören, mit dem zehnten Glockenschlage geschlossen werden musste.

Nur hin und wieder, wenn sich die Herren gar zu gemüthlich und wohl befanden, durfte mit der ausdrücklichen Bewilligung des Capitäns die Unterhaltung ausnahmsweise um eine halbe Stunde verlängert werden.

Der grösste Theil der Reisegesellschaft bestand aus reichen haway'schen Pflanzern, die eben mit ihren Familien vom Besuche der Philadelphia-Ausstellung zurückkehrend, sich nach ihrer Heimat begaben. Diese Insulaner bildeten eine nette, überaus heitere und leicht zugängliche Gesellschaft. Während die alten Herren meist geborene Europäer oder Amerikaner waren, zählten ihre Nachkommen fast durchwegs zu den Kindern der heiteren Inseln und trugen jenen eigenthümlichen Zug von Natürlichkeit, Treuherzigkeit und liebenswürdiger Einfalt an sich, der die dortigen Insulaner im Allgemeinen so sehr auszeichnet. Die allgemeine Conversationssprache auf dem Schiffe war die englische. Dies hielt aber die jungen Leute, besonders wenn sie unter sich waren, nicht ab, sich in ihrer Muttersprache, der haway'schen, zu unterhalten. Der Gesang bildete einen grossen Theil der Unterhaltung dieser Naturkinder. Wir hörten stets mit grossem Vergnügen den sanften Lauten dieser Sprache zu, die meist aus Vocalen zusammengefügt ist und in Bezug auf den Wohlklang selbst die italienische übertrifft. Wir kamen bald in nähere Berührung mit dieser fröhlichen Gesellschaft, hatten aber auch oft mit ihr unsere Noth, denn sowie wir nur einige Accorde auf dem Claviere ertönen liessen, kamen sie schaarenweise herbei und begannen ihre Gesänge zu produciren, unter welchen das beliebte Nationallied nie fehlte, welches mit den Worten anfängt:

„*Kilauèa, Kilauèa ke alohà la*“
„*Maka moki tu sei oke kola la.*“

Die Buchstaben, deren man sich auf den Sandwich-Inseln in Schrift und Druck bedient, sind laut Anordnung der Regierung die lateinischen. Durch diese Einrichtung wird den Europäern die Erlernung jener Sprache ungemein erleichtert.

Die Informationen, die wir uns in San Francisco über die Sandwich-Inseln zu verschaffen suchten, sind überaus

spärlich ausgefallen, denn in jener stolzen Stadt bekümmert man sich sehr wenig um das kleine polynesische Königreich, welches weder Gold- noch Silbergruben aufzuweisen hat und somit nach amerikanischer Anschauungsweise von keiner Wichtigkeit ist. Und seit man in Honolulù angefangen hat, die Einwanderung der Chinesen zu begünstigen, die den Californiern gar so sehr ein Dorn im Auge sind, ist es mit dem bischen Sympathie, die man dann und wann für die Inseln zur Schau trug, erst recht zu Ende. Wie die oberste Staatenregierung, die ihr Bestreben nach der eventuellen Einverleibung jenes kleinen Königreiches und der Aufnahme desselben in das Sternenbanner noch nicht aufgegeben hat, darüber denkt, ist eine andere Sache, über die wir nichts zu sagen haben.

Wir liessen es uns nur angelegen sein, uns mit den geselligen und mittheilsamen Insulanern in einen regen Verkehr zu treten, um unsere Kenntnisse über jenen interessanten Archipel zu bereichern, was uns auch in mehrfacher Beziehung gelang.

Bei Tage fehlte es in der Regel nicht an sehr ergötzlichen Spielen, bei welchen auf dem Verdecke des Schiffes die jungen Leute ohne Ausnahme theilnahmen. Die Alten sahen diesen Unterhaltungen in ihren Ruhestühlen liegend zu. Bei solcher Gelegenheit hörte man sie oft unter sich Parallelen zwischen der früheren und jetzigen Art zu reisen, ziehen und den Fortschritt zu preisen, der erst in der neuesten Zeit namentlich auf der Linie San Francisco-Honolulù ins Leben getreten ist. Welcher Unterschied zwischen einst und jetzt! Noch vor kaum zehn Jahren war man bei der Reise auf dieser Linie auf die enge Koje eines Segelschiffes angewiesen, in der es an Licht und Luft und sogar auch an der nöthigen Provision mangelte. Von Unterhaltungen konnte selbstverständlich keine Rede sein, wenn der Reisende nicht mit Lectüre versehen war, oder sich mit dem Anschauen des Spieles der Wellen, der Jagd der Raubfische oder des hehren Schauspieles des Auf- und Unterganges der Sonne begnügte. Der Leiden während eines Sturmes oder der langweiligen Fahrt gar nicht zu gedenken, die sich unter den günstigsten Umständen auf nicht weniger als auf einen Monat belief.

Wenn man damit vergleicht, wie gegenwärtig diese Strecke in einem palastähnlichen Dampfschiffe, inmitten einer feinen Gesellschaft und umgeben von europäischem Luxus und Comfort und unbekümmert um Wind und Wetter in circa dem 5. Theile der Zeit zurückgelegt werden kann, wahrlich, dann hat man Ursache, sich der Verkehrsanstalten und der Fortschritte zu freuen, die durch unsere Zeitgenossen geschaffen worden sind.

Jedes Ereigniss, wenn es auch noch so unbedeutend ist, bringt unter den Insassen des Schiffes grosse Sensation hervor, die sich manchmal zur Exaltation steigert. So z. B. konnten die Reisenden kaum den Moment erwarten, in welchem der Dampfer in den Bereich des sogenannten Sargasso-Meeres oder der grossen Tangwiese *(fucus natans)* kam und dieselbe am Rande bestrich. Diese hat eine Ausdehnung von 330 geographischen Meilen von Ost nach West und circa 165 Meilen von Süd nach Nord. Der Seetang wächst dort bis über die Oberfläche des Wassers empor und wird so dicht, dass er der Schifffahrt ernstliche Hindernisse bereitet.

Ein grosses Interesse erregen unter den Passagieren auch die astronomischen Observationen, die dreimal täglich mit grosser Genauigkeit vorgenommen werden. Wenn die Sonne durch den Zenith geht, findet die Hauptbeobachtung unter dreifacher Controle auf verschiedenen Punkten des Schiffes statt, wobei der Capitän immer persönlich gegenwärtig ist. Bei diesen Messungen, sowie auch bei dem häufigen Auswerfen des Logbrettchens stellen sich stets viele Zuschauer ein.

Nach 12 Uhr wird am Eingange des grossen Salons das officielle Bulletin über die Polhöhe, den Meridian, die in den letzten 24 Stunden zurückgelegte Distanz, die Entfernung der nächsten Station und die Richtung des Windes etc. angeschlagen. Jedermann nimmt sodann eine wichtige Miene an und beeilt sich von den veröffentlichen Resultaten Notiz zu nehmen, auf der Karte den Platz aufzusuchen, wo sich das Schiff eben befindet und den Inhalt des Bulletins in sein Tagebuch einzutragen, bloss um sich nie mehr darum zu bekümmern.

Das hydrographische Institut der Vereinigten Staaten in Washington hat sich für die veranlassten Messungen und die Veröffentlichung nützlicher Kenntnisse über die Natur des stillen Oceans viele dankenswerthe Verdienste erworben. England bleibt in diesen höchst wichtigen Bestrebungen ebenfalls nicht zurück.

Was die Kenntniss der herrschenden Windrichtungen und die grossen Meeresströmungen anbelangt, lässt sich mit Genugthuung sagen, dass darüber schon sehr viel werthvolles Material für die Schifffahrt geliefert worden ist. Aber in Bezug der Tiefenmessungen des grossen Oceans ist man noch nicht über den Anfang hinausgekommen. Man hat wohl die durchschnittliche Tiefe zwischen Californien und Japan zu 4330 Meter berechnet und unter dem 59. nördlichen Breiten- und dem 166. östlichen Längengrade eine Tiefe von 49.040 Meter gemessen, aber gleichzeitig in jenem Wasserbecken Stellen beobachtet, wo das Senkblei keinen Grund gefunden hat. Ebenso wurden auch zahlreiche Messungen zwischen San Francisco und Honolulù vorgenommen, bei welchen man Tiefen von vier- bis sechstausend Meter gefunden hat. Was bedeutet aber alles dieses im Vergleiche mit der oceanischen Ausdehnung von 3,300.000 □ Meilen! Und doch glauben wir, dass einmal die Zeit kommen wird, in welcher man die Thäler und Schluchten dieser immensen Wasserfläche ebenso gut kennen wird wie die Mondgebirge und dass sich die strebsamen und unternehmenden Menschen von dem Boden desselben ebenso regelmässig ihren Tribut holen werden, wie aus dem Schoosse der Gebirge.

Eine Reise innerhalb der beiden Wendekreise gehört zu den interessantesten, die man auf der Erde machen kann. Derjenige, der Gelegenheit gehabt hat, jene goldene, sonnige Zone unter comfortablen Umständen zu bereisen, wird nie die reizenden Eindrücke vergessen, welche die grossartige Natur und das unbeschreiblich schöne Klima so überwältigend auf ihn hervorgebracht hat. Während man sich auf der einen Seite des Aequators im Herbste befindet, ist es auf der anderen Frühling und man kann daher mit Recht sagen, dass in jenem glücklichen Erdgürtel die zwei schönsten Jahreszeiten in Eine

verschmelzen und ihre herrlichen Gaben aus doppeltem Füllhorne spenden.

Der Himmel war während unserer Fahrt beständig wolkenlos und von einer makellosen Reinheit, die uns umgebende Luft war durch den schnellen Lauf des Schiffes und die beständigen Brisen verhältnissmässig kühl und wenn diese auch mitunter Miene machten, als ob sie in einen Sturm übergehen wollten, so hatte es eben nicht viel zu bedeuten, denn die Wogen des stillen Oceans haben eine sehr grosse Ausdehnung und verursachen kein so starkes Schaukeln, wie es auf kleinen Meeren der Fall ist.

Die fröhliche Stimmung, die sich überall auf dem Schiffe manifestirte, war von keiner langen Dauer und bald fiel ein Tropfen Wermuth in den Becher der Freude, der diese in Galle verwandelte. Schon am dritten Tage nach unserer Abfahrt von San Francisco wurde es auf dem Schiffe ruchbar, dass die aus Europäern und Amerikanern bestehenden und erst kürzlich zum Dienste engagirten Kesselheizer zu striken begannen, um vom Capitän das Versprechen einer höheren Löhnung zu erpressen. Dieser stellte ihnen zwar vor, dass er nicht der Eigenthümer des Schiffes und nicht berechtigt sei, ihre Ansprüche zu bewilligen, dass er aber gerne nach Ankunft in Honolulù beim Agenten der Gesellschaft ein Wort zu ihren Gunsten einlegen wolle. Dieses Versprechen vermochte aber ihre Unzufriedenheit nicht zu beseitigen, die gar bald ihren Ausdruck in Trunkenheit fand. Obgleich ihnen von der Kellnerei kein Tropfen Branntwein verabfolgt werden durfte, so nahm doch dies Uebel nicht ab und es zeigte sich, dass sie solchen schon in San Francisco eingeschmuggelt und auf dem Schiffe versteckt hielten. Die Unregelmässigkeit äusserte sich gar bald in der Abnahme der Geschwindigkeit des Schiffes, wodurch die Reisenden in Bestürzung versetzt wurden. Durch das taktvolle und umsichtige Benehmen des Capitäns kam es aber ausser einem Zeitverluste zu keinem weiteren Unfalle.

Eines Tages wurde von einem Beamten dem Capitän rapportirt, dass sich in der grossen Gepäckshalle ein höchst widerlicher Geruch bemerklich mache, worauf sogleich der Befehl ertheilt wurde, dort Nachsuchung zu halten. Die Luken

des grossen Raumes wurden nun geöffnet und die dort aufgestapelten Gepäckstücke von einer Stelle auf die andere gebracht. Es dauerte auch gar nicht lange, als zwischen mehreren grossen Kisten ein Mann zum Vorscheine kam, der sich dort häuslich niedergelassen und ein recht bequemes Lager errichtet hatte. Er wurde nun unter dem schallenden Gelächter der Reisenden von seinem Neste herausgezogen und vor den Commissär gebracht, vor welchem er sogleich das Bekenntnis ablegte, dass er ein Yankee sei und die Ueberfahrt gratis machen wollte. Es war evident, dass er nur im Einverständnisse der Schiffsmannschaft in sein Versteck gekommen sein konnte. Der Commissär suchte nun von ihm das Fahrgeld zu erlangen; da er aber nicht bezahlen konnte, so wurde er verurtheilt, dasselbe als Kesselheizer abzutragen, welchen Dienst er sogleich antreten musste. Aber schon nach ein paar Stunden warf er die Schaufel mit der Erklärung von sich, dass er unfähig zu dieser höllischen Arbeit sei und lieber jede andere Strafe über sich verhängen lassen wolle. Er wurde hierauf in Ketten gelegt, um von Honolulù aus wieder nach Amerika zurückexpedirt zu werden. Man sagte uns, dass derlei Fälle sehr häufig vorkommen.

Endlich am achten Tage unserer Reise erscholl der ersehnte: Ruf „Land in Sicht!“ der besonders unter dem haway'schen Theile der Passagiere einen stürmischen Wiederhall fand und mit dem Gesange „*Kilauèa*“ begrüsst wurde.

Zwischen dem 137. und 142. Grade der westlichen Länge von Ferro und den 17. und 23. Grade der nördlichen Breite tauchen aus der unermesslichen Tiefe des stillen Oceans einsam acht grössere bewohnte und mehrere kleinere unbewohnte Inseln empor, die unter dem Namen des Sandwich-Archipels bekannt sind und zusammen das kleine Königreich Haway bilden. Um dieses hatte sich die Welt wenig bekümmert, bis vor mehreren Jahren zurück die regierende Königin Emma Amerika und Europa einen Besuch abstattete.

Es gibt wohl kaum ein Reich auf dem weiten Erdenrunde, in welchem innerhalb des Verlaufes eines halben Jahrhunderts die Civilisation grössere Fortschritte gemacht hat, als in jenem kleinen Königreiche.

In den Zwanziger-Jahren des laufenden Jahrhundertes noch in der crassesten Unwissenheit und in den finstersten Aberglauben versunken, dem Götzenthume und cannibalischen Gebräuchen ergeben, Moral und Tugend mit Füssen tretend und nur dem Laster fröhnend, lebt dort gegenwärtig durch die wunderbare Fügung der Vorsehung eine sanfte, gutmüthige christliche Bevölkerung, welche Gott ehrt, ihre Regierung liebt und mit Eifer auf dem Wege des Fortschrittes wandelt, um sich unter den gebildeten Nationen der Erde eine achtungsvolle Stellung zu erringen.

Es ist daher sehr natürlich, dass wir für diese Inseln viel Sympathie mitbrachten und dass wir deren Erscheinen mit Ungeduld entgegensahen.

Wir näherten uns mit rapider Schnelligkeit der Insel „Oahù". Der Diamantenberg, die Spitze eines 200 Meter hohen vulkanischen Vorgebirges, auf welchem sich eine Seewarte befindet, die alle ankommenden Schiffe nach Honolulù avisirt, lag strahlend vor uns. Das landschaftliche Panorama entwickelte sich zusehends mehr und mehr und zog die Blicke der Reisenden gierig auf sich. Schon lachte uns der grüne Teppich des Küstengeländes entgegen, auf welchem sich Gruppen schlanker Cocospalmen wie zierliche Arabesken ausnahmen. Weiters kamen Zuckerplantagen und Ansiedlungen zum Vorscheine, die aus lieblichem tiefen Grün idyllisch hervorguckten. Links streckte sich vom Lande aus eine lange Sandbank weit in den Ocean hinein, auf welcher sich sporadisch etliche Cocosbäume befanden, die gleich verlornen Wachposten einen trostlosen Eindruck hervorbrachten.

Als wir schliesslich das Vorgebirge von Waikiki umschifft, auf welchem sich die vornehmen Familien der Residenz ihre Sommerfrischen erbaut haben, lag plötzlich Honolulù vor unseren Blicken da.

Auf der Rhede sahen wir viele Schiffe vor Anker liegen, Honolulù. meist Wallfischfahrer, welche der billigen Verproviantirung halber gerne diese Station aufsuchen. Im Hafen selbst wimmelte es von diversen Schiffen fremder Nationalität, die dem Platze ein sehr lebhaftes Aussehen verliehen. Unser Dampfer hielt unweit der Hafeneinfahrt an und der Capitän ging allein an's Land, wahrscheinlich um betreffenden Ortes den Vorfall mit

den Heizern zur Kenntnissnahme zu bringen und sich mit den Consuln, deren Gerichtsbarkeit dieselben unterlagen, zu besprechen. Als endlich das Schiff im Hafen eingelaufen war und am Quai anlegte, wurden die Striker auch sogleich verhaftet.

Der Hafen mit seinem prachtvollen Molo, der den grössten Stürmen des Oceans zu trotzen vermag, macht einen recht günstigen Eindruck und beweist, wie man auch weit von den maritimen Haupthandelsplätzen der civilisirten Welt entfernt gut und mit verhältnissmässig geringen Mitteln zu bauen versteht.

Unmittelbar an den Hafen schliessen sich lange Lagerhäuser, Magazine und die Localitäten des Zollamtes an, wo eine grosse Zahl eingeborner und chinesischer Lastträger herumlungerte und viel Lärm machte. Als die Passagiere mit ihren Reisetaschen erschienen und den Namen „Hawayan-Hôtel" riefen, boten sich schnell alle Hände zur Verfügung dar, und als wir um den Trägerlohn frugen, schrie uns Einer zu: „1 Dollar!" während andere die Taxe schnell auf die Hälfte herabtrieben. Als sich uns hierauf ein Chinese schüchtern für 25 Cents anbot, brach sogleich ein Sturm des Unwillens unter den Concurrenten los, die den armen Chinesen beim Zopfe ergriffen und hin und her zerrten, weil er ihnen die Preise verdarb. Das klägliche Geschrei des Misshandelten führte sogleich einen Sicherheitsmann herbei, der dem Krawalle auf einmal ein Ende machte. So gibt die Geldsucht auch dort Veranlassung zu Zank und Streit und verbittert den Kampf um das liebe Dasein.

Sobald wir uns einlogirt sahen, statteten wir dem österreichisch-ungarischen Consul, Dr. Med. Hoffmann, unseren Besuch ab, der uns auf das Freundlichste empfing und uns sehr werthvolle Mittheilungen und Rathschläge ertheilte. Hierauf begannen wir sogleich den Lauf durch die Strassen der Stadt.

Honolulù ist gegenwärtig eine schöne, im amerikanischen Style angelegte Stadt mit 15.000 Einwohnern. Seine Strassen sind reinlich, gut gepflastert und beleuchtet und die Häuser nach europäischer Art erbaut. Zahlreiche mit den verschiedensten Industrieartikeln der civilisirten Welt angefüllte Magazine laden zum Kaufe ein und bringen auf die fremden Besucher einen angenehmen Eindruck hervor. Im Innern der Stadt haben

sich 25 grosse ausländische Importhäuser etablirt, von welchen die chinesischen die bedeutendsten sind. Der Kaffee- und Gasthäuser gibt es viele und von verschiedenem Range und unter den letzten nimmt das Hawayan-Hôtel, das einer Actiengesellschaft gehört, unstreitig die erste Stelle ein. Dieses ist ein in der Mitte eines überaus schattigen Parkes gelegenes, grossartiges Gebäude. Seine äussere Façade entspricht zwar nicht den an den Anblick der amerikanischen und europäischen Palast-Hôtels gewohnten Augen, dagegen aber mehr den Anforderungen des tropischen Klimas. Breite gedeckte Gänge laufen von aussen um alle Stockwerke herum und erinnern an den Baustyl der Häuser in den mitteleuropäischen Alpenländern. Seine innere Einrichtung und Ausstattung lässt wenig zu wünschen übrig und entspricht allen Anforderungen selbst der verwöhntesten Touristen. Dafür lässt man sich aber auch gut bezahlen, denn die Pensionspreise stehen mit den amerikanischen auf gleicher Höhe.

Honolulù besitzt eine genügende Zahl guter Elementarschulen und mehrere vortreffliche höhere Schulen und Bildungsanstalten, die alle von der Regierung unterhalten werden. Im ganzen Reiche gibt es mehr als 1000 Volksschulen und ausser diesen noch eine sehr bedeutende Zahl von Lehranstalten, die von den Missionären erhalten werden. Die Stadt zählt sechs reformirte und eine katholische Kirche und fünf Typographien, von denen jede eine eigene Zeitung herausgibt. Privatgärten spielen dort eine grosse Rolle und manche von ihnen beherbergen eine wundervolle Pracht der tropischen Flora.

Die königliche Residenz befindet sich im Innern eines grossen Parkes, vor dessen Eingange ein doppelter Wachposten aufgestellt ist, der alle anständig gekleideten Personen zu jeder Tageszeit ungehindert passiren lässt. Der gegenwärtige Palast hat ein höchst bescheidenes Aussehen und sollte schon längst durch einen neuen ersetzt werden, aber der projectirte Neubau wurde auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs auf bessere Zeiten verschoben. Die Hofhaltung hat einen ganz europäischen Anstrich. Ueberall bemerkt man feine Sitte, Anstand und Höflichkeit. Im Parke begegnet man vielen höchst eleganten jugendlichen Gestalten beiderlei Geschlechtes. Die Herren

sind in reiche geschmackvolle Uniformen nach europäischem Schnitte und die Damen in moderne Seidenroben gekleidet.

Einen grossen Contrast mit dem königlichen Palaste bildet das neue Regierungsgebäude, welches ein im elegantesten Style aufgeführter Prachtbau ist, der den vornehmsten Städten der civilisirten Welt zur Zierde gereichen würde. Er enthält alle Aemter des Civil- und Militär-Ressorts in sich und ist von einem grossen herrlichen Platze umgeben.

Sowie die Constitution des Landes der amerikanischen nachgebildet ist, so ist es auch der ganze administrative Apparat der Regierung und wir begegneten daher dort denselben originellen Einrichtungen, die wir in den Kanzleien zu Washington und San Francisco kennen gelernt hatten.

Ausser den Localitäten für alle Behörden enthält das kolossale Gebäude auch noch eine reiche vortrefflicheBibliothek, einen schönen hohen Observationsthurm, der durch eine breite eiserne Wendeltreppe zu besteigen ist und eine entzückende Aussicht darbietet, und ein höchst interessantes Museum, in welchem die Flora, die Fauna, die Mineralogie und Archäologie des Reiches auf das Würdigste vertreten sind. Man kann dort aus plastischen Gebilden lernen, nicht nur wie es im Lande früher aussah und wie die Leute lebten, sondern auch was das Volk jetzt thut und treibt und wie es seine Hütten baut.

Ein grosses Interesse erregt die Sammlung der verschiedensten Geräthschaften und Waffen aus der barbarischen Zeit, sowie auch ein Brustharnisch, der aus lauter Seehundszähnen zusammengesetzt ist. Nicht weniger zieht der famose Feder-Krönungsmantel Kamehameha's I. unsere Blicke auf sich, zu welchem seiner Zeit so viele arme kleine Vögel ihre Bälge hergeben mussten. Als in Kamehameha die phantastische Idee erwachte, sich dem Volke bei feierlichen Ceremonien im Schmucke eines kostbaren Federmantels zu zeigen, gab es auf der Insel Oahù eine Gattung kleiner Vögel, die in ihren Flügeln zwei glänzende goldgelbe Federn trugen, deren sich von jeher nur die Häuptlinge zur Verzierung ihres Kopfputzes bedienen durften. Von da an eignete sich Kamehameha das ausschliessliche Recht des Tragens dieser seltenen Federn an und befahl, dass sie nur ihm allein abzuliefern seien. Zehn Jahre wurde auf diese armen Vögel

Jagd gemacht, bis eine genügende Menge von Federn zur Anfertigung eines königlichen Mantels vorhanden war. Dadurch wurde aber auch die besagte Vogelgattung auf der Insel gänzlich ausgerottet. Dieses Curiosum, welches auf eine halbe Million Gulden ö. W. geschätzt ist, wird in einem Kasten von Kampherholz auf das Sorgfältigste aufbewahrt und von dem herrschenden Regenten nur bei Krönungsfeierlichkeiten und bei der Eröffnung und Schliessung des Parlamentes getragen.

Entwickelung der öffentlichen Zustände.

Wenn man die vergangenen Zustände des haway'schen Volkes mit den gegenwärtigen vergleicht und bedenkt, wie kaum erst eine Spanne Zeit verflossen ist, seitdem es noch in der tiefsten Nacht der Barbarei versunken war und auf dem Tummelplatze der schrecklichsten Laster und Leidenschaften sein Vergnügen fand, so macht sich der Wunsch geltend, die Mittel und Wege kennen zu lernen, durch welche der jetzige freudige und hoffnungsvolle Zustand des Landes so schnell herbeigeführt worden ist.

Der Entwickelungsgang des hawayischen Volkes lässt sich in die folgenden vier Abschnitte eintheilen:

1. In das Stadium von der grauen Vorzeit bis zum Erscheinen des Capitäns Cook.

2. Von Cook bis zum Auftreten Kamehameha's I.

3. Von da bis zur Ankunft der amerikanischen Missionäre unter König Liho-Liho I. oder Kamehameha II.

4. In die Regierungsperiode Kamehameha's V. und seines Ministers Varigny.

Die Nachrichten, die über die frühere Existenz der Hawayer vorhanden sind, gründen sich, da es keine Geschichtsbücher gibt, die ihre vergangenen Thaten nachweisen, nur auf Traditionen und Balladen, aus denen nichts Anderes zu entnehmen ist, als dass sich dieses Volk auf der niedrigsten Stufe der Bildung befand und sich wenig von den Thieren unterschied und dass es schon früher Häuptlinge besass, die beständig unter einander in Hader lebten und in blutige Kämpfe verwickelt waren. Dieser Zustand dauerte fort, bis 1778 auf der Insel Haway der Seefahrer Capitän Cook erschien. Durch ihn wurden diese Insulaner mit den ersten Europäern und ihren Sitten, Gewohnheiten und Waffen, leider aber auch mit ihren Lastern

und Leidenschaften bekannt. Durch sie schlich sich in ihnen der erste Strahl der Intelligenz ein und entzündete die schlummernden Kräfte des Denkens und Ueberlegens und erweckte Selbstvertrauen und Selbstgefühl.

Aus der ersten Bekanntschaft mit den Europäern ging wenig Gutes hervor, denn in der Folge wurden die sittlichen Zustände zusehends wilder und zügelloser und die inneren Kämpfe häufiger und raffinirter, so dass sie in wirkliche Vernichtungskriege ausarteten.

In jener Zeit, circa um das Jahr 1781, in der Zeit der grössten Brutalität, trat als *Deus ex machina* der Häuptling Kamehameha auf der Insel Haway mit dem Plane auf, die herrschenden anarchischen Zustände zu bekämpfen und alle Inseln des Archipels seinem Einflusse und seiner Macht zu unterwerfen. Die Mittel, deren er sich damit bediente, waren zwar höchst terroristischer Art, aber sie sicherten ihm den Erfolg.

Kamehameha I.

Nachdem er sich nach und nach sieben der bewohnten Inseln unterworfen hatte, schritt er zum Angriffe der letzten, Oahù, welche am stärksten bevölkert und von einem tapfern Häuptlinge vertheidigt war. Dieser setzte Kamehameha, als er unvermuthet mit einer grossen Macht erschien, einen verzweifelten Widerstand entgegen. Doch im Rathe der Vorsehung war es zu Gunsten Kamehameha's entschieden, dessen Truppen auch dort siegreich vordrangen, ihre Widersacher allenthalben in die Flucht schlagend. Der Häuptling von Oahù fand sich schliesslich gezwungen, sich mit den Trümmern seiner Macht in die Felsenschluchten von Nuanu zurückzuziehen (sechs Kilometer von Honolulù entfernt), um dort einen letzten Vertheidigungskampf abzuwarten. Um zu verhüten, dass sich sein entmuthigtes Heer nicht feigherzig dem Feinde ergab, postirte er es in eine Sackgasse, die von einem furchtbaren senkrechten Abgrunde begrenzt war. Der Kampf liess nicht lange auf sich warten. Kamehameha wusste die Vertheidiger auch dort zu treffen und stürmte mit einer so vernichtenden Wuth auf sie ein, dass ihnen nichts Anderes übrig blieb, als sich zu ergeben, oder den Tod der Freiheit zu sterben. Sie wählten das Letztere und sprangen insgesammt in den Abgrund hinab. Heut zu Tage sieht man noch in den

Tiefen jener Schluchten zahlreiche weisse, von der Sonne gebleichte Gebeine, die Ueberbleibsel jener Helden liegen, welche gleich den Spartanern bei Thermopylä den Tod der Ehre einer schmachvollen Unterwerfung vorzogen.

Nach diesem letzten grossen Kampfe nahm der Sieger den Titel Kamehameha I. König der haway'schen Inseln an und schlug seine Residenz in Honolulú auf.

Da nun die Kriege ein Ende hatten, legte Kamehameha das Schwert bei Seite und widmete sich der Verbesserung des Landes. Seine Regierung blieb, wie es nicht anders zu erwarten war, eine despotische, aber bei all seiner Strenge war er sehr rechtschaffen und ermüdete nie, sich die Hebung der materiellen und geistigen Wohlfahrt seines Reiches angelegen sein zu lassen, wesshalb sich seine Unterthanen bald an seine Regierung gewöhnten. Kamehameha war sehr intelligent und liebte es sich mit Ausländern zu unterhalten und aus der Unterhaltung Nutzen zu ziehen. Da auf den Inseln die europäischen Hausthiere unbekannt waren, so liess er davon eine Auswahl von England kommen und führte auf einem seiner Güter die Viehzucht ein. Er verbot bei Todesstrafe, eines dieser Thiere zu misshandeln oder gar zu tödten, was zur Folge hatte, dass sie sich unter dem Einflusse des herrlichen Klimas und der prächtigen fetten Weideplätze so vortrefflich entwickelten und vermehrten, dass gegenwärtig der Viehstand als eine der wichtigsten Einnahmsquellen des Landes betrachtet werden kann.

Aber bei all seinem Einflusse und seiner Macht war Kamehameha doch nicht im Stande die alten barbarischen Gebräuche abzuschaffen und der Zunahme der schrecklichen Sittenlosigkeit des Volkes Einhalt zu thun. Welch' hohen Grad dieselbe eingenommen, schilderte uns ein noch lebender Zeitgenosse auf die folgende, höchst drastische Weise: „Das Land fand sich in socialer Beziehung thatsächlich in einem Zustande gleich Sodom und Gomorrha. Polygamie und Polyandrie waren allgemein, denn Männer wie Frauen hielten sich so viele Consorten, als es eben ihre Verhältnisse erlaubten. Die Brüder lebten mit den Schwestern, und die Eltern mit den Kindern. Die Männer betrachteten es als einen Act der Freundschaft und Höflichkeit, wenn sie untereinander die Frauen wechselten.

Dasselbe thaten auch die Frauen und die hierzu nicht einwilligten, wurden als roh, gemein und ungesellig verschrieen. Ein grosser Theil der Kinder wurde aus dem Leben geschafft, bevor sie noch auf die Welt kamen, und ein grosser Theil der neugebornen wurde der freundlichen und hochgefeierten Pele, der Göttin der Vulkane, zum Opfer gebracht, indem man sie in die Krater hineinwarf. Alte und gebrechliche Eltern pflegte man, um deren los zu werden, in die tiefen Felsenschlünde hinab zu stürzen oder lebendig zu begraben. Kranke blieben ohne Pflege oder wurden von Aerzten und Zauberern vergiftet. Nach dem Tode eines Häuptlings wurden im ganzen Lande die schändlichsten und zügellosesten Orgien gefeiert, jedes Hinderniss wurde bei Seite geworfen, jedes Laster und Verbrechen war erlaubt und Spiel, Trunkenheit, thierische Ausschweifung, Diebstahl und Todtschlag waren an der Tagesordnung."

So war der Augiasstall beschaffen, welchen Kamehameha I., als er 1819 im 67. Lebensjahre das Zeitliche segnete, seinem Nachfolger Liho-Liho, der den Namen Kamehameha II. annahm, zum Räumen hinterliess. Dieser erhielt noch von seinem sterbenden Vater viele heilsame Lehren und die Ermahnung, den betretenen Weg des Fortschrittes nie zu verlassen und mit den Ausländern, namentlich aber mit den Europäern in freundlichen Beziehungen zu bleiben, weil von ihrem Einflusse die Wohlfahrt des Reiches bedingt sei.

Kamehameha II.

Liho-Liho war ein gutmüthiger, aber sehr schwacher Regent, der wenig von den geistigen Fähigkeiten seines Vaters besass. Er würde seiner Aufgabe nicht gewachsen gewesen sein, wenn ihm nicht die aus Boston in Amerika angekommenen protestantischen Missionäre zu Hilfe gekommen wären. Diese erschienen 1820 auf Oahu und wurden vom Könige sehr gnädig empfangen und versichert, dass er ihr Wirken auf das Thatkräftigste unterstützen werde.

Die Missionäre begannen alsogleich ihre Thätigkeit. Das Volk war damals auf dem äussersten Punkt seines moralischen und physischen Verfalles angekommen. Der endlosen Saturnalien müde, von vielen schrecklichen Krankheiten, wie Elephantiasis, Leprosis, Pest und Syphilis, behaftet, gebrand-

markt und niedergedrückt, sehnte es sich nach einer Wendung zum Besseren.

Dieser Zustand kam den Glaubensboten trefflich zu Statten. Sie suchten sich durch kluges, verständiges Benehmen und wohlwollende Dienstleistungen namentlich zuerst in den Herzen der Frauen Eingang zu verschaffen, um in denselben moralische Grundsätze auszustreuen. Und siehe da, ihre Lehren fanden Beifall, der Same des Christenthums fasste Wurzeln und wuchs freudig empor. Die wohlthätigen Veränderungen wurden bald sichtbar und die Regierung und ihre Organe liessen es an Aufmunterung und Unterstützung nicht fehlen. Liho-Liho war einer der Ersten, der das Christenthum annahm. Das war wohl auch das grösste Verdienst, das er sich um sein Reich erwarb. Das Bestreben der Missionäre war anfangs bloss nach der besseren und vornehmen Classe gerichtet, die sie auch bald gänzlich auf ihre Seite brachten.

Der genusssüchtige Liho-Liho oder Kamehameha II. erreichte kein hohes Alter. Er starb 1824 sammt seiner Frau in London während einer Vergnügungsreise, die sie nach Europa unternommen hatten. Der einzige Erbe, den er bei seinem Ableben noch als ein Kind zurückliess, nahm den Namen Kamehameha III. an. Für die Zeit seiner Minderjährigkeit wurde eine Regentschaft eingesetzt, die den Missionären sehr wohlgesinnt war. Man betrachtete ihr Wirken als unentbehrlich und ihre Verdienste um das Reich als höchst lohnenswerth, wesshalb sie auch mit ausgebreiteten Staatsländereien beschenkt wurden, welche sie bald mit demselben Eifer pflegten und cultivirten wie die Seelen der Kanaken. *) Auf beiden Feldern waren sie gleich erfolgreich. Ihre Wohlhabenheit und mit dieser Macht und Einfluss auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten nahm ungemein schnell zu. Es wurde ihnen nur hin und wieder zur Last gelegt, als wenn sie die unentgeltlichen Arbeitskräfte des Volkes (Kanaken) zu sehr in Anspruch genommen hätten. Sie dagegen suchten sich der Gunst der Regierung durch übermässigen Eifer würdig zu machen, der sich nach und nach in den strengsten Puritanismus verwandelte und zur Folge hatte, dass sie sich das Volk der Kanaken auf längere Zeit gänzlich abspenstig machten.

Kamehameha III.

*) Das Wort „Kanake“ bedeutet ein ureingeborner Mensch.

Diese Gelegenheit wurde vom Papste Leo XII., dem der Ruf über die grossen Erfolge der protestantischen Missionäre nicht unbekannt geblieben, geschickt benützt, denn schon im Jahre 1827 erschienen auf seine Veranlassung etliche katholische Missionäre auf Oahù, die aber dort von Seite ihrer protestantischen Collegen eine überaus ungastliche Aufnahme fanden. Alle möglichen Intriguen wurden aufgeboten und kein Mittel unversucht gelassen, um sie freiwillig oder mit Gewalt zum Verlassen der Inseln zu bewegen. Alle Leidenschaften wurden entfesselt und man liess sich dermassen von denselben hinreissen, dass schliesslich die Religion ganz aus dem Spiele kam und der Kampf nur noch einen nationalen und politischen Charakter an sich trug, wodurch beide Theile sich nicht wenig in ihrem Ansehen beschädigten. Nach langem Streite und unsäglichen Schwierigkeiten hatten es endlich die neuen Ankömmlinge durchgesetzt, dass ihnen der Aufenthalt auf den Inseln nicht unter dem Namen katholischer, sondern französischer Missionäre und zwar unter dem Schutze französischer Kriegsschiffe gestattet wurde.

Fürs Erste wurde ihr Wirken nur auf entlegene und solche Orte beschränkt, in welchen es noch keine amerikanischen Stationen gab. Es war in Wirklichkeit ein schwerer Anfang. Auf der einen Seite feindliche Amtsbrüder, die die gesammte vornehme und wohlhabende Classe zu ihren Angehörigen zählten, und auf der anderen ein armes indifferentes Volk, das nichts zu geben hatte, sondern Alles zu empfangen erwartete. Wenn man zu Allem dem noch eine fast gänzliche Schutzlosigkeit hinzufügt, wahrlich, dann liess sich von diesem Unternehmen kein allzu grosser Erfolg erwarten. Und doch, die neuen Missionäre verstanden die Bedeutung des englischen Sprichwortes „*help yourself*“ und gaben sich mit ganzem Eifer ihrem Berufe hin. Ihre Einfachheit, Bescheidenheit und Wohlthätigkeit, namentlich in der Verwerthung ihrer medicinischen und wundärztlichen Kenntnisse, als auch die praktische Ausübung der christlichen Tugenden gewannen ihnen mehr und mehr das Vertrauen und die Liebe des Volkes und eröffneten ihnen immer weitere Kreise.

Als nun 1833 Kamehameha III. die Zügel der Regierung ergriff, war er bemüht, mehrere einsichtsvolle europäische

Staatsmänner an sich zu ziehen. Nach allen Richtungen wurden Verbesserungen eingeführt und der Wohlstand des Landes nahm sichtbar zu. Besonders war dies auf den Besitzungen der amerikanischen Missionäre der Fall, die mittlerweile durch ihre Intelligenz wohlhabende Landwirthe und Pflanzer geworden waren. Manche von diesen sagten dem geistlichen Felde ganz Lebewohl, um ihre Dienste dem weltlichen zu widmen. Sie sandten ihre Söhne zur Ausbildung nach Amerika, von wo sie nach einiger Zeit mit vielen praktischen Kenntnissen bereichert zurückkehrten, um sie in ihrer neuen Heimat zu verwerthen. Mehrere von ihnen wurden in der Folge höchst wichtige Personen im Rathe der Krone. Die Güter der Amerikaner wurden Musterwirthschaften und deren Besitzer zu Trägern der Intelligenz.

Dies bewog Kamehameha III., seine Aufmerksamkeit den amerikanischen Zuständen zuzuwenden, um aus denselben Nutzen zu ziehen. Nachdem er sie hinlänglich studirt hatte, berief er die Häuptlinge und einflussreichen Männer seines Reiches zusammen, um mit ihnen eine Constitution auszuarbeiten, welche jener der Vereinigten Staaten ähnlich ist. Diese höchst freisinnige Verfassung kam 1852 zu Stande und wurde von den Mächten Europas anerkannt. Zwei Jahre später starb Kamehameha III. und hinterliess die Regierung seinem Sohne, der unter dem Namen Kamehameha IV. den väterlichen Thron bestieg. Dieser verheiratete sich kurz darauf mit Emma, einer Enkelin John Young's, welcher einstens der erste und intimste Vertraute und Rathgeber Kamehameha's I. war. Das war jene Königin Emma, die später auf ihrer Reise in Europa die Welt einigermassen von sich reden machte. Kamehameha IV. war ein liebenswürdiger Regent und machte sich seinem Reiche nicht weniger nützlich als sein Vater. Die protestantischen Missionäre standen bei ihm in so grosser Gunst, dass sie sogar in den Besitz von weltlichen Aemtern und Würden eingesetzt und dadurch zu mächtigen Stützen der Aristokratie und Bureaukratie wurden.

Kamehameha IV

Der ganze Regierungsapparat trug einen amerikanischen Anstrich und die Regierung selbst gab ihre Begeisterung für die Vereinigten Staaten unverhohlen zu erkennen. Dies erregte die Lüsternheit der grossen Republik nach einer even-

tuellen Annexion in einem sehr bedenklichen Grade. Die amerikanischen Missionäre liehen ihr ihre Dienste, wurden ihre politischen Agenten und predigten öffentlich über die grossen Vortheile des Anschlusses an Amerika. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte es zu einem solchen gekommen sein, wenn die Sachen noch einige Zeit so fortgegangen wären. Aber Kamehameha IV. blieb nicht lange am Leben und ihm folgte Anfangs der Sechziger-Jahre sein Bruder als Kamehameha V. in der Regierung.

Kamehameha V.

Dieser war ein höchst erleuchteter Regent, ein grosser Patriot und ein grosser Reformator. Seine Menschenkenntniss und sein klarer Verstand unterstützten ihn in der Wahl jener Männer, die er für die Durchführung seiner reformatorischen Pläne nöthig hatte.

Das grösste Glück eines Monarchen besteht darin, wenn er einen Minister findet, der es gut und redlich meint. Und ein solches war Kamehameha V. beschieden, indem es ihm C. de Varigny zuführte, der bis zu seinem Tode sein erster Minister und Freund wurde. Dieser Mann lebte seit 1855 in Honolulù und war von Geburt ein Franzose. Er hatte einen scharfen Verstand, festen Charakter, Energie und Ausdauer, physische Kraft und grosse Erfahrung. Im Uebrigen war er uneigennützig, generös und practicirte den Wahlspruch: „*Noblesse oblige.*" Mit einem Worte, er war ein Mann, wie er sein soll. Er war nicht minder hochherzig als sein König und verband sich mit ihm in dem aufrichtigsten Streben, die geistige und materielle Wohlfahrt des Volkes zu heben und dem Reiche seine Unabhängigkeit zu bewahren. Kamehameha V. hatte zu ihm ein felsenfestes Vertrauen und wurde auch nie in demselben getäuscht.

Und so entstanden nach und nach unzählige Verbesserungen und Einrichtungen für die Bildung des Volkes und die gewissenhafte Verwaltung des Landes.

Die Fortschritte waren wirklich rapid und kolossal und es existirt jetzt noch in jenen Gegenden die allgemeine Ueberzeugung, dass, wenn Kamehameha V. und sein Minister Varigny längere Zeit regiert hätten, die haway'sche Herrschaft gewiss über einen grossen Theil der Inselgruppen Oceaniens ausgedehnt worden wäre.

Die Vorsehung aber hatte es anders beschlossen. Kamehameha V. ist 1872 in der Blüthe seiner Jahre mit Tod abgegangen. Man erzählt sich die folgende ergreifende Episode, welche kurz vor seinem Scheiden aus dem Leben stattfand. An seinem Todtenbette standen Kaahumanu, seine Gemahlin, und Luna-Lilo, sein Sohn, und zu seinen Füssen befanden sich schluchzend die Grossen des Reiches. Einer von diesen frug den sterbenden König: „Wer wird uns nach dir befehligen und wer wird unser Häuptling und unser Vater sein?« Hierauf erwiederte er: „„Nach mir gehört die Regierung meinem Sohne Luna-Lilo, wenn Ihr ihn für würdig findet, widrigenfalls wird euch Kaahumanu regieren."" Der Todeskampf begann und Luna-Lilo küsste weinend die Hände seines Vaters. Kamehameha wendete langsam das Haupt gegen ihn und sagte: „*Hookanakà*," d. i. sei ein Mensch und sei des Namens eines Menschen würdig, und verschied.

Dieses tiefsinnige Wort schmückt jetzt das Ordenskreuz, das nach seinem Tode gestiftet wurde.

Mit dem Ableben Kamehameha's V. trat leider auch de Varigny von seiner Stellung zurück und mit dem Regierungswechsel hat auch ein Wechsel in der Politik stattgefunden, in Folge deren die Magnetnadel des Staatsschiffes wieder mehr nach Amerika inclinirt.

Luna-Lilo regierte nur ein Jahr und 1873 trat Kalakaua I. an die Spitze des Reiches, ein Mann, der sich auch schon viele Verdienste für sein Reich erworben hat. Er ist klug, lebt mit der ganzen Welt in Ruhe und Frieden und gestattet den heterogenen Elementen in seinem Parlamente hinreichend Zeit, sich gehörig abzuklären. Kalakaua I.

Sowie die Whigs und Tories in Altengland, so bekämpfen sich auch in den Kammern zu Honolulù hartnäckig zwei Parteien. Die eine sucht ihre Macht und Grösse in der Entwicklung der eigenen, nationalen Kräfte, während die andere ihr Heil bloss durch Amerika finden will.

Die Missionäre setzen auch gegenwärtig ihr Werk noch fort, obgleich bereits die gesammte eingeborne Bevölkerung dem Christenthume angehört. Die beiden Religionsgenossenschaften stehen nicht mehr so schroff gegenüber wie ehedem. Die Protestanten sind duldsamer geworden und haben die von

den Katholiken eingenommene Stellung als eine vollendete Thatsache anerkannt. Die katholischen Missionäre sind noch immer arm, wie sie waren, finden aber in ihrer Armuth um so viel leichter den Zugang zu den Herzen des Volkes. Die amerikanischen Prediger haben sich um dieses niemals viel bekümmert, besitzen aber auch dafür bei demselben keine Sympathie.

Wir hatten einmal mit einem intelligenten Kanaken eine längere Unterhaltung über die Fortschritte des Landes, wobei wir bemerkten, dass sie denn eigentlich doch nur den ersten protestantischen Missionären zuzuschreiben seien. Hierauf erwiederte er: „Ja, das hat in gewisser Beziehung auch seine Richtigkeit, denn sie haben jedenfalls den Grund zu den gegenwärtigen befriedigenden Zuständen unseres Landes gelegt, aber sie haben sich auch dafür bezahlt gemacht und sind Alle vornehme und reiche Herren geworden. Wir lieben sie nicht, weil sie uns stets nur von der Armuth predigen, für welche wir im Himmelreiche Ersatz finden sollen, sie selbst aber leben wie Könige auf Erden. Diese da," indem er auf einen vorbeigehenden katholischen Priester deutete, „gefallen uns besser, denn sie sind arm wie wir, essen mit uns Taró und Poi, geben uns guten Rath und stehen unseren Kranken bei."

Sitten und Gewohnheiten.

In den Vorstädten und Vororten sieht man noch gar manche primitive Schilfhütte, die mit Bananasgewächsen und Zuckerrohr durchflochten sind und gemeinsam Thiere und Menschen beherbergen. In Bezug auf Reinlichkeit lassen diese Behausungen wohl viel zu wünschen übrig, dagegen haben sie aber viel Licht und Luft, die von allen Seiten ungehindert Zugang finden.

Im Allgemeinen lebt das haway'sche Volk noch in einem sehr glücklichen patriarchalischen Zustande. Es ist sehr anspruchslos, steht mit der Sonne auf und geht mit derselben zu Bette. Seine Nahrung besteht hauptsächlich in Früchten, Taró, Poi und Fischen und zum Dessert und Zeitvertreibe kaut es an jungem, zartem Zuckerrohr, das dort eine ebenso grosse Rolle spielt wie bei dem russischen Volke die getrockneten Hanf- und Kürbiskörner. Die Toilette der Frauen besteht nur aus einer langen dunklen Blouse und aus natürlichen Blumen und Kränzen, mit denen sie ihre Köpfe geschmackvoll zu schmücken verstehen.

Die Männer sind durchgehends in europäische Kostüme gekleidet, bei welchen aber der moderne Zuschnitt von keiner Bedeutung ist. Dem Kartenspiele scheinen beide Geschlechter gleich leidenschaftlich ergeben zu sein, denn man begegnet überall, sowohl in den Hütten als im Freien, auf dem Boden kauernde und spielende Gruppen, die viel Lärm machen und lebhaft gesticuliren, wie es bei den Italienern und Griechen Sitte ist. Die Rednergabe muss ihnen angeboren sein, denn man hört sie oft lange Monologe halten, wozu freilich die Geschmeidigkeit und Biegsamkeit ihrer Sprache nicht wenig beitragen mag.

In jener glücklichen Region kennt man nicht das Bedürfniss eines Ofens, dem wir in unseren nördlichen Gegenden einen so hohen Werth beilegen. Dort herrscht ein ewiger Frühling und die Jahrestemperatur wechselt zwischen 14 und 18 Grad Réaumur ab. Das Klima ist unbeschreiblich mild und köstlich. Klima. Der Aufgang der Sonne macht sich regelmässig durch liebliche erfrischende Seebrisen bemerklich, die mehrere Stunden anhalten. Durch die beständige Verdunstung des Meeres und der vielen Bäche entstehen häufige atmosphärische Niederschläge, welche die Fruchtbarkeit des Bodens ungemein befördern. Die Luft ist so rein und durchsichtig, dass das Auge weite Distanzen durchmessen und das Ohr ferne Stimmen deutlich vernehmen kann.

Die Gastfreundschaft wird beim Volke in grossen Ehren gehalten. Wo man nur irgend eintritt, sei es auch nur in der erbärmlichsten Schilfhütte, überall wird man mit dem sympathischen „*alohá*“ begrüsst, was ungefähr bedeutet wie: Ich widme Ihnen meine Liebe, meine Zuneigung oder meine Dienste, und mit Taró, Poi, Fischen, süssen Kartoffeln und Yams bewirthet.

Taró *(arum esculentum)* ist ein Kolbengewächs, das Taró und Poi. namentlich in den schattigen Thälern *(pali)* cultivirt wird und dessen mehlreichem Samen die Eingebornen ihre Hauptnahrung entnehmen. Der Taró wird entweder gedämpft wie Buchweizengrütze genossen, oder man lässt selben zu einer Art Kleister oder Sterz einkochen, dann ihn einem gewissen Grade von Gährung aussetzen, bis dass er einen scharfen säuerlichen Geschmack angenommen hat, den die Eingebornen ungemein gern haben. In diesem Zustande ist das Gericht fertig und

heisst dann Poi. Der Poi ist die beliebteste Nationalspeise nicht nur auf den Sandwich-Inseln, sondern auch in ganz Polynesien. Auf Oahù wird er in ungeheuren Massen verzehrt und kostet 1 Kilo 8$^1/_2$ kr. ö. W. Man geniesst ihn, indem man ihn mit der Spitze des rechten Zeigefingers aus dem Topfe, in welchem er aufgetischt wird, klümpchenweise herausholt und zum Munde führt.

Der Magen des Europäers empört sich anfänglich gegen diese ungewohnte Nahrung und weist sie mit Widerwillen und Abscheu zurück, ganz so wie es dem russischen Borschtsch (eine saure aus Kohl und Rüben bereitete Suppe) ergeht, die man aber, wenn man sich einmal an sie gewöhnt hat, kaum mehr entbehren kann,

Der Eindruck, den die Vegetation der Insel Oahù auf Denjenigen hervorbringt, der zum ersten Male den Fuss auf den tropischen Boden setzt, ist wirklich ein überwältigender. Flora. Obgleich wir durch das Anschauen der schönen californischen Natur dazu schon gewissermassen vorbereitet waren, mussten wir uns doch bald überzeugen, dass die riesigen Pflanzengebilde, die uns dort vor die Augen traten, unsere Erwartungen bei weitem übertrafen.

Ein auf dem fashionablen Corso von Honolulù unternommener Spaziergang, der sich durch idyllische Vororte gegen die 5 bis 6 Kilometer entfernten historischen Felsenschluchten von Nunanu hinzieht, bot uns hierzu die günstigste Gelegenheit dar.

Ueberall, wohin man seine Blicke wenden mag, begegnet man dort grossartigen, schönen und interessanten Erscheinungen. Ein liebliches Waldesdunkel nimmt uns auf, erzeugt durch eine überaus üppige Flora, aus welcher sich ganz besonders riesige Azaleen, Fuchsien, wohlriechende Pandanen, Bananengewächse und Orchideen bemerklich machen. Die Orchideen der Tropen sind wegen ihrer blendenden Farben und wegen ihrer reizenden, den Fliegen, Bienen und Spinnen oft täuschend ähnlichen Blüthen überaus interessant. Es sind von ihnen bei weitem mehr als 2000 diverser Arten bekannt geworden. Ihre Blüthen sowohl, als auch ihre Blätter sind meist ungemein wohlriechend. Sie lieben sich in jenen Stellen der Borke und in den Asthöhlungen der Bäume einzunisten,

wohin sie vom Winde, Staub und Sand getragen worden sind. Von dort aus überwuchern sie guirlandenartig die riesigsten Bäume derartig, dass diese aussehen, als wenn sie mit einem Netze bedeckt wären. Wenn sie die Baumkronen erreicht haben, lassen sie sich wieder auf den Erdboden hinab, verweben sich mit den Gräsern, um sich dann aufs Neue emporzuranken. Zur Zeit, wo Alles in Blüthe steht, sieht es aus, als wenn die Natur den natürlichen Blätterschmuck der Bäume noch mit dem Schmucke strahlender Guirlanden zu verschönern beabsichtigt hätte. Manche halten alle Orchideen für Parasiten. Man thut ihnen aber unrecht, denn sie leben hauptsächlich von der Atmosphäre, zu welchem Behufe sie zahlreiche Saugwurzeln in die Luft ausstrecken, um von derselben ihre Nahrung an sich zu ziehen. Manche Arten dagegen sind wirklich ächte Schmarotzer, die sich an Wurzelstöcken der Bäume ansetzen und sich von ihren Säften nähren. Wenn man sich auf einen erhöhten Standpunkt begibt, auf welchem man über die Bäume hinwegsehen kann, so ist es, als wenn man ein endloses grünes wogendes Laubmeer vor sich hätte.

Die Menschen haben an dieses Heiligthum der Natur noch wenig ihre Hände angelegt, nur dass sie sich in dasselbe ihre luftigen und entzückenden Wohnungen gebaut haben, in denen der Hesperiden Früchte thatsächlich bei den Fenstern hineinwachsen. Die Leute sind gewohnt, Alles hübsch beim Alten zu lassen und entfernen vom Urboden nur so viel, als zur Anlage von Wegen und Wohnungen nöthig ist.

Nationale Vergnügungen

Die Strasse, die sich durch jene herrliche Landschaft durchschlängelt, befindet sich ganz und gar im primitiven Zustande und ist daher ziemlich staubig. Das Interessanteste des Interessanten, was man dort sieht, sind die Cavalcaden, die von jungen Damen abgehalten zu werden pflegen. Reizende Gruppen herrlicher Frauengestalten in malerische meist dunkle Reitkostüme gehüllt und mit Blumen geschmückt, jagen auf feurigen, mit Kränzen behangenen Rennern scherzend und lachend auf und ab und rufen den Begegnenden den üblichen süssen Gruss „*alohá*“ zu. Herren dürfen aber dem Sinne dieses Wortes keine allzu grosse Ausdehnung geben, denn es hat nur bei der höflichen Phrase sein Bewenden, die ebenfalls mit einem artigen Complimente erwiedert werden muss. Jede

Unbescheidenheit oder Frechheit würde ein entrüstetes *noli me tangere* hervorrufen.

Ausser der Kunst des Reitens sind sie auch heroische Schwimmerinnen und scheinen mit dem Elemente des Wassers fast eben so gut vertraut zu sein wie die Amphibien. Unter der Regierung der Königin Emma hat hierin eine der Frauen eine merkwürdige Probe ihrer Geschicklichkeit und Ausdauer abgelegt. Sie kam von der Insel Kanai und befand sich mit ihrem Manne in einem Boote, das der Insel Oahù zusteuerte. Ungefähr 40 Kilometer von der letzteren entfernt litten sie Schiffbruch und trachteten sich durch Schwimmen zu retten. Schon hatten sie zwei Tage und Nächte im Wasser zugebracht, als der Mann kraftlos wurde und zu sinken begann. Die Frau unterstützte ihn aber und brachte ihn am dritten Tage, wenngleich als Leiche, bei Waialua ans Land. Für diese heroische That wurde sie in den Hofstaat der Königin aufgenommen.

Der Typus der haway'schen Frauen ist im Allgemeinen schön zu nennen und charakterisirt sich durch üppige, wohlproportionirte plastische Formen, dunkelblasse Hautfarbe, liebliche runde Gesichter *à la Polonaise*, grosse schwarze Augen, schwarze Haare und ein äusserst lebhaftes Temperament. Das kunstlose Lächeln des Mundes verleiht ihnen einen unwiderstehlichen Reiz, dessen sie sich auch vollkommen bewusst sind.

Unter den Nationalspielen der Hawayaner erfreuen sich die sogenannten Rutschbahnen einer ganz besonderen Beliebtheit. Man wählt hierzu steile Felsenabhänge, die nicht weniger als in einem Winkel von 50 Graden geneigt sind und sich unmittelbar in tiefe Stellen des Oceans versenken. Ein an beiden Enden zugespitztes Brettchen von circa 10 Fuss Länge und 4 Fuss Breite ist das Vehikel, auf das man sich ausgestreckt hinlegt und dann das Ding mit den Händen in Bewegung setzt, bis es mit reissender Schnelligkeit in das Wasser hinabstürzt und in demselben auf etliche Secunden spurlos verschwindet. Hierauf lässt sich der Betreffende durch das Spiel der Wellen auf dem Wasser herumtreiben, indem er die ausgestreckten Arme als Ruder gebraucht. Nur wenn er sich durch eine Woge ergriffen sieht, die ihn an die Felsen zu

werfen droht, springt er schnell empor, rettet sich durch Schwimmen und sucht sein Fahrzeug wieder zu erreichen, um das beliebte Vergnügen fortzusetzen.

Die Hawayaner bringen einen grossen Theil ihres Lebens im Wasser zu, für welches sie eine um so grössere Zuneigung hegen, weil sie aus demselben einen wichtigen Theil ihrer Nahrungsmittel schöpfen. In jedem haway'schen Hauswesen spielen die Fischweiher oder Fischbehälter eine grosse Rolle und bilden meist den Gradmesser der Wohlhabenheit der betreffenden Familien. Der Bau und die Instandhaltung eines Fischbehälters, namentlich wenn er im Ocean angelegt ist, erfordert sehr viele Mühe und Geschicklichkeit. Die Arbeiter sind während des Baues desselben grossen Gefahren ausgesetzt, weil sie sehr oft mit den Haien in Conflict gerathen und diesen nicht selten einen Arm oder ein Bein zum Opfer bringen müssen. Die Fischweiher sind je nach der Oertlichkeit meist von 2 oder 3 Seiten mit gigantischen Mauern eingefasst, deren Material aus Korallengestein besteht, das lose aufeinandergehäuft wird, damit das Wasser des Oceans beständig mit dem inneren Raume circuliren kann. Es lässt sich leicht eine Vorstellung von den riesigen Dimensionen dieser Mauern machen, wenn man in Betracht zieht, dass sie den Stürmen und dem ganzen Drucke des Meeres zu widerstehen haben. Fischbehälter.

Wenn es angeht, benützt man beim Baue gerne die natürlichen Korallenriffe und lässt sie demselben zum Fundamente dienen. Die Mauern erheben sich desshalb nur wenig über das Wasser, damit sie die hochgehenden Wogen leicht überfluten und Fische in den Behälter mit hineintragen können. Man kann sich kaum einen Begriff über die Massen der Fische machen, mit welchen die Behälter durch den freigebigen Ocean gefüllt werden Manchmal nehmen sie darin dermassen überhand, dass es die Eigenthümer nicht ungern sehen, wenn die See mitunter auch einige junge Haie hineinwirft, die durch ihre immense Gefrässigkeit den normalen Zustand bald wieder herstellen.

Die Fischweiher sind in Bezug auf Grösse sehr verschieden. Es gibt solche, die eine Ausdehnung von 7 bis 8 Hectaren haben, und andere, die nur ein paar Dutzend Quadrat-

meter gross sind. Die ersten gehören dem Könige und den Grossgrundbesitzern und die letzten den armen Kanaken. Ebenso wie die Grösse variirt auch die Tiefe der Weiher, die kaum mehr als 6 Meter betragen dürfte.

Die Fischgattungen, welche in jenem Theile des stillen Oceans in enormen Massen vorkommen und wegen ihres zarten und wohlschmeckenden Fleisches von jedermann sehr geschätzt werden, sind Bonitos und Rothfische.

Die ersten gehören zum Geschlechte der Thunfische und die letzten zu den Seebarben.

Die Kanaken dörren die Fische in der Luft und essen sie in diesem Zustande zu ihrem Poi, während die vornehme Classe der Eingebornen sie sich auf gewöhnliche Weise zubereitet. Wenn man die Bonitos sorgfältig mit wohlriechenden Blättern und Kräutern umwickelt und sie in einer wohlverschlossenen Bratröhre gar werden lässt, dann bilden sie ein Gericht, dem auch der grösste Feinschmecker gerne Gerechtigkeit widerfahren lässt.

Charakter. Das Volk der Kanaken besitzt einen hohen Grad von Bildungsfähigkeit und Geschicklichkeit und übertrifft in dieser Beziehung alle anderen polynesischen Völkerracen, sogar auch die Tahitianer, mit denen es in Sprache, Körperbau und Gebräuchen, sowie auch im grossen Hange zum *dolce far niente* am meisten übereinstimmt. Was ganz besonders für diese Menschenrace einnimmt, ist, dass sie fast durchgehends einen auffallenden Zug von Sanftmuth und Gutmüthigkeit an sich trägt und dass Streit oder gar Raufereien unter ihnen zur Seltenheit gehören. Wie gut nimmt sich das gegen die früheren barbarischen Sitten aus! Gegen die Ausländer ist der Kanaka höflich und unterthänig, denn der eigene gesunde Hausverstand sagt ihm, dass er im Umgange mit ihnen nur lernen und gewinnen kann.

Bevölkerung. Die gesammte Bevölkerung der Sandwich-Inseln mit Inbegriff von circa 3500 Europäern, Amerikanern und Chinesen dürfte gegenwärtig wohl kaum die Zahl von 80.000 überschreiten, während sie zu Cook's Zeiten 400.000 stark war. Von 1779 bis 1876, also in 97 Jahren eine Bevölkerungsabnahme von 320.000 Menschen, das ist ja ganz erschrecklich! Die Ursache dieses bedauerlichen Rückschrittes

ist einerseits den früheren furchtbaren Kriegen, der Pest, der Leprosis und Elephantiasis und den von den Ausländern ins Land gebrachten ansteckenden Krankheiten, andererseits aber den verwüstenden Erdbeben und Springfluten zuzuschreiben, die hin und wieder grosse Verheerungen anrichten. Nicht wenig dürften in früheren Zeiten dazu auch Polygamie und Polyandrie und die Abneigung gegen Nachkommenschaft beigetragen haben. In der neueren Zeit aber auch die bei den gebildeten Frauen zur Mode gewordene enge europäische Kleidung, sowie auch das leidenschaftliche Reiten in Herrensätteln und das frühe Heiraten das Ihrige beitragen.

Wenn man noch nicht vor langer Zeit einem jungen Ehepaare sein Bedauern ausdrückte, dass es keine Kinder habe, so wurde in der Regel erwiedert: „Wir haben kein Verlangen darnach, denn wenn wir welche hätten, müssten wir zu Hause bleiben, aber ohne dieselben können wir hingehen, wo es uns beliebt, und uns unterhalten."

Heut zu Tage ist schon Vieles besser geworden. Durch die weisen Anordnungen der Regierung des gegenwärtigen Königs Kalakaua I. verschwinden die alten wilden Sitten mehr und mehr und durch die guten Schulen wird der Charakter des Volkes veredelt und dessen Moralität gehoben. Der stetigen Abnahme der Bevölkerung ist nicht nur Einhalt gethan, sondern man ist bereits im Stande, unter den Kanaken eine Zunahme nachzuweisen. Die Königin empfängt keine Dame, die sich nicht durch gute Sitten auszeichnet. Das Königspaar ist jung, von gutem Aussehen, edlem Charakter, grosser Leutseligkeit und geht in jeder Beziehung mit gutem Beispiele voran. Der Prinz Leleihoku, der muthmassliche Thronfolger, ist ein sehr hübscher, hochgebildeter junger Mann, der gewiss auch in den höchsten europäischen Kreisen als eine sehr interessante Erscheinung betrachtet werden würde.

Die reiche und vornehme Classe der Bewohner des Archipels hat in Kleidung, Sitten und Gewohnheiten fast durchgehends europäische Formen angenommen.

Der Luxus, der in den Toiletten getrieben wird, hat einen hohen Grad erreicht. Alles, was schön und modern ist, wird von San Francisco bezogen, gerade so wie in

Europa von Paris. Das Meublement geht aber nicht mit der Eleganz der Toiletten Hand in Hand, denn dasselbe ist in den meisten vornehmen Häusern mangelhaft oder besser gerade herausgesagt ordinär. Die Ursache davon ist, dass es in Honolulù noch keine geschickten Handwerker gibt und dass es sich wegen der enorm hohen Preise nicht rentirt, sich derlei Artikel von Californien kommen zu lassen.

Die gegenwärtigen Zustände und Einrichtungen in den haway'schen Landen würden aber trotz der vielen Fortschritte den Bedürfnissen und Anforderungen der europäischen Vergnügungszügler noch sehr wenig entsprechen und es dürfte noch ziemlich lange dauern, bis Honolulù in das Programm der Rundreisen aufgenommen werden wird.

Gute, für den Wagenverkehr geeignete Wege und Brücken, namentlich weiter von der Hauptstadt entfernt, gibt es nur wenige im Lande, ebenso mangelt es auch an öffentlichen Localitäten, wo der Reisende gegen Bezahlung Aufnahme und Verpflegung finden könnte. Man reist desshalb nur entweder im Dienste der Regierung oder im Interesse des Handels und Verkehres oder der Wissenschaften.

In allen Fällen ist man auf die Gastfreundschaft der Kanaken und der fremden Ansiedler angewiesen, welche dieselbe auf das Zuvorkommendste und Herzlichste ausüben. Der Ausländer ist nicht wenig überrascht nicht nur über die gastliche Aufnahme, die ihm auch in ärmlich aussehenden Hütten zu Theil wird, sondern auch über das höfliche, ungezwungene Benehmen der redeseligen Gastgeber und deren vernünftige Gespräche. Man sieht, dass der Same des Fortschrittes und der Intelligenz Wurzel gefasst und angefangen hat sich hoffnungsvoll zu entwickeln.

Die Regierung wird nicht müde, Licht und Aufklärung unter dem Volke verbreiten zu lassen und dasselbe zur Thätigkeit anzuspornen. In diesem Sinne wirken auch die katholischen Missionäre mit, indem sie die Zahl der Feiertage auf ein bescheidenes Minimum beschränken. Dies ist auch ganz richtig, das Volk lernt dadurch den Werth seiner Kräfte erkennen und dieselben gebrauchen. In der Thätigkeit findet es bald die besten Mittel und Wege heraus, wie es am zweckmässigsten für seine Bedürfnisse zu sorgen und

sich die materiellen Verbesserungen zu verschaffen hat. Aus dem Beispiele Englands lässt sich am besten ersehen, welche kolossale Erfolge in der Volkswirthschaft durch Verleihung einer vernünftigen Freiheit und durch Anwendung des Principes „*help yourselves*" erreicht werden können.

Das haway'sche Volk hat dazu aus eigenem Antriebe schon einen guten Anfang gemacht, der in den Anlagen der neuen Fischweiher, in den Bewässerungs- und Entwässerungsarbeiten, in der Anwendung nützlicher landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe, in der rationellen Viehzucht und Feldwirthschaft zu bemerken ist.

Die Regierung findet bei der Durchführung ihrer leitenden Ideen einen grossen Beistand durch die fremden Ansiedler, die nicht nur Geld, sondern auch Intelligenz ins Land bringen und Musterwirthschaften errichten, die den Eingebornen zum Vorbilde dienen.

Die erste Regulirung des Grundbesitzes auf den Sandwich-Inseln datirt von Kamehameha I., der von der gesammten Bodenfläche $^1/_3$ für sich in Anspruch nahm und vom Reste $^1/_3$ für die deposidirten Häuptlinge und verdienstvollen Staatsdiener und das letzte Drittel für das Volk bestimmte. Jedermann konnte mit seinem Antheile nach Belieben schalten und walten. Wirthschaftliche Zustände.

Gleichzeitig wurden die Inseln in Bezirke eingetheilt und die Anordnung getroffen, dass in jedem derselben eine verhältnissmässige Anzahl von Kanaken wohnen müsse, um es nicht an den nöthigen Arbeitskräften mangeln zu lassen, denn die Bauern waren noch unterthan und hatten den Häuptlingen und Würdenträgern der Krone gewisse Frohndienste zu leisten.

So lange die Bevölkerung noch eine starke war, waren die Ländereien sehr gesucht und theuer. Da aber die Grossgrundbesitzer (Häuptlinge) an der Landwirthschaft keinen grossen Gefallen fanden, so belehnten sie mit ihrem Besitze ihre Untergebenen, wodurch die verschiedensten Feudalsysteme entstanden.

Mit der Abnahme der Bevölkerung fiel auch der Preis der Ländereien dermassen, dass sie schliesslich fast zur Werthlosigkeit herabsanken. Nun ging eine radicale Um-

wandlung der bestehenden Verhältnisse vor sich. Die Feudalsysteme brachen eines nach dem anderen zusammen, um sich nie wieder aufzurichten. Hierauf folgte eine verhängnissvolle Krisis, die das Land daniederdrückte und ihren Abschluss erst mit der Ankunft der fremden Ansiedler fand, die das System der freien Arbeit einführten und dadurch den Grund zu den gegenwärtigen vielversprechenden Zuständen legten.

Wie schon erwähnt, ist die heutige Bevölkerung des Sandwich-Archipels verhältnissmässig sehr klein, denn wenn man den gesammten Flächenraum desselben mit 19.760 □ Kilometer und die Zahl der Einwohner mit 80.000 beziffert, so kommen auf den □ Kilometer nur circa 4 Einwohner. Es gibt daher dort noch grosse Strecken culturfähigen Landes, welches zu sehr annehmbaren Bedingungen erstanden werden kann.

Die Bewirthschaftung der grossen Landgüter weicht insofern von der europäischen Art und Weise ab, indem man sich auf denselben nur mit Einem den umgebenden Verhältnissen anpassenden Zweige der Landwirthschaft beschäftigt und diesen daher zur möglichst grössten Ausdehnung und Vollkommenheit zu bringen sucht. So gibt es dort z. B. Oekonomien, wo allein nur die Zuckerpflanzung, oder die Viehzucht, oder der Ackerbau betrieben wird. Nur der Bauer betreibt alle diese Zweige vereint.

Die protestantischen Geistlichen, die von Seite der Regierung ganz besonders begünstigt werden und theils durch die Munificenz der Könige und der Grossen des Reiches, theils aber auch durch käufliche Erwerbung in Besitz grosser Ländereien gekommen sind, betheiligen sich am rationellen Betriebe der Landwirthschaft auf eine hervorragende Weise und können für ihre Unterweisungen in geistigen und irdischen Dingen mit vollem Rechte auf die Dankbarkeit des Landes Anspruch machen. Denn sie waren es, die das Fundament zu einem geordneten Betriebe der Landwirthschaft legten, sich mit Acclimatisirung der europäischen Hausthiere, Pflanzen und Bäume befassten, Maschinen und Geräthe einführten, Handwerker in das Land lockten und ihre Söhne zur höheren Ausbildung nach Amerika sandten, damit sie

nach ihrer Rückkehr die erworbenen Kenntnisse zum Nutzen des Landes verwerthen konnten.

Mehrere Oekonomien und Factoreien, wie man sie zu benennen pflegt, haben so grosse Dimensionen angenommen, dass zu ihrem Betriebe die disponiblen Kräfte der Kanaken nicht mehr ausreichen. Die Pflanzer haben daher versuchsweise sich chinesische Arbeiter aus Hong-Kong kommen lassen, und sind mit dem Resultate ihrer Speculation dermassen zufrieden, dass gegenwärtig die Einwanderung dieses Elementes immer grösser wird. Da die Chinesen eine grosse Vorliebe für den Gartenbau und die Pflanzungen haben und in diesen Fächern ungemein viel leisten, so sind sie auf dem Archipel gerne gesehen. Diejenigen, die mit ihren Familien einwandern, erhalten auf den Factoreien ein Stück Land, um dass sie sich häuslich niederlassen und sich nach ihrem Belieben einrichten können.

So wie überall, wo dieses merkwürdige Volk in grösseren Massen auftritt, so haben sie auch bereits auf den Sandwich-Inseln die Theepflanzung eingeführt, die recht günstige Erfolge liefert. Sie haben dadurch dem Lande einen überaus wichtigen Dienst geleistet, denn es ist als ein Factum zu betrachten, dass nun auch der Thee in die Zahl der regelmässigen Culturpflanzen aufgenommen worden ist, wodurch seiner Heimat einst Concurrenz erwachsen wird. Man theilt uns von glaubwürdiger Seite mit, dass die Cultur des Theestrauches von China aus auch westlich bis zur Insel Ceylon und südlich bis nach Australien vorgedrungen sei, eine Thatsache, über die wir uns später persönlich zu überzeugen Gelegenheit hatten.

Es ist interessant und in mancher Beziehung sogar lehrreich, wenn man den Chinesen bei ihren Arbeiten und gewerblichen Verrichtungen zusieht und ihre Handgriffe beobachtet, die von den europäischen oft sehr weit abweichen. Ihre Werkzeuge und Instrumente haben ganz eigenthümliche Formen, die nach bestimmten mathematischen Grundsätzen angefertigt sind und den schlagenden Beweis liefern, dass dieses Volk die Gesetze der Dynamik auf das Beste auszubeuten versteht. Es ist ein ganz besonderes Culturvolk, welches sich unter anderen Verhältnissen entwickelt hat und seit undenklichen Zeiten seine eigenen Wege geht. Seine Eigenschaften, seine

Werke und sein Charakter bringen in uns fast die Meinung hervor, als wenn es in der Welt noch zu grossen Thaten bestimmt wäre.

Auf den Plantagen, auf welchen die Chinesen arbeiten, macht sich ein besonderer Grad von Sorgfalt und Sauberkeit bemerklich, und wenn man ihre Arbeiten mit denen der Kanaken vergleicht, so ist der Vorzug stets auf der Seite der ersteren. Es ist mit aller Wahrscheinlichkeit zu erwarten, dass ihnen bald auch die Arbeiten in den Zuckerfabriken zufallen werden, die sich dermalen noch in den Händen der Europäer und Amerikaner befinden.

Der haway'sche Rohrzucker kommt meist nur in unraffinirtem Zustande in den Handel und findet wegen seiner hochgradigen Süssigkeit in Polynesien, sowie auch in Californien grossen Absatz. Wie man uns versichert, so sollen auch davon schon Sendungen nach den deutschen Hansestädten gemacht worden sein.

In den grossen Viehhöfen *(cattle stations*; hawayisch *„tabu"* *) kommt dem Besucher ein ungemein thätiges und geräuschvolles Leben entgegen. Alles trägt dort ein urwüchsiges Gepräge an sich und sieht fast chaotisch aus und doch merkt man bald, dass ein geordneter Geist das Ganze beherrscht und eine sichere Hand das Getriebe im rechten Gange erhält.

Die Viehzucht ist auf den Sandwich-Inseln unstreitig das beste und einträglichste Geschäft, desshalb wird sie auch von hochgestellten Persönlichkeiten nicht verschmäht. Der hawayische protestantische Erzbischof z. B. ist allgemein nicht nur als der bedeutendste Squatter, sondern auch als der erste Fleischlieferant bekannt, durch den der Markt von Honolulu sowohl, als auch die zahlreich dort ankernden Schiffe mit diesem wichtigen Lebensartikel versehen werden. Man behauptet sogar, dass er im Stande sein soll, die ganze Inselgruppe mit Fleisch und den Producten der Milchwirthschaft zu versehen. Fleisch ist daher sehr billig und die Ursache, dass so viele Wallfischfahrer in Honolulu einlaufen, um ihre Provisionen einzunehmen. Fleisch als Nahrungsmittel

*) Für Etymologen dürfte es interessant sein zu wissen, dass in Russland ein grosser freier Platz, auf welchem Pferde und mitunter auch Rindvieh gehalten werden, *tabun* (табунъ) genannt wird.

kommt auch unter den Kanaken immer mehr in Aufnahme. Mit der europäischen Civilisation schleicht sich auch der europäische Speisezettel und die Küche sammt all ihren Utensilien in's Land und es ist gar keinem Zweifel unterworfen, dass sich dadurch der Gesundheitszustand des Volkes verbessern und die Sterblichkeit vermindern wird. Auf den Sandwich-Inseln wird der Gebrauch der Fleischnahrung um so leichter Eingang finden, da demselben von Seite der Kanaken keinerlei religiöse Vorurtheile und Scrupeln im Wege sind.

Die Menschen sind von Natur unter allen Himmelsstrichen mehr oder weniger an den Genuss animalischer Kost angewiesen, und dort, wo dies nicht der Fall ist, sind entweder der Mangel an geeigneten Schlachtthieren, oder die Unkenntniss der Kochkunst oder religiöse Gesetze die Ursache, wesshalb sie nicht darnach greifen.

Es ist eine falsche Ansicht, wenn man glaubt, dass in gewissen Klimaten den Menschen der Genuss des Fleisches schädlich wäre. Derselbe äussert sich überall gleich wohlthätig, wenn nur der Grad des Wieviel nicht ausser Berücksichtigung gelassen wird.

Wir haben uns während der langen Fahrten in den tropischen Regionen überzeugt, dass die Reisenden, die auf den Dampfschiffen fast ausschliesslich nur mit Fleischspeisen und zwar überreichlich ernährt werden, stets äusserst wohl und bei vortrefflichem Appetite waren. Und was das Wohlbehagen anbelangt, das wir beim Genusse eines gut zubereiteten Beefsteak empfinden, haben wir bemerkt, dass es sich die Rothhäute in Amerika, die Chinesen in Californien und die Kanaken ebenso gut schmecken lassen und dass sie für die culinarische Kunst nicht weniger empfindsam sind, als wir Europäer.

Ausser dem Hornvieh hat sich auf den Inseln auch das Pferd auf eine unglaubliche Weise vermehrt. Wegen des Mangels an fahrbaren Wegen und Strassen werden diese Thiere meist nur zum Reiten und Lasttragen benützt. Uns sind davon wirklich prachtvolle Exemplare zu Gesicht gekommen. Die Preise sind im Allgemeinen sehr billig, so dass man für circa 40 bis 50 fl. ö. W. ein sehr gutes Pferd erstehen kann.

Zweimal im Jahre herrscht auf den Viehstationen unter Menschen und Thieren eine ungewöhnliche Aufregung und zwar dann, wenn die Heerden abgezählt und markirt werden. Für die Kanaken sind dies Freudenfeste, weil sie bei diesen Gelegenheiten Probestücke über ihre ausserordentliche Geschicklichkeit im Reiten und in der Handhabung des Lasso ablegen können.

Ein Ort, wo das Abzählen und Markiren der Thiere stattfindet, heisst „Korral“. Ein solcher ist mit einem aus lauter dicken, circa drei Meter hohen Pfählen bestehenden Zaune umgeben und ist gewöhnlich von riesenhafter Ausdehnung, weil er den grössten Theil, wenn nicht die ganze Heerde auf einmal aufnehmen muss. Schon am frühen Morgen beginnen die Kanaken auf flüchtigen Rossen das auf den Bergen und in den Thälern herumirrende Hornvieh zusammenzutreiben. Geschrei und Peitschenknall dröhnt durch die Lüfte. Das geängstigte Vieh eilt, fortwährend in engere Kreise zusammengetrieben, in der wildesten Flucht dahin, bis es endlich in den Korral hineingedrängt wird. Dort eingeschlossen bildet es einen unbeschreiblich wüsten Knäuel, der sich zusehends mehr verwirrt und verwickelt. Alles befindet sich in einer fürchterlichen Aufregung. Staubwolken wirbeln in die Luft empor. Das wüthende Brüllen der eingepferchten Thiere, ihr wildes Stampfen mit den Füssen, das unangenehme Geklapper der zusammenstossenden Hörner, das jubelnde Geschrei der Kanaken, das Zischen des Lasso und das ängstliche Stöhnen der gefangenen Thiere bringt einen solchen Lärm und solches Getümmel hervor, als wenn die Welt aus ihren Fugen gehen wollte. Der Wurf des Lasso verfehlt selten sein Opfer, welches schnell mit einem in Bereitschaft befindlichen glühenden Eisen markirt und dann wieder aus dem Korral gejagt und der Freiheit überlassen wird. Dieses wilde Geschäft geht selten ohne Unglück ab.

Ausser den Rindern und Pferden sieht man die anderen europäischen Haus- und Nutzthiere noch wenig vertreten, obgleich es notorisch ist, dass es in Polynesien und Mikronesien keine anderen Inseln gibt, die sich so sehr für die Acclimatisirung der europäischen Fauna und Flora eignen, wie der hawayische Archipel. Dass es dort ausser dem Wildschweine kein anderes Hochwild gibt, wäre wohl leicht zu

verschmerzen; dass sich aber überall ein grosser Mangel an dem so überaus nützlichen Federviehe constatirt, ist sehr zu bedauern. Die Vögel sind seit der Zeit der grossen Vogelverfolgung unter Kamehameha I. fast ganz abhanden gekommen und es hat den Anschein, als wenn diese heiteren Geschöpfe aus Instinct jene Inseln mieden, um nicht wieder gerupft zu werden. Gleichfalls vermisst man dort auch viele europäischen Gemüse- und Obstgattungen, die nach der Behauptung dort lebender Deutschen sehr gut cultivirt werden könnten. Auf den Tafeln der Grossen und der Hôtels spielen daher die Gemüse, die meist nur von der Gartenstadt „Waialua" auf den Markt von Honolulu gebracht werden, keine grosse Rolle. Man beschäftigt sich im Lande wahrscheinlich nur desshalb so wenig mit der Cultur derselben, weil die Eingebornen noch kein Bedürfniss darnach fühlen; dieses wird aber nicht ausbleiben, wenn sie anhaltend auf dem Wege der Civilisation vorwärtsschreiten.

Wir haben oft Gelegenheit zu bemerken gehabt, dass Europäer und europäische Thiere und Pflanzen das tropische Klima viel leichter zu ertragen vermögen, als es umgekehrt der Fall ist. Dieses ist auch sehr natürlich, denn Wärme ist Leben, Kälte ist Tod. Wenn beim Acclimatisiren der Erfolg nicht den gehegten Erwartungen entspricht, sind die Ursachen meist nur in der Wahl und unpassender Anwendung der Mittel zu suchen, durch welche man sich bei dem Versuche leiten liess. Bei einem vernünftigen allmäligen Vorgehen bleibt der Erfolg selten aus.

Im grossen Ganzen trägt das Pflanzenreich des Archipels einen scharf ausgeprägten asiatischen Charakter an sich.

Den von Amerika kommenden Reisenden, die zum ersten Male den tropischen Boden betreten, öffnet sich in Honolulu eine neue Welt. Wohl waren uns schon auf dem Markte von San Francisco die herrlichen Früchte zu Gesichte gekommen, die von den Sandwich-Inseln bezogen werden, aber nicht die Bäume, auf welchen sie wachsen. Dort aber sieht man beide vereint. Staunen und Bewunderung ergreift uns bei dem Anblicke der üppigen und riesigen Gebilde des Pflanzenreiches, die in prachtvollen Farben erglänzen und einen süss berauschenden Duft ausathmen, der unter der Einwirkung der

intensiveren Strahlen der Sonne erzeugt wird. Glühende Empfindungen durchströmen unser ganzes Wesen und versetzen uns in den Wahn, als ob wir uns dem Herzen und dem Herde der schaffenden Natur nähergerückt befänden.

Die Sandwich-Inseln liegen mit Cuba unter der gleichen tropischen Region und haben daher mehrere Naturproducte gemein, von welchen wir beispielsweise Zucker, Kaffee und Baumwolle erwähnen. Aber schwerlich sind auf Cuba so reich und glänzend, wie im hawayischen Archipel die Bananen, Mangos, Granaten, die Tamarinde und Aloe, der Schraubenbaum *(pandanus odoratissima)*, der zahllose Gebüsche bildende chamäleonartige Haos, dessen Blüthen am Morgen weiss, am Mittag gelb und am Abend roth erscheinen, und der Brodbaum *(artocarpus incisa)* vertreten.

Ueber die letzteren herrschen in unserer Heimat unter den Laien oft ganz unrichtige Ansichten, die aus dem Namen, aber nicht aus dem Wesen der Frucht dieses Baumes hergeleitet werden. Der Brodbaum bildet mit dem Maulbeer- und Feigenbaume eine Familie *(Artocarpeen)*. Die Frucht hat die Gestalt einer riesigen Himbeere, die nicht selten bis 15 Kilo schwer wird. Diese entwickelt sich nicht aus einem einzigen Fruchtknoten, sondern aus mehreren einzelnen Fruchtbüscheln, die schliesslich zu einer grossen fleischigen Kugel zusammenwachsen. Die Brodfrucht ist auf allen Inseln des stillen und indischen Oceans ein wichtiges und sehr beliebtes Nahrungsmittel der Eingebornen, welche sie einfach nur an der Feuerglut rösten und dann geniessen, gegen welchen Genuss sich aber gemeiniglich der Magen der Europäer empört. Wenn sie aber wie im Hawayan-Hôtel zu Honolulu culinarisch zubereitet, auf der Tafel erscheint, mag man sie gern als Ersatz für das Gemüse leiden.

Eine unwiderstehliche Anziehungskraft übt der Duft der röstenden Brodfrucht auf die dortigen kleinen chinesischen Schweine aus, welche sich diese aus der heissen Asche der Hirtenfeuer herauszuholen verstehen. Sie nehmen sich dabei wohl in Acht, dieses mit dem Rüssel zu thun, dazu wählen sie besser die hinteren Extremitäten, mit denen sie die Angriffe so lange fortsetzen, bis es ihnen gelingt den geliebten Leckerbissen aus dem heissen Pfuhle herauszurollen. Wenn man

dieses Verfahren beobachtet hat, wundert man sich nicht mehr, dass diese Thiere meist mit versengten Hintertheilen herumwandern.

Die hauptsächlichsten Producte des hawayischen Königreiches sind: Zucker, Kaffee, Thee, Baumwolle, Tabak, Arrowroot, Reis, Kokosnüsse, Brodfrüchte, Bananen, Ananas, Orangen, Melonen, Kürbisse, Taró, Weizen, Mais, Kartoffeln, namentlich süsse, Yams,*) Fleisch, Talg, Häute, Fische, Thran, Fischbein, Papier- und Maulbeerbäume und diverse Nutzhölzer, Pulú (die vegetabilische Wolle einer Farrengattung, welche zum Polstern der Matratzen ganz besonders geeignet ist). Von diesen werden ausgeführt:

Zucker, Kaffee, Pökelfleisch, Häute, Talg, Hörner, Seesalz, Wallfischthran, Fischbein, Pulú und Früchte.

Der Ausfuhrhandel betrug im Jahre 1875 3,500.000 fl. ö. W. und wurde vom Einfuhrhandel um eine Million übertroffen.

Als gegen die Vierziger-Jahre unseres Jahrhundertes in Californien in Folge der entdeckten Goldfelder eine grosse Völkerwanderung stattfand und dadurch eine grosse Nachfrage nach Brodstoffen, Fleisch, Zucker und Kaffee entstand, eröffnete sich für die Sandwich-Inseln die erfreuliche Aussicht, für längere Zeit der Hauptlieferant jenes Staates in den besagten Artikeln zu werden. Die vereinigte Staatenregierung schien diesen Verkehr um so lieber zu sehen, weil sie in demselben ein Mittel zur Vergrösserung ihres politischen Einflusses zu erblicken glaubte, der darnach strebte, das Schicksal des Archipels mit dem der grossen amerikanischen Union inniger zu verweben. In der ersten Zeit ging auch Alles sehr gut und die landwirthschaftliche Industrie nahm auf den Inseln einen mächtigen Aufschwung. Da aber unter der glorreichen Regierung Kamehameha's V. und seines Ministers de Varigny

*) *Dioscorea*, ein wirklich göttliches Knollengewächs, welches sich wie die Kartoffel in der Erde entwickelt und laut chemischer Analyse aus Wasser, Stärkmehl, Harz und Schleimzucker besteht. Diese Frucht bildet eines der wichtigsten Lebensmittel der Bewohner der tropischen und semitropischen Zonen. Ihre Gestalt ist sehr wunderlich, indem sie erstarrtem Gewürme und Polypen, am öftesten aber der Form einer sammt einem Theile des Vorderarmes abgehackten Hand mit fünf krampfhaft zusammengezogenen Fingern gleicht.

ein patriotischer Geist zu Gunsten der nationalen Unabhängigkeit sich zu regen begann, war es mit der Gönnerschaft schnell zu Ende, Amerika zog sein Wohlwollen zurück, indem es die hawayischen Importartikel mit überaus hohen Zöllen belegte und der Zufuhr eine andere Richtung gab. Von da an machte die Union Chili zu seinem Schoosskinde, welches in jener Zeit als Kornkammer des südlichen Amerika betrachtet wurde. Da aber Alles auf der Erde vergänglich ist, so ist auch Chili dieser Gunst längst wieder verlustig geworden. In Californien hat sich das Blatt gewendet, die Goldfelder wurden erschöpft und die Goldgräber haben den Landwirthen Platz gemacht, diese produciren heut zu Tage eine solche Masse Getreide, Mehl, Wein, Obst und Fleisch etc., dass sie kolossale Sendungen davon sogar nach Europa zu liefern im Stande sind.

Es ist daher leicht begreiflich, dass unter so bewandten Umständen die Getreideproduction des Archipels eine grosse Schlappe erleiden musste, von welchen sich das Land bis dato nicht erholen konnte. Der Getreideabsatz ist nun wieder auf das eigene Gebiet und einige polynesische Inselgruppen beschränkt. Dem Zucker ging es gleichfalls nicht besser. Die Erzeugnisse dieses hochgeschätzten Artikels, welche unter dem Regime Varigny's eine Vermehrung von 250.000 bis zu 10,000.000 Kilo erreicht hatten, lässt gegenwärtig viel zu wünschen übrig und trägt eine abnehmende Tendenz an sich, die aber mehr den universellen Handelsstockungen zugeschrieben wird.

Honolulu ist von San Francisco circa 4800, von Kandawú (Fidschi-Inseln) 6000, von Auckland (Neuseeland) 8000, von Sydney 9000, von Yokohama 7750 und von Panama 9500 Kilometer entfernt.

Erst wenn der Traum von der Eröffnung eines maritimen Schifffahrtscanals durch die Landenge von Darien zur Wirklichkeit geworden sein wird, darf man zu hoffen wagen, dass auch für den hawayischen Handel die Morgenröthe besserer Zeiten anbrechen wird.

Kein Reisender, der nach Honolulu kommt, soll ausser Acht lassen, dem nur etliche Kilometer südöstlich von der Punahù. Hauptstadt gelegenen Erziehungsinstitute zu Punahù einen

Besuch abzustatten. Diese Anstalt wurde schon früh von den amerikanischen Missionären gegründet und hat die Bestimmung, nur junge, den besseren Familien angehörige Eleven beiderlei Geschlechtes im Alter von 12 bis 20 Jahren aufzunehmen. Die Anstalt trägt gegenwärtig den Namen Collegium und ist zweckmässig und ganz den dortigen Bedürfnissen entsprechend ausgestattet. Damit in Verbindung steht auch ein grosser Obst-, Gemüse- und Blumengarten und eine Acclimatisationsschule, die alljährlich durch wohlthätige Spenden vervollkommnet wird.

Panahù verdient mit vollem Rechte den Namen einer amerikanischen Muster-Erziehungsanstalt, in welcher junge Leute auf eine recht praktische Weise für das öffentliche Leben herangebildet werden. Die Anstalt wird von einem Vorsteher und einer Vorsteherin geleitet, die unter dem Einflusse des Unterrichts-Ministeriums stehen. Die Zöglinge sind dem Geschlechte nach in abgesonderten Flügeln des Hauptgebäudes untergebracht, in welchen jeder sein eigenes kleines comfortables Zimmer hat, für dessen Reinigung und Ordnung er persönlich sorgen muss. Die Beaufsichtigung ist ungemein strenge. Die Zöglinge kommen nur bei Mahlzeiten, Festen und öffentlichen Feierlichkeiten mit einander in Berührung. Der männliche Theil der Schüler wird ausser den Wissenschaften auch in Musik, Zeichnen, Gymnastik und in allen auf die Landwirthschaft und die Landescultur Bezug habenden Verrichtungen unterwiesen.

Bei dem weiblichen Geschlechte erstreckt sich der Unterricht ausser den wissenschaftlichen Gegenständen auf Musik, Zeichnen, Kochen, Nähen, Haushaltung, Reiten und Schwimmen etc. Die Schülerinnen der höheren Unterrichtsclassen müssen abwechslungsweise je eine Woche nicht nur den verschiedenen Zweigen der Haushaltung vorstehen und der Directrice hierüber Rechenschaft ablegen, sondern haben auch dejournirend während der Tafel die Honneurs zu machen.

Man behauptet, dass dieses familiäre Zusammenleben auf die jungen Männer einen sehr wohlthätigen Einfluss ausübt, indem sie sich an den Umgang mit den Frauen gewöhnen und deren nützliches Wirken kennen und schätzen lernen. Der Besuch der Eltern und Verwandten ist in der Anstalt

nur an Sonntagen erlaubt. Alljährlich finden drei Tage hintereinander öffentliche Prüfungen statt, denen drei Mitglieder des Ministeriums beizuwohnen haben. Den Schluss bildet ein Fest, bei welchem alle geladenen Gäste auf Kosten des Collegiums bewirthet werden.

Diese Anstalt hat schon sehr viel Nutzen gestiftet, denn sie ist wirklich in Wort und Bild eine Pflanzstätte des modernen praktischen Culturlebens, aber gleichzeitig auch ein sicherer Hort für amerikanische Proselytenmacherei.

Für Punahù scheint auch als Acclimatisationsstation eine wichtige Rolle vorbehalten zu sein, denn man geht dort mit dem Plane um, die mit der Einbürgerung der ausländischen Gewächse gemachten Versuche im Grossen zu betreiben, um im Stande zu sein, jeden strebsamen kanakischen Landwirth unentgeltlich mit Sämereien und Pflanzen zu versehen.

Von Punahù führt ein kurzer, sehr einladender Spazierweg durch äusserst freundliche Anlagen nach Waikiki, einem lieblichen, sehr besuchten Seebade, wo sich die Aristokratie inmitten niedlicher Gärtchen ihre Landhäuser erbaut hat. Dieser Ort hat sich von jeher der Munificenz der Könige zu erfreuen. Das grosse Badebassin wird durch eine bogenartige Korallenmauer beschützt, die die Wogen des Oceans bricht und die Haifische von Besuchen abhält.

Waikiki.

Die Gegend westlich von Honolulu ist sehr fruchtbar und ausschliesslich nur der Landwirthschaft gewidmet. Ewa, der Hauptort, ist nur circa 15 Kilometer von Honolulu entfernt und verdankt dessen Nähe seine grosse Wohlhabenheit.

Ewa.

Der in Ewa bereitete Poi erfreut sich im ganzen Lande einer so grossen Beliebtheit wie bei uns in Oesterreich die Wiener Würstel mit Kren.

Auf halbem Wege dahin kommt man zu zwei durch einen circa 40 Meter hohen Hügel getrennten Seen, welche die interessante Merkwürdigkeit enthalten, dass das Wasser des einen, dem Ocean am nächsten gelegenen stets süss, während das des entfernteren salzig ist. Die Ursachen davon sind natürlich vulkanischer Natur und bestehen in der Verschiedenheit der subterrestrischen Verbindungen. Unter den Kanaken geht hierüber die Sage, dass einstens Pele, die Göttin der Vulkane, in jener Gegend wandelnd, Durst empfand und sich anschickte

nach Trinkwasser zu graben. Als das Wasser zum Vorschein kam, machte sie die unliebsame Bemerkung, dass es salzig war. Hierauf verfluchte sie das Wasser und den Platz und wandte sich der anderen Seite des Hügels zu, wo sie aufs Neue begann eine Grube zu graben und bald auch auf eine mächtige Quelle trinkbaren Wassers stiess. In früheren Zeiten haben die Kanaken jene Gegend nur mit grosser Scheu betreten, heut zu Tage aber sind sie über das Wesen des Vulkanismus, der sich auf ihren Inseln so vielfach äussert und schon so verhängnissvolle Katastrophen mit sich geführt hat, hinlänglich aufgeklärt und belächeln jene kindische Sage.

Von Ewa bis Waialua dehnt sich eine ca. 22½ Kilometer breite und 45 Kilometer lange Ebene aus, die im Osten und Westen von zwei parallel laufenden Gebirgszügen, Nuuanu und Waianea, begrenzt wird. Auf der ganzen grossen Strecke wird hauptsächlich nur Viehzucht getrieben. — In den Gebirgen findet man noch zahlreiche Ruinen der in den Zeiten des früheren Heidenthums sehr in Anspruch gewesenen Opferplätze *(Heiò)*, in welchen noch kaum vor 60 Jahren zurück die grausamste Menschenschlächterei ausgeübt worden ist. Heiòs. Die *Heiòs* sind entweder hufeisenförmig oder rechtwinkelig angelegt und nehmen einen Flächenraum von gewöhnlich 120 × 50 □Meter ein. Die kolossalen Mauern sind aus massiven Steinen ohne Mörtel zusammengefügt und haben eine untere Dicke von 15, eine obere von 7 und eine Höhe von 7 Meter. Diese schauderhaften Orte stehen mit der umgebenden Natur meist im besten Einklange, denn es sind Stellen, wo der Vulkanismus am fürchterlichsten gewüthet und die grössten Gräuel der Verwüstung zurückgelassen hat. Beim Anschauen dieser grässlichen Localitäten der wildesten Barbarei und des Cannibalismus wird man bald von Abscheu und Ekel ergriffen und gerne zieht man hinauf auf die Berge, wo uns der freie blaue, unermessliche Ocean entgegenblickt und zu unseren Füssen sich eine friedliche, von fleissigen Menschen bewohnte Landschaft ausbreitet.

Wenn man die Insel so betrachtet, wie ein ewig heiterer Himmel auf sie herablächelt, die Atmosphäre ihr unaufhörlich süsse Frühlingsdüfte zuhaucht und der gesegnete Boden unausgesetzt seine reichen Gaben spendet, müsste man sie fürwahr

für ein irdisches Paradies halten, wenn man nicht wüsste, dass sie in ihrer Mitte auch böse, heimtückische Feinde birgt, die das Leben der friedfertigen Leute vergiften und sie in beständiger Furcht und Angst erhalten. Wir meinen die herrschenden Krankheiten Leprosis und Elephantiasis und die sich öfters einstellenden Springfluten und die verheerenden Ausbrüche der Vulkane.

Die einheimischen Feinde des Landes.

Die Leprosis oder Maipake, wie sie die Kanaken nennen, ist ein unheilbarer Aussatz, welcher je nach der Oertlichkeit und körperlichen Beschaffenheit in seinem Auftreten und seiner Intensität verschieden ist. Im höchsten Stadium, d. i. wenn der Krankheitsstoff alle Theile des Körpers durchdrungen und vergiftet hat, fällt vom Körper ein Glied nach dem anderen ab und der unglückliche Mensch endet unter den qualvollsten Leiden sein trauriges Dasein. In diesem Zustande wirkt die Krankheit sehr ansteckend. Zum Glücke ist sie aber nicht miasmatischer, sondern nur contagiöser Natur und hat wie die anderen grossen Seuchen im Verlaufe der Zeit viel an der Kraft der Ansteckungsfähigkeit verloren. Man begegnet nicht selten Eingebornen und Chinesen, welche unzweifelhaft Symptome des Aussatzes an sich tragen, ohne dass man ihnen desshalb besonders aus dem Wege ginge. Aber es bleibt immerhin rathsam, alle näheren Verbindungen mit solchen Leuten auf das Sorgfältigste zu vermeiden. Personen, bei welchen die Krankheit schon einen höheren Grad erreicht hat, werden vom gesellschaftlichen Umgange gänzlich ausgestossen, in entfernte, mit einem Cordon umgebene Einöden oder tiefe Felsenschluchten verbannt und dort mit Speise und Trank versehen. Das sind die Lazarethe, in denen solche Unglückliche Aufnahme finden. Dort müssen sie bleiben, ohne ihre Angehörigen und Freunde je wieder zu sehen, und sind bloss auf den Trost ihrer Leidensgefährten angewiesen, bis sie der Tod von ihren Qualen befreit.

Mit der Elephantiasis, Hautverdickung, ist es nicht viel besser beschaffen. Sie beginnt meist bei den Füssen, die bald eine monströse Dicke annehmen, und schleicht sich nach und nach aufwärts, bis sie das Herz erreicht, wo sie dann durch den Tod ihre Grenze findet. Beide Krankheiten sind erblich und pflanzen sich oft von Geschlecht zu Geschlecht fort. Da die klimatischen Verhältnisse auf den Sandwich-Inseln der Gesund-

heit des Menschen sehr günstig sind, so fragt man natürlich nach den Ursachen, durch welche diese Seuchen entstehen und sich ausbilden. Die Meinung hierüber ist im Allgemeinen sehr verschieden und oberflächlich, aber die Auffassung competenter Persönlichkeiten, die das Entstehen und die Fortbildung des Krankheitsstoffes beim Volke dem gänzlichen Mangel an Leibwäsche, dem höchst seltenen Kleiderwechsel, der Nichtbeachtung hygienischer Vorschriften und der abwechslungslosen, wenig gesalzenen, aus Fischen und Poi bestehenden Nahrung zuschreiben, hat eine grosse Wahrscheinlichkeit für sich.

Das Volk erträgt diese Uebel mit einem Fatalismus und mit einer beispiellosen Gleichgiltigkeit, weil es weiss, dass sie immer nur sporadisch auftreten, und glaubt, dass sie incurabel sind. Wir sind aber nicht dieser Meinung und glauben vielmehr, dass, wenn das Land eine tüchtige ärztliche Pflege besässe, dann das wirkliche Wesen dieser Krankheiten erforscht und die Mittel gefunden würden, denselben auf wirksame Art zu begegnen. Dazu wird es aber noch lange nicht kommen, denn die Leute sind zu arm, um Aerzte honoriren zu können. Und so bleibt dieser wichtige Dienst dem Wirken der Missionäre überlassen, die dem Volke ihren wenn auch höchst mangelhaften medicinischen Rath und Beistand aus christlicher Liebe spenden.

Der Ausbruch des Mauna Loa.

Mehr als die herrschenden Krankheiten fürchten die Insulaner den Vulkanismus. Dieser ist das Gespenst, das sie Tag und Nacht in Furcht und Schrecken erhält. Alle Inseln des Archipels sind durch die Macht der unterirdischen Feuer entstanden und zahlreiche erloschene Vulkane beurkunden die Wahrheit dieser Aussage. Auf den Inseln Konai, Oahú und Mani sind wohl derweilen die Krater verstummt; wer vermag aber die Behauptung aufzustellen, dass sie nicht schon morgen wieder ihre feurigen Rachen öffnen und Tod und Verderben über das Land ausspeien werden? Auf der grossen Insel Haway wirkt unterdessen diese furchtbare, geheimnissvolle Naturkraft ununterbrochen fort, wenngleich nicht in der Stärke, mit welcher sie in der Zeit vom 28. März bis 7. April 1868 auftrat und die verhängnissvolle Katastrophe mit einem schauderhaften Erdstosse einleitete, der auf dem ganzen Archipel empfunden wurde und selbst noch auf der circa 500 Kilom.

vom Schauplatze entfernten Insel Kanai Alles erbeben machte. Gross war in jenen Unglückstagen der Verlust an Menschenleben und zahlreich die Heerden und die blühenden Ortschaften, die durch den heissen Wasser- und Aschenregen und in den glühenden Lavaströmen und Seen des Mauna Loa ihren traurigen Untergang gefunden haben. Seit Menschengedenken war diese Eruption die heftigste und am längsten andauernde. Sie nahm erst dann ein Ende, als sich am neunten Tage auf dem östlichen Abhange des Mauna Loa, ca. 25 Kilom. vom Kulme des Berges entfernt und in einer Höhe von 253 Meter über dem Meere, der neue Krater Kilauea eröffnete, der einen Umfang von ca. 16 Kilom. hat und in einer Tiefe von 305 Meter einen kochenden Lava-See birgt, welcher je nach den Convulsionen des Vulkans oft zu einer bedeutenden Höhe emporwallt. Wenn irgend welche Tropfen der dünnflüssigen Lava vom Munukú, d. i. von dem sehr heftigen Gebirgswinde erfasst werden, so zertheilen sie sich in feine, dem Glasgespinnste ähnliche Fädchen, die in den Lüften dahinschweben wie bei uns im Herbste die sogenannten Marienfädchen.

Der Vulkan Kilauea.

Diese werden von den Kanaken die Haare der Pele genannt. Die Eingebornen, die sich zwar gegenwärtig zum Christenthume bekennen, sind noch immer nicht ganz von dem früheren heidnischen Aberglauben befreit. Während eines Erdbebens pflegen noch gar viele der Pele, als der Göttin der Vulkane, Loblieder zu singen, um sie zu besänftigen und von der Rache abzuhalten, weil sie ihrem alten Cultus untreu geworden sind und das Christenthum angenommen haben. Diejenigen, die bei einem Vulkane vorbeigehen oder des Lua Pele, eines kleinen glühenden Lava-Sees ansichtig werden, rufen noch dreimal aus: „Sei gegrüsst, o Pele!“ Ebenso legen sie einen hohen Werth in den Besitz von Pele's Haaren und tragen solche als Talisman bei sich.

Der grosse Schade, den der letzte Ausbruch des Mauna Loa verursacht hat, wird auf der Insel noch nach Jahrzehnten fühlbar sein. Kapa-pala, sonst eine überaus blühende Landschaft im Bezirke Kau, wurde wohl am schwersten vom Schicksale betroffen. Darüber hin ergoss sich der Hauptstrom der Lava mit einer so reissenden Schnelligkeit, dass das Entrinnen der lebenden Wesen eine Unmöglichkeit war

und auf einer langen Strecke Alles verschlungen wurde, was dem wüthenden Elemente im Wege lag. Noch heutigen Tages sieht man dort auf dem erstarrten Lavafelde zahlreiche Skelete der Vordertheile der auf der Flucht gewesenen und in der dicken Lava stecken gebliebenen Rinder und Ziegen gespensterartig aus der Erde hervorragen.

Die höchsten Berge des Archipels sind:

auf Haway	der	Mauna-Kea (der weisse Berg) ein Gletscher von .	13950	Fuss Höhe
„ „	„	Mauna-Loa (der hohe Berg) ein Vulkan	13780	„ „
„ „	„	Hualai	9920	„ „
„ Mani	„	Haleakala, ein Vulkan . .	10630	„ „
„ Oahú	„	Waianea	3800	„ „

Wenn wir uns nochmals rückwärts wenden, mit einem Blicke die geschilderten vergangenen Zustände überschauen und mit denselben die Gegenwart vergleichen, die so vielversprechend vor uns liegt, dann können wir nicht umhin, die unergründlichen Wege der Vorsehung zu bewundern und die weisen Massregeln der Regierung zu preisen, durch die der gegenwärtige Zustand geschaffen worden ist und die zum Danke auf ewige Zeiten in den Herzen des Volkes und in der Geschichte des Landes fortleben werden.

Reise vom Sandwich- zum Fidschi-Archipel.

Das Ein- und Ausladen eines Post-Passagierdampfers ist für die gute Stadt Honolulú stets ein wichtiges Ereigniss, welches Alt und Jung an den Landungsplatz hinzieht. Die vornehme Classe will an den fremden Reisenden und ihren Toiletten ihre Neugierde befriedigen; Geschäftsleute und Arbeiter wollen verdienen und die Bettelbuben einige von den Reisenden in's Wasser geworfene Silber-Cents vom Boden des Meeres heraufholen. Wir reisen ab. Die Abfahrtssignale ertönen schnell hinter einander und man verlässt, wenn man nicht von zärtlichen Banden zurückgehalten wird, nicht ungern Honolulú. Die behaglichen Räume eines immensen Ocean-

dampfers nehmen uns wieder auf und entführen uns bald den Blicken der freundlichen Insel.

Dieses Schiff war ein guter Segler und legte regelmässig seine 14 Knoten in der Stunde zurück. Unter der Mannschaft herrschte die grösste Ordnung. Ein wundervoller violetter Duft schwebte über dem Meere und das Wetter schien uns nicht minder begünstigen zu wollen, wie den deutschen Kaiser auf seinen Reisen.

Alles dies trug nicht wenig bei, die Stimmung und das Wohlbehagen der Passagiere zu erhöhen.

Bald begannen wieder die Jagden der Haie auf die Bonitos und die fliegenden Fische, die uns schon während der Fahrt von San Francisco nach Honolulú so grosses Vergnügen gemacht haben, und nahmen immer grössere Dimensionen an. Die armen Fische fielen von ihrem schwerfälligen Fluge ermüdet massenweise auf das Verdeck nieder, wo ihrer, kaum der Jagd der gefrässigen Haie entronnen, eine neue Verfolgung durch die Matrosen harrte, die mit Stöcken über sie herfielen und ihnen den Garaus machten, um sich eine willkommene Zugabe zu ihrer gewöhnlichen Schiffskost zu verschaffen.

Der Compass war scharf gegen Westen gerichtet und hielt diese Richtung bei, bis wir am zweiten Tage den 68.^{0} der westlichen Länge von Greenvich erreichten. Von da ab wendete das Schiff seinen Schnabel und steuerte in einem Winkel von 90^{0} nach dem Süden hinab. Die Absicht des Capitäns war, unter Anderen auch die, den Aequator in einem scharfen Winkel zu durchschneiden, um den Reisenden den hohen Druck der äquatorialen Temperataur so wenig als möglich fühlbar zu machen. Es ist wirklich zu staunen, mit welcher Regelmässigkeit und Sicherheit in der Einhaltung der Fahrzeit und der vorgeschriebenen Richtung die Pacific-Postdampfer das Weltmeer durchfurchen und die Macht der Elemente überwältigen. Eines Tages während der Zeit des zweiten Gabelfrühstückes *(Tifins)* machte der Capitän bekannt, dass er heute der Begegnung des australischen Postdampfers entgegensehe und dass er Veranlassung habe, bei demselben eine halbe Stunde anzuhalten, bei dieser Gelegenheit ist es gestattet, Briefe aufzugeben und Neuigkeiten und Zeitungen aus-

Begegnung der Pacific-Ocean-Postdampfer.

zutauschen. Diese Mittheilung brachte eine allgemeine Aufregung hervor. Die Einen setzten sich bald darauf nieder, um Briefe nach Amerika oder Europa zu schreiben, während Andere ihre amerikanischen oder haway'schen Zeitungen hervorsuchten, um sie gegen australische oder neuseeländische umzutauschen. Manche stellten sich auf die Lauer, um mit bewaffneten Augen nach dem Süden auszuschauen. Die Sonne war schon sehr dem Untergange nahe, als man am Horizonte schwarze Rauchwolken aufwirbeln sah, die wunderbar von der vergoldeten Oberfläche des Meeres abstachen. Das war der erwartete Postdampfer. Als schon die Nacht herniedergesunken war, zogen unsere Aufmerksamkeit die Schiffslaternen auf sich, die, mit elektrischem Lichte beleuchtet, ihre Strahlenkegel meilenweit in den Ocean hinaus sandten. Während der Annäherung stiegen Raketen und andere Feuersignale in die Luft auf, bis endlich die hell erleuchtten Fenster der Salons der schwimmenden Stadt sich unseren Augen präsentirten. Die üblichen Begrüssungsschüsse ertönten und der entfesselte Dampf strömte tosend aus den Kesseln hinaus. Beide Schiffe hissten die Flaggen auf, begrüssten sich wie zwei gute Freunde, die sich auf weitem Wege begegnen. Es ist ein feierlicher Augenblick!

Jedermann ist auf dem Verdecke und stimmt in das Freudengeschrei ein, mit welchem sich die Reisenden und die Schiffsmannschaften bewillkommen.

Die Boote wurden nun hinabgelassen, die Beamten bestiegen dieselben und begannen hin- und herfahrend ihre internationale Thätigkeit. Die Aufregung, die während der kurzen halben Stunde herrschte, lässt sich kaum beschreiben. Alles rann lärmend wie toll unter einander herum. Manchmal bemerkte man auch fremde Passagiere, die mit Hast das Verdeck auf und ab liefen und den Namen eines Bekannten riefen, den sie dort zu treffen meinten. Doch dieses Rendezvous war bald vorüber, die Post und der Austausch der Zeitungen besorgt und die Gefangenen ausgewechselt, welche die Ueberfahrt gratis zu machen beabsichtigten. Glocken und Dampfpfeifen gaben abwechselnd das Zeichen zum Aufbruche. In das Lebewohlrufen der Reisenden mischte sich der Abschiedsgruss der Kanonen und die Steamer steuerten in die Nacht

des Oceans hinein, und beide entgegengesetzten Bestimmungsorten im Westen und Osten zu.

Die grösste Zahl unserer Gefährten hatte schon mehrmals die Linie passirt. Mehrere erzählten sich, um die jungen Neulinge zu necken, die schaurigsten Geschichten über das Erscheinen des alten Neptuns, wie er seine Contribution erhebt oder im Verweigerungsfalle die unvermeidliche Aequatorialtaufe vornimmt. Auf englischen Schiffen besteht dieses Narrenspiel im Einseifen und Barbiren. Nachdem hiermit ein paar Tage hindurch die jungen Leute gehänselt wurden, was mitunter die drolligsten und exaltirtesten Scenen hervorrief, überschritten wir während einer Nacht ganz unbemerkt die Linie und hatten, als wir erwachten, bereits eine bedeutende Strecke auf der südlichen Hemisphäre zurückgelegt, wodurch der ganze Schabernack seinen harmlosen Abschluss fand.

Es war gegen Mitte November, die Sonne befand sich auf unserer Seite und die Temperatur hatte eine ungewöhnliche Höhe erreicht und machte uns trotz der vortrefflichen Ventilation, der Bunkas, der kalten Bäder und der auf dem Schiffe fabricirten Eismassen grosse Beschwerden. Zum Unglücke stellte sich bei den meisten Reisenden auch die sogenannte stechende Hitze *(prickle heat)* ein, die uns für lange Zeit haften blieb und uns unausstehliche Qualen bereitete. Von diesem Uebel werden in der Regel Diejenigen befallen, die sich von einer gemässigten in die heisse Zone begeben. Die Diagnose der Krankheit besteht in einem stechenden Schmerze, der sich unter der Haut fühlbar macht und dem des Stiches einer Nadel ähnlich ist. Die Ursache davon ist das Austrocknen der Haut, wodurch die Functionen der Transpiration in Störung gerathen. Der Schweiss, der durch die zusammengezogenen Poren keinen genügenden Ausweg mehr hat, drängt sich nun mit Gewalt durch, indem er auf der Oberfläche der Haut dünne weisse Bläschen bildet, die bald zerplatzen und eine Entzündung zurücklassen, die ein dem Stiche einer Mücke ähnliches brennendes Jucken verursacht. Die Bildung der Bläschen geht auf eine so rapide Weise vor sich, dass man sie sogar auf der Oberfläche der Hand mit freiem Auge beobachten kann. Diese Erscheinung äussert sich anfangs nur sporadisch, nimmt aber schnell zu und dehnt sich schliesslich über den

Stechende Hitze.

Rücken, die Brust, die Arme und die Schenkel aus, die in einen förmlich entzündeten Zustand versetzt werden. Der Schmerz nimmt an den ergriffenen Stellen nicht etwa ab, sondern erneuert sich fortwährend und ist bei manchen Menschen so gross, dass sie fast in Verzweiflung gerathen. Kein Mittel gibt es, diesen Zustand zu lindern, als sich wieder in ein gemässigtes Klima zu begeben, wo dann das Leiden plötzlich von sich selbst aufhört. Ein Präservativ, dem Uebel vorzubeugen, besteht darin, dass man die Haut frühzeitig genug mit Salben einreibt, um sie weich und geschmeidig zu erhalten.

Wir fanden eine kleine Erleichterung in der kühlen Abendluft und sahen daher stets desto freudiger dem Ende des Tages entgegen. Um diese Zeit wurde es daher auf dem Verdecke lebhaft, denn jedermann wollte das herrliche, nie zum Ueberdruss werdende Schauspiel mit ansehen, wenn die Sonne am fernen Horizonte verschwand und mit ihren Strahlen die dunklen Wogen weit um sich her vergoldete. Die Bewohner des Wassers rafften sich noch einmal auf, um, bevor sie sich zur Ruhe begaben, spielend empor zu hüpfen, als ob sie gleichsam von dem lieben Tagesgestirne Abschied nehmen wollten.

Mit dem Einbruche der Dunkelheit stellte sich auch regelmässig die erwartete kühle Brise ein, die Alle in eine fröhliche Stimmung versetzte und zu einer Promenade auf dem Verdecke einlud, die der prächtige Glanz der südlichen Sternbilder und das wundervolle Leuchten des Meeres illuminirte.

Um 10 Uhr wurde durch ein Zeichen bekannt gegeben, Wach-Parole. dass es nach dem Reglement des Schiffes Zeit sei, sein Nachtlager aufzusuchen, die Lampen des grossen Salons wurden nach und nach ausgelöscht und die Wachposten begannen ihre Functionen, indem sie bei jeder Viertelstunde durch Glockenschläge die Zeit angaben, was auf mehreren Stellen des Schiffes controlirend wiederholt wurde. Ganz besonders feierlich klang aber „*Praise the Lord*“ („Lobet den Herrn“), eine Parole, welche ein am Kiele des Schiffes aufgestellter Wachposten gleich nach dem Glockenzeichen mit lauter Stimme in den Ocean hinausrufen musste.

Ein solcher Ruf versetzt in der That jeden Hörer in eine erhabene Stimmung, denn es macht einen tiefen Eindruck,

wenn man hört, wie in der Stille der Nacht Mensch und Thier, Luft und Meer, die leuchtenden Himmelskörper, kurz die ganze Natur zum Lobe des Herrn der Schöpfung aufgefordert wird.

Sonntags-Heiligung.

Alles ging auf unserer Noas-Arche anständig und taktvoll her. Jeden Sonntag ertönten bald nach dem ersten Gabelfrühstücke die Glocken und luden durch bekannte Zeichen, wie die Kirchenglocken in England, zum Gottesdienste ein. Fast jedermann begab sich dann in anständiger Toilette nach dem grossen Saale und nahm schweigsam auf den Divans oder Stühlen Platz. Nachdem von den Dienern Gebet- und Gesangbücher herumgereicht waren, begann ein Chorgesang mit Harmoniumbegleitung. Gleich hernach erschien der Capitän und der Oberarzt, beide in grosser Uniform, und begaben sich zur Tafel, welche mit der englischen Flagge bedeckt und mit zwei brennenden Lichtern besetzt war, um die vorgeschriebene Liturgie abzulesen und die üblichen Gebete für die Königin, das Reich und sein Volk zu verrichten. Zum Schlusse folgte wieder Gesang. — Hierauf begab sich der Capitän auf das Verdeck, um dort über die in Parade aufgestellte Mannschaft und sämmtliche Beamten Revue abzuhalten. Nachdem er den Rapport über deren Gesundheitsstand entgegengenommen, hiess er jeden einzeln hervortreten, der eine Beschwerde vorzutragen hatte, und damit war es mit allen officiellen Feierlichkeiten für eine Woche zu Ende.

Der übrige Theil des Sonntags war ausser gutem Essen und Trinken keineswegs den Vergnügungen geweiht, sondern die gute Sitte verlangte es, dass man die Zeit mit Lesen von Erbauungsbüchern oder mit ernsten Gesprächen zubrachte. Es fehlte zwar nie auch an überfrommen Leuten, die die Prediger spielen wollend, religiöse Vorträge hielten; sie fanden aber selten dabei einen grossen Anhang.

Selbst auch die Musik sollte sich in kirchlichen Rhythmen bewegen und nur ernste Compositionen zum Vortrage bringen. Wir gaben einmal unserer Phantasie auf dem Piano freien Lauf und liessen uns im Drange fröhlicher Gefühle zu heiteren Weisen hinreissen. Plötzlich vernahmen wir durch ein Plafondfenster den Ruf eines Unbekannten: „Es ist Sonntag!“ hierauf antworteten wir mit dem Spiele der englischen

Volkshymne und eines Chorals und unsere Verirrung war wieder gut gemacht.

Wir waren bereits über den 10. Breitengrad hinaus, als nach und nach verschiedene Inselchen und Eilande zum Vorscheine kamen, welche für uns einen völlig neuen Charakter an sich trugen. Alles prangte dort im Frühlingskleide, in einer Zeit, in welcher sich in Europa die ganze Natur zum Winterschlafe vorbereitet und von den Blumen und dem Gesange der Vögel Abschied nimmt. Dort war in Bezug der Jahreszeit das Gegentheil der Fall und wir befanden uns in der angenehmen Lage, einen Winter aus unserem Leben ausstreichen zu können.

Ein grösseres zusammenhängendes Gebiet bilden die Samoa- oder Schifferinseln zwischen dem 13.° 13′ und 14.° 30′ Samoa-Inseln.
der südlichen Breite und 168. und 173.° der westlichen Länge. Sie zerfallen in zwei Abtheilungen, von welchen die östliche aus 4 und die westliche aus 13 Inseln besteht. Die grösste von ihnen ist Sawaii, hat einen Umfang von 207 Kilometer und in ihrer Mitte einen erloschenen Vulkan von 4470 Meter Höhe. Die gesammten Inseln haben eine Bevölkerung von 5000 gut talentirten Einwohnern, die sich insgesammt zum Christenthume bekennen. Als wir vorüberfuhren, waren die Inseln in einen schleierartigen Dunstkreis gehüllt, durch welchen die üppigste Vegetation schimmerte und über welchen hinaus die Spitzen der Berge emporragten.

Im Samoa-Archipel herrscht gegenwärtig eine grosse politische Aufregung. Sein Zustand gleicht dem einer Braut, die allenthalben von Freiern umgeben ist. Amerika, England und Deutschland sind die Galants, die sich um die Gunst dieser jungfräulichen Inseln bewerben.

Die amerikanischen Missionäre haben dort seit lange nicht allein auf dem religiösen, sondern wie gewöhnlich auch auf dem politischen Felde eine grosse Thätigkeit entfaltet und dadurch beigetragen, dass dort ein Zustand geschaffen wurde, der in der Zukunft noch schlimme Verwickelungen unter den Grossmächten zur Folge haben kann.

Die Agenten der obigen Bewerber sind in voller Arbeit und die dort stationirten Kriegsschiffe haben vollauf zu thun, um durch gelegentliche Demonstrationen den Ausbruch poli-

tischer Leidenschaften hintanzuhalten, welchen manche Heissporne herbeizuführen suchen.

Die amerikanische Partei steuert mit allen Mitteln dem Anschlusse an die Vereinigten Staaten zu, während Australien auch seine gegründeten Ansprüche geltend zu machen sucht und Deutschland es ebenfalls der Mühe werth findet, für das Interesse seiner dort etablirten Kaufleute ein Wort mitzureden.

Die Yankees sind grosse Redner und lobpreisen das amerikanische Staatsleben als das beste in der Welt, abgesehen davon, dass es bei ihnen der rohen und unfertigen Zustände noch in Hülle und Fülle gibt, um die sie niemand beneidet. Es ist ihnen daher gelungen, mit den Samoesen einen Handels- und Freundschaftsvertrag abzuschliessen, der ihnen grosse Freiheiten und Vortheile sichert und ihren Erzeugnissen zollfreie Einfuhr gestattet. Ausserdem haben sie sich den Hafen Pago-Pago erworben und, wenn es ihnen gelänge, ihren Vertrag der ganzen Tragweite nach durchzuführen, dann würden die Engländer und die Deutschen bald ihre Sachen zusammenpacken und sich zum Verlassen der Inseln bereithalten müssen.

Australien wird nicht müde, durch seine Einflüsterungen der Mutterregierung die Annexion dieses Inselreiches plausibel zu machen, indem es seine Ansprüche auf die geographische Lage und die gemeinsamen wichtigen Handelsinteressen basirt. Die beständige Anwesenheit eines englischen Kriegsschiffes vor Apia beweist, dass man nicht tauben Ohren predigt.

Die Deutschen machen ihre grossen Geldforderungen geltend und denken nicht im Mindesten an einen Abzug. Sie gehen ruhig und besonnen ihre Wege und haben vor der Hand durch ihr Kriegsschiff „Ariadne“ von zweien Häfen auf der Insel Upolu Besitz ergriffen. Der Markt von Apia ist für sie von grosser Wichtigkeit, weil dort der Hauptumsatz für die gesammten Samoa-Inseln gemacht wird. Man will behaupten, dass die Deutschen auf den dortigen Inseln ein Capital von circa 30 Millionen Mark angelegt haben, gegen welches das ihrer Rivalen verschwindend klein erscheint.

In der gegenwärtigen Regierung des Reiches herrscht ein chaotischer Zustand, die Finanzen sind zerrüttet und die Staatscassen leer. Das Land ist gänzlich durch Parteien unterwühlt und ein allgemeiner Aufstand täglich zu erwarten.

Wir können uns aber trotzdem kaum dem ernsten Glauben hingeben, dass Deutschland das gute Einvernehmen mit England auf's Spiel setzend, zu einer Annexion schreiten wird, deren Werth nicht so über alle Massen erhaben ist, wie ihn Manche der Welt glauben machen wollen.

In einer südwestlichen Richtung und circa 270 Kilometer von Sawaii entfernt liegen die Tonga- oder Freundschafts-inseln. Sie sind 120 an Zahl, von welchen nur etwa 30—40 bewohnt sind und eine Bevölkerung von 20.000 Einwohnern haben. Die Wesleyan'schen Missionäre haben bereits alle zum Christenthume bekehrt. Dieser Archipel liegt zwischen dem 16. und 23.° der südlichen Breite und 143. und 176.° der westlichen Länge. Dreizehn dieser Inseln steigen bis zu einer bedeutenden Höhe über den Ocean empor. Die vielen sanft sich aufrichtenden Zacken und Erhebungen des Bodens gewähren, von einer gewissen Entfernung aus betrachtet, uns den Anblick, als wenn das Meer mit einer riesigen Krone geschmückt wäre, und die Korallenriffe, welche viele dieser Inseln in einem weiten Umkreise umgeben und dem seichten Wasser innerhalb derselben eine lichte, glänzende Färbung verleihen, geben ihnen das Aussehen, als ob sie mit Heiligenscheinen umgeben wären. Die grösste dieser Inseln heisst Tonga oder auch Tongotabu, hat 8000 Einwohner und ist der Sitz des Königs Georg, eines eingebornen Fürsten, der sein Volk auf eine höchst liberale Weise regiert und demselben sogar eine Constitution verlieh. Im September 1875 bei Eröffnung des Parlamentes erklärte er sich freiwillig aller angestammten Rechte in Bezug auf Landeigenthum für verlustig und bestimmte, dass von da an alles Land nur unverkäufliches Eigenthum der Regierung sein soll und nur in Pacht abgegeben werden dürfe. Er führte auch einen neuen, auf persönliche Verdienste gegründeten Adelstand ein und schaffte alle Steuern ab, mit Ausnahme der auf Spirituosen und Tabak. Es wäre sehr interessant, Weiteres über die Erfolge dieser Musterregierung zu vernehmen.

Tonga-Inseln.

Fidschi-Archipel.

In der Nähe des 18. südlichen Breitengrades traten wir in den Bereich des Fidschi-Archipels ein und überschritten den 180. Längengrad. Von dort an rechneten wir nur nach östlicher Länge von Greenwich und strichen, von Osten kommend, einen Tag aus dem Kalender. Diese Inselgruppe nimmt im stillen Ocean einen Gesammtflächenraum von 20.806 Quadrat-Kilometer ein.

Die Zahl der verschiedenen Inseln und Eilande beläuft sich auf 255, von welchen aber nur 80 bewohnt sind. Diese Inselgruppe bestand früher aus mehreren Königreichen, die leider der allgemeinen Weltgeschichte keinen anderen Stoff lieferten, als Scenen der tiefsten Barbarei und des blutigsten Cannibalismus.

Die Grausamkeiten der Fidschianer waren unter den Seefahrern sprichwörtlich geworden, denn es gab in der That nirgendswo auf der bekannten Erde eine Insel, deren Einwohner es den Fidschianern in Bezug auf Blutdurst und Scheusslichkeiten jeder Art gleich zu thun vermochten. Es kann laut der Schilderungen der Missionäre nichts Wilderes geben als die Kriege, in welche die verschiedenen Stämme stets verwickelt waren, bei welchen sie sich gegenseitig auffrassen. Die Kriege führten aber doch das Gute mit sich, dass sich durch dieselben die Zahl der Häuptlinge stets verminderte und die einzelnen Stämme mehr unter einander verschmolzen, so dass es gegen die Zwanzigerjahre herum auf den Inseln nur mehr zwei Herrscher gab und zwar den von Mbau und den von Rewa.

Geschichtliches.

Im Jahre 1804, als Australien noch eine Strafcolonie war, entflohen von der Botany-Bai 27 der unverbesserlichsten Verbrecher und erreichten nach vielen ausgestandenen Leiden und Beschwerden fast verhungert eine der Fidschi-Inseln, auf welcher sie, durch ihre Roheit imponirend, eine gute Aufnahme fanden. Dort fristeten sie ihre Existenz dadurch, indem sie einen Stamm gegen den anderen aufhetzten und ihnen mit Feuerwaffen beistanden, bis sie ihre ruchlose Laufbahn theils in Kriegen zwischen den Eingebornen, theils in Kämpfen unter sich selbst ein Ende bereiteten. 1813 wurde einer von diesen, Savage mit Namen und von Geburt ein Schwede, der längere Zeit hindurch ein Günstling des Herr-

schers von Mbau und gleichzeitig auch dessen Henker war, von den Eingebornen ertränkt und dann aufgefressen. 1824 waren nur zwei und 1840 gar nur mehr einer dieser Verbrecher übrig. Der letzte hiess Paddy-O'Conner, welcher beim Herrscher von Rewa eine ähnliche Rolle spielte wie Savage bei dem Herrscher von Mbau.

Paddy hatte einen so grossen Einfluss auf seinen Herrn, dass, wenn er nach einem feisten Eingebornen lüstern war, er nur seinen Wunsch zu äussern brauchte, um dass der Unglückliche alsogleich eingefangen, gespiesst und nach dem Geschmacke Paddy's gebraten wurde. Nach dem Tode seines Herrn verliess er, durch und durch fidschianisirt und als Monstrum in menschlicher Gestalt, Rewa, denn die weissen Ansiedler wollten ihn nicht mehr in ihrer Nähe dulden und erklärten ihn vogelfrei. Auf diese Art war er gezwungen mit seiner zahlreichen Nachkommenschaft in einer öden, unzugänglichen Gebirgsschlucht seine Zuflucht zu suchen, wo er sich mit Schweinezucht beschäftigte, bis er endlich verscholl. In der Zwischenzeit (seit 1834) waren die Wesleyan'schen Missionäre auf den Inseln erschienen und hatten ihr segensreiches Wirken begonnen und der Civilisation die Wege geebnet. Es heisst, dass sich die Extreme berühren, und wirklich ist es wunderbar, wie sich die Fidschianer ganz gegen alle Erwartung zur Annahme des Christenthumes geneigt fanden. Man sagt auch, dass grosse nationale Unglücke einen mächtigen Einfluss auf die Verbesserung der sittlichen Zustände der Völker ausüben. Auch dieses bewahrheitete sich dort, denn während der herrschenden Epidemien, die das Land öfters heimsuchten, war der Drang zur Annahme des Christenthums stets am grössten.

Die Eingebornen gehören zu dem schwärzeren Stamme der zwei polynesischen Völkerfamilien, doch sind die Bewohner der östlichen und westlichen Inseln in Gestalt und Sprache sehr von einander unterschieden. Im Osten des Archipels sind asiatische Typen und Eigenthümlichkeiten vorherrschend, während diese gegen das Centrum hin verschwinden und im Westen afrikanische Gestalten mit Ausnahme der Neger zum Vorscheine kommen. In Anbetracht der Hautfarbe sind die Fidschianer den Papuanern

sehr ähnlich, sind aber den letzteren in der plastischen Form und der physischen Entwickelung bei weitem überlegen. Die fidschianische Race scheint von der Vermischung mit malayischem Blute verschont geblieben zu sein, zumal sie früher ohne Ausnahme jeden Fremden schlachteten, der das Unglück hatte, vom Geschicke auf ihre ungastlichen Küsten geworfen worden zu sein.

Im Jahre 1859 wurde die Gesammtbevölkerung auf 200.000 Seelen geschätzt, 1868 auf 170.000 und 1874 nur auf 143.000. Im Februar 1875 wurden die Inseln von einer fürchterlichen Epidemie, den Masern, heimgesucht, welche in Kurzem 40.000 Personen hinwegrafften, so dass am Ende desselben Jahres nur noch 103.000 Einwohner übrigblieben. Unter diesen waren 91.000 eingeborne Christen, 10.000 Heiden und 2000 Europäer.

Da der von den Missionären ausgestreute Same mächtig emporwuchs und bedeutende wohlthätige Umgestaltungen zur Folge hatte und mit diesem Progresse auch die Zahl der europäischen Ansiedler zunahm, die durch ihre Intelligenz zu Macht und Ansehen kamen und eine geordnete Regierung forderten, so wurde den Häuptlingen die Last der Regierung täglich schwerer. Die Assimilation der Stämme griff fortwährend um sich, bis im Jahre 1859 die Regierung des gesammten Archipels sich nur in den Händen eines einzigen Mannes befand. Dies war der mächtige Häuptling Thakomban oder Cakoban, der auch bald des Herrschens überdrüssig wurde und daher auf den Rath der Missionäre der britischen Regierung die Abtretung seiner Oberhoheitsrechte antrug. Er erhielt aber einen abschlägigen Bescheid.

Inzwischen wurde die Leitung des Staates zusehends schwieriger, so dass sie keineswegs den Wünschen und Bedürfnissen des Landes entsprach. Dies veranlasste die dort ansässigen Engländer zur Errichtung einer parlamentarischen Regierung mit Thakomban als König. Bald aber entstanden Misshelligkeiten, das Parlament vermochte mit der Regierung nicht zu harmoniren und so kam es, dass schliesslich die Minister ohne Parlament regierten. Da sie aber nicht die nöthige Macht zu entfalten vermochten, wurde die Verwirrung grösser und grösser und der Anschluss an England immer

wünschenswerther, bis man endlich das Angebot wieder erneuerte. 1873 setzte der damalige britische Staatssecretär, Lord Kimberley, eine Commission ein, die den Gegenstand an Ort und Stelle studiren sollte. In Folge davon wurde noch in demselben Jahre durch die Commission mit Zustimmung der Häuptlinge und der dort wohnhaften Europäer der englischen Krone der Entschluss der unter gewissen Bedingungen zu erfolgenden Abtretung der Oberherrschaft unterbreitet. England lehnte aber das Anerbieten zum zweiten Male als unannehmbar ab. Erst als der Gouverneur von Neu-Süd-Wales mit der Leitung der schwebenden Unterhandlungen betraut worden, kam ein Einverständniss zu Stande. Der Staatsact wurde vollzogen und am 10. October 1874 übertrugen Thakomban und andere hervorragende Häuptlinge ihre oberherrschaftlichen Rechte auf ewige Zeiten an England, worauf auch die letzten Häuptlinge der *Coe Colos* (der eingebornen Heiden) ihre Unterwerfung anboten.

Fidschi-Archipel eine engl. Kron-Colonie.

Am 2. Jänner 1875 wurde im britischen Parlamente die Annexion bestätigt und durch ein Gesetz die Fidschi-Inseln zu einer Kron-Colonie erhoben.

Diese Colonie erfreut sich einer sehr liberalen Constitution, der ein Gouverneur und ein gesetzgebender und vollziehender Rath vorsteht. Zum ersten Gouverneur wurde Arthur Gordon ernannt, welcher am 19. August 1875 die Urkunde publicirte.

Die Regierung lässt sich die Entwickelung und den Fortschritt des neu erworbenen Landes ungemein angelegen sein und bestimmt einen sehr bedeutenden Theil ihrer Einkünfte zur Verbesserung desselben. Im Jahre 1876 beliefen sich die Einnahmen des jungen Staates auf 710.000 fl. ö. W., wovon 140.000 für die Einwanderung und 180.000 für den Wege- und Brückenbau und die Errichtung von Schulen verwendet wurden.

Aus dem Vergleiche der Ein- und Ausfuhr während vier aufeinanderfolgender Jahre lässt sich am besten erkennen, in welchem Grade sich der Wohlstand des Landes entwickelt.

Anno 1873 betrugen die Revenuen der Regierung des Königs Thakomban circa 142.210 fl. ö. W., während sich

die Ausgaben auf 312.660 beliefen und die Staatsschuld bereits 858.000 fl. überstieg.

Die Einfuhr betrug in Lewuka anno	1873	ö. W. fl.	876.530
„ „ „ „ „ „	1874	„ „	1,090.000
„ „ „ „ „ „	1875	„ „	1,580.000
„ „ „ „ „ „	1876	„ „	1,995.000
Die Ausfuhr „ „ „ „	1873	„ „	848.020
„ „ „ „ „ „	1874	„ „	1,100.000
„ „ „ „ „ „	1875	„ „	1,900.000
„ „ „ „ „ „	1876	„ „	2,400.000

Die Eingebornen, sowie die Fremden sind vor dem Gesetze gleich und die Regierung sucht bei der Verleihung von Kronländereien beiden gerecht zu werden. Sie hat auch ein Gesetz erlassen, welches jeden Landverkauf oder Uebertrag in was immer für einer Form verbietet und als ungiltig erklärt, der zwischen Eingebornen einerseits und zwischen Eingebornen und Fremden andererseits abgeschlossen wird oder abgeschlossen worden ist, bloss um die Eingebornen im Besitze ihres Grundeigenthumes zu erhalten, sie zu nützlichen Landwirthen heranzuziehen und gegen jedwelche Uebervortheilung von Seite der Fremden zu schützen.

In Bezug der Erwerbung von Kronländereien verleiht ein anderes Gesetz den Einwanderern aller Nationen, die mit England in freundschaftlichen Beziehungen stehen, dieselben Rechte wie den Eingebornen, wenn sie sich gegen Bezahlung von 10 fl. ö. W. das Naturalisationsrecht erwerben und vor dem Gouverneur den Eid der Treue ablegen.

Dieses Recht hat aber nur so lange Giltigkeit, als der Betreffende in der Colonie lebt und nicht gegen seinen Willen über ein Jahr abwesend ist. Sollte die Zeit seiner Abwesenheit ein Jahr überschreiten, so hat er dem Gouverneur oder einem anderen hohen Beamten die triftigen Gründe dafür schriftlich vorzulegen.

Ein vortreffliches Dienstbotengesetz regulirt das Verhältniss der Contrahenten auf eine befriedigende Weise und verschafft beiden Theilen die nöthige Bürgschaft und Sicherheit.

Während so die Regierung allen ihren Angehörigen gerecht zu werden bestrebt ist, ist sie auch ebenso strenge in Betreff der Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und Sicher-

heit. Bald nach der Annexion versuchten einige Unzufriedene das Volk zu einem Aufstande anzureizen. Die Rädelsführer wurden aber sogleich ergriffen und nach kurzem Processe durch den Strang hingerichtet. Diese energische Handlung hat eine so heilsame Wirkung gehabt, dass bis heutigen Tages kein weiterer Versuch zu einem Aufstande mehr vorgekommen ist.

Dies waren die Zustände, die uns auf den Inseln erwarteten, denen wir einen Besuch abzustatten im Begriffe standen.

Wir befanden uns bereits innerhalb des Gebietes der Fischi-Colonie und der Dampfer trug uns zwischen deren Inseln ruhig dahin. Ein rascher Lauf war der häufigen Korallenriffe halber nicht rathsam.

Fahrt durch den Archipel.

Die Fahrt durch diesen Archipel ist reizend und überaus interessant. Die tropische Natur, die mit süssen Düften angefüllte Luft, das gesunde Klima und die leichte erträgliche Temperatur erzeugen in den Reisenden ein ganz aussergewöhnliches Wohlbehagen. Wir eilen, wohl mitunter in bedeutender Entfernung, an grossen und kleinen Inseln vorüber. Insoweit wir dieselben zu beobachten im Stande, sind sie durchgängig mit einer sehr üppigen Vegetation gesegnet. Die grossen Inseln enthalten lang ausgedehnte Gebirgsstöcke, deren Räume ein wildes, zackiges Aussehen haben. Während manche Berge eine sanfte, liebliche, mit dichtem Walde bedeckte Abdachung haben, steigen andere aus dem Meere mit schroffen, kahlen Wänden bis zur einer Höhe von circa 1300 Meter empor. Wir bemerken zahlreiche Buchten, die sich tief in das Land hineinziehen und geeignet wären, ganze Flotten in sich aufzunehmen, aber sie haben für den maritimen Verkehr keinen Werth, weil sie mit furchtbaren Korallenriffen verbarrikadirt sind.

Die Fidschianer haben eine Sage, der zur Folge einst alle ihre Inseln ein zusammenhängendes Ganzes gebildet haben und durch die Macht eines feindlichen Geistes auseinandergerissen worden sind. Sie verbinden damit auch den Glauben, dass eines Tages gute Geister die versunkenen Theile wieder emporheben und den *status quo ante* wieder herstellen werden. *Pia desideria!* Dass der böse Geist der Vulkanismus ist, durch den das Land verwüstet worden und Theile davon ihren Untergang gefunden, mag allerdings der Fall sein, dass aber

das versunkene Land aus derselben Ursache wieder emporgehoben werden wird, ist zwar auch nicht unmöglich, aber mindestens sehr zweifelhaft. Wenn es jedoch gute Geister gibt, die an der Reconstruction dieses Werkes arbeiten, dann können es nur die Zoophyten sein, die in jener Region in der Bildung der Korallenfelsen wirklich das Fabelhafteste leisten.

Fast alle Inseln haben sie auf fortificatorische Art mit zwei- und dreifachen Wällen umgeben, die bei der dort herrschenden beständigen Brandung das Ein- und Auslaufen der Schiffe zur absoluten Unmöglichkeit machen. Ausserdem haben sie zwischen den Inseln eine unendliche Zahl kleinerer und grösserer Riffe gebildet und nach ihrem eigenthümlichen Baustyle in Ring- oder Hufeisenform angelegt. Die auf solche Weise entstandenen Räume sind ganz besonders geeignet, die von den Wogen herangewälzten festen Körper, wie Steine, Sand, Erde, Tange etc., in sich aufzunehmen und sich schliesslich mit denselben auszufüllen. Bei vielen davon ist, wie ein Blick auf die Seekarte beweist, dies schon der Fall, indem ihre rauhen Oberflächen bereits über dem Wasser erschienen sind. Die submarinen Baukünstler sind aber damit noch nicht zufrieden, denn sie legen um die entstandenen Inselchen neue Wälle, Redouten und Fortificationen an und werden ihre Arbeiten auf diese Weise so lange fortsetzen, bis der Raum innerhalb des Archipels mehr oder weniger wieder ausgefüllt oder die Natur ihrem Wirken auf irgend eine Art entgegentreten wird.

Wir schliessen uns daher gern der dort herrschenden Meinung competenter Leute an, die darin besteht, dass mit der Zeit mehrere der nahe beisammen liegenden Inseln der Lakemba- und Exploring-Gruppen durch alluviale Ursachen wieder mit einander verbunden sein werden.

Wie wir später in Australien zu lernen Gelegenheit hatten, so ist auch ein grosser Theil jenes Continents demselben interessanten Bildungsgange zu verdanken,

Die Strecke, die wir zwischen den Fidschi-Inseln dahinfuhren, betrug ungefähr um 1 Fünftel mehr als die ganze Länge von Ober- und Unterösterreich zusammengenommen. Die ganze Fahrt bot in geographischer und geologischer Beziehung viel des Interessanten und Lehrreichen dar.

Unser Dampfer steuerte unaufhaltsam seinem Bestimmungsorte entgegen. Es war eines Tages bald nach Mittag, als wir am südwestlichen Horizonte einen schwarzen Punkt auftauchen sahen, der sich allmälig zu einer formidablen Felseninsel gestaltete, längs welcher wir in einer parallelen Entfernung von circa drei Kilometer dahinfuhren.

Es war die Insel Kandawù oder Kandabau, die den einzigen praktischen Hafen des ganzen Archipels besitzt, und daher von der Regierung zur Station der Postdampfschiffe bestimmt wurde. Kundawù.

Wir fanden auch diese Insel mit einem furchtbaren Riffe gleich einer Schutzmauer umgeben, auf welches, da es gerade Flutzeit war, die Wogen des Oceans mit einer solchen Gewalt anstürmten, dass der weisse Gischt hoch gegen den Himmel aufspritzte. Der Abend war bereits im Herannahen begriffen, als das Schiff um ein Vorgebirge bog und in die Bucht einlief, in welcher der Auckland-Postdampfer *„City of Newyork“* unser im Flaggenschmucke wartete. Da das Wasser vollkommen ruhig war, legten sich beide Schiffe hart aneinander und begannen die Vorkehrungen zur Auswechslung der Postfelleisen und zum Umladen der Passagiere und ihrer Effecten.

Die Lage der Bucht und ihre Umgebung ist überaus günstig und so gut zur Anlage eines Hafens ersten Ranges geschaffen, dass es in nautischer und strategischer Hinsicht nicht besser gewünscht werden kann. Ringsum am Ufer oder in einer kleinen Entfernung von demselben heben sich mächtige steile Berge empor, die an und für sich schon eine natürliche Festung bilden. Circa ein Kilometer vom Lande entfernt, dort, wo die Schiffe vor Anker gehen, hat das Wasser zur Zeit der Ebbe eine Tiefe von mehr als fünf Meter und einen vortrefflichen Ankergrund. Von da an steigt der Meeresboden, sanft ist die Höhe und verflacht sich bis zur Küste hin immer mehr und mehr.

Ein stiller Friede schien über der Landschaft zu ruhen, die Spitzen der Berge erglänzten in herrlicher Beleuchtung wie bei uns zu Hause im sogenannten Alpenglühen, ein lieblicher Abend lachte uns entgegen und der Ocean hauchte eine kühlende Brise in die Bucht hinein.

Kaum dass unser Dampfer vor Anker gegangen, war er auch schon von zahlreichen mit Eingebornen bemannten Piroguen umgeben, welche den Reisenden anboten, sie an's Land zu bringen. Wir konnten daher nicht widerstehen, einen Abendspaziergang auf dem festen Lande zu machen, und nachdem wir vom Capitän und vom Agenten der Dampfschifffahrts-Gesellschaft die Versicherung erhielten, dass wir von den Eingebornen, *un peu ci-devant* Menschenfressern, keinerlei Unbilden zu befürchten haben, steckten wir schnell einige kleine Spielsachen in die Tasche, die wir auf Anrathen eines Freundes in San Francisco zu Geschenken für die Kinder der Wilden gekauft hatten, und bestiegen in Gesellschaft mehrerer unserer Reisegefährten die Boote, um uns nach dem Landungsplatze bringen zu lassen.

Besuch einer Ansiedelei.

Während der Ueberfahrt hatten wir hinlängliche Musse, unsere zwei Bootsleute, die die Ruder mit einer grossen Geschicklichkeit zu handhaben verstanden, zu betrachten. Es waren kräftige, wohlgeformte, dunkelkirschrothe Gestalten von fast sechs Fuss Höhe. Ihr Haar war wollig, hellblond und so üppig, dass wir es momentan für riesige Flachsperrücken hielten. Diese Farbe, die sonderbar von der ihrer Haut absticht, ist keine natürliche, sondern wird, wie wir später lernten, durch Waschen mit Kalkwasser erzeugt.

Ihre Kleidung bestand nur aus ein Paar Bananasblättern, die sie sich anlegen mussten, um zum Schiffsdienste zugelassen zu werden. Ihre Gesichtszüge hatten einen sehr unangenehmen Ausdruck und der ungewöhnlich breite Mund mit den stark hervorragenden Zähnen gab ihnen ein affenähnliches Aussehen.

Es war unmöglich sich ihnen verständlich zu machen, denn ihr ganzer Reichthum aus dem englischen Sprachschatze bestand nur in den Worten „*one shilling*“.

Das Boot wurde einem schmalen mit einem schwachen Seitengeländer versehenen Stege zugesteuert, welcher sich circa 300 Meter lang vom Lande in die Bucht hineinzog. Nachdem wir auf demselben abgesetzt worden waren und ein jeder von uns den Obolus mit einem Schilling bezahlt hatte, wandelten wir dem Ufer zu.

Schon aus der Ferne strahlte uns von einem grossen Gebäude die Aufschrift *„Hôtel de Kandawù“* entgegen. Wir freuten uns allgemein, nach langer Seefahrt wieder eine gute Nachtruhe in einem comfortablen Bette auf dem festen Lande halten zu können, und begeisterten uns gleichzeitig über den riesigen colonisatorischen Erfolg der britischen Regierung, die es schon nach einem zweijährigen Besitze der Insel dahin gebracht hatte, dass dort das Bedürfniss zum Baue eines grossen Hôtels entstehen konnte. Dem war aber nicht gerade so. Als wir das Land betraten, fiel es uns wie Schuppen von den Augen, denn anstatt des vermeinten Hôtels fand sich nur eine aus rohen Brettern gezimmerte Hütte nach Art der auf den amerikanischen Eisenbahnen üblichen Wartelocale *(Passenger's depôts).*

Das Innere sah dagegen sehr reputirlich aus. Die Wände waren mit hübschen Tapeten bekleidet und namentlich hatte der Speisesaal ein einladendes Aussehen.

Die Tafel war mit weissen Leinen und englischem Service bedeckt und mit Thonet'schen Stühlen umgeben. Ausser den von dem Restauranten eingenommenen Räumlichkeiten befand sich daselbst auch noch ein Buffet oder vielmehr eine Bude, in welcher ausschliesslich nur englische Delicatessen, wie Brandy, Whisky, Porter, Aale, Sodawater, Biscuits, Conserven, Käse und Tabake, verkauft wurden.

Auf der linken Seite des Hôtels, tief im Schatten der Bananen versteckt, befand sich eine andere Bude, in der sich ein frommer Schottländer niedergelassen hatte und daselbst Hemden, ordinäre Kattune und Schattenspender zu überaus billigen Preisen verkaufte. Diese Artikel wurden ihm von einer philanthropischen Gesellschaft seines Vaterlandes zugeschickt, welcher die Veredlung der guten Fidschianer am Herzen liegt und diese vorerst behemdet und vor dem Sonnenstiche geschützt wissen will.

Dieser Herr machte auch Geschäfte in Muscheln, Korallen und diversen Curiositäten des Archipels, für welche er sich von seinen Landsleuten wirklich horrende Preise bezahlen liess.

Seitdem wir unsere Füsse auf die Insel gesetzt hatten, sahen wir uns beständig von einer Zahl von Eingebornen und deren Kindern umgeben, die uns angafften, anbettelten

und sich untereinander um die weggeworfenen Cigarrenstummel prügelten.

Unter diesen Leutchen machte sich ganz besonders ein kleiner, einem jungen Orangutang nicht unähnlicher Range bemerkbar, der zur Belustigung Aller die drolligsten Gaukeleien ausführte, aber sich von uns Fremden in einer respectvollen Entfernung hielt. Er war ein echter Sohn der Wildniss, der noch nie eine Spur von Kleidung auf sich getragen hatte. Am drolligsten nahm er sich aus, wenn er auf der Erde kauernd mit seinem struppigen Kopfe zwischen den Beinen seines Papa hervorguckte. Als wir ein Pfeifchen aus der Tasche hervorzogen und es hören liessen, näherte er sich um etliche Schritte, um zuzuhören, und als wir ihm dasselbe anboten, begann er grinsend zu lachen; er konnte aber seine Scheu nicht überwinden, bis er von seinem Papa einen derben Stoss auf den Rücken bekam. Hierauf stürzte er auf uns zu, riss uns das Ding aus der Hand und entfloh damit in das Weite und sein Papa hinter ihm her. Bald entspann sich zwischen ihnen ein Ringen um den Besitz des Pfeifchens, das natürlich zu Gunsten des Alten ausfiel. Der Junge erhob hierüber ein klägliches Geschrei, welches uns veranlasste, dem Alten durch unseren Dolmetsch erklären zu lassen, dass das Geschenk nicht für ihn, sondern für seinen Sohn bestimmt war. Nachdem der Streit geschlichtet, kamen auch die anderen Kinder herbei und hielten die Hände um ein Geschenk auf. Der Inhalt unserer Tasche war bald vertheilt, ohne dass alle befriedigt worden wären. Wir mussten schliesslich die Leerausgehenden bis auf unser Wiederkommen vertrösten, dem sie sicherlich noch bis heutigen Tages entgegensehen.

Der Zweck unseres Ausfluges war, eine kleine Ansiedlung zu besuchen, die sich am Abhange eines Hügels, circa 1 Kilometer vom Landungsplatze entfernt, befand. Der Weg, der uns am Saume eines Urwaldes entlang führte, war ungemein malerisch. Bald sahen wir unseren Pfad durch einen wilden, brausenden Giessbach gehemmt, den wir nur auf einem querüber liegenden Baumstamme überschreiten konnten. Der Abend schwebte schon feierlich über Land und Meer und die Eingebornen schienen ihr Tagewerk, wenn

sie sich überhaupt viel mit einem solchen abgeben, bereits vollbracht zu haben. Dunkle Gestalten, mit Früchten, Fischen und Zuckerrohr beladen, huschten an uns vorbei und verschwanden im Dickichte des Waldes, aus welchem zahlreiche Gänge ausliefen gleich denjenigen, die sich die wilden Thiere zu ihren Trinkstellen zu bahnen pflegen.

In einen solchen hiess uns unser Führer eintreten. Vollständige Dunkelheit nahm uns dort auf, denn wir befanden uns unter einem dichten Blättergewölbe, in welches kein Lichtstrahl von oben einzudringen vermag. Unzählige Leuchtkäfer sassen bereits wie kleine Lampen auf den Blättern oder schwirrten zwischen denselben hin und her. Eine leicht athembare, im Geruche dem chinesischen Tusche ähnliche Luft entlockte in uns den allgemeinen Ausruf: „Hier ist es gut sein!“ Wir waren nicht weit gegangen, als ein nicht unmelodischer, heiterer, vom Lachen begleiteter Gesang zu unseren Ohren drang. Gleich darauf erreichten wir eine grosse Lichtung, in welcher eine Zahl junger Mädchen singend Hand in Hand im Kreise herumhüpften, als wenn sie blinde Kuh spielten.

Sowie sie unserer ansichtig wurden, flohen sie wie scheue Rehe auseinander und versteckten sich im nahen Gebüsche. Bald aber reckten sie, eine nach der anderen, neugierig aus demselben die Köpfe heraus und schrieen: „*Six pence!*“ Diese schienen der Preis zu sein, für welchen sie geneigt waren, sich sehen zu lassen. Nachdem wir ihnen solche entgegenhielten, kamen sogleich zwei hervor und stellten sich dreist uns gegenüber auf, nahmen die Geldstücke in Empfang, betrachteten sie von beiden Seiten und steckten selbe in den Mund, weil bei ihnen noch keine Portemonnaies gang und gäbe sind und sie keinen anderen passenden Ort zum Aufbewahren hatten.

Es dauerte nicht lange, so kamen auch die übrigen wieder zum Vorscheine und bettelten um *six pense*. Geldstücke, auf welchen sich nicht das Bild der Königin Victoria befand, wollten sie nicht annehmen und schrien so lange „*Queen, Queen*“, bis sie mit englischen Münzen befriedigt waren. Da man sie anständig behandelte, wurden sie bald so keck, dass sie den Herren die brennenden Cigarren aus

den Munde rissen und mit Begierde rauchten. Auf unsere Anregung wurde das unterbrochene Tanzvergnügen wieder in Angriff genommen und munter fortgesetzt. Die Meisten von ihnen waren üppige plastische Gestalten mit regelmässiger Kopfbildung und nicht unangenehmen Gesichtszügen. Der monströse Haarreichthum, der sich auf ihren Köpfen wie flachsgelbe Nester ausnahm, die zahlreiche Vogelfamilien in sich aufzunehmen im Stande wären, trug nicht gerade zur Schönheit ihrer Gesichter bei, ebenso wenig auch die Zähne, die so schwarz wie Ebenholz aussahen und spitzig nach der Form der Haifischzähne zugefeilt waren. Die Kleidung, die sie an sich trugen, machte wohl kaum mehr aus als das Riemenzeug eines Pferdes. Nur Eine war mit einer rothen weiten Blouse angethan, die sie beständig mit Wohlgefallen betrachtete. Ihr Schmuck bestand nur aus Muscheln und Haifischzähnen und als Curiosa bemerkten wir eine kleine bronzene Uhrkette und einen Tabakspfeifendeckel, die Zwei von ihnen zur Zierde an den Ohren trugen.

Während sie so im Tanze ihre Reize zur Schau trugen, stellten sich auch ihre Papas ein und wollten auch etwas für das Vergnügen haben, das uns ihre Töchter bereitet hatten; ihre Ansprüche beschränkten sich nur auf Tabak, den die Insulaner gleich leidenschaftlich lieben. Nachdem sie damit befriedigt wurden, zeigten sie sich auch wieder erkenntlich und begannen zum Tanze aufzuspielen, indem Zwei von ihnen eine Stange auf die Schultern nahmen und ein Dritter mit einem Stäbchen wie auf einem Hackbrette auf demselben herumklopfte. Dies that auch seine Wirkung, denn durch die stärkeren und schnelleren Schläge liessen sich die Tanzenden zu grösserem Eifer und Ungestüm fortreissen.

Wir hatten nun der Freuden des ländlichen Festes genug und machten uns auf zur Ansiedlung. Mehrere der Eingebornen, die von dem Dolmetsch unsere Absicht erfuhren, gaben uns dahin das Geleite und brachten uns auf den kürzesten Weg, den sie „*Anganga*“ nannten. Als wir die Küste erreicht hatten, fielen uns schon die Strahlenkegel eines stark beleuchteten Gebäudes entgegen. Es war der Versammlungs- oder Betort oder eigentlich die Missionsstation. Schon von der Ferne vernahmen wir Stimmen der

Andächtigen, denn es fand dort gerade ein Abendgottesdienst statt.

Das Local bestand in nichts Anderem als in einem offenen, mit einem primitiven Wetterdache versehenen Raume, in dessen Mitte eine Art Tribüne errichtet war, auf welcher ein ehrwürdiger Graubart stand und vor der versammelten Menge Vortrag hielt. Wir traten ein und um der guten Sache unsere Ehrerbietung zu bezeigen, nahmen wir die Kopfbedeckung ab. Der besagte Greis trug sehr eloquent vor und wie wir aus den vielen biblischen Namen entnehmen konnten, handelte es sich um die Auslegung der heiligen Schrift. Rund um den Raum waren Näpfe aufgestellt, in denen Kokos-Oel brannte, das einen wahrhaft erstickenden Qualm erzeugte, der uns auch bald von dannen trieb.

Zunächst kamen wir zur Wohnung des Missionärs, der die Geschicklichkeit besass, sich mitten im Reiche der Flora ein trauliches Heim zu schaffen. Ein Theil desselben wurde durch eine kolossale Laube eingenommen, welche salonartig ausgestattet war. Ein runder Tisch mit einer Petroleumlampe, einem Globus und einigen Büchern, Thonet'sche Stühle, ein kleines Harmonium und zwei amerikanische Schaukelstühle machten das Meublement aus.

Am Tische sass eine europäische Frau, die Gattin des Missionärs, sich mit Unterricht ihrer zwei Kinder beschäftigend, und zu ihren Füssen kauerte ein eingebornes Dienstmädchen, welches dem Unterrichte mit Aufmerksamkeit zuhörte. Diese idyllische Gruppe machte auf uns einen recht heimischen Eindruck. Wir näherten uns daher und boten der Dame einen höflichen guten Abend. Sie sprach ihr Bedauern aus, dass ihr Mann gerade abwesend sei und sich in Amtsgeschäften auf einer fernen Insel befinde.

Bald entwickelte sich eine lebhafte Conversation und verschiedene Mittheilungen, aus welchen wir lernten, dass sich diese Frau dort ganz glücklich fühlt.

Es gehört ein hochherziger Entschluss dazu, einem Missionär als Gattin unter die Wilden zu folgen und mit ihm, weit von civilisirten Ländern entfernt, das Los in Freude und Leid zu theilen. Viele Entbehrungen, grosse Gefahren und unausgesetzte harte Arbeit erwarten sie auf dem dornen-

vollen Pfade ihres edlen Berufes. Es heisst dort nur immer geben, ohne zu empfangen, und der einzige Lohn besteht im Gefühle der erfüllten Pflicht und in der Freude, unter den Kindern der Wildniss das Licht des Glaubens entzündet und ihre Herzen mit den Strahlen der christlichen Liebe erwärmt zu haben.

Die Bestrebungen der Missionäre auf den Inseln Polynesiens sind von den wundervollsten Erfolgen begleitet und man kann mit vollem Rechte sagen, dass sie durch ihr Werk den respectiven Regierungen die Wege geebnet und das Colonisiren erleichtert haben.

Auf den Fidschi-Inseln sind bereits $^5/_6$ der gesammten Bevölkerung Christen geworden und nur im Innern der Insel Viti Lewu gibt es noch einige unbändige Stämme, die sich an die neue Ordnung der Dinge nicht gewöhnt haben.

Nachdem wir von der Frau des Missionärs im Vertrauen in Kenntniss gesetzt wurden, dass mehrere der hervorragenden Eingebornen mit der Absicht umgingen, uns mit Cava, einem dort sehr beliebten, durch Kauen und Gähren erhaltenen Pflanzensaft, zu regaliren, welches Anerbieten wir keineswegs abschlagen durften, ohne die neue Freundschaft in unversöhnliche Feindschaft zu verwandeln, machten wir uns eiligst aus dem Staube und trachteten das Schiff wieder zu erreichen.

Die Eingebornen begleiteten uns bis zum Landungsplatze und als wir schon in den Booten sassen, warfen sie noch Jungens in das Wasser, um uns Probestücke ihrer Geschicklichkeit im Schwimmen abzulegen.

Wir kehrten sehr befriedigt mit unserem Ausfluge an Bord zurück. Inzwischen hatte sich noch ein dritter Dampfer eingefunden, welcher neben den anderen vor Anker lag. Es war der „Lewuka“, ein kleines der Regierung gehöriges Localschiff, welches zweimal im Monate den Postdienst versieht und zu seinen Fahrten zwischen den Inseln auch eine beschränkte Zahl von Reisenden aufnimmt.

Eintheilung der Inselgruppen.

Der Fidschi-Archipel wird an Ort und Stelle in 8 Gruppen eingetheilt und zwar: in die Onu-, Lakemba-, Exploring-, Mittel-Fidschi-, Vanua Levù-, Gross-Fidschi-, Kandawù- und Yasanas-Gruppe.

Die wichtigsten Inseln sind der Grösse nach:

Viti Levù	von circa	344	Kilometer	im Umfange,
Vanua Lewù	„ „	300	„	„ „
Kandawù	„ „	120	„	„ „
Samosomo	„ „	104	„	„ „
Ovalaua	„ „	20	„	„ „

Der Gesammtflächenraum des Archipels beträgt nach officiellen Angaben 12.762 □ Kilometer, eine Fläche, die um 766 Kilometer grösser ist als die des Erzherzogthums Oesterreichs ob der Enns.

Dieser Archipel wurde im Jahre 1643 von dem holländischen Seefahrer Abel Tasman aufgefunden, der auch Van-Diemensland, das heutige Tasmania, entdeckte.

Die beiden grossen Inseln werden bis dato von den weissen Ansiedlern noch wenig aufgesucht, obgleich sie in Bezug auf Bodenverhältnisse vortrefflich für die Colonisation geeignet sind. Die Ursache davon dürfte wohl in der ungenügenden Sicherheit und im Mangel an geeigneten Verschiffungsplätzen zu suchen sein. Beide Inseln sind sehr gebirgig und weisen sehr hohe Berge auf, von denen der Ulunicoro, Vickerino und Vunda anf Viti-Lewù und der Dana, Zuckerhut, Nadel und Halt auf Vanua-Lewù nennenswerth sind. Beide Inseln sollen viele Gegenden von hoher landschaftlicher Schönheit in sich enthalten. Topographisches.

Kandawù ist, was den Verkehr anbelangt, gegenwärtig die wichtigste der Inseln, denn sie besitzt den besten Hafen und ist die Station der Postdampfschiffe. Ihre Einwohner sind daher auch unter allen Fidschianern den Fremden am meisten zugänglich.

Der gegenwärtige Agent der Dampfschifffahrts-Gesellschaft und Commissär der Regierung ist eine höchst praktische und beliebte Persönlichkeit, der den Fremden gerne mit Rath und That beisteht und ihnen seine interessanten Erlebnisse erzählt. Einstens, seiner Profession nach ein Schiffszimmermann, kam er eine gute Reihe von Jahren, bevor der Archipel in das britische Kaiserreich einverleibt wurde, in Folge eines Schiffsbruches ins Land, wo er durch den Beistand der Missionäre eine gastliche Aufnahme fand. Nachdem er lange

vergeblich auf eine Schiffsgelegenheit gewartet hatte, durch die er nach Europa zurückkehren konnte, entschloss er sich auf der Insel Kandawù zu bleiben. Er nahm eine junge Eingeborne zur Frau, die ein bedeutendes Stück Land besass, und legte darauf eine Zucker- und Baumwollpflanzung an, zwar nur im kleinen Verhältnisse, weil damals die Producte keine lohnende Verwerthung fanden. Doch als endlich die Morgenröthe der besseren Zeit anbrach, die Engländer kamen und Ordnung, Sicherheit, Handel und Wandel ins Land brachten, vergrösserte auch unser Freund sein Geschäft. Heut zu Tage ist er ein gemachter Mann und eine allgemein beliebte Vertrauensperson.

Wir wurden von diesem Herrn zu einer Bergbesteigung veranlasst und verdankten ihm dazu verlässliche Führer. Wir fanden unsere Mühe auf das Reichlichste belohnt. Romantische Wege leiteten uns durch dichten Urwald bis zu dem höchsten Punkte empor. Als wir von oben die Blicke in das Weite schweifen liessen, waren wir entzückt über die herrliche Landschaft, die da zum Vorscheine kam. Wir sehen gut bewässerte und mit üppigen Plantagen bedeckte Ebenen, liebliche grüne Thäler und blaue Buchten, die sich tief landeinwärts zogen. Was aber dem Panorama den höchsten Reiz verlieh, war, dass es der Ocean mit einem breiten dunklen Rahmen umgab, während der wolkenlose Himmel sein blendendes Licht über dasselbe herabgoss und das Ganze wie ein Kleinod mit einer krystallhellen Glocke bedeckte.

Die Insel Kandawù hat eine ganz eigenthümliche Gestalt. Das Hauptland besteht in einem ovalen, circa 20 Kilometer langen Felsenstocke, der durch und durch einen vulkanischen Charakter an sich trägt. Gegen Südwesten hin hat er den Anschein, als wenn aus ihm eine riesige Maus herausgewachsen wäre, die am Schweife fest gehalten vergeblich bestrebt ist, sich los zu machen. Der Kopf dieses monströsen Gebildes wird vom Na-buke-lewù, einem Felsenkegel von etwa 2300 Fuss Höhe, eingenommen. Das ganze Anhängsel hat eine Länge von beiläufig 17 Kilometer und ist mit Ausnahme des soeben erwähnten Felsenkegels von alluvialer Bildung, die sich wahrscheinlich nach der auf Seite 82 dieses Reiseberichtes erwähnten Hypothese entwickelt hat.

Samosomo, auch Taviuna genannt, ist eine prächtige Insel von ungefähr 39 Kilometer Länge und 12 Kilometer Breite. Sie liegt unter dem 17. südlichen Breiten- und dem 180. Längengrade von Greenwich.

Dieses Land hat einen gebirgigen Charakter und Berge, die bis zu 700 Meter = 2290 Fuss in die Höhe steigen. In Bezug auf ihre romantische landschaftliche Schönheit und die Ueppigkeit der Vegetation wird ihr allgemein der erste Rang unter den Inseln dieses Archipelagus zuerkannt.

Die Insel Ovalaua mit der Hauptstadt Levukà ist dermalen der Sitz der Regierung. Man glaubt aber, dass dort der Gouverneur nur provisorisch seine Residenz aufgeschlagen hat. Die ganze Insel ist circa nur 10 Kilometer lang und 5 breit und hat etwa 3000 Einwohner, unter welchen die in Levukà wohnenden 1500 Europäer inbegriffen sind. Levukà hat nichts weniger als ein städtisches Aussehen und gleicht in seinem Aeussern vielmehr einem Dorfe mit zahlreichen Blockhäusern, Bretterhütten und grünen Lauben. Wenn man die modern gekleideten europäischen Damen sieht, glaubt man nicht anders, als wenn sie sich dort nur zur Villeggiatura befänden.

Die Entfernung zwischen Levukà u.	Kandawù	beträgt	95 Kilom.
„ „ „ „ „	Auckland	„	2054 „
„ „ „ „ „	Sydney	„	3276 „
„ „ „ „ „	Melbourne	„	3724 „

Das Klima. Dieses ist in Anbetracht der tropischen Lage der Inseln kühl und erträglich zu nennen und das Land ist ziemlich frei von bösen und ansteckenden Fiebern. Dysenterie ist die Krankheit, der die europäischen Ankömmlinge am meisten ausgesetzt sind. Klima.

Die gewöhnliche Hitze ist niemals so drückend wie in Australien und die mit Feuchtigkeit angefüllte Luft verursacht, dass sich der menschliche Körper beständig in einer gelinden Ausdünstung befindet, wesshalb man wenigstens zwei- bis dreimal täglich die Leibwäsche wechseln muss, was ziemlich kostspielig ist, da man dort für das Waschen 2 fl. ö. W. per Dutzend Stücke, Alles in Allem genommen, bezahlen muss.

In den Monaten December, Jänner und Februar erreicht im Innern der Inseln die Hitze die grösste Höhe. Auf den kleinen Inseln ist es etwas kühler als auf den grösseren. Auf den letzteren kann die höchste Temperatur mit circa 40° und die niedrigste mit 13° R. bezeichnet werden. Die mittlere Temperatur des gesammten Archipels beträgt so ziemlich genau 21° R. Auf heisse Tage folgen meist sehr kühle Nächte, vor welchen sich die Fremden sehr in Acht nehmen müssen. Im Jahre 1850 gab es 24 Regentage hintereinander, hierauf folgten 5 trockene und dann wieder 45 Tage, an welchen es mehr oder weniger stark regnete.

Der Regen fällt oft so dicht danieder, dass er Wolkenbrüchen gleicht. Diesen geht in der Regel schon von ferne her ein eigenthümliches Geräusch voraus, welches durch das Fallen des Wassers auf die breitblätterigen Gewächse hervorgebracht wird.

Die ganz trockene Jahreszeit dauert ungefähr nur 2 bis 3 Monate. Die Regenzeit ist auch die Zeit der Stürme, während welcher auf den Inseln in Folge des Mangels an soliden Wohnungen keine grosse Gemüthlichkeit herrscht. Wenn sich aber diese ausgetobt haben, gibt es keine gefährlichen plötzlichen Windstösse mehr, die Atmosphäre wird klar und durchsichtig und das Wasser des Meeres ruhig, so dass sich die Eingebornen in ihrer Canoen ohne Gefahr von Insel zu Insel begeben können, die mehrmals über 155 Kilometer von einander entfernt liegen.

Producte.

Die wichtigsten Producte des Archipels sind: Zuckerrohr, Baumwolle, Reis, Betel und Yams. Der Tabakbau wurde erst in der letzten Zeit mit grossem Erfolge in Angriff genommen.

An Früchten gibt es: Orangen, Limonien, Melonen, Kokosnüsse, Kastanien, Brodfrucht, Ananas, Bananas und Margos etc.

Flora.

Unter den Bäumen zog der sogenannte Spitzenrindenbaum *(lace-tree)* unsere Aufmerksamkeit auf sich. Dieser Baum trägt unter seiner Borke einen dünnen weissen Bast, der einem geköperten Unterleibchen ähnlich ist und von den Eingebornen gewonnen wird, um daraus schleierartige Tüchel und Servietten etc. zu bereiten, die sie zu festge-

setzten Preisen von 6 Pence oder 1 Shilling per Stück, je nach der Grösse, den Reisenden auf den Dampfschiffen zum Verkaufe anbieten.

Obgleich sich die schwarzen Gesellen im Handel mit ihren Manufacturwaaren eine gewaltige Concurrenz machen, so verderben sie sich untereinander doch den *prix fix* nicht, denn es würde vergebliche Mühe sein, von den geforderten Preisen auch nur 1 Deut herabhandeln zu wollen.

Das Thierreich ist auf den Fidschi-Inseln sehr beschränkt. Fauna. Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen, Hunde und Katzen sind erst in den letzten Jahren von den europäischen Ansiedlern eingeführt worden. Sie gedeihen alle gleich vortrefflich, aber ihre Zahl ist noch von keiner Bedeutung. Die einheimischen Säugethiere bestehen hauptsächlich nur in Ratten und Fledermäusen, von welchen es dort höchst merkwürdige Gattungen gibt. Wir sahen Fledermäuse, die mit ausgebreiteten Flugarmen über 5 Fuss massen.

Papageien, Enten, Tauben und Eulen sind dort heimisch und kommen in allen erdenklichen Arten vor, ebenso auch Käfer und Schmetterlinge, welche sich durch ganz ungewöhnliche Grösse und durch seltene Pracht und Schönheit der Farben auszeichnen. Der Leuchtkäfer, die durch ihr Funkeln die Nächte zauberisch schön erhellen, gibt es Myriaden, nicht weniger aber auch der überaus lästigen Mosquitos.

Die schwarzen Schaben (vulgo Schwabenkäfer), engl. *Coock roaches,* sind von einer kolossalen Grösse und Gefrässigkeit, so dass sie den Kleidern und Schuhen sehr gefährlich werden. Der Vielfuss *(Centiped)* erreicht eine Länge von 6 bis 8 Zoll.

Die Landkrabben haben 6 bis 7 Zoll im Durchmesser, klimmen die Kokosbäume hinan, schneiden mit ihren Scheren die Stengel der Nüsse ab, fallen dann mit denselben auf die Erde, zerbeissen die Schalen und verzehren den Inhalt.

Die sogenannten Meerspinnen *(Spidercrabs)* sind von monströsem Aussehen und erlangen die enorme Grösse von 12 Zoll im Durchmesser.

Das Wassergebiet des Archipels ist überaus reich an diversen Fischen, die wegen ihres zarten und wohlschmeckenden Fleisches sehr beliebt sind.

Ocean-Panorama.

Als wir die Fidschi-Inseln verliessen, stellte sich für mehrere Tage sehr ungünstiges Wetter ein. Das Meer ging sehr hoch und zahllose Sturmvögel umflatterten unsere Arche oder wandelten mit ihren ruderartigen Füssen und mit ausgebreiteten Flügeln gespensterhaft über die empörten Wogen dahin. Es ist sehr interessant, ihren geheimnissvollen Manövern zuzusehen, denen die abergläubischen Matrosen die wunderlichsten Deutungen geben. In ihren Augen ist der Sturmvogel ein heiliges Thier, dem keinerlei Unbilden zugefügt werden dürfen. Sie sind, wie die Gaukler, die sich unsichtbar zu machen wissen, denn kaum dass man sie beobachten will, sind sie wieder unseren Blicken entschwunden, so dass man nicht weiss, von wo sie kommen und wohin sie gehen.

Wir waren tagelang im Innern des Schiffes eingesperrt, aber befanden uns vermöge der vortrefflichen Ventilation dabei ganz wohl. Wir wurden von eigenthümlichen Gefühlen beschlichen, wenn wir durch die Fenster des Salons den Aufruhr der Elemente ansahen, wenn das Schiff Minuten hindurch im Wasser begraben war, wenn furchtsame Gemüther Todesangst ausstanden und glaubten, dass ihr letztes Stündchen gekommen sei, wenn es im Saale dämmerte und vor den Fenstern den Blicken sich nichts Anderes darbot, als wirbelnder Schaum und Massen von Seetang, die gleich apokalyptischen Ungeheuern vorüberhuschten. Bei Nachtzeit erscheint solch ein Schauspiel noch viel furchtbar erhabener, wenn sich die Wogen wie hohe Gebirge dahinwälzen und schwarze Abgründe öffnen, deren Ränder im phosphorescirenden Lichte glänzen, wenn rund herum sich Alles wie in einem riesigen Hexentanze bewegt und der Wind pfeifend, zischend und heulend die Musik dazu macht.

Ein Sturm auf dem grossen Weltmeere ist aber bei weitem nicht so gefährlich, als man es sich gewöhnlich vorstellt, wenn man sich in einem guten Dampfschiffe befindet, und die Freunde der Natur würden derlei Schauspiele mit Entzücken betrachten und bewundern, wenn nur das Schaukeln und Stampfen des Schiffes und die schreckliche Seekrankheit nicht wäre.

Nach Neuseeland.

Während der Fahrt auf dem stillen Ocean brachte uns der Zufall mit einem jungen Schotten zusammen, der mit uns dieselbe Cabine einnahm. Obgleich er kaum der Schule entwachsen war, so wurde er doch schon von seinen Eltern zu den Antipoden geschickt, theils um seine Gesundheit zu stärken, theils um die Welt zu sehen, und seiner in Neuseeland verheirateten Schwester einen Besuch abzustatten. Seine Artigkeit und sein anspruchsloses Wesen, sowie auch sein guter Charakter machten uns ihn so lieb, dass wir uns entschlossen, ihn nicht allein durch die Hochebene Aucklands ziehen zu lassen. Wir entwarfen daher noch auf dem Schiffe den Plan, von Auckland gemeinsam durch den famosen Seedistrict nach der Hawke's-Bai zu wandern, welche das Ziel unseres jungen Freundes war.

Wir brachten über die öffentlichen Zustände der zu besuchenden Colonie keine besonders hohe Meinung mit, um desto mehr waren wir aber überrascht, als wir in Auckland Auckland.
das Land betraten. Es schien uns, als wenn wir in eine hübsche Stadt Altenglands versetzt wären. Die Strassen sind macadamisirt und asphaltirt, und mit schönen, im modernen Style aufgeführten Staats- und Privatgebäuden geschmückt, Ueberall hört man nur englisch reden und sieht das Volk

ebenso hastig nach dem Hafen, der Börse, den Banken, dem Zollamte und anderen diversen Geschäftslocalen rennen, wie
Topographisches. in England. Am Abende glänzt Alles im Gaslichte. Man bemerkt Magazine mit englischen Schildern über den Thüren mit kolossalen Spiegelglasfenstern und voll mit den neuesten Erzeugnissen von London und Paris; Fiaker und Omnibusse rollen durch die Strassen. Hôtels gibt es in Hülle und Fülle, dagegen schöne Kirchen mit imponirenden Thürmen nur in einer höchst bescheidenen Zahl. Für Schulen, Bildungs- und Humanitätsanstalten ist besser gesorgt. In den Vorstädten fällt uns ganz besonders die grosse Zahl der eleganten traulichen Villas auf, deren wohlgepflegte Gärten von der Pracht brillanter Blumen und halbtropischer Gewächse widerstrahlen. Ueberall herrscht eine musterhafte Reinlichkeit. Man begegnet nur wenigen Maoris (die eigentlichen Eingebornen des Landes) in ihrem nationalen, aus einem langen schmutzigen Hemde bestehenden Anzuge, dagegen öfters solchen, die in modernen europäischen Costümen, mit gewichsten Stiefeln, Seiden-Cylinderhüten und goldenen Uhrketten einherstolziren. Sie sprechen gut englisch und benehmen sich ganz wie die Engländer, von denen sie nur durch ihre dunkle Hautfarbe und die unerlässliche Tätowirung erkenntlich sind.

Auckland ist eine vorwärtsstrebende Stadt. Sie wurde 1840 gegründet und besitzt gegenwärtig eine Bevölkerung von circa 25.000 Einwohnern, die Maoris nicht inbegriffen. Der Handel der Provinz belief sich im Jahre 1876 auf 25 Millionen Gulden ö. W., von welchen 8 Millionen auf die Ausfuhr und 17 Millionen auf die Einfuhr kommen; der Löwenantheil am Handel der Provinz fällt natürlich auf die Stadt Auckland.

Wenngleich die englische Colonialpolitik auch noch so sehr angefochten und kritisirt wird, so ist doch immer viel Gutes in ihr, denn wir finden in allen Dominien, wo das englische Scepter herrscht, Freiheit, Ordnung, Wohlstand und Fortschritt. England kann man wenigstens das Verdienst nicht versagen, die wilden Länder gesäubert, sie für das Christenthum gewonnen und für die europäische Cultur und Emigration qualificirt zu haben.

Und wieder ist es der englische Seefahrer Cook, der diese Insel, die herrlichste Perle des stillen Oceans, entdeckt hat. Abel Tasman hat wohl das Land 1642 zuerst gesehen, aber Cook hat es 1769 zuerst besucht und der Welt eröffnet, indem er mit den Eingebornen in Verkehr trat und ihnen bei seiner Abreise diverse Werkzeuge, Sämereien und Hausthiere zurückliess, von denen sich namentlich Schweine, Ziegen und Rinder derartig vermehrten, dass sie gegenwärtig dort auch im wilden Zustande anzutreffen sind.

Grösse, Bevölkerung und geographische Lage.

Die Provinz Auckland ist von Norden nach Süden 690 Kilometer lang, und von Osten nach Westen 345 Kilometer breit. Das Gesammtareal beträgt circa sieben Millionen Hectaren, von welchen bereits 809.340 in den Händen der europäischen Ansiedler und andere 930.740 Hectaren noch von der Regierung zu billigen Preisen zu erstehen sind. Der Rest des Landes ist noch im Besitze der Maoris, die es nach und nach freiwillig der Regierung verkaufen.

Die gesammte europäische Bevölkerung der Provinz betrug 1877 circa 80.000 Seelen.

Die geographische Lage des Landes entspricht ungefähr der von Griechenland, aber in seiner zerrissenen Gestalt und den zahlreichen Häfen und Buchten hat es eine Aehnlichkeit mit dem fjordenreichen Norwegen.

Der ewig bewegte Ocean hat an den Küsten Neuseelands die weiche Erde bis auf das felsige Skelett weggewaschen, desshalb die vielen Buchten und Schluchten, die um so leichter den Schiffern zugänglich sind, als es in jenen Orten wenig Korallenriffe gibt. Die Zoophyten scheinen dort nicht die nothwendigen Bedingungen ihres Daseins zu finden.

Klima.

Das Klima ist ungemein mild und gesund, so dass sich im besagten Jahre die Zahl der Verstorbenen zu den Gebornen wie 17 zu 75 verhielt. Der höchste Stand des Thermometers zeigte im Schatten 26° und der niedrigste 2° R. ober Null. Die meisten Krankheiten bestehen in Diarrhöe, Dysenterie und Diphtheritis, von der namentlich Kinder befallen zu werden pflegen, die aber dort leicht zu curiren sein sollen. Für Rheumatismus und seine verwandten Krank-

heiten stehen die heissen Seen und Schwefelquellen des Roturá-Districtes in hohem Rufe.

Ein charakteristisches Merkmal der auckländischen Vegetation ist Immergrün, die Wälder sind im Winter wie im Sommer belaubt und das Gras, welches in den heissen Monaten verwelkt, wird wieder frisch und grün, sobald sich die Winterregen einstellen.

Nur Apfel-, Birn- und andere exotische oder importirte Bäume werfen, mit wenigen Ausnahmen, im Herbste ihre Blätter ab und bleiben den Winter über kahl wie bei uns in Europa. Die auckländischen Wälder haben das Eigenthümliche, dass sie einen dichten, fast undurchdringlichen Unterwuchs haben, der ihnen den Stempel wirklicher Urwälder aufprägt.

Einheimische Gewächse.

Unter den Pflanzen, die sich dort recht herrisch breit machen und Alles überwuchern, was ihnen im Wege ist, thun sich hauptsächlich 130 diverse Farrenkräuter hervor, von welchen einige wahrhaft wunderschön sind und 42 Gattungen allein nur Auckland angehören.

Das geschmeidige Bingelkraut, eine starke, in die Länge treibende Pflanze, schleicht sich durch alle Stauden und Bäume und verwebt sie zu einer so dichten Masse, die nicht ohne Beil und Säge in der Hand durchdrungen werden kann. Es gibt dort viele herrlich blühende Gebüsche und andere interessante Gewächse, wie z. B. den Nikau, eine kleine niedliche Palmengattung, die sehr beliebt ist, weil sein Mark essbar ist.

Bedeutende Strecken Landes rund um Auckland sind mit dem Ti-Baume bedeckt, der auf schlechtem Boden verkrüppelte Stauden von 1—6 Fuss Höhe bildet, auf gutem Boden aber zu Bäumen von sehr respectabler Höhe emporwächst, die beim Schiffbaue zu Krummhölzern gerne Verwendung finden.

Andere Strecken wieder sind dicht mit Farrenkräutern bewachsen, deren Wurzeln essbar sind und von den Maoris, die daraus ein wohlschmeckendes Gericht zu machen verstehen, in grossen Massen genossen werden.

Der neuseeländische Flachs *(Phormium tenax)* wächst in allen Gegenden der Provinz, aber ganz vornehmlich in der

Nähe der Flüsse und Seen. Er liebt eben viel Feuchtigkeit. Die Faser dieses Flachses hat unter allen Pflanzen die grösste Stärke und steht in dieser Eigenschaft der guten Naturseide wenig nach. Er wird gegenwärtig nur zu Tauen verwendet, aber es unterliegt gar keinem Zweifel, dass er auch für die Erzeugung von Fischernetzen, Schläuchen und selbst auch für die Textil-Industrie von grosser Wichtigkeit werden wird. Eben so glauben wir auch, dass er auch für die Papierfabrikation von hohem Werthe sein dürfte, denn wir vermögen nicht einzusehen, warum das Material, wie es bei unserem europäischen Flachs der Fall, erst gesponnen, gewoben, gefärbt, in Kleider und dann in Lumpen verwandelt, wieder entfärbt und in Fasern aufgelöst werden soll, um schliesslich erst sich zum Papiere zu metamorphosiren. Die japanesischen und chinesischen Papiere verdanken ja desshalb ihren guten Ruf, weil sie eben aus Originalstoffen verfertigt sind. Kehren wir wieder zum *Phormium tenax* zurück. Seine Blätter haben eine schwertförmige, sich allmählich zuspitzende Gestalt. Am Boden sind sie dick und holzig und stark mit einem weissen, sehr klebrigen Gummi geschwängert, von dem das ganze Blatt durchdrungen ist. Dieses ist wahrscheinlich die Hauptursache der grossen Zähigkeit der Fasern. Dieser Gummi ist bereits gewürdigt worden, in die Zahl der Handelsartikel aufgenommen zu werden.

Der Preis des zubereiteten Flachses ist am Verschiffungsplatze 19 fl. 12 kr. ö. W. per Wiener Centner.

Die Pflanze wächst allerwärts wild und man sieht endlose Strecken mit derselben bestockt. Der Preis solchen Erdreichs ist ungemein billig und könnte von der Regierung für ein paar Gulden per österreichisches Joch erstanden werden.

Die Geräthschaften, die wir zur Bereitung dieses Artikels in Anwendung sahen, sind überaus einfach und billig und werden alle im Lande selbst verfertigt. Es ist aber klar, dass bei Anwendung verbesserter Maschinen nicht nur viel Zeit und Arbeit erspart, sondern das Product selbst noch viel vollkommener hergestellt werden könnte, als es bis jetzt der Fall ist.

Beim Einsammeln und Bearbeiten des Flachses werden meist nur Frauen und Kinder verwendet. Im Jahre 1876 wurden von Auckland circa 40.000 Ctr. exportirt, die einen Werth von 440.000 fl. ö. W. hatten.

Man kommt in Neuseeland immer mehr zur Einsicht, dass es vortheilhafter ist, die Seile und Tauwerke im Lande selbst zu erzeugen, als das Material dazu nach dem Auslande zu verschiffen. Die in Auckland gesponnenen Seile haben bereits eine hohe Anerkennung und einen lebhaften Abgang gefunden. Ein britisches, ein amerikanisches und ein italienisches dort anwesendes Kriegsschiff haben die Stärke der dort erzeugten Taue auf das Sorgfältigste geprüft und höchst ehrenvolle Zeugnisse darüber ausgestellt.

Bei Gelegenheit eines vor Kurzem stattgehabten grossen Seesturmes hat man auf's Neue in Erfahrung gebracht, dass Phormium-Taue, die mit den von Manilla-Hanf verfertigten von der gleichen Dicke waren, der Wuth der Elemente widerstanden, während die letzteren zerrissen. Soeben wird an den dortigen Seilerstätten an einem von der französischen Gesellschaft „*Messageries maritimes*“ bestellten Taue gearbeitet, welches eine Dicke von 30 Centimeter und eine Länge von 228 Meter haben soll. Im Jahre 1876 wurden circa 2500 Ctr. Tauwerke ausgeführt, die einen annähernden Werth von 36.900 fl. ö. W. hatten. Wir möchten wünschen, dass hievon unsere österreichische Seebehörde, die Schifffahrts-Gesellschaften und die betreffenden Industriellen Notiz nehmen würden.

Eine andere Pflanze, die aus den Sümpfen in grossen Massen emporwuchert, ist der Raupo, dessen zähe und dauerhafte Blätter zur Herstellung temporärer Wohnungen sehr geeignet sind. Sie schützen auf's Beste vor Wind und Wetter. Die Maoris besitzen eine grosse Fertigkeit im Baue solcher Hütten und werden meist von den Colonisten in Anspruch genommen, die solche bedürfen.

Das Bauholz der Provinz macht eines der werthvollsten Producte aus, das schon grosse Summen Geldes in's Land gebracht hat. Es wird nicht zu hoch angeschlagen sein, wenn wir gegenwärtig den jährlichen Export mit 200.000 fl. ö. W. beziffern. Das Bauholz geht nicht nur allein nach Australien, sondern auch nach verschiedenen Inseln der Südsee; 1875

wurden laut statistischen Angaben von gesägtem Holze exportirt: 4,240.000 Bretter, 600.800 Latten und Schindeln, 2460 Balken, 200 Pfähle, 680 Sparren und 410 Tonnen diverser Naturhölzer. Viel Material wird in Auckland ausser für gewöhnliche Zwecke auch zum Schiffsbaue in Anspruch genommen. Die Schiffswerften sind important und die dort gebauten Schiffe sehr beliebt. Im Laufe der letzten 20 Jahre wurden nicht weniger als 46 Dampf- und 812 Segelschiffe gebaut. Die letzten berechnen sich complet mit 80 bis 90 fl. per Tonnengehalt. Unter allen Bauhölzern Aucklands ist der Kauri-Fichtenbaum der König. Man findet davon Stämme von 15 Fuss im Durchmesser und 150 Fuss Höhe. Im Durchschnitte genommen kann man annehmen, dass ein Baum, wenn er in Bretter von gewöhnlicher Dicke geschnitten ist, 6000—7000 Fuss liefert. Der Marktpreis davon ist 4.50—5.50 fl. per 100 Fuss.

Manche Arten der Kauri-Fichten haben ein wundervoll gefasertes Holz, welches ganz besonders zur Möbelfabrikation geeignet ist. Wir hörten, dass vor nicht langer Zeit ein Colonist, einige Meilen von Auckland entfernt, eine derlei Fichte umschlug, deren Stamm 110 Fuss hoch und 37 Fuss dick war und 22.000 Fuss Bretter lieferte, die für 5000 fl. nach England gingen. Seine gesammten Unkosten mit Inbegriff der Lieferung bis zum Schiffe betrugen circa 2000 fl. Es blieb ihm daher ein ganz netter Gewinn übrig.

Die Kauri-Fichte ist ebenso werthvoll für den Schiffbau als für gewöhnliche Zwecke und hat desshalb auch schon beim deutschen Lloyd Anerkennung gefunden, denn sie gibt ganz ausgezeichnete Schiffssparren.

Eine andere in Auckland weniger als in den südlichen Provinzen vorkommende Fichte ist die Kahikatea, auch Weissfichte genannt, deren Holz sehr weich ist.

Die Rimu-Fichte, auch Rothfichte genannt, ist für Möbelfabrikation sehr beliebt. Das Holz ist vermöge seiner Härte viel schwerer zu bearbeiten als das des Kauri, nimmt dagegen auch eine schönere Politur an. Im Uebrigen steht sie im Werthe dem Kauri nach.

Die Totara, eine andere Fichtengattung, ist für Pfahlbauten sehr gesucht.

Die Puriri-Fichte dient wegen ihrer grossen Dauerhaftigkeit zu Pfosten, Bahnschwellen und zu Blockhäusern.

Die Pohutukawa-Fichte trägt grosse rothe, zur Weihnachtszeit blühende Blumen, und sein Holz ist wegen des natürlichen Buges zu Krummhölzern beim Schiffbaue sehr beliebt.

Die genannten Fichtengattungen sind die werthvollsten Bäume, die in den auckländischen Wäldern vorkommen. Ausser diesen gibt es aber noch an hundert andere Baumgattungen, die zu verschiedenen Zwecken dienend, einen grösseren oder geringeren Werth haben.

Die Colonisten haben früher die Gewohnheit gehabt, bei der Urbarmachung des Landes die Wälder anzuzünden und zu verbrennen. Gegenwärtig thun sie dieses nicht mehr, denn sie sind zur Einsicht gekommen, dass das Bauholz für sie eine gute Einnahmsquelle ist. Uebrigens sieht auch jetzt die Regierung sehr strenge darauf, dass nur völlig ausgewachsene Bäume gefällt werden dürfen, die dann sogleich wieder durch Sprösslinge ersetzt werden müssen. Die Wälder werden gegenwärtig nicht nur als ein wirklicher Reichthum, sondern auch als eine Zierde betrachtet, mit welcher die Natur die Colonie ausgestattet hat.

In den Wäldern von Auckland und den der übrigen neuseeländischen Provinzen gibt es keine einheimischen vierfüssigen Thiere. Man kann die Wälder in allen Richtungen ohne Furcht durchstreichen, von wilden Thieren oder giftigen Schlangen belästigt zu werden, weil es eben dort keine gibt.

In früherer Zeit gab es daselbst wohl eine Gattung wilder Hunde ausländischen Ursprungs, die aber gegenwärtig gänzlich ausgerottet sind. Auch eine Art Ratten fand sich vor, denen jedoch durch die europäischen Ratten ein vollständiger Untergang bereitet wurde. Das Land hat dabei nichts gewonnen, denn die europäischen Eindringlinge blieben zurück und vermehrten sich nun auf eine erschreckliche Weise.

In manchen Wäldern gibt es wilde Schweine, Nachkommen der von Capitän Cook zurückgelassenen, auf die gegenwärtig mit Vorliebe gejagt wird.

Der Jäger findet ausser diesen in den Wäldern zahlreiches Wildpret, wie Fasanen, wilde Tauben, Enten und diverse Wasservögel. Thierreich.

In der Provinz kommen nicht selten die Ueberreste eines riesigen, flügellosen Vogels (Moa) zum Vorscheine, der eine Höhe von 12 Fuss erreicht haben soll. Gegenwärtig ist er gänzlich ausgerottet. Man glaubt, dass er durch die wilden Jagden der Maoris, die ihn als einen grossen Leckerbissen schätzten, seinen Untergang gefunden hat. Ein anderer flügel- und schwanzloser und nur der Nordinsel angehöriger Vogel ist der Kiwi, von der Grösse eines jungen Huhnes mit schnepfenartigem Schnabel. Sein dunkles Gefieder sieht viel mehr Haaren als Federn ähnlich. Auch dieser Vogel ist im Aussterben begriffen. Der Morepork, Tui (Pfaffenvogel), Kouinako (Glockenvogel) und zahllose kleine Papageien hausen in der Stille des Waldes.

Staare, Saatkrähen, Sperlinge und andere englische Vögel wurden eingeführt und gedeihen überaus wohl, besonders die Spatzen. Heimatliche Singvögel gibt es fast keine.

Das Meer enthält vortreffliche Tafelfische. Auch werden daselbst sechs Gattungen Wallfische, zwei Gattungen Delphine, drei Robben und Haifische gefangen. Das Fleisch der letzten wird von den Maoris überaus gerne gegessen.

Die Provinz Auckland ist reich an Gold, Kupfer, Blei, Zinn, Eisen, Kohlen etc.

Gold wird hauptsächlich in den Ihames- und Koromandel-Minen der Colville-Halbinsel gewonnen, welche sich in einer Länge von 80 Kilometer als Landzunge in den Hauraki-Golf hineinstreckt. Man behauptet, dass der die ganze Länge der Landzunge einnehmende Gebirgszug aus Quarz bestehe, der mehr oder weniger goldhaltig sei. Mag dem nun sein, wie immer wolle, so viel ist gewiss, dass im gesammten Kapanga-District, unter welchem die eben genannte Halbinsel zu verstehen ist, im Durchschnitte monatlich 10.000 Unzen Gold gewonnen werden. Bis zum 30. September 1872 betrug der Totalbetrag des ausgeführten Goldes 30,514.610 fl. ö. W. Mineralreich.

Ueber den Erfolg der Unternehmungen auf jenen Goldfeldern kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man vernimmt, dass die sechs Eigenthümer des Hunt-Feldes

im Verlaufe von ein paar Wochen 25.000 Unzen Gold erhielten.

Die Gesellschaft „Goldene Krone" zahlte in 12 Monaten Dividenden im Betrage von zwei Millionen Gulden ö. W., und die Caledonia-Mine lieferte in der gleichen Zeit 120 Ctr. Goldes und vertheilte unter seine Actionäre 5,720.000 fl. Dieses sind lauter officielle Angaben.

Die Goldausbeute soll im letzten Jahre ziemlich abgenommen haben; die Ursache davon wird aber mehr dem Mangel an Arbeitern als der Erschöpfung der Minen zugeschrieben.

Stein- und Braunkohlen sind in reichlicher Menge vorhanden. Beide sind von vortrefflicher Qualität und finden sich namentlich in Kawakawa, in der Islands-Bai und im Waikato-Districte. In den Kawakawa-Gruben arbeiten 80 bis 100 Mann und fördern per Monat 640.000 Centner zu Tage. Dieses Quantum entspricht aber nicht der Nachfrage und die Gesellschaft ist nicht im Stande wegen Mangel an Arbeitern den herrschenden Bedarf zu befriedigen. Der Flötz ist 12½ Fuss dick.

Wir sahen in der Mineraliensammlung des Museums prachtvolle Muster von Schwarz- und Braunkohlen. Die letzte ist sehr dem Producte ähnlich, das in den Gruben zu Wolfsegg in Oberösterreich zu Tage befördert wird.

Petroleum wird in der Nähe der Poverty-Bai unter dem 38.° 40′ südliche Breite gewonnen. Die Qualität des Productes entspricht der von Pennsylvanien und liefert im gereinigten Zustande 60 bis 75% des gewöhnlichen im Handel vorkommenden Petroleums. Das Verfahren bei der Gewinnung dieses Stoffes hat man den Amerikanern abgelernt.

Landes-Erzeugnisse.

Ein ganz specielles auckländisches Product ist der Kauri-Gummi. Dieser für die Lackfabrikation so wichtige Stoff stammt von den Kauri-Wäldern her, die einstens (wer mag wohl wissen wann) dort standen und durch irgend ein grosses Naturereigniss ihren Untergang gefunden haben. Das Holz der Bäume ist vermodert und verfault, aber der Gummi hat der Zerstörung widerstanden. Gegenwärtig findet man ihn in verschiedenen Gegenden der Provinz 2 bis 3 Fuss tief unter der Oberfläche der Erde im verhärteten Zustande,

wo er durch Ausgraben in kleinen oder grösseren Blöcken gehoben wird. Er ist ein höchst wichtiger Handelsartikel geworden, der gewiss viel zu dem Weltruhme beigetragen hat, dessen sich die englischen Lacke zu erfreuen haben. In den Jahren 1870 bis inclusive 1875 sollen nicht weniger als 571.060 Centner davon exportirt worden sein. Der Werth betrug circa 4,972.000 fl. ö. W. Im Jahre 1874 kostete in Auckland der Centner 15 bis $16^1/_2$ fl. Von da an ging aber der Preis in Folge dessen, dass viele Arbeiter es vortheilhafter fanden, statt Gummi Gold zu graben, einigermassen in die Höhe. Jetzt sind es meist nur Maoris, die sich mit dem Gummigraben beschäftigen und dabei durchschnittlich per Woche circa 16—18 fl. verdienen. Die Ausbeute hat aber doch sehr abgenommen, denn diese Leute lieben es nicht, sich zu übereilen oder zu überanstrengen.

Die Seifen- und Talglichter-Erzeugung hat in Auckland einen solchen Aufschwung genommen, dass die Einfuhr dieser wichtigen Artikel nicht nur aufgehört hat, sondern dass davon jährlich bedeutende Quantitäten ausgeführt werden können. Beste Hausseife wird dort mit 16 fl. per Centner bezahlt.

Die Eisengiessereien und mechanischen Werkstätten verdienen auch einer ehrenvollen Erwähnung. Sie beschäftigen nahe an 300 Arbeiter und sind mit Dampfhämmern, Dreh-, Bohr- und Hobelmaschinen etc. ausgerüstet, so dass sie alle Maschinen für die Dampfschiffe und für den Berg- und Ackerbau anfertigen können.

Die Zahl der Bierbrauereien ist allenthalben in beständiger Zunahme begriffen. Sie werden jetzt auch schon in jenen Districten errichtet, die meist nur von Maoris bewohnt sind. Die letzten sind in der Civilisation bereits so weit vorwärts geschritten, dass sie grosse Verehrer des edlen Gerstensaftes geworden sind.

Die Zuckersiedereien sind noch ganz und gar ohne Bedeutung. Da aber dort das Zuckerrohr auf eine wunderbare Weise gedeiht, so hat die Regierung einen Bonus von 20.000 fl. ausgesetzt, welcher demjenigen ausbezahlt wird, der in Auckland zuerst 5000 Centner Zucker erzeugt.

Der Isthmus von Auckland, welcher die nördliche Halbinsel mit dem südlichen Theile der Provinz verbindet, ist etwa 43 Kilometer lang und wird durch die tiefen Einschnitte des Waitemata- und Manukau-Hafens gebildet. Der erste befindet sich an der östlichen und der andere auf der westlichen Küste.

Das Innere der Provinz.

Diese Landenge ist ein wundervolles Stückchen Erde. Die Felder sind auf englische Art cultivirt und eingepfercht. Die ganze Gegend ist mit reichen Farmen übersäet, die mit herrlichen Weizenfeldern und Wiesen umgeben sind, in welchen die edelsten Rinder und Schafracen grasen.

Der nördliche Theil der Provinz ist eine förmliche Halbinsel. Sie hat eine Länge von 345 Kilometer und ist ausserordentlich wasserreich. Mehrere Buchten und Häfen, von denen der von Kaiparà der grösste ist, greifen tief in das Land hinein und bilden eine Wassercommunication von etlichen tausend Kiliometer. Das innere Land ist wellenförmig, gut drainirt und vortrefflich für den Ackerbau geeignet. Ueber 1,100.000 österreichische Joch sind dort zu diesem Zwecke noch zu haben, und zum Belege der Rentabilität solcher Unternehmungen fügen wir hinzu, dass sich in Auckland mehrere Speculanten gefunden haben, die von der Regierung grosse Strecken dieses Landes an sich brachten, um sie den Einwanderern wieder zu verkaufen.

Bald wird eine Eisenbahn den ganzen Theil dieses herrlichen Districtes durchziehen. Der Anfang dazu ist bereits gemacht, denn schon sind von der Hauptstadt aus die drei riesigen Häfen Waitemata, Manukau und Kaiparà mit einander verbunden.

Für den Eisenbahnbau herrscht in Auckland eine wirklich fieberhafte Aufregung. Ueberall fordert man von der Regierung, welche sich das Privilegium des Bahnbaues vorbehalten hat, die Anlage neuer Linien, weil man in ihnen die Mittel sieht, welche reiche Einnahmsquellen eröffnen und Industrie, Handel und Wandel und den Wohlstand des Landes vermehren. Eine Steinkohlenbau-Gesellschaft hat erst vor Kurzem der Regierung ein Capital von 400.000 fl. angeboten, damit sie ihre Werke mit den wichtigsten Hafenplätzen in Verbindung bringt.

Die Südbahn hat bereits eine Länge von 138 Kilometer erreicht und wird bis in den Seedistrict einerseits und bis zum Taupo-See andererseits weitergebaut werden.

Als unser Reisegefährte von seinen Verwandten in der Hawkès-Bai die Nachricht erhielt, dass uns auf der Endstation der Südbahn ein Führer mit Pferden erwarte, machten wir uns sogleich auf den Weg. Die Gegend auf beiden Seiten der Bahn ist höchst interessant und oft wirklich entzückend schön. Hügel und Thäler, rauhe Felsen und Waldland mit grossen Sägemühlen, breite Flüsse, Seen, hohe Gebirgszüge mit reissenden Giessbächen und Wasserfällen wechseln mit einander ab und erfüllen das Herz des durchreisenden Naturfreundes mit Freude und Entzücken.

Am Ende der Eisenbahn angekommen, fanden wir uns auf einem 346 Kilometer breiten Hochplateau, das im westlichen Theile von Waikato und seinem Nebenflusse Waipa durchströmt wird. Das Land hat hauptsächlich einen wellenförmigen Charakter. Viele hin und her zerstreut daliegende konische Hügel, längst verloschene Krater zeigen, dass das Land vulkanischen Ursprungs ist. Es ist zum grössten Theile im Besitze der Maoris, die nichts Besseres damit anzufangen wissen, als es nach und nach an die Regierung zu verkaufen. Doch gibt es längs des Waikato schon zahlreiche europäische Ansiedlungen, die mit den Eingebornen ganz gut stehen. Die fernste dieser Ansiedlungen befindet sich etwa 180 Kilometer südlich von Auckland.

Der Waikato entspringt an den Füssen der Vulkane Tongariò, 7500 Fuss hoch, und Ruapehù, 9195 Fuss hoch, beide in der Provinz Wellington, und fällt bald, nachdem er die Grenze von Auckland überschritten hat, in den 31 Kilometer langen und 22 Kilometer breiten Taupo-See. Er bewässert eine 520 Kilometer lange Strecke Landes, bis er sich in das Meer ergiesst. In Ngaruawahia, dort, wo er die Waipa aufnimmt, ist mit Zuthun der Eisenbahn bereits ein sehr nettes Städtchen entstanden, dem eine bedeutende Zukunft prophezeit wird.

Von dort, wo wir die Eisenbahn verliessen, hatten wir noch ungefähr 70 Kilometer zurückzulegen, bis wir Rotorua im Seedistricte erreichten.

Wir begegneten auf dem Wege mehrere Gruppen von Europäern, die vom Besuche des See-Panoramas zurückkehrten. Alle schilderten gleich enthusiastisch die Grossartigkeit der Naturerscheinungen, die sie dort gesehen.

Wir, die wir den Yellowstone National-Parc im Territorium Wyoming und die Geyser des Sonoma-Thales in Californien gesehen hatten, hielten uns etwas reservirt und wollten erst abwarten, was uns Grossartiges in die Augen treten wird. Und in der That, wir waren nicht wenig überrascht, auf einem Fleckchen Erde im Umkreise von 8 Kilometer *en miniature* das wieder zu schauen, was uns in Amerika zu so grosser Bewunderung hinriss, nämlich: kochende Schlammteiche, Solfataren, riesige, von der Natur gebildete terrassenartige Bassins, die von klarem dunkelblauen heissen Wasser überflossen. Geyser, die vielleicht 10mal höher als der Sprudel in Carlsbad ihre kochenden Wasser in die Höhe spritzen; Felsenklüfte, aus denen unaufhörlich dichter, comprimirter Dampf hervorzischte.

Der kleine Rotomahanà-See wird wahrscheinlich vom tellurischen Dampfraume aus gespeist. Uebrigens ergiessen sich auch mehrere heisse Quellen in denselben und verursachen, dass beständig dichte Dampfwolken aus demselben emporsteigen. Eine reizende Staffage zu dieser landschaftlichen Scenerie bildete ein schwarzer Mann, der auf dem Plateau eines sich wie ein Vorgebirge in den See hineinstreckenden nackten Felsens sass und sinnend dem erhabenen Schauspiele zusah. Was mag er sich dabei wohl gedacht haben? Zwischen Rotorua und unserem nächsten Bestimmungsorte in der Hawkès-Bai lag noch eine fast 200 Kilometer lange Strecke. Wir waren zu weit nach Osten gekommen und mussten nun erst wieder die Strasse zu gewinnen suchen, die nach dem Taupo-See und von dort gerade nach Napier geht, die einzige, die zwischen Auckland und Hawkès-Bai existirt. Der Weg dahin führte uns durch Wälder, über öde Ebenen, Flüsse, Gebirge und Pässe und wir erkannten den hohen Werth, einen verlässlichen Führer zu haben, der die Gegend gut kannte und die Sprache der Eingebornen verstand. In jener Region befindet sich noch Alles in einem primitiven Zustande. Die Maoris, die sehr gute Wege und Strassen zu bauen verstehen, wenn

sie dafür bezahlt werden, fühlen noch kein Bedürfniss, für sich selbst solche zu machen. Bei ihnen lässt sich auch ganz gut unser heimatliches Sprichwort anwenden: „Wenn der Bauer nicht muss, rührt er weder Hand noch Fuss."

Als wir über die Wasserscheide, die den Nordwesten von dem Südosten trennt, hinausgekommen waren, überzeugten wir uns, dass in jenem Theile der Provinz der Ackerbau und die Viehzucht unter überaus günstigen Verhältnissen betrieben werden könnten und zwar umsomehr, weil für die Verschiffung der Producte von der Natur in der Nähe vortreffliche Häfen geschaffen worden sind.

Provinz Hawkès-Bai.

Sobald man östlich das Ruahine-Gebirge überschritten hat, befindet man sich in der Provinz Hawkès-Bai. Dort lacht dem Touristen eine schöne, circa 30 Kilometer breite Ebene entgegen, über welche hinaus das Auge dann und wann sogar das Meer zu erspähen vermag. Es ist üppiges, mit guten Gräsern bestocktes Weideland, auf welchem sich die Heerden das ganze Jahr hindurch im Freien aufhalten können. Gutes, reines Wasser ist reichlich vorhanden und das Klima ist gleich dem von Unteritalien. Es sind kaum 20 Jahre vergangen, seit die Regierung den Eingebornen das Land abgekauft hat, um es den europäischen Einwanderern zu überlassen, und doch schon welcher Fortschritt, welcher geordnete Zustand! Ueberall begegnet man fröhlichem Leben und Thätigkeit. Bald hört man die Axt des Ansiedlers die Wälder lichten oder das Geklapper einer Mehl- und Sägemühle, bald vernimmt man das Pfeifen und Singen des hinter seinem Pfluge hergehenden Landmannes oder von einer anderen Seite das Blöcken der Schafe, das Brüllen der Rinder und das Wiehern der Pferde, welche alle von guten englischen Racen herstammen. Vor etwas mehr als hundert Jahren, als Cook dahin kam, war das Land in den Händen der Wilden, der Cannibalen, die in der finstersten Unwissenheit und in der grassesten Glaubens- und Sittenlosigkeit ein Leben wie

Ländliches Panorama.

die Thiere führten. Heut zu Tage gibt es dort Schulen und Kirchen aller Art, denn das Land ist vollständig christianisirt.

Diese Provinz bietet Landwirthen, Viehzüchtern und Bergleuten ein Areal von 2,112.676 österr. Joch oder 1,214.789 Hectaren Land dar, von welchen noch ein sehr grosser Theil zu haben ist.

Die Gesammtbevölkerung der Provinz mit Inbegriff der Maoris beträgt gegenwärtig nicht mehr als höchstens 15.000 Einwohner; es entfallen daher per Kopf circa 141 Joch.

Napier.

Napier, dis Hauptstadt der Provinz, ist sehr reizend angelegt und äusserst lieblich gruppirt. Die schön gebogene Bai erinnert unmittelbar an Neapel, mit welchem es fast auch denselben geographischen Breitengrad gemein hat, nur dass sich dieses auf der südlichen und jenes auf der nördlichen Hemisphäre befindet. Es ist eine aus Villen bestehende Stadt, die nicht nach dem steifen amerikanischen Systeme angelegt ist. Die Bevölkerung derselben dürfte wohl kaum mehr als 3000 Einwohner ausmachen. Unter diesen gibt es Professionisten aller Art.

Nicht weit von der Stadt gegen Süden beginnt die Ahuriri-Ebene, die fruchtbarste Gegend der Provinz. Sie nimmt eine Fläche von ungefähr 56.300 Joch ein. Mitten durch diese läuft sowohl die Hauptstrasse als auch die Eisenbahn nach dem Süden bis nach Wellington. Dort sind schon mehrere reiche Ortschaften, darunter zwei dänische, und eine bedeutende Zahl grosser, vornehmer Landgüter entstanden. Eines der letzteren war der Zielpunkt unseres Reisegefährten.

Wir verblieben daselbst auch ein paar Tage und hatten hinreichende Gelegenheit, uns mit den dortigen landwirthschaftlichen Verhältnissen und der Fruchtbarkeit des Bodens bekannt zu machen. Cerealien jeder Art gedeihen zu grosser Vollkommenheit ohne Anwendung des Düngers. Für Waizen ist es besser, wenn man den Boden ein Jahr zuvor mit Knollengewächsen bepflanzt, sonst würde er zu üppig emporsprossen. 14 bis 15 grosse, langwollige, englische Schafe können auf einem Joche Weideland das ganze Jahr hindurch hinreichendes Futter finden. Artesische Brunnen gibt es viele und können solche in einer Tiefe von 15 bis 30 Meter eröffnet werden.

Das Leben ist billig.

						Marktpreise.
1 Pfund	weisses englisches Weizenbrod	kostet	9	bis	12 kr.	
1 „	Rindfleisch	kostet	13	„	20 „	
1 „	Hammel	„	8	„	16 „	
1 „	Butter	„	36	„	60 „	
1 „	Thee	„	112	„	300 „	
1 „	Kaffee	„	62	„	74 „	
1 „	Zucker	„	20	„	24 „	
1 Centner	Erdäpfel	„	150	„	200 „	
1 „	Steinkohlen	„	140 kr.			
1 „	Brennholz	„	60 „			

Feldarbeiter:

					Löhne.
Mann und Frau erhalten per Jahr	600	bis	700	fl. Lohn	
1 lediger Mann „ „ „	500	„	600	„ „	
1 Stallmagd „ „ „	200	„	300	„ „	
1 Koch „ „ „	350	„	450	„ „	
1 männlicher oder weiblicher Domestik	250	„	400	„ „	

Zimmerleute verdienen täglich bei 8stündiger Arbeit	5	bis	5½	fl.
Maurer „ „ „ „ „	5	„	5½	„
Maler „ „ „ „ „	5	„	6	„
Schmiede „ „ „ „ „	5	„	6	„
Schneider „ „ „ „ „	4	„	5	„
Seiler „ „ „ „ „	—	„	6½	„
Schuster „ „ „ „ „	5	„	6	„
Taglöhner „ „ „ „ „	3	„	4	„

Mitten durch die ganze Provinz vom Norden nach Süden zieht sich ein hoher, schön bewaldeter Bergrücken. Auf der westlichen Seite desselben befinden sich mehrere Ebenen, die höchst geeignet für die Landwirthschaft sind, und grosse Wälder, unter anderen der 70 Meilen-Wald, welcher der Regierung gehört. Dieser Wald nimmt einen Flächenraum ein von circa 176.056 österreichischen Joch und enthält die edelsten neuseeländischen Fichten - Gattungen. Um diesen kolossalen Reichthum auszunützen, wird gegenwärtig von der Eisenbahn aus bis zum Walde eine Tramway angelegt. Wir sahen uns öfter nach den Eucalypten um, fanden aber, dass sie weder in Auckland noch in Hawkès-Bai heimisch sind und nur auf manchen sumpfigen Stellen als exotische Gewächse

vorkommen, die die Bestimmung haben, die Malaria zu vertreiben. Wir verliessen die Hawkès-Bai, um uns per Bahn nach Wellington zu begeben.

Provinz Wellington.

Diese wurde im Jahre 1840 von der Neuseeland-Compagnie in London gegründet, nachdem sie sich von den Eingebornen ein bedeutendes Stück Land erworben hatte. Schon in demselben Jahre ging das erste Schiff mit Auswanderern dahin ab, auf welches bis dato immer mehr und mehr folgten. Die Transactionen beim Länderkauf und Verkauf, welche anfänglich von der besagten Compagnie geleitet wurden, werden nun von der Regierung geführt. Die ganze Provinz Wellington enthält ein Areal von 5,070.422 österreichischen Joch = 2,915.492 Hectaren, von welchen sich bereits circa 2,816.901 Joch = 1,619.718 Hectaren im Besitze der Regierung befinden. Diese hat davon wieder 352.112 Joch = 202.464 Hectaren den Colonisten überlassen.

Die Maoris besitzen daher in dieser Provinz noch 2,253.521 Joch = 1,295.774 Hectaren Landes, welche gewiss, bevor noch 10 Jahre werden vergangen sein, zum grössten Theile der Regierung gehören werden.

Den Eingebornen ist es nicht gestattet, ihr gesammtes Land zu veräussern, sondern sie müssen wenigstens 28 Joch, circa 16 Hectaren, guten Landes für sich per Kopf zurück behalten.

Die Hauptstadt der Provinz und zugleich von ganz
Wellington. Neuseeland ist Wellington. Diese Auszeichnung wurde ihr 1865 zu Theil, als sich eine von allen 10 Provinzen beschickte Commission, die mit der Aufsuchung des günstigsten Platzes für den Sitz der obersten Landesregierung betraut war, einstimmig für selbes entschied.

Der Platz macht wirklich der Wahl grosse Ehre. Man hätte für den Handel und die Schifffahrt keinen günstiger gelegenen und für die Verwaltung des Landes passenderen

Ort auffinden können, der sich ausserdem auch noch eines grossen Rufes von landschaftlicher Schönheit erfreut.

Die Stadt liegt am westlichen Ufer des 10 Kilometer langen und $8^1/_2$ Kilometer breiten Lambton-Hafens, der den grössten Schiffen zugänglich ist und die besten maritimen Einrichtungen aufzuweisen hat. Sie ist 180 Seemeilen von den Städten Plymouth und Christchurch, 150 von Nelson, 1200 von Sydney und 1400 von Melbourne entfernt, mit welchen zwei letzteren Städten sie in einer regelmässigen Dampfschiffverbindung steht. Wellington hat in seinen administrativen, socialen, commerciellen und den Vergnügungen des Volkes gewidmeten Einrichtungen ein echt englisches Aussehen.

Für Alles, was das Herz eines wohlerzogenen Englishmans erfreuen kann, wie für Sport jeglicher Art, Jagden, Fischerei, Wettrennen, Regattas, Turnen, Cricket, Croquet, Tennis, Clubs, Musikhallen, Theater etc., für Alles das ist in Wellington bestens gesorgt.

Das Klima von Wellington würde der geographischen Lage nach dem von Rom entsprechen, wenn nur die vielen starken Winde nicht wären, die leider den grössten Theil des Jahres andauern. Die Monate Juli und August sind die kältesten des Jahres. Starke Reife sind dann an der Tagesordnung, doch sieht man selten Schnee in den Strassen, während der Gipfel der Berge Ruapehù, Tongarirò und Egmont das ganze Jahr hindurch damit bedeckt ist. Klima.

In Wellington sieht man die meisten Häuser mit Rauchfängen versehen, die im nördlichen Theile der Insel zu den Seltenheiten gehören. Die Häuser sind der öfter vorkommenden Erdbeben halber meist von Holz gebaut. Die Güte und Billigkeit dieses Materiales dürfte aber auch nicht ohne Einfluss auf die herrschende Vorliebe für die hölzernen Constructionen sein. Die Stadt zählt gegenwärtig circa eilftausend Einwohner und ist nach Dunedin und Auckland die drittgrösste Stadt.

Das Colonisiren macht in dieser Provinz wunderbare Fortschritte. Im Jahre 1871 erschien in Wellington ein Londoner Agent und machte im Namen des Emigranten- und Colonisten-Hilfsvereines, an dessen Spitze der Herzog von Colonisation.

Manchester stand, der Regierung den Vorschlag zu einer neuen grossen Ansiedlung. Ein Uebereinkommen liess nicht lange auf sich warten. Die Regierung überliess am Rangitikei-Flusse in der Nähe des 40. Breitengrades ein Stück guten, ebenen Landes von 35 Kilometer Länge und 14 Kilometer Breite, d. i. eine Fläche von 74.648 österr. Joch, zum Preise von 5 fl. 60 kr. per Joch. Für den Gesammtbetrag wurden Wechsel ausgegeben, die im Laufe von 10 Jahren bezahlt und mit 5% verzinst werden mussten. Der Verein machte sich verbindlich, innerhalb sechs Jahren 2000 praktische Arbeiter auf der neuen Ansiedlung zu installiren.

Die Regierung dagegen hatte nicht allein die Reisespesen der Einwanderer von England bis zum Bestimmungsorte zu tragen, sondern auch dafür zu sorgen, dass 200 Mann von diesen Leuten, wenn nöthig, fünf auf einanderfolgende Jahre hindurch zweckmässige Beschäftigung und entsprechende Löhnung ($3\frac{1}{2}$ bis 6 fl. per Tag) beim Baue der Eisenbahn finden, welche nach der neuen Ansiedlung anzulegen ist. Ferner willigte die Regierung ein, fünf Jahre hindurch für die Anlage guter Wege und Brücken jährlich den Betrag von 20.000 Gulden zu verwenden.

Die Gesellschaft war verbunden, die Ankömmlinge mit passenden Wohnungen zu versehen und jedem Einzelnen derselben, je nach Bedürfniss, 14 bis 70 Joch Grund zu überlassen, für welchen sie jährlich ein Pachtgeld von 88 kr. per Joch und 3 fl. 50 kr. wöchentliche Hausmiethe zu bezahlen hatten.

Die Bedingungen wurden von allen Seiten gewissenhaft erfüllt und die Unternehmung gelang so vollständig, dass sich schon nach zwei Jahren Landwirthe einfanden, die der Gesellschaft für ein Joch Grund 14 bis 21 Gulden anboten.

Heutzutage findet man dort einen blühenden District, der den Namen „die Manchester-Ansiedlung" erhalten hat.

Die Maoris, welche gegenwärtig noch circa den sechsten Theil der Einwohner Neuseelands ausmachen, halten sich laut ihrer Sagen und Erzählungen nicht für die Ureinwohner, sondern nur für die ersten Entdecker des Landes. Da sie hierüber keine geschriebenen Angaben besitzen, so verliert sich dieses Ereigniss im Dunkel der Geschichte. Aus ihren

Traditionen ist nur so viel zu lernen, dass, als sie in Neuseeland ankamen, es dort keine anderen Einwohner gab. Und so fand sie der Capitän Cook, als er 1769 das Land zum ersten Male besuchte.

Der erste Verkehr war ein sehr schwieriger, weil man sich gegenseitig nicht verstand. Nur ein Mann aus Tahiti, der sich im Gefolge Cook's befand, vermochte sich in seinem Dialecte einigermassen mit den Neuseeländern verständlich zu machen, welchem Umstande man eine Menge von Auskünften über sie und ihr Land verdankte und erfuhr, wie z. B., dass sie vom Norden stammen und von Insel zu Insel gezogen sind, bis sie in Neuseeland Halt gefunden haben. Von mancher Seite wird vermuthet, dass sie malayischen Ursprunges sind. Dies glauben wir aber bezweifeln zu müssen, indem wir zwischen den Maoris und den Malayen weder im Typus, noch in der Sprache, den Sitten und der Religion irgend eine Aehnlichkeit zu finden vermögen. Da die Malayen orthodoxe Mahomedaner sind, würden sie gewiss dafür Sorge getragen haben, ihren Abkömmlingen wenigstens Spuren ihrer Religion einzuprägen. Dies ist aber ganz und gar nicht der Fall. Gestalt, Sitten, Sprache und geistige Anlagen deuten aber darauf hin, dass sie von den Südsee- oder noch mehr von den Sandwich-Inseln herstammen. Unzählige Ortsnamen, wie Oahù, Waimea, Waikiki, Waipea etc., erinnern uns an die hawayische Sprache, deren Klänge uns noch im frischen Gedächtnisse sind. Bei den hawayischen Ortsnamen scheint die Vorsilbe Wai eine grosse Rolle zu spielen. In Neuseeland ist dies nicht minder der Fall. Wir haben in nicht mehr als etlichen Minuten auf der Karte von Neuseeland ein paar Dutzend Orts- und Flussnamen gefunden, die ebenfalls mit der Silbe „Wai" anfangen. *) Die Colonialregierung hat den Befehl erlassen, dass von nun an alle alten Namen erhalten bleiben sollen. Dies ist gewiss sehr vernünftig und weit besser, als dieselben mit den immer gleichen englischen

Ethnographisches.

*) Waiao, Waihao, Waikaka, Waikana, Waikare, Waikari, Waikate, Waikowaito, Waimate, Wainahia, Waioki, Waipapapa, Waipowa, Waipukurau, Wairoa, Wairopa, Waitaki, Waitaiki, Waitara, Waitemato, Waitotara etc. Auch einige Fidschi-Namen haben denselben Klang.

Benennungen zu ersetzen, die in allen englischen Dominien gang und gäbe sind.

Als Cook Neuseeland betrat, fand er dessen Bewohner in dem gleichen wilden Zustande und moralischen Verfalle wie die Sandwich-Insulaner, welche wir seiner Zeit zu schildern Gelegenheit hatten.

Ihre Nahrung bestand aus dem Fleische der Ratten, die einzigen vierfüssigen Thiere, der fliegenden Füchse, einer Gattung Fledermaus, der Fische, der wilden Vögel und der Menschen. Das Pflanzenreich lieferte ihnen nur die Kumerà (die süsse Kartoffel) und den Taro *(arum esculentum)*, ein Kolbengewächs. Ihre Religion war eine heidnische, die auf den Glauben an feindliche Dämonen basirt war, denen die Priester zur Versöhnung beständig Menschenopfer in den Tabús*) darbrachten. Weibliche Kinder dem Moloch zu opfern, wurde als eine besonders verdienstliche Handlung betrachtet. In Folge dessen sank das Verhältniss der Frauen zu den Männern wie sieben zu zehn herab und brachte, wie sich leicht denken lässt, die gräulichsten Unsitten nach sich. Wenn man zu dem bedauerlichen Bilde noch hinzufügt, dass die verschiedenen Stämme stets unter einander Krieg führten und Alles aufboten, um sich gegenseitig aufzureiben, so kommt man leicht zur Einsicht, dass ihr Verfall schon lange vor der Zeit begann, in welcher der Fremde (Pakeha) in das Land kam.

Bald nach Cook kamen mehrmals Flüchtlinge aus der australischen Strafanstalt in's Land, denen sich auch Ausreisser der Wallfischfahrer zugesellten, die nun von Zeit zu Zeit die nördlichen Häfen anliefen, um Provisionen einzunehmen.

Diese wilden Gesellen nahmen eingeborne Frauen zu sich und trugen wenig zur Verbesserung der Sitten bei, doch brachte dieses das Gute mit sich, dass nach und nach eine gemischte Race zum Vorschein kann und dass sich die Eingebornen an die Europäer gewöhnten. Die letzten sorgten

*) Tabú hiess ein eingepferchter Platz, in welchem die Priester ihre religiösen Handlungen verrichteten. Auf den Sandwich-Inseln bedeutet Tabú einen verschlossenen Ort, in welchem die Heerden gezeichnet und gezählt werden.

nun auch für eine bessere Pflege der von Cook zurückgelassenen Hausthiere und Gewächse, die sich nun ungemein schnell vermehrten. Und so kam es, dass, als später die Europäer massenweise im Lande einzogen, sie hinreichende Nahrung vorfanden, ohne welche es ihnen schlimm ergangen wäre.

Da diese auch diverse Gegenstände und Waaren mit sich brachten, nach denen die Maoris lüstern waren, so entstand gar bald ein lebhafter Handelsverkehr, der den jetzigen Zuständen die Wege ebnete.

Das Wirken der Missionäre.

Mehr aber als der Handelsverkehr haben die Missionäre zur Entwilderung der Eingebornen beigetragen. 1814 wurde in der Bay of Island die erste reformirte Missionsstation errichtet, der bald darauf eine katholische folgte. Und so ging es fort im raschen Laufe. Viele der Maoris schenkten den guten Worten Gehör, wurden Christen und betraten somit den Weg der Civilisation. Der weisse und der braune Mann näherten sich immer mehr und mehr und das, was früher der Tauschhandel im Kleinen bewirkte, brachten nun die Missionäre im Grossen zu Stande. Das Christenthum nahm die Oberhand und eine humane Regierung richtete auf demselben seine Institution auf.

Unter den verschiedenen wilden Völkerstämmen, die wir kennen gelernt haben, hat keiner unser Interesse in so hohem Grade erregt, wie die Maoris in Neuseeland und keiner hat mehr Fähigkeiten und guten Willen an den Tag gelegt, die von den Europäern eingeführten neuen Institutionen zu begreifen und zu befolgen, als eben dieser. Sie haben fast insgesammt den barbarischen Sitten und Gewohnheiten ihrer Vorfahren entsagt. Vierzig Jahre im Umgange mit ihren weissen Nachbarn waren hinreichend, dass sie die Wohlthaten der Civilisation kennen gelernt und ihren Willen den Gesetzen unterthänig gemacht haben. Bei vorkommenden Streitigkeiten sieht man sie jetzt den Weg nach dem Gerichtshofe einschlagen, anstatt wie früher mit der Keule (Nulanula) in den Händen gegenseitig auf einander loszuschlagen.. In allen landwirthschaftlichen Verrichtungen ahmen sie die Europäer nach. Sie cultiviren den Boden, ernten, treiben Viehzucht und bringen ihre Producte zu Markte wie diese. Jede Verbesserung, gleichviel mag sie auf landwirthschaftliche Geräthe und Maschinen,

auf Nutzthiere oder Pflanzen Bezug haben, wird gierig ergriffen und ausgebeutet.

Die Maoris halten Schafe und scheren sie, ziehen Rinder, Schweine und Geflügel, bauen Weizen, Kukuruz und andere Cerealien in Massen und pflanzen Aepfel, Pflaumen, Pfirsiche, Trauben, Melonen, Kohl, Bohnen, Hopfen etc.

Die Sämereien dazu empfingen sie fast ausschliesslich von den Händen der Missionäre. Ihre Einnahmsquellen haben sich daher ungemein vergrössert. Früher ging wohl der grösste Theil des Erlöses wieder in Brandy und anderen geistigen Getränken auf, aber Dank den Bemühungen der Missionäre bilden sie gegenwärtig unter sich Mässigkeitsvereine, kaufen sich für ihr Geld europäische Erzeugnisse jeder Art, für welche sie ganz ausserordentlich eingenommen sind, oder legen es in einer der unzählig im Lande errichteten Postsparcassen an, eine Einrichtung, die vermöge ihrer grossen Bequemlichkeit auch bei uns zu Lande ins Leben gerufen zu werden verdient.

Die Enthaltsamkeit vom übermässigen Genusse spirituoser Getränke und die Annahme der europäischen Lebensweise hat ihrem furchtbar überhandgenommenen Verfalle plötzlich Einhalt gethan, denn seit etlichen Jahren ist ihre Bevölkerung wieder in erfreulicher Zunahme begriffen.

Die Maoris bilden eine plastisch wohlgeformte Race von olivenbrauner Farbe. Namentlich sind ihre Köpfe wie bei den Europäern gut entwickelt. Ihre Haare sind üppig und schwarz und ihre Zähne schön weiss. Die Bewohner des schwefelreichen Seedistrictes machen hievon eine Ausnahme. Die durchschnittliche Grösse der Männer beträgt 5½ Fuss. Die Augen der auf der Nordinsel lebenden sind meist entzündet und triefend, was dem Rauche in ihren Wohnungen zuzuschreiben ist, die nicht mit Kaminen versehen sind.

Der Anzug der Bewohner der Nordinsel besteht meist in einem kurzärmeligen, nach europäischer Mode gemachten und reich mit Bändern benähten Hemde, das um den Leib mit einer wollenen Binde zusammengehalten ist. Eine grosse Rolle spielt dabei der elegant umgelegte Halskragen, der mit einer modernen Cravate geschmückt ist. In der kühlen

Jahreszeit tragen sie noch zierlich gemachte Decken aus schwarzen Schaffellen, die rauhe Seite nach aussen, auf den Schultern. Arme und Füsse sind bloss, damit die oft sehr kunstvoll gemachte Tätowirung zu sehen ist.

Die Südländer, besonders die, welche in der Nähe der Städte wohnen, tragen meist schon vollständige europäische Anzüge. Die Tätowirung hat daher dort wenig oder gar keinen Sinn mehr und verschwindet nach und nach aus der Mode. Sie versehen ihre Wohnungen auch schon mit Kaminen.

Alle Stämme, die mit den europäischen Ansiedlern im beständigen Verkehre stehen und mehr oder weniger auf freundschaftlichem Fusse leben, sind ängstlich besorgt, dass ihre Kinder eine englische Erziehung erhalten. Zu diesem Behufe wurden in den verschiedenen Provinzen bereits gegen 2000 Volksschulen eröffnet, die fleissig besucht werden.

Die jährlichen Prüfungen liefern glänzende Beweise über die geistigen Fähigkeiten und Fortschritte der Eingebornen, von denen viele schon die höchsten Schulen durchgemacht und nun Sitz und Stimme im Parlamente oder in den öffentlichen Aemtern haben.

Aber ungeachtet dessen lebt in den abgeschiedensten Winkeln des Landes, namentlich in den Gegenden des oberen Waikato-Flusses und am Taupo-See, die von den Colonisten und den Eisenbahnen noch nicht erreicht worden sind, noch ein kleiner Theil der Bevölkerung, die noch ein gutes Mass der Sitten und Gebräuche ihrer Vorfahren beibehalten hat. Diese besucht daher nicht gerne die Handelsplätze und sieht es lieber, wenn die Käufer zu ihr kommen und ihr ihre Erzeugnisse abnehmen. Volkscharakter.

Im Handel und Wandel sind die Maoris unternehmend, öfters liberal und nobel, aber im Handumdrehen auch filzig und gemein, so wie es ihnen gerade am besten passt. Habsucht ist ein nationaler Zug, der sich durch alle Schichten dieses Volkes wie ein rother Faden hindurchzieht. Diese Eigenschaften gereichen ihm nicht besonders zur Ehre.

Die Eingebornen der südlichen sechs Provinzen haben bereits alles Land bis auf kleine unveräusserliche Parcellen an die Regierung verkauft, während die der nördlichen vier Provinzen noch im Besitze sehr grosser Strecken sind. Da

sie nun mittlerweile mehr oder weniger unternehmende Landwirthe geworden sind, so nehmen sie jetzt von der Regierung solches theilweise wieder in Pacht zurück. Da sie es in Bezug auf das Mein und Dein in Einhaltung der Grenzen nicht immer sehr genau nehmen, so sind schon hin und wieder sehr unangenehme Conflicte entstanden. Solchen Veranlassungen war hauptsächlich auch der letzte Aufstand zuzuschreiben, den einige habsüchtige und fanatische Häuptlinge zu einem nationalen anzufachen suchten, der aber für sie einen recht beklagenswerthen Ausgang nahm.

Dies war eine sehr gute Lection für sie und seit dieser Zeit sind sie nicht wieder treubrüchig geworden.

Als vor mehreren Jahren zurück in der Provinz Hawkés-Bai zwischen zweien der mächtigsten Stämme aus localen Ursachen ein heftiger Streit entbrannte, in welchen *nolens volens* auch mehrere Colonisten verwickelt wurden, machte sich unter den gesammten europäischen Ansiedlern, die dazumal in bedeutender Minderzahl waren, die nicht ungegründete Furcht bemerkbar, dass es zu einem allgemeinen Zusammenstosse kommen könne. Die Sorge ward um so viel grösser, als bei einem Scharmützel ein Dutzend der Maoris am Platze blieb, aber ihre Partei trotzdem das Schlachtfeld behauptete. Da erliess der leitende Häuptling in der Zeitung eine Proclamation an die Europäer, welche folgendermassen lautete:

„Hört uns, Ihr habt nichts zu fürchten von uns. Meint „Ihr denn, dass uns das Kriegführen Vergnügen macht und „es uns gleichgiltig ist, zwei Feinde zu haben, den Pakeha „(den Fremdling) und den Habuku (den feindlichen Stamm)? „Nein, unser eigener Streit ist uns genügend. Saget den An„siedlern, dass sie ruhig in unserer Mitte bleiben können. „Wir werden nicht verrätherisch mit dem Volke unseres „Landes handeln. Würden wir uns gegen dasselbe wenden, „so würden wir uns den Weg abschneiden, durch den wir „so grosser Vortheile theilhaftig werden."

Das war gewiss eine männliche, ehrliche Sprache, nach welcher auch pünktlich gehandelt wurde.

In Wellington waren wir an der Quelle, uns eine Reihe interessanter officieller statistischer Tabellen zu verschaffen, aus denen die Fortschritte des Landes zu ersehen sind. Diese

Tabellen repräsentiren einen Zeitraum von 5 Jahren, nämlich vom 31. December 1871 bis 31. December 1875 und wir schalten sie hier für diejenigen ein, die sich für Neuseeland interessiren.

Statistik.

I. Zeigt die Zahl der geschätzten Bevölkerung, der Geburten, der Sterbefälle und der Ehen.

Jahr	männlich	weiblich	Total	geboren	gestorben	Ehen
1871	156.431	110.555	266.986	10.592	2.642	1.864
1872	162.404	117.156	279.560	10.795	3.194	1.873
1873	170.406	125.540	295.946	11.222	3.645	2.276
1874	194.349	147.511	341.860	12.844	4.161	2.828
1875	213.294	162.562	375.856	14.438	5.712	3.209

II. Die Vertheilung der Bevölkerung in den zehn Provinzen der Colonie.

	männlich	weiblich	Total
Nordinsel			
Provinz Auckland	43.659	35.445	79.104
„ Taranaki	4.239	3.420	7.659
„ Wellington	21.634	18.166	39.800
„ Hawèks-Bai	7.507	5.553	13.060
Südinsel			
Provinz Nelson	14.617	10.003	24.620
„ Marlborough	4.241	2.964	7.205
„ Canterbury	43.191	35.524	78.715
„ Westland	9.967	6.023	15.990
„ Otago	64.161	45.407	109.568
Chatam oder Stewardinsel	78	51	135
Total	213.294	162.562	375.856

III. Ein- und Auswanderung.

Jahr	Einwanderung			Auswanderung			Mehr der Einwanderung		
	männlich	weiblich	Total	männlich	weiblich	Total	männlich	weiblich	Total
1871	7.526	2.557	10.083	4.041	1.256	5.297	3.485	1.301	4.786
1872	6.775	3.950	10.725	4.417	1.335	5.752	2.358	2.615	4.973
1873	7.871	5.701	13.572	3.507	1.254	4.761	4.364	4.447	8.811
1874	25.830	18.135	43.965	4.367	1.492	5.859	21.463	16.643	38.106
1875	19.558	12.179	31.737	4.727	1.740	6.467	14.831	10.439	25.270

IV. Staats-Einnahmen und Ausgaben, Werth der Producte der Ein- und Ausfuhr.

Jahr	Gewöhnliche und Territorial-Einnahmen	Ausgaben	Einfuhr	Ausfuhr der Producte der Colonie
	ö. W. fl.	ö. W. fl.	ö. W. fl.	ö. W. fl.
1871	12,993.710	28,817.590	40,781.920	51,711.040
1872	16,247.140	32,490.060	51,429.510	51,071.860
1873	27,531.810	30,721.280	64,646.870	54,779.700
1874	30,243.480	29,607.100	81,218.120	51,521.430
1875	27,359.560	34,319.720	80,291.720	54,758.440

V. Für welchen Betrag und von wo in den Jahren 1873 bis 1875 die eingeführten Waaren kamen.

	1873	1874	1875
	ö. W. fl.	ö. W. fl.	ö. W. fl.
Von Grossbritannien........	37,811.300	54,810.360	51,036.100
„ englischen Colonien....	24,183.020	23,275.970	24,849.580
„ fremden Staaten.......	2,652.550	3,131.790	4,406.040
	64,646.870	81,218.120	80,291.720

VI. Betrag des Exportes aus den verschiedenen neuseeländischen Haupthäfen:

	ö. W. fl.
Aus Dunedin	17,197.920
„ Lyttelton	12,190.360
„ Auckland	6,954.180
„ Wellington	6,737.520
„ Hokitika	1,930.060
„ Greymouth	3,668.370
„ Napier	3,632.300
„ Invercargill	3,211.080
„ Westport	962.370

VII. Goldausfuhr von Neuseeland:

	ö. W. fl.
Im Jahre 1875 betrug die Goldausfuhr	14,077.700
Der Totalwerth des ausgeführten Goldes vom 1. April 1857 bis 31. December 1875 betrug	309,847.860
Dazu lieferten:	
Otago	136,022,660
Westland	77,415.490
Nelson	59,015.570
Auckland	35.676.340

Die Menge und der Werth des von 1869 bis 1874 exportirten Silbers betrug 271.360 Unzen im Werthe von ö. W. fl. 752.180.

VIII. Zunahme und Werth verschiedener neuseeländischer Export-Producte:

Jahr	Wolle		Flachs (Phormium)		Gummi (Kauri)		Diverse andere Producte	Total-werth ö. W. fl.
	Menge Pfund	Werth ö. W. fl.	Menge Pfund	Werth ö. W. fl.	Menge Pfund	Werth ö. W. fl.	Werth ö. W. fl.	
1871	37,793.734	16,061.440	4248	906.440	5054	1,679.580	5,488.740	54,741.040
1872	41,886.997	25,379.490	3985	994.050	4814	1,544.670	5,847.030	54,071.860
1873	44,535.485	27,024.740	6454	1,437.990	2833	858.460	5,584.590	54,779.700
1874	46,848.735	28,346.950	2038	376.900	2568	799.860	6,944.440	54,524.430
1875	54,404.540	33,984.550	639	147.420	2236	1,385.230	5,496.540	54,758.440

IX. Die Zahl der in den verschiedenen Provinzen befindlichen wichtigsten Hausthiere mit Ausschluss der den Maoris gehörigen beträgt nach dem Census von 1874:

	Pferde	Rindvieh	Schafe	Schweine
Auckland	14.555	105.595	340.241	32.429
Taranaki	2.512	17.621	51.321	3.598
Wellington	13.402	84.352	1,116.965	15.479
Hawèks-Bai	5.062	22.812	1,184.387	2.571
Nelson	4.749	25.793	591.384	7.291
Marlborough	3.160	9.758	734.139	4.034
Canterbury.......	23.751	86.752	3,325.630	37.181
Westland	924	4.509	3.808	895
Otago-Steward-Insel	30.840	136.921	4,326.988	20.253
Total	98.955	496.113	11,674.863	123.741

X. Durchschnittspreise der wichtigsten Hausthiere im Jahre 1875 in ö. W.

	Rindvieh per Stück	Ziegen per Stück	Pferde per Stück	Schafe per Stück	Schweine per Stück
Auckland ...	100	5.—	150	8.50	11.—
Taranaki	70	10.—	80	6.50	10.—
Wellington ..	125	5.— b. 12.50	50 b. 700	7.—	11.25
Hawkès-Bai	201 b. 20	5.—	50 b. 500	3.50 b. 8.—	10.—
Nelson......	100	7.50	250	6.—	20.—
Marlborough.	80	—	150	3.—	40.—
Canterbury ..	25 b. 100	9.—	50 b. 400	1.25 b. 5.50	10.— b. 15
Westland ...	110	7.50	200	1.—	15.—
Otago	40 b. 200	4.—	200 b. 700	1.75 b. 12.50	22.50 b. 100

Provinz Nelson.

Zwischen Wellington und Nelson herrscht eine lebhafte Schiffverbindung. Elegante Dampfer fahren beständig hin und her, welche die Reisenden in einigen Stunden von einer in die andere Stadt befördern. Wir erinnern uns gerne an das grosse Entzücken, das wir empfanden, als wir uns in der reizenden Cookstrasse befanden.

Umgeben von einer lieblichen aromatischen Atmosphäre, den blauen Himmel über und das blaue Meer unter uns, fuhren wir ruhig auf dem Wasser dahin und an zahlreichen grünen buchtenreichen Inseln vorbei, die alle bevölkert sind. Beim Cap Stephens angekommen, wendete das Schiff den Schnabel nach Süden und steuerte geraden Weges in die circa 60 Seemeilen lange Blind-Bai hinein, an deren äussersten südlichen Grenzen die Stadt Nelson liegt. Nelson.

Bei der Annäherung an diesen Platz fühlt man sich mächtig von der Bewunderung der herrlichen Lage und der prachtvollen Umgebung ergriffen. Die Natur scheint dort mit der Austheilung ihrer Gaben besonders verschwenderisch umgegangen zu sein. Welch' schönes idyllisches Panorama liegt ringsum ausgebreitet, das mit sanften reichbewaldeten Hügeln geschmückt ist und in dem Hintergrunde in dem riesighohen schneebedeckten Ben Nevis seinen Abschluss findet. Sympathische Empfindungen fangen an sich in der Brust des Ankommenden zu regen und in der That, Nelson ist derselben vollkommen würdig.

Diese Provinz wurde ein Jahr später als Wellington gegründet, hat eine Länge von 276 Kilometer, eine Breite Grösse. von 172 Kilometer und einen Flächenraum von 2711 Hectaren = 4710 österreichische Joch.

Sie hat eine Bevölkerung von circa 2500 Einwohnern, Bevölkerung. von denen 600 auf die Stadt Nelson zu rechnen sind. Die Provinz zerfällt in die drei folgenden Districte: Blindbai, Westküste und Amuri oder Ostküste. Das Aussehen des Landes ist schroff, gebirgig und pittoresk mit schönen breiten Lage. Thälern. Höchst romantisch ist die Gegend um den Berg Franklin, der sich zu einer Höhe von mehr als 3000 Meter emporhebt. Die Erde ist vorwiegend sehr fruchtbar und für Feldbau und

Viehzucht günstig. Der Boden ist ungemein reich an edlen und unedlen Metallen und Steinkohlen und das Klima ist mild und gesund wie in Italien und in den Ländern am ligurischen Meere.

Producte.

Die hauptsächlichsten Producte sind: Metalle, Cerealien jeder Art, Kartoffeln, Hopfen, alle Gattungen Obstes wie in England, Wolle, Leder, Flachs, Seile, Wein, Ale und Porter etc. Bauholz, namentlich in den ersten zwei Districten, ist hinlänglich viel vorhanden. Werthlos sind bis dato die Birkenwälder, die manchmal von kolossaler Ausdehnung sind. Das Leben in dieser Provinz ist ein höchst friedliches. Das Land, mit Ausnahme der den Maoris reservirten Grundstücke, gehört der Regierung und den Europäern. Seit vierzig Jahren ist zwischen diesen kein erheblicher Streit mehr vorgefallen.

Allen jenen, die in günstigen Vermögensumständen leben und zum bleibenden Aufenthalte ein stilles Land suchen, in welchem sich zahlreiche Naturschönheiten, ein mildes, gesundes Klima, eine gute englische Gesellschaft und geeignete Anstalten befinden, in denen sie ihren Kindern eine gediegene Erziehung geben können, mag Nelson auf das Beste empfohlen sein.

Unsere Absicht war, von Neuseeland nach Tasmanien zu reisen. Wir fühlten gewissermassen eine Mission in uns, dies zu thun und zwar im Interesse der Eucalypten.

Da wir Vieles über die herrlichen Eigenschaften dieser von dort stammenden Bäume gelesen und von deren erfolgreichen Acclimatisation in Algerien, Italien und selbst auch im österreichischen Küstenlande gehört hatten, wo sie hauptsächlich nur zu dem Zwecke angepflanzt werden, um in den ungesunden sumpfigen Gegenden die Luft von den verderblichen Fiebermiasmen zu reinigen, so entstand in uns der Wunsch, diese nützlichen Bäume auch im transkaukasischen Gebiete und zwar in der Umgegend von Poti einzuführen, die durch ihre furchtbaren endemischen Fieber im üblen Rufe steht. Leider wurde dort, obgleich wir die besten Sämereien dahin gelangen liessen, der gut gemeinten Sache keinerlei Aufmerksamkeit erwiesen. Wir glaubten dadurch uns einer Pflicht gegenüber Russland zu entledigen, in welchem wir eine lange Reihe von Jahren verlebt und gewissermassen ein Adoptiv-Vaterland gefunden hatten. Dies war die Ursache,

die uns bewog, nach Tasmanien zu gehen, um uns an Ort und Stelle mit der Natur der besagten Bäume bekannt zu machen und uns die besten Sämereien zu verschaffen.

Da wir vernahmen, dass in Kürze von Hakitika aus ein Dampfschiff dahin abgehen wird, so machten wir uns auf den Weg, um daselbst rechtzeitig anzukommen.

Eine Fahrt längs den westlichen Küsten Neuseelands ist nicht zu den angenehmen zu zählen, theils wegen der heftig brandenden See und den kleinen, uncomfortablen Schiffen, die dort verkehren. Genug, wir kamen wohlbehalten dort an und hörten zu unserer grossen Ueberraschung, dass der angezeigte Dampfer erst nach zehn Tagen auslaufen wird. Wir liessen uns die unerwartete Verzögerung nicht schwer fallen, denn wir hatten keinen Mangel an Zeit und gewannen dadurch den Vortheil, auch diese Provinz kennen zu lernen.

Die Provinz Westland

war früher ein Theil der Provinz Canterbury, von welcher sie 1861 abgetrennt wurde. Es ist ein langer, schmaler Streifen Landes von 345 Kilometer Länge, 52 Kilometer Breite, welcher in Bezug auf die geographische Lage eine Aehnlichkeit mit Chili hat. Die südlichen Alpen scheiden es der ganzen Länge nach von Canterbury. Diese bilden eine mächtige, mineralreiche Gebirgskette, deren Abhänge herrlich bewaldet sind und deren Kamm den grössten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt ist. Sie gewährt von der Hauptstadt Hokitika aus einen wunder- Hokitika.
vollen Anblick und namentlich sind es die Berge Kaimatau, Tyndall und Cook, die ihre greisen Häupter tief in die Wolken hineinstecken. Der letzte ist 4026 Meter hoch und überragt die Ortelesspitze, welche die Tiroler das Ende der Welt nennen, Das Areal der Provinz beträgt 2,141.127 Joch oder 1,231.148 Hectaren, von denen

1,149.178	Hectaren	auf	Gebirge und Wälder,
12.043	„	„	Seen und Flüsse,
69.927	„	„	offenes Land entfallen.
1,231.148			

Die gesammte Einwohnerzahl des Landes mit Inbegriff der Maoris beträgt gegenwärtig nicht mehr als 16.000, von welchen 4000 in der Hauptstadt wohnen.

Als die Regierung das Land käuflich an sich brachte, fanden sich auf demselben nur 30 Eingeborne, die durch die beständigen Einfälle ihrer von der Nordinsel kommenden feindlichen Stammesgenossen auf das schreckliche Minimum zusammengeschmolzen waren. Seit dieser Zeit hat sich ihre Zahl wieder bis gegen 80 gehoben, welche friedlich zwischen den weissen Ansiedlern leben und Landwirthschaft betreiben.

Haupt-Ressourcen der Provinz.

Die wichtigsten Ressourcen der Provinz sind Gold und Bauholz. An beiden ist sie sehr reich. Die Bäume, die im Handel eine besondere Rolle spielen, sind: die rothen, weissen, schwarzen und Silber-Fichten, die rothen, weissen und schwarzen Birken und die Cedern und ausser diesen einige schön gefaserte Hölzer, die unter dem fremden Namen: Mairo, Totara, Rata, Kawhaka und Manuka bekannt sind und mehr oder weniger für die Möbelfabrikation gesucht werden.

Der Hauptexport ist nach Melbourne und Sydney in Australien gerichtet und man sagte uns, dass sich die jährliche Ausfuhr auf circa 3000 Stämme belaufe. In der neuesten Zeit sind dort bereits auch schon mehrere Sägemühlen ins Leben getreten. Das Holzfällen scheint ein gutes Geschäft zu sein, denn man braucht monatlich nur 5 fl. ö. W. zu bezahlen, um das Recht von der Regierung zu erlangen, in ihren Forsten, wo und wie viel man immer nur will, Holz zu fällen und mit demselben nach Gutdünken zu schalten und zu walten.

Die Cultur und die Verarbeitung des Flachses könnte dort auch zu kolossalen Geschäften führen. Dieser Stoff findet sich im wilden Zustande in einer unerschöpflichen Menge vor. Ausser den Maoris denkt noch Niemand daran, aus demselben Nutzen zu ziehen. Diese verwenden ihn nur zur Anfertigung ihrer allernothwendigsten Kleidungsstücke und Bindfäden. Die daraus gemachten Gewebe haben ein glänzendes, dem Satin ähnliches Aussehen. Eine Gattung davon,

die sie mit dem Namen Tai benennen, zeichnet sich durch die Länge ihrer Fasern und die grosse Stärke aus. Es klingt fast unglaublich, wenn wir erwähnen, dass in manchen feuchten günstig gelegenen Stellen der Flachs eine Höhe von 9 bis 10 Fuss erreicht.

Man theilte uns von competenter Seite mit, dass, wenn der Flachs regelmässig cultivirt und von demselben nur die Blätter abgestreift würden, jährlich eine doppelte Ernte gemacht werden und per Hectare mehr als 108 Centner Flachs gewonnen werden könnten.

Nicht weniger einträglich könnte auch der Ackerbau und die Viehzucht gemacht werden, wenn die nöthigen Arbeitskräfte dazu vorhanden wären. Leider ist dies aber nicht der Fall und die Löhne gehen daher ungemein hoch, wie aus den nachstehenden officiellen Notirungen zu ersehen ist.

Unter der täglichen Arbeitsdauer sind meist nur acht Stunden zu verstehen.

Arbeitslöhne.

Ein Arbeiter bei Strassen- oder sonstigen öffentlichen Bauten verdient täglich . .	5	bis	6	fl.
ein Zimmermann oder anderer Handwerker	—	„	8	„
Bretterschneider	—	„	8	„
gewöhnliche Arbeiter oder Holzhauer . .	—	„	5	„
Bergleute in der Nähe der Stadt wöchentlich	—	„	30	„
„ weit von Städten entfernt . . .	40	„	50	„
„ in Kohlengruben, wenn die Flötze 12 bis 21 Fuss dick sind, per Tonne . .	—	„	2	„
Feldarbeiter nebst Kost und Wohnung wöchentlich	15	„	17½	„

Die gewöhnlichen Lebensmittelpreise sind folgende:

Lebensmittel-Preise.

1 Pfund Rind- oder Schaffleisch	12	bis	20	kr.
1 „ Butter	—	„	36	„
1 „ Käse	—	„	40	„
1 „ Schinken oder Speck	36	„	50	„
1 „ Thee	—	„	1.25	„
1 „ Zucker	—	„	20	„
1 Sack Mehl von 50 Pfund	—	„	4.—	„
1 Centner Kartoffeln	—	„	2.50	„

Die Regierung muss eine grössere Zahl von Einwanderern in Aussicht haben, denn es wird stark an der Anlage neuer Strassen und Wege gearbeitet, was man in der Regel nicht zu thun pflegt, wenn man nicht weiss, dass das ausgelegte Capital nicht bald und mit guten Procenten wieder in die Cassen zurückkehrt. Der schon vorhandenen guten Strassen sind übrigens nicht wenige und ganz besonders darunter ist die herrliche interprovinciale Strasse zu erwähnen, welche von Hokitika bis nach Christchurch (Canterbury) führt. Diese hat eine Länge von 180 Kilometer und hat $1^1/_2$ Millionen Gulden ö. W. gekostet.

Klima und Charakter des Landes.

Das Klima dieser Provinz ist ungemein milde und gleichmässig, so dass das ganze Jahr hindurch im Sommer wie im Winter dieselben Kleider getragen werden können.

Der allgemeine Charakter des Landes ist ein gebirgiger. Doch gibt es auch prachtvolle Thäler, die nicht selten in umfangreiche Ebenen ausmünden, die mit einer vielfärbigen halbwilden Flora geschmückt sind und nur den Heerden zur Weide dienen. Hoffentlich werden sie sich bald in reiche Felder verwandeln.

Sonderbar, Neuseeland ist in mehrfacher Beziehung mit Amerika homogen. Am meisten ist dies in orographischer Beziehung der Fall. Sowie sich die riesigen Cordilleren und Sierras durch beide Amerika von Süden nach Norden ziehen, so sind es in Neuseeland die südlichen Alpen, die submarin unter der Cooks-Strasse fortlaufend auf der nördlichen Insel als Ruahine-, Wairoa-, Pakaroa- und Coromandel-Gebirge sich weiter nordwärts wenden und das Land wie eine Felsennaht zusammenhalten. So einfach und monoton die östlichen Küsten Neuseelands zum grossen Theile sind, eben so grossartig und erhaben sind die westlichen Küsten, wenn man sie in einer gewissen Entfernung vom Schiffe aus betrachtet.

Westland wird von den Alpen in einer Länge von 345 Kilometer durchzogen. Die südliche Hälfte derselben ist mit ewigem Schnee bedeckt und bildet ein Panorama von seltener Schönheit und Pracht, selten, denn wir haben weder zuvor noch nachher Gelegenheit gehabt, eine so lange Strecke

schneebedeckten Gebirgsrückens mit einem Blicke zu übersehen. Je mehr gegen Süden, desto mehr nähert er sich dem Meere. Während die Abhänge oft mit dichten immergrünen Wäldern bekleidet und mit gigantischen rothblühenden Myrtenbäumen, baumhohen Farrenkräutern und niedlichen Nikaupalmen geschmückt sind, sieht man hin und wieder nackte Felsenwände, die schroff aus der unergründlichen Tiefe des Oceans herauskommend, sich mehrere hundert Meter über denselben erheben.

Das ist eine Landschaft, die sich seit Cook's Anwesenheit wohl nicht verändert hat, aber welch' kolossale Veränderungen sind in anderen Gegenden Neuseelands während des Verlaufes eines Jahrhunderts vor sich gegangen!

Am eilften Tage nach unserer Ankunft in Hokitika war das Schiff segelfertig das uns nach Tasmanien tragen sollte. Es war ein Dampfer von mittelmässiger Grösse, der sehr stark beladen war und nur eine kleine Zahl von Passagieren aufzunehmen vermochte. Das Schiff steuerte geraden Weges Hobart-Town zu, wo wir im günstigsten Falle nach Verlauf einer Woche anzukommen hofften.

Die Fahrt nach Hobart-Town war die schlechteste Seereise, die wir je gemacht hatten. Die See war sehr bewegt und das Schiff ging sehr tief, so dass sein Verdeck beinahe immer von den Wellen bespült ward. Dadurch wurde die Reisegesellschaft gezwungen, fast die ganze Zeit im Schiffssalon zuzubringen. Diese bestand nur aus 6 Personen, aber um so grösser war die Zahl der Ratten, die auf dem Schiffe ihr Unwesen trieben. Nichts war vor ihrer Gefrässigkeit sicher. Sie waren so dreist, dass sie selbst bei Tage durch den Salon und die Cabinen liefen, ohne uns weiter zu belästigen; aber in der Nacht war es gerade nicht zum Aushalten. Der von ihnen verursachte Rumor war derart, dass wir die ersten Nächte kein Auge zuthun konnten. Sie liefen uns geradewegs über das Gesicht und wir konnten uns dieser widerlichen Berührungen nicht anders erwehren, als dass wir uns gänzlich unter der Decke verkrochen. Es verging keine Nacht, ohne dass wir am Morgen auf dem weissen Bettzeuge die ekelhaften Spuren ihrer Anwesenheit vorfanden.

Mit der Schiffskost war es auch nicht am besten bestellt, sie war derbe und schwer verdaulich und wir bemerkten gar bald, dass sie die Mühle unseres Magens nicht zu verarbeiten vermochte. Verschiedene Beschwerden kamen hintereinander zum Vorschein und zum Unglücke gab es weder einen Arzt, noch eine Apotheke auf dem Schiffe. Da kam uns der Capitän, ein alter, ehrlicher, aber rauher und ungeschliffener Seemann, zu Hilfe, indem er uns aufforderte, ihn in seine Cabine zu begleiten, wo er uns ein Arzneimittel geben wolle, welches gewiss von guter Wirkung sein wird. Wir folgten ihm nach, Er nahm ein Pulver, schüttete es in ein Glas, goss Wasser darauf und rührte es in Ermanglung eines Löffels mit dem Federhalter, den er zuvor hinter dem Ohre stecken hatte, um, und befahl uns hierauf die Mixtur schnell auszutrinken. Wir folgten und siehe da, das Mittel war von guter Wirkung und Tags darauf waren wir wieder bei gutem Appetite.

Nach ein paar Tagen kam Tasmania in Sicht und wir dankten Gott, als wir gesund und wohl in Hobart Town wieder die Erde betraten.

Die Insel Tasmanien.

Die Insel Tasmanien ist von Australien durch die 102 englische Seemeilen breite Baas-Strasse getrennt und bildet eine austral-asiatische Colonie des brittischen Kaiserreiches. Sie wurde im Jahre 1742 von dem holländischen Seefahrer Abel Tasman entdeckt und von ihm nach dem Namen des damaligen General-Statthalters vom holländischen Ostindien Van Diemensland genannt. In Folge des allgemeinen Wunsches der Bevölkerung und auf Vorschlag des legislativen Körpers wurde 1856 dieser Name in „Tasmania“ umgeändert.

Geschichtliches.

Diese Colonie umfasst einen Total - Flächenraum von 7,799.553 Hectaren, von denen 1,611.397 veräussert und 545.657 als Weideland vermiethet sind. Sie nimmt also fast die gleiche Grösse ein wie Irland oder die zwei Königreiche Belgien und Holland.

Tasmanien ward von der brittischen Regierung 1803 in Besitz genommen und bis zum Jahre 1853 als Strafcolonie für die aus englischen Gefängnissen stammenden Verbrecher benützt. Seit dem besagten Jahre wurde aber die Deportation dahin gänzlich eingestellt.

O diese 50jährige Strafcolonie! Sie hat wohl den Europäern zu dem alleinigen Besitze der herrlichen Insel verholfen; wenn man aber bedenkt, wie viele Ströme Menschenblutes vergossen und wie viele Gräuel- und Schandthaten verübt werden mussten, bis man sich rühmen konnte, die armen Ureingebornen gänzlich von ihrer heimatlichen Erde vertrieben zu haben, dann möchte man wohl wünschen, dass Tasmania niemals entdeckt worden wäre.

Im Interesse der Culturgeschichte können wir nicht umhin, einige aus halbofficiellen Quellen geschöpfte Thatsachen anzuführen, die sich in jener traurigen Epoche ereignet haben, die unter dem Namen „der schwarze Krieg“ bekannt ist, aber viel richtiger „die schwarze Hetze“ genannt werden sollte, denn wir können den Kampf als keinen ehrlichen Krieg betrachten, bei welchem mit ungleichen Waffen zu Felde gezogen wird.

Den Reigen zu den zahllosen unerhörten Grausamkeiten eröffnete 1804 der Commandirende einer Abtheilung von Sträflingen, indem er ohne eine Veranlassung auf eine Truppe von schwarzen Eingebornen eine Salve von Flintenschüssen abgeben liess, während sie auf Känguruhs Jagd machten. Hierauf häuften sich Verbrechen auf Verbrechen. Man raubte Frauen und Kinder, um sie zu Sclaven zu machen, Jünglinge, um sie als Zielscheibe an Bäume zu binden. Die europäischen Ansiedler brüsteten sich mit der Zahl der von ihnen niedergeschossenen oder vergifteten Wilden.

Eine zahlreiche Familie wurde während der Nacht auf ihrer Schlafstelle mit Flintenschüssen aufgeweckt, die meisten davon wurden getödtet, etliche entkamen und ein nur einige Wochen altes Kind ward in das Wachfeuer geworfen.

Ein Anderer erdachte sich ein neues Vergnügen, das er mit Hilfe zweier Pistolen ausführte, von denen eine geladen

war. Er hielt sich die ungeladene mehrmals an das Ohr, spannte den Hahn und drückte los. Hierauf veranlasste er einen ihm zusehenden Eingebornen, an sich dasselbe zu probiren. Er reichte ihm hiezu die geladene Pistole hin und hatte bald das Vergnügen zu sehen, wie dessen Gehirn in die Luft spritzte.

Noch ein Anderer erschoss Eingeborne, um mit ihrem Fleische seine Hunde zu füttern, weil, wie er sich ausdrückte, sie leichter zu jagen wären, als die Känguruhs.

Eine Patrouille von Soldaten und Polizisten trieb eine Zahl von Wilden in eine zwischen zwei senkrechte Felsen befindliche Schlucht hinein. Sechzig von den Unglücklichen wurden dabei erlegt. Die kleinen Kinder aber wurden bei den Füssen gepackt und ihre Köpfe an den Felsen zerschmettert. Andere tractirten diese unglückliche Menschenrace mit vergifteten Getränken und Brod, um sie schnell aus der Welt zu schaffen.

Wir könnten mit der Aufzählung solch' unmenschlicher Gräuelthaten noch lange fortfahren. Doch die angeführten Fälle genügen, um zu zeigen, wie die armen Eingebornen von den Abkömmlingen (richtiger gesagt dem Auswurfe, denn sie waren Sträflinge) einer Nation behandelt wurden, die sich mit Recht rühmt an der Spitze der Civilisation zu stehen.

Die gegen die eingebornen Tasmanier verübten Scheusslichkeiten reihen sich würdig an jene Schandthaten an, welche einstens die Spanier an den amerikanischen Indianern begingen, nur mit dem Unterschiede, dass die letzteren vor drei Jahrhunderten und die ersteren in dem gegenwärtigen aufgeklärten Jahrhunderte stattfanden.

Die Landesregierung hatte wohl Erklärungen und Verordnungen erlassen, dass die schwarze Race eben so vom Gesetze geschützt werde, als die weisse, d. h. dass beide vor dem Gesetze gleich sind. Sie gebot, dass fortan keine Grausamkeiten gegen den schwarzen Mann mehr verübt werden dürfen, und verhing über die Uebertreter dieser Anordnung schwere Strafen. Dies waren lauter schöne Gesetze, die aber bei den Ansiedlern wenig oder gar keine Beachtung fanden.

Ungeachtet der erwähnten Gräuelthaten waren die Eingebornen nicht immer feindlich gegen die Europäer gesinnt, auch nicht dann, wenn sie ihnen gegenüber sich in der Ueberzahl befanden. Mit jenem guten Willen, der oft die Wilden auszeichnet, nahmen sie fast umsonst an den ländlichen Arbeiten Theil, wenn sie Farmer darum angingen. Ein anderesmal halfen sie einem Colonisten beim Löschen eines grossen Schadenfeuers, das seinen Gebäuden gefährlich zu werden drohte.

Und selbst noch inmitten der Schrecken des schwarzen Krieges, als sich alle Europäer zu einer Liga verbanden, um den Eingebornen durch Gewalt ein jähes Ende zu machen, wurden von den Wilden noch Thaten bekannt, die auch hochgebildeten Völkern zur Ehre gereicht hätten. Eine Zahl derselben hielt einst ein einzelnstehendes Haus umzingelt, in welchem sich nur eine weisse Frau befand. Schon war man bereit sie niederzumachen, als eines ihrer Weiber bemerkte dass sie in gesegneten Umständen sei. Von diesem Augenblicke standen sie von ihr ab des Kindes halber, das sie unter dem Herzen trug, und zogen weiter.

Da die Feindseligkeit der weissen Race zusehends mehr überhand nahm, ohne dass ihr die Regierung zu steuern vermochte, so begannen die unglücklichen Tasmanier, zur äussersten Verzweiflung getrieben, endlich Repressalien zu ergreifen, die eben so grausam waren wie die der Europäer.

Am meisten hatten sie es auf jene weissen Familien abgesehen, die an den äussersten Grenzen der angesiedelten Bezirke wohnten. So umrang einmal eine Rotte drei Tage lang eine Farm und wartete, bis der Eigenthümer ohne Flinte aus dem Hause trat. Als er dies unvorsichtiger Weise gethan, erschlugen sie ihn, drangen in das Haus ein und tödteten auch seine Frau und seine 7 Kinder.

Ein anderer Colonist war mit seiner Frau und der Flinte an der Seite auf dem Wege nach Hause. Als sie durch ein Gebüsch fuhren, sahen sie plötzlich mehrere Eingeborne vor sich. Einer derselben rief in englischer Sprache: „Weisser Mann, lass uns Freunde sein, lege die Waffe weg, der schwarze Mann wird auch seine Lanze ablegen,“ und indem er selbe wegwarf, kam er auf ihn zu, um ihm die Hand zu reichen.

Bei dem traulichen Tone, mit welchem er diese Worte sprach, schöpfte der Colonist keinen Verdacht und reichte ihm ebenfalls die Hand dar. In diesem Augenblicke sprang aber ein anderer herbei und schlug ihm mit einer Keule die Hirnschale ein und darauf tödteten sie auch die Frau.

Unter solchen Umständen nahmen die gegenseitigen Verfolgungen täglich mehr den Charakter eines Kampfes auf Leben und Tod an. Der Gouverneur versuchte ein letztes Mittel, die Gemüther der Eingebornen zu besänftigen und ihnen die Früchte des Friedens und der Civilisation, als auch den Gerechtigkeitssinn der Regierung anschaulich zu machen, indem er eine Zahl von Gemälden anfertigen und selbe an verschiedenen Stellen der Wälder anheften liess. Diese Gemälde enthielten verschiedene Gruppen, wie z. B. einen Schwarzen und einen Weissen sich an den Händen haltend. Der erste stellte einen Civilisirten vor und war desshalb vollständig gekleidet; dann ein schwarzes und ein weisses Kind miteinander spielend und hernach eine weisse Frau, die in den Armen ein schwarzes Kind, und eine schwarze gekleidete Frau, die dagegen ein weisses Kind in den Armen hatte.

Ein anderes Bild stellte den von zwei Soldaten und einem Bürger umgebenen Gouverneur vor, der die Hand nach einem von vier seiner wilden Stammesgenossen begleiteten eingebornen Häuptlinge ausstreckte, welche um Frieden baten. Unterhalb dieser Gruppe auf der einen Seite sah man einen Wilden, der mit der Lanze einen Weissen durchbohrte und wie derselbe wegen des Mordes durch einen Soldaten auf einem Baume aufgehängt wird, und zum Schlusse noch auf der anderen Seite, wie ein Weisser einen Schwarzen erschoss und dafür auf Befehl des Gouverneurs ebenfalls aufgeknüpft wurde.

Auch diese sentimentalen Bilder vermochten nicht im Mindesten den Schrecken des Kampfes Einhalt zu thun. Es blieb schliesslich nichts Anderes übrig, als ihn mit Gewalt und möglichst schnell zu Ende zu bringen und dieses geschah, indem die Regierung den schwarzen Krieg guthiess.

Wollen wir lieber über die dabei verübten Gräuel nicht weiter sprechen, sondern nur noch hinzufügen, dass schliesslich die armen Tasmanier, die keine Feuerwaffen besassen,

den Europäern unterlagen. Nur eine kleine Zahl von ihnen blieb übrig.

Den Ueberlebenden wurde ein kleiner abgelegener District angewiesen, den sie bei Todesstrafe nicht überschreiten durften. Auch dabei blieb es nicht. Man wollte die Unglücklichen ganz von ihrem Vaterlande vertrieben wissen und dislocirte sie schliesslich auf die öde in der Baas-Strasse gelegene Insel Flinders, wo sie auf Kosten der Regierung erhalten wurden. Dort traten sie unbemitleidet und unbeklagt einer nach dem anderen von der blutigen Bühne des egoistischen Welttheaters ab, bis im Jahre 1869 ihr Stamm gänzlich ausstarb. Die Geschichte wird sie aber nicht vergessen, wenn auch ihre Nachfolger durch Ausrotten der ursprünglichen Benennungen der Oerter, Flüsse, Seen und Berge selbst die Erinnerung an sie auszulöschen trachteten, und ewig an die Leiden erinnern, die sie auf so ungerechte Weise zu erdulden hatten.

Das heutige Tasmanien.

Nach solchen noch in der Mitte unseres Jahrhunderts vorgefallenen Begebnissen sollte man glauben, dass das gegenwärtige Tasmanien noch ein rohes, sittenloses Land sein müsse. Nichts weniger als dieses. Dank der weisen Gesetzgebung der Regierung, den vielen und guten Schulen und den rastlosen Bestrebungen edler Priester haben die Kinder der Sträflinge wunderbare Fortschritte in der Civilisation und in der Veredelung des Charakters gemacht und durch die Errichtung zahlreicher Bildungs- und Humanitäts-Anstalten viele Vergehungen gesühnt, die einst ihre Eltern auf sich geladen.

Die heutigen Einwohner von Tasmanien sind ein Volk, das in Bezug auf seine Lebensweise, Bildung und sociale Einrichtungen dem Mutterlande keineswegs nachsteht. Der neue Ankömmling aus Alt-England fühlt sich dort ganz behaglich, denn er findet Alles das, an was er seit seiner Jugend auf gewöhnt ist, nämlich: Sprache, Sitten und Gewohnheiten, die gleichen topographischen Benennungen, Städteanlagen und Häuserbau, dieselben landwirthschaftlichen Einrichtungen, dieselben Producte, Nutzthiere, Früchte, Blumen und Vögel etc. Nur in Betreff des herrlichen Klimas bleibt er weit hinter seinen Erwartungen zurück. Die milde, reine

und gesunde Luft hat der Insel in ganz Austral-Asien den schmeichelhaften Namen „Sanitarium" eingebracht.

Sanitarium.

In Adelaide, Melbourne und Sydney schickt jedermann, der es nur immer vermag, seine Familie während der heissen Monate für einige Zeit nach Tasmanien.

Aus den officiellen meteorologischen Aufzeichnungen ersehen wir, dass in den letzten 25 Jahren der Stand des Barometers nie mehr als 30.5 und nie weniger als 28.8 betrug, dass das Thermometer im Schatten nie über + 22° R. stieg und nie unter — 1° R. fiel. Die höchste Sonnenwärme wurde im Februar 1857 mit 48° R. notirt. Die durchschnittliche Temperatur des Sommers in Hobart-Town ist + 14° R. und die des Winters + 4° R. Der durchschnittliche jährliche Regenfall beträgt 22 Zoll. Der jährliche mittlere Stand des Ozonometers ist mit 7.23 bezeichnet und beweist hinlänglich den hohen Grad der Reinheit der Atmosphäre.

Das Gesagte wird hinreichend sein, um sich einen Begriff über die Vorzüglichkeit des Klimas dieser schönen Insel zu machen. Unter so günstigen Verhältnissen entwickelt sich das Thier- und Pflanzenreich viel regelmässiger als in dem benachbarten Australien, und in der That liefern die blühenden Menschengestalten, denen man in Hobart-Town auf Schritt und Tritt begegnet, dazu den besten Beweis. Die Vegetation bleibt in dieser Hinsicht keineswegs zurück und man kann nie satt werden an dem feinen, lieblichen Aroma der Blumen und dem edlen Geschmacke des Obstes, das nirgendswo seinesgleichen findet.

Hobart-Town.

Wir werden nie den Eindruck vergessen, den Hobart-Town bei unserer Ankunft auf uns machte. Es war etliche Tage vor Weihnachten. Die ganze Natur befand sich in Blüthe und Pracht. Die Atmosphäre war wundervoll rein. Ueberall, wo wir gingen und standen, umgab uns Licht und Blumenduft, denn die meisten Häuser sind mit Gärten geschmückt.

Die von der Seebrise abgekühlten und den herrlichen Sternbildern beleuchteten Abende waren so ergötzend, dass wir nicht daran dachten, zu Bette zu gehen und am Weihnachts heiligen Abende da konnten wir erst gar kein Auge zuthun. Es war schon spät, als wir uns hinlegten. Es war eine stille, feierliche Nacht. Nichts war hörbar als das Rauschen

der Bäume, der Gesang der Nachtigallen und das Zirpen der Millionen von Grillen. Durch das offene Fenster ergoss sich die milde, süsse Abendluft und das magische Licht des unvergleichlich schönen südlichen Kreuzes. Und als von der nahen Kathedrale herüber die Glocken erklangen und zur Mette einluden, erreichte die Aufregung den höchsten Grad und es war uns, als wenn wir in dem Lispeln der Bäume und in dem Zirpen der Insecten die Stimme vernähmen: „*Christus natus est, gloria in excelsis Deo!*“

Hobart-Town ist die Hauptstadt des Landes und liegt auf der südlichen Halbkugel unseres Planeten fast in der gleichen geographischen Breite wie Florenz in Italien.

Die Stadt ist auf mehrere Hügel gebaut und hat ein ungemein malerisches Aussehen. Im Hintergrunde westlich erhebt sich wie zum Schutze der Berg Wellington und steigt bis zu einer Höhe von 1290 Meter empor.

Unter allen Städten der brittischen Colonien ist keine so durch und durch anglisirt wie Hobart-Town. Man sieht dort das specifisch englische Wesen sich in allen Falten abspiegeln. Das Volk trägt keinerlei fremdartige Spuren an sich. Wilde Eingeborne, die sonst in überseeischen ethnographischen Gemälden eine pikante Staffage ausmachen, gibt es keine mehr, denn sie sind schon längst alle zu ihren Vätern gegangen. Jetzt herrschen dort das Christenthum und die europäischen Gesetze. Die Stadt ist vornehm angelegt und hat ein sehr respectables Aussehen. Die Strassen sind breit, vortrefflich erhalten und haben zusammen eine Länge von 61 Kilometer, die ein gewöhnlicher Fussgänger in 16 Stunden zu durchwandern vermag. Einige der vielen öffentlichen Gebäude sind mit Parkanlagen umgeben und gleichen *en miniature* jenen stolzen Prachtbauten am Burgringe zu Wien. Einen besonders günstigen Eindruck macht das Gouvernementshaus (Residenz des Gouverneurs) an den Gestaden des circa 1½ Kilometer breiten Derwents. Hobart-Town zählt 33 Kirchen für die verschiedenen Confessionen und darunter zwei Kathedralen, die englisch-bischöfliche und die römisch-katholische, ebenso auch zahlreiche Lehr-, Bildungs- und Humanitäts-Anstalten und Geselligkeitsvereine. An guten Hôtels und Gasthöfen ist kein Mangel und die Pensionspreise be-

rechnen sich in denselben von ö. W. fl. 10·50 bis 31·50 per Woche. In den Sommermonaten sind dieselben meist von australischen Familien überfüllt.

Die gegenwärtige zuständige Bevölkerung der Stadt dürfte etwa 24- bis 25tausend betragen, während die gesammte Einwohnerzahl dieser Colonie auf circa 160.000 angeschlagen werden darf, unter welchen sich beiläufig 560 Deutsche befinden, die zum grössten Theile dem Bauernstande angehören.

Arbeiter gesucht.

Einwanderer, namentlich Landwirthe, tüchtige Arbeiter für die Feld- und Milchwirthschaft, Bergleute und häusliche Domestiken beiderlei Geschlechtes sind noch sehr gesucht und willkommen. Die ersteren müssen aber zum Betriebe einer eigenen Wirthschaft die nöthigen Mittel mitbringen. Die zweiten erhalten einen durchschnittlichen jährlichen Lohn von 300 Gulden nebst freier Wohnung und Kost. Die dritten erhalten per Tag 4 bis 5 Gulden ohne Kost und Wohnung. Domestiken bekommen 150 bis 250 Gulden per Jahr; Frauenzimmer aber, die auch in den feineren Handarbeiten, im Frisiren und in der Anfertigung von Putzwäsche bewandert sind, können jährlich das Doppelte, ja selbst das Dreifache verdienen.

Industrie.

Die Grossindustrie steht in Hobart-Town noch auf sehr schwachen Füssen und hat nichts Anderes aufzuweisen als drei in grossem Massstabe angelegte Bierbrauereien, fünt Mehlmühlen, sechs Fabriken zur Erzeugung eingemachter Früchte, eine bedeutende Tuchmanufactur, zu deren Gründung ein von der Regierung ausgesetzter Bonus von 10.000 Gulden ö. Währ. Veranlassung gegeben hat, und zahlreiche Gärbereien. Das dort erzeugte Leder erhält durch die Benützung des aus der Rinde des Dandenong *(Eucalyptus amygdalina)* gewonnenen Gärbestoffes eine grosse Dauerhaftigkeit.

Das Klima Tasmaniens ist ganz besonders zum Malzen, Brauen und zum Hopfenbaue geeignet. Das Ale, das in den Colonien Australiens getrunken wird, ist meist tasmanisches Erzeugniss.

Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel der Colonie sind:

Wolle, Cerealien, Bauholz, Hopfen, Leder, Baumrinde, Wallrathöl, Fischbein, Ale und eingemachte Früchte.

Die nachstehende officielle Tabelle zeigt den Betrag des Ein- und Ausfuhrhandels und die Grösse der Einnahmen und Ausgaben der Regierung während fünf aufeinanderfolgender Jahre in Gulden österr. Währung. Aus- und Einfuhr-Handel.

Jahr	Einfuhr	Ausfuhr	Einnahme	Ausgabe
1870	7,929.160	6,487.090	2,688.950	2,773.410
1871	7,780.870	7,406.380	2,607.150	2,841.080
1872	8,071.820	9,106.630	2,713.540	2,888.800
1873	11,071.670	8,935.560	3,209.800	2,996.450
1874	12,577.850	9,253.250	3,279.250	3,182.770

Die Mineral-Industrie dieser Colonie verspricht eine bedeutende Zukunft. Auf der westlichen Seite des Flusses Tamar wurde ein Bergwerk eröffnet, welches 1874 20.000 Centner sehr reichen Eisenerzes gewann. Die brittisch-tasmanische Holzkohlen-Eisengesellschaft producirt monatlich 4000 Centner besten Gusseisens. Am Flusse Don gibt es vortreffliche Steinkohlenlager. Aus einer dortigen Grube wurden im selbigen Jahre 185.520 Centner zu Tage befördert. Am Pipersflusse befindet sich ein Schiefersteinlager, aus welchem im Jahre 1874 250.000 Tafeln gehoben worden sind. Zinn ist überaus reichlich vorhanden. 1874 wurden aus einem Werke in der Nähe des Berges „Bischoff" 9800 Centner gewonnen. Der Gouverneur von Tasmanien telegraphirte 1876 an das Obercolonial-Amt in London, dass laut amtlicher Feststellung die gesammten Zinnlager der Colonie eine Ausdehnung von 81 Quadrat-Kilometer haben. Mineralien.

Gold wurde erst in der allerneuesten Zeit entdeckt. 1874 betrug die jährliche Ausbeute 4650 Unzen im Werthe von 184.910 fl. österr. Währung.

Die landschaftlichen Scenerien Tasmaniens sind ungemein sympathisch und anziehend und bieten eine unendliche Fülle der schönsten Ansichten dar, wie: schneebedeckte Berge,

grüne, von nieversiegenden Flüssen bewässerte Thäler, üppiges Weide- und fruchtbares Ackerland, geschmückt mit zahllosen von reichen Obstgärten und lebenden Hecken umgebenen englischen Wohnsitzen, herrliche duftende Wälder (meist Eucalypten), klare, fischreiche Seen, Wüsteneien und wilde, felsige Gestade. Wenn man die Insel per Eisenbahn von Süden nach Norden, d. i. von Hobart-Town nach Launceston, durchreist, und alle diese Bilder vor den Augen vorübergaukeln sieht, glaubt man sich in einem Riesenpanorama zu befinden.

Berge. Im Lande gibt es viele sehr bedeutende Berge.

6	davon haben eine Höhe von	2—3000 Fuss
10	" " " " "	3—4000 "
16	" " " " "	4—5000 "
4	" " " " "	5—6000*) "

Flüsse. Die 18 Provinzen *(Countries)*, in welche die Colonie eingetheilt wird, werden durch 45 bedeutende Flüsse bewässert,**) von denen der Derwent und der Tamar die grössten sind.

Der Derwent bildet eine breite und sehr tiefe Bucht, die sich circa 39 Kilometer in das Land hineinzieht. Sein grösster Nebenfluss ist der Jordan, der aus dem See Tiberias kommt, in der Nähe Jerichos die Eisenbahn durchkreuzt und bei Richmond in den breiten Derwent fällt.

Der Tamar ist ein der Einwirkung von Ebbe und Flut ganz ausserordentlich preisgegebener Strom. Er zieht sich von seiner Mündung in der Baas-Strasse in Schlangenwindungen 54 Kilometer lang in das Land hinein und wird in Launceston, wo er durch den Zusammenfluss der Flüsse Eck und Western gebildet wird, schiffbar.

Alle Schiffe, die mit Melbourne und Adelaide im Verkehre stehen, laufen in Launceston aus und ein, während die

*) Die meisten davon wurden von dem berühmten polnischen Geometer Strzelecki gemessen, welcher sich durch seine wissenschaftlichen Arbeiten und topographischen Entdeckungen in den Colonien Neusüd-Wales, Victoria und Tasmanien grosse Verdienste erworben und auch manche dieser Berge in den ersten zwei Colonien mit dem Namen seiner grossen Landsleute Koscinszko und Sobieski etc. benannt hat.

**) Im Ganzen ergiessen sich rund um die Insel 107 selbstständige Flüsse in das Meer.

anderen, die mit den Häfen von Neu-Südwales, Queensland und Neuseeland in Verbindung stehen, in Hobart-Town vor Anker gehen. Im Jahre 1875 liefen 631 Kauffahrer von 129.102 Total-Tonnengehalt und 7669 Bemannung ein und 664 Schiffe von 133.107 Tonnen und 8134 Bemannung aus. Die Zahl der zuständigen Wallfischfahrer betrug 13, die zusammen einen Gehalt von 3525 Tonnen hatten und 315 Mann beschäftigten.

Seen.

Tasmania zählt 8 schöne Seen mit frischem, klarem und meist sehr tiefem Wasser. Sie befinden sich alle auf dem Hochplateau der Insel und sind der Grösse nach

der grosse See mit einem Flächenraum von	20.233	Hectaren
„ Sorrell- „ „ „ „ „	6.070	„
„ Arthur- „ „ „ „ „	6.069	„
„ Clair- „ „ „ „ „	4.047	„
„ Echo- „ „ „ „ „	3.239	„
„ Crescént- „ „ „ „ „	2.428	„
„ Tiberias- „ „ „ „ „	1.214	„
„ Pedder- „ „ „ „ „	1.012	„

Die Fauna Tasmaniens.

Fauna.

Mit der Aufzählung des Thierverzeichnisses würden wir bald zu Ende sein, wenn wir uns bloss auf die ursprünglichen, tasmanischen Thiere beschränken und nicht auch der europäischen gedenken wollten, die dort eingebürgert worden sind und unter den günstigen klimatischen Verhältnissen ganz vortrefflich gedeihen.

Unter den ersten begegnet man immer und immer nur dem Beutelthiere in seinen zahlreichen Abarten, wie:

Känguruhs erreichen eine Grösse bis 6 Fuss ohne Schweif,		Pflanzenfresser.
Wallabis erreichen eine Grösse bis 4 Fuss ohne Schweif,	Nachtthiere,	
Paddymelons erreichen eine Grösse bis $3^1/_2$ Fuss ohne Schweif,		
Wombats erreichen eine Grösse bis 6 Fuss ohne Schweif,		

Beutelhunde *(Thybacinus cynocephalus)* erreichen eine Grösse bis 3 Fuss,
Opposum, Tigerkatze, Einheimische Teufel, — Grösse der europäischen Hauskatze
Bandikut, etwas kleiner als die früheren.
(Fleischfresser.)

Die Beutelhunde, auch Beutelwölfe genannt, werden oft den Schafheerden sehr gefährlich.

Während die Tigerkatze und der einheimische höchst wilde Teufel *(Diabolus ursinus)* wie unsere Marder ihre Nahrung am liebsten in den Hühnerhöfen holen und daselbst oft grosse Verheerungen anrichten, begnügt sich der Bandikut mit Insecten und Würmern, will aber dazu auch Pflanzenkost haben, die er sich in den Gemüsegärten und in den Getreidespeichern verschafft, in welch' letztere er durch unterirdische Minen einzudringen versteht.

Den Beutelthieren wird vermöge ihrer allgemeinen Schädlichkeit stark nachgestellt und ganz besonders sind desshalb die Känguruhs in einer beständigen Abnahme begriffen. Man kann mit Fug und Recht annehmen, dass sie auf dem Aussterbe-Etat stehen und dass in nicht gar langer Zeit so wie der letzte schwarze Mann, so auch das letzte Känguruh von der Insel verschwunden sein wird.

Im Reiche der Insecten macht sich eine grosse Zahl höchst interessanter und origineller Käfer und Schmetterlinge bemerkbar und unter den Reptilien gibt es Schlangen, Schildkröten, Eidechsen und Prachtexemplare von Iguanas, die mit den grössten Schlangen den Kampf aufzunehmen im Stande sind.

Ausser diesen sieht man Spinnen eigenthümliher Art, Scorpione, Taranteln, Vielfüsse und diverse Fledermäuse.

Unter den einheimischen Vögeln sind Kakadus, Papageien, bronzeflügelige Tauben und die flügellosen Emus erwähnenswerth. Die Zahl der letzten hat sich aber schon derartig vermindert, dass sie dem Verlöschen nahe ist. Die Eier dieser Vögel sollen sehr schmackhaft sein und die dicken, feinmarmorirten Schalen einen bedeutenden Werth haben, weil sie in Europa zur Anfertigung von Luxusgegenständen stark verlangt werden.

Wenn man die eben erwähnten einheimischen mit den eingebürgerten europäischen Hausthieren und Vögeln vergleicht, muss man offen und ehrlich eingestehen, dass die letzteren in Bezug auf die nützlichen Eigenschaften ihre eingebornen Genossen weit übertreffen und so hoch über ihnen stehen wie ungefähr der weisse Mann über dem schwarzen. Man sieht unter denselben fast immer nur Prachtexemplare, was sich aus dem Umstande erklärt, dass aus Europa nur stets die besten und edelsten Racen Eingang finden.

Von Hausthieren findet man alle die, welche in England gang und gäbe sind, und von Vögeln: Adler, Spottdrosseln, Elstern, Eulen, Falken, weisse und schwarze, Heher, Honigkuckucke, Krähen, Nachtigallen, Rothkehlchen, Sperlinge, Strandläufer, Wachteln, blaue Zaunkönige u. dgl. m. Von Seevögeln gibt es: Fettgänse, Kriechenten, Meerschwalben, Möwen, Pelikane, Reiher, Rohrdommeln, Schnepfen, schwarze Schwäne und Wildenten etc.

Die Flora Tasmaniens.

Noch viel mehr als die Fauna ist dort die europäische Flora zur Herrschaft gelangt. Ein Blick auf die mit den besten englischen Futterkräutern bestockten Wiesen und Weidegründe, die herrlichen Saatfelder und blühenden Obst- und Ziergärten genügt, um sich von dem Gesagten zu überzeugen. Die Erde Tasmaniens war eine liebe, gute Stiefmutter, welche die europäischen Gewächse gastlich aufnahm und vollständig adoptirte. Nur in wüsten, von der Cultur noch nicht in Anspruch genommenen Gegenden herrscht noch der kümmerliche ursprüngliche Zustand und beweist, wie wenig es die früheren Einwohner des Landes verstanden haben, aus dem herrlichen fruchtbaren Boden Nutzen zu ziehen. Flora.

Um den Zauber der cultivirten Landschaften vollständig zu machen, gehen nur unsere lieblichen und traulichen Fichten- und Tannenwälder ab. Für diese hat das Klima nicht die rechte Beschaffenheit. Europäische Laubhölzer scheinen dagegen bis auf wenige Ausnahmen gut fortzukommen. Dafür

findet man aber wieder Ersatz in den prachtvollen vielartigen Acacien, Casuarinen und Eucalypten, die dort ihr Vaterland haben.

Die Eucalypten-Wälder *(bush)* befinden sich in Tasmanien noch in einem ziemlich guten Zustande, abgesehen davon, dass die dortigen Colonisten in denselben wegen des geringen Werthes des Materials schon furchtbar herumgerast und grosse Parcellen davon verbrannten oder zu landwirthschaftlichen oder technischen Zwecken verwendet haben. Da die tasmanische Regierung als sehr erleuchtet gilt, muss man sich um so mehr verwundern, dass sie bis dato noch keine die Forstwirthschaft regelnden Gesetze erlassen hat.

Das mässige feuchte Klima der Insel kommt den Wäldern sichtbarlich besser zu statten als der trockene Boden und die oft durch heisse Winde durchglühte Luft des nahen australischen Festlandes.

Im Allgemeinen verdient über die Eucalyten dort, wo sie wie im Busche in grosser Menge beisammenstehen, bemerkt zu werden, dass sie bei weitem nicht den entzückenden Reiz besitzen, den ein dunkler, mysteriöser deutscher Tannenwald gewährt, der des Tages über vom Gesange verschiedenartiger Vögel wiederhallt. Wohl gibt es auch in den tasmanischen Wäldern der gefiederten Bewohner in Hülle und Fülle; doch dies sind meist nur Papageien, die trägen Schwätzer, die zwar in die prachtvollsten Farben gekleidet sind, aber mit Ausnahme der Spottdrossel *(Mocking bird)* nicht die Gabe des Gesanges besitzen und dafür von der Natur nur ein widerliches Gekrächze erhalten haben, welches sie, wie man zu sagen pflegt, zu Bildern ohne Gnaden macht. Die Papageien sind bei sich zu Hause ein höchst unduldsames und gegenüber ihren europäischen Collegen ein sehr feindselig gestimmtes Volk. Die letzteren lieben es daher nicht, ihre Wohnungen im Busche aufzuschlagen und ziehen es vor, sich in der Nähe der Colonisten aufzuhalten, als wenn sie von denselben Schutz und Hilfe erwarteten.

Wenn der Fremde einen Busch von der Ferne betrachtet, glaubt er einen herrlichen, schattenreichen Wald vor sich zu haben. Aber welche Enttäuschung wartet seiner, wenn er in denselben hineindringt! Er findet daselbst keine Spur von

Laubschatten, keine Vögel, denn sie halten sich, während die Sonne hoch steht, in ihren Verstecken auf. Todesstille herrscht ringsum und nur die listige, stets kampfbereite Iguana sieht man zusammengekauert zwischen den Aesten der Bäume auf vorbeischleichende Schlangen lauern, um sich mit denselben in einen Kampf auf Leben und Tod einzulassen.

Viele der Bäume beginnen erst über der Hälfte ihrer Höhe die dürren Aeste phantastisch auszuspreizen und haben, da sie oft gänzlich von der Rinde entblösst sind, ein furchtbar jammervolles Aussehen. Alles um sich her trägt den Stempel des Alters und der Verkommenheit an sich und es kommt einem gerade so vor, als wenn man sich in Gesellschaft alter Kahlköpfe befände, oder als wenn dieser ferne südliche Welttheil seine kosmische Bestimmung bereits überlebt hätte und auf dem Aussterbe-Etat stände.

Eine interessante Eigenthümlichkeit der Eucalypten oder Gummibäume, wie man sie dort einfach zu benennen pflegt, besteht darin, dass sie bis zum Alter von drei Jahren das Laub in ovalen, lanzenförmigen Blättern ohne Stengel aus den Zweigen hervortreiben und sie in einer wagrechten Richtung beibehalten. Erst nach dieser Zeit erhalten sie einen Stengel, nehmen eine länglichspitzige Form an, drehen sich in einen Winkel von 45 bis 90 Graden und hängen senkrecht danieder, so dass die Sonnenstrahlen überall leicht durchdringen können, wodurch die dortigen Wälder eine so eigenthümliche Beleuchtung erhalten.

Die jungen Blätter sind von grünlichblauer Farbe, während sie nach und nach in einen bläulichgrünen Teint übergehen, den sie auch bis zu ihrem Absterben beibehalten. Die Blüthen sind entweder weiss myrtenartig, oder von sanfter rosiger Farbe, was sie in Verbindung mit den von ihnen ausströmenden balsamischen Wohlgerüchen zu ungemein lieblichen Erscheinungen macht, die den Gesichts- und Geruchssinn des Wanderers erfreuen.

Der *Eucalyptus globulus*, Blaugummibaum, ist in den letzten Jahren auf allen Theilen der Erde und zwar in solchen Gegenden, die ein möglichst frostfreies Klima haben und wo es sich handelt, die von Sümpfen und Morästen ausgehauchten Fiebermiasmen unschädlich zu machen, in grosser Zahl an-

gepflanzt worden. Durch die wohlthätige Einwirkung dieses Baumes sind schon viele übelberüchtigte Gegenden für die Cultur gewonnen und zu glücklichen Wohnstätten der Menschen gemacht worden.

Das fiebervernichtende Agens liegt sowohl in den Wurzeln als auch in den Blättern, zum Theile vielleicht selbst in der Rinde des Baumes. Die ersteren haben das besonders grosse Verdienst, dass sie das Uebel an der Quelle ergreifen und viel des stagnirenden Grundwassers in sich saugen, während die Blätter durch das in reichlicher Menge enthaltene flüchtige ätherische Oel unausgesetzt gewürzige Gerüche ausströmen, welche die Luft verbessern.

Man kann sich wahrhaftig keine rechte Vorstellung machen, welch' wundervollen Duft die tasmanischen Wälder um sich her verbreiten. Mit Entzücken erhebt sich am frühen Morgen, von dem immer heiteren Spottvogel aufgeweckt, der Farmer von seinem Lager, um in vollen Zügen das herrliche Aroma einzuathmen. Dieses wird, wenn die Sonne den Zenith erreicht hat, so intensiv, dass sie namentlich in der Nähe dichter Wälder die Nerven der Fremden in eine heftige Aufregung bringen.

Unter allen in Tasmanien und Australien bekannten Eucalypten - Gattungen hat in Europa keine und zwar mit vollem Rechte so grosse Aufnahme gefunden, als der *Eucalyptus globulus*, der *Eucalyptus amygdalina*, der *Eucalyptus rostrata*, der *Eucalyptus gigantea* und der *Eucalyptus coriacea*. Aus einem officiellen populären Werkchen, welches über die Eigenschaften, den Nutzen und die Verwendung der tasmanischen Eucalypten handelt, entnahmen wir uns die folgenden Notizen.

Der *Eucalyptus globulus*, Blaugummi- oder Fieberheilbaum, besitzt die meisten fieberzerstörenden Eigenschaften und gibt ein Holz, das beim Haus-, Schiff- und Wagenbaue viel verwendet wird.

Der *Eucalyptus amygdalina*, *Dandenong* oder Pfeffermünzbaum, ist einer derjenigen, welche die grösste Höhe erreichen. Die Blätter dieses Baumes enthalten ausserordentlich viel ätherisches Oel, dessen Aroma durch den Namen des Baumes hinreichend bezeichnet wird Das Holz lässt sich nicht leicht

spalten und wird daher meist nur zu Zäunen und Einfriedungen verwendet, die den Farmen in den besiedelten Districten ein so charakteristisches Aussehen verliehen. — Der Bast des Baumes wird zur Erzeugung groben Papieres benützt und die Rinde enthält 20% Gärbsäure als auch einen bedeutenden Theil von Gummiharz.

Den *Eucalyptus rostrata* oder Rothgummibaum findet man ungemein zahlreich an den Ufern der Flüsse und Bäche. Er liefert ein sehr hartes rothes und feingeädertes Holz, welches von eben so grosser Dauerhaftigkeit ist als das beste Mahagoni und der Einwirkung der Hitze, Nässe und Fäulniss lange widersteht. Es lässt sich nicht schwer bearbeiten und dient daher hauptsächlich beim Schiff-, Wasser- und Bergbaue, ferner auch zu Bahnschwellen und Telegraphenpfosten etc. Die Aerzte verordnen den Gummi dieses Baumes bei chronischer Diarrhöe.

Der *Eucalyptus gigantea* oder *obliqua*, Faserrindenbaum, erreicht unter allen Eucalypten-Gattungen die grösste Höhe.*) (Man hehauptet, dass es in Tasmanien solche gebe, welche der Höhe der grössten ägyptischen Pyramide gleichkommen. Wir haben uns aber während unseres dortigen Aufenthaltes vergeblich nach solchen umgesehen.)

Ein misslicher Umstand dieses Baumes ist, dass er sich gerne seiner Rinde entblösst und dann bald verwittert und abstirbt. Sein Holz lässt sich leicht spalten und findet daher bei der Landwirthschaft vielfache Verwendung. Seine Rinde, d. i. der Bast, liefert den Stoff zu weissem Druckpapier, zu Bindfäden und Stricken.

Der *Eucalyptus coriacea* kommt in seinen Eigenschaften dem *Eucalyptus globulus* sehr nahe und eignet sich sehr zur Acclimatisation in gemässigten Himmelsstrichen Europas.

Ausser den angeführten Gattungen kommen in Tasmanien noch die folgenden sehr häufig vor:

Der *Eucalyptus goniocalix*, Weissgummibaum. Sein Holz wird von Böttchern und Architekten gerne benützt. Holz und

*) Es wurde viel davon gesprochen, einen solchen Riesenstamm auf die letzte Pariser Ausstellung zu senden; da es aber kein Schiff gibt, das ihn aufzunehmen im Stande wäre, so wurde der Vorschlag gemacht, ihn dahin bugsiren zu lassen.

Rinde sind sehr reich an Pottasche. Das erste enthält davon 20% und die letzte 18%.

Der *Eucalyptus corymbosa*, Blutholzbaum. Dieser liefert $12^{1}/_{2}$% ätherisches Oel und sein stark mit Harz getränktes Holz ein vortreffliches Brennzeug. Seine Rinde wird zur Erzeugung von Löschpapier verwendet.

Der *Eucalyptus sideroxylon*, Eisenrindenbaum, liefert ein Holz, das, wie schon sein Name sagt, ausserordentlich dicht und stark ist. Man nennt ihn auch das Rhinoceros der Bäume und zwar wegen der groben, rauhen Rinde. Das Holz ist fett anzufühlen und durchaus wasserdicht, wesshalb es mit Vorliebe zum Schiffbaue verwendet wird. Ausserdem benützt man es auch noch zu Rädern, Speichen, Schäften und Deichselstangen.

Im Frühjahre finden sich bei diesen Bäumen viele Insecten ein, welche die Blätter anbohren, worauf ein weisses Harz herausfliesst, das in der Luft bald vertrocknet und dann wie Manna genossen werden kann. Die Blätter sehen in diesem Zustande aus, als wenn sie mit Zucker besäet wären.

Der *Eucalyptus vimnalis*, Mannabaum, erreicht eine Höhe von circa 16 bis 37 Meter. Im Frühsommer sind die Blätter dieser Bäume mit weissem Manna lose bedeckt, so dass es vom Winde wie Schnee herabgeweht wird. Dieses Manna dürfte wohl auch der vorerwähnten Weise sein Entstehen zu verdanken haben. Die früheren Einwohner des Landes pflegten sich aus der Rinde dieses Baumes Trinkgefässe und Boote zu machen.

Der *Eucalyptus oleosa* oder Mallee-Baum verdient weniger den Namen eines Baumes und mehr den eines Gesträuches, das grosse Strecken des sogenannten Buschlandes einnimmt. Man belegt dieses Gewächs auch mit dem Namen „das vegetabilische Kameel“ und zwar aus dem Grunde, weil seine Wurzeln viel Wasser enthalten, was die früheren Einwohner veranlasste, solche bei ihren Zügen durch die Wildniss zur Löschung des Durstes mit sich zu führen.

Der *Eucalyptus citroidora* haucht aus Stamm und Blättern einen entzückenden Wohlgeruch aus, welcher den der Limone an Zartheit und Feinheit bei weitem übertrifft. Dieser interes-

santen Eigenschaft wegen pflegt man dort dieses Gewächs *en miniature* auf den Tischen der Wohnungen und Speisezimmer zu halten.

Wenn es mit der Zeit gelingt — und es wird gelingen, denn die bis jetzt gemachten Versuche legen die glänzendsten Beweise über die Möglichkeit ab — die Eucalypten in den geeigneten Oertlichkeiten Europas auf eine befriedigende Weise einzubürgern, so wird ausser den die Sumpfluft verbessernden Eigenschaften auch für das Baufach ein unschätzbarer Nutzen erwachsen, denn wir hatten an Ort und Stelle Gelegenheit uns die Ueberzeugung zu verschaffen, dass das Holz einiger Eucalypten zu gewissen Zwecken, wie zu Eisenbahnschwellen, Telegraphenpfählen und zu Wasserbauten geradezu unübertrefflich ist. Ein guter frischer Same trägt zum Gelingen der Acclimatisirung ungemein viel bei.

Da die von allen Welttheilen einlaufenden Bestellungen seit den letzten Jahren sich beständig vermehren, so ist die Samenausfuhr zu einem Handelsgeschäfte geworden, welches bereits bedeutende Dimensionen angenommen hat. Wir fanden derlei Depôts in Hobarts-Town, Launceston, Melbourne und Sydney. Wir würden aber rathen, bei Bezügen Tasmanien den Vorzug zu geben, weil sich die dortigen Samen zu Anpflanzungen in Europa am meisten eignen.

Die Posttransport-Spesen sind fast gar nicht in Anschlag zu bringen, da aus einem Pfunde Eucalypten-Samen circa 160.000 Pflänzchen erzogen werden können.

Australien.

Allgemeine Bemerkungen.

Australien besteht aus folgenden Colonien: Neu-Südwales, Victoria, Süd-Australien, West-Australien, Queensland und den Inseln: Tasmania, Neu-Seeland und Fidschi, von denen jede ihre eigene Staatsregierung, Verwaltung, Post- und Zollbehörde, dann Unterrichts- und Bildungsanstalten und Landesvertheidigung besitzt. Sie haben unter sich keinerlei politische Verbindung und stehen in keinerlei Abhängigkeit vom Mutterlande, welches seine dorthin geschickten Industrieproducte eben so zu verzollen hat wie irgend ein anderes Reich. Es gibt keine wohlhabenderen und freieren Colonien auf der Erde, als die australischen sind. Nachdem die englische Regierung selbe gegründet, ihnen eine auf der breitesten Basis aufgebaute, den obwaltenden Verhältnissen entsprechende Verfassung gegeben, und ihnen die Sprache, Sitten und Gewohnheiten des Mutterlandes eingeimpft hatte, wurden sie den Ansiedlern mit dem Bemerken überlassen: „*Now help yourselves.*“

Das Einzige, was die brittische Regierung thut, um ihnen guten Rath zu ertheilen und die Verbindung mit der Heimat aufrecht zu erhalten, ist, dass sie ihnen kluge, populäre Gouverneure sendet. Diese Gouverneure stehen im Solde der Colonien, beziehen hohe Jahresgehalte und bleiben eigent-

lich nur drei Jahre auf ihrem Posten, was aber nicht ausschliesst, dass sie auf allgemeinen Wunsch ihre Functionen auf drei weitere Jahre ausdehnen können. Die Gouverneursstellen sind ausserordentlich einträglich, so dass sich diese Herren, wenn sie mehrere Jahre in Australien zubringen, ein Vermögen machen können, besonders wenn sie es verstehen, das Volk fleissig mit wohlgesetzten Reden zu erfreuen, was zu jeder Zeit gern gehört wird. Auf dem Lande hat das Volk keinerlei Steuern zu entrichten. Derjenige Ansiedler, der sein Land gekauft und bezahlt hat, ist und bleibt im unbestreitbaren Eigenthume für ewige Zeiten und darf mit keinen Abgaben mehr, ausser etwa einer Kleinigkeit für Strassen und Brücken, die auf gemeinschaftliche Rechnung in gutem Stande zu erhalten sind, belastet werden, so lange er sich nicht mit dem öffentlichen Verkaufe von Tabak und Spirituosen beschäftigt, welche die einzigen Artikel sind, wofür bedeutende Steuern zu bezahlen sind. In Städten, in welchen für zweckmässige Strassenpflasterung, Wasserleitung, sanitäre und polizeiliche Einrichtungen, Feuerwehr, öffentliche Gärten etc. auf das Beste gesorgt ist, haben nur die Hausbesitzer eine Einkommensteuer zu entrichten, welche aber keineswegs 5% übersteigen darf, d. i. 1 Shilling per Pfund Sterling.

Die Wohnungen waren früher in den australischen Hauptstädten sehr theuer; seitdem sich aber in den letzten Jahren die Speculation auf den Häuserbau geworfen und grosse, lang ausgedehnte, in reizende kleine, mit Wasser, Gas und einem zierlichen Vorgärtchen versehene und in drei bis vier Zimmer eingetheilte Gebäude aufführte, hat die Concurrenz die Miethpreise herabgedrückt. Die Städte nehmen überall riesenhafte Dimensionen an und sind im amerikanischen Geschmacke mit rechtwinkeligen breiten Strassen angelegt. Die Trottoirs sind in der Regel 5 bis 6 Meter breit und mit grossen, viereckigen, sehr harten Sandsteinplatten belegt. Die Strassenbespritzung geschieht nach der bekannten verbesserten Pariser Art. Von hundert zu hundert Schritten den Trottoirs entlang befinden sich kleine Oeffnungen mit zierlichem Metallverschlusse, wo der Spritzenmann seinen Handschlauch einschraubt, einen Krahn öffnet und sein Werk beginnt.

Das Leben auf den Strassen ist ein ausserordentlich lautes und lebhaftes. Der Verkehr wird durch eine bestimmte Zahl zwei- und vierrädriger Equipagen, deren Nummern auf den Laterngläsern sichtbar sind, und eine grosse Zahl von Omnibussen, die man hier wie in Amerika abgekürzt „Bus" oder „Buses" nennt, aufrechterhalten. Diese sind besonders beliebt und von armen und vornehmen Leuten in Anspruch genommen. Die Omnibusse sind sehr elegant, bequem gebaut und die Fahrgebühren so niedriggestellt, dass sich auch der Arme derselben bedienen kann. Alles bewegt sich hier nach festgesetzten Taxen, welche streng eingehalten werden. Die Omnibusse gehören grossen concessionirten Gesellschaften an, die verpflichtet sind, dafür zu sorgen, dass täglich von 7 Uhr Früh bis 11 Uhr Nachts alle fünf Minuten ein Wagen die Hauptstrassen durchläuft. Man geht stark mit der Absicht um, Tramways nach amerikanischem Systeme einzuführen, welches darin besteht, dass die nach einer bestimmten breiten Form angefertigten Bahnschienen so gelegt werden, dass der Eisenweg auch von jedem Privatfuhrwerke, sei es Kutsche, Lastwagen oder Karren, unentgeltlich benützt werden kann, vorausgesetzt dass es die Spurweite der Bahn angenommen hat. Es herrscht in ganz Australien die praktische Einrichtung, dass jeder zum Verkaufe bestimmte Artikel, sei es Manufactur-, Industrie- oder Naturproduct, selbst auch Lebensmittel, eine Preismarke tragen muss, wodurch alles zeitraubende Feilschen vermieden und viel Unfug und Prellerei verhindert wird. Dies macht für die Verkäufer die Concurrenz viel leichter erträglich, und der Käufer braucht nicht erst die Strassen zu durchlaufen und ein billiges Magazin aufzusuchen, weil er weiss, dass die Preise einer bestimmten Qualität überall dieselben sind.

Die Hôtels werden nach amerikanischem Systeme gehalten, d. h. man bezahlt für ein Schlafzimmer, vollständige Verpflegung und Bedienung für einen Tag 4 fl. ö. W., für zwei Tage 7 fl. 50 kr. und vom dritten Tage an täglich 3 fl. Trinkgelder zu geben ist nicht üblich. Die Verpflegung ist sehr reichlich und gut, man erhält z. B. zum Frühstücke zwei weich gekochte Eier oder gebratenen Schinken mit Eiern, Beefsteak, Kalbs- oder Hammel-Cotelettes, Brot und

Butter nach Belieben und dazu zwei oder drei Tassen Thee oder Kaffee; zum Mittagessen Suppe, Roastbeef, diverse Braten, Gemüse und Mehlspeisen zur Auswahl, 1 Seitel Bier oder $^1/_2$ Seitel Wein und zum Nachtische Käse und Obst; zum Abendessen um 6 Uhr Beefsteaks, Kalbs-, Hammel- oder Schweine-Cotelettes, auch Wildpret, kalte Speisen, Brot, Butter, Käse und Thee nach Belieben. Für Getränke hat man nach dem Tarife zu bezahlen.

Die vornehmsten, mit grossartigem Luxus ausgestatteten Hôtels berechnen per Woche 28 bis 30 fl., während man in gut renommirten und mehr bürgerlich eingerichteten, sogenannten Familienhôtels für 12 fl. 50 kr. wöchentlich ein sehr anständiges Unterkommen finden kann. Wer noch billiger leben will, miethet ein möblirtes Privatzimmer und geht zum Speisen in irgend eines der sehr zahlreichen Restaurants, was zusammen wöchentlich circa 7 fl. 50 kr. bis 10 fl. kostet. Für Leute von ganz geringem Einkommen gibt es Speisehäuser, die unter polizeilicher Controle ein gesundes und sättigendes Mahl für 18 bis 26 kr. offeriren, und öffentliche, im Casernenstyle errichtete Musterwohnungen, wo sehr gute, reinliche Betten zu 18, 26, 36 bis 50 kr. per Nacht zu haben sind.

Lebensmittel sind in den Colonien überaus billig zu haben. Die folgenden waren im Jänner d. J. die Marktpreise in Sydney: 1 Pfund Rindfleisch 18 kr., 1 Pfund Hammelfleisch 15 kr., 1 Pfund Kalbfleisch 18 kr., 1 Pfund Schweinefleisch 18 kr., 1 Pfund Salzfleisch $13^1/_2$ kr., 1 Pfund Fische 12 kr., 1 Pfund feines Weizenbrot $4^1/_2$ kr., 1 Pfund Reis 13, 1 Pfund Zucker 13 bis 26 kr. Wenn man sich aber mit den Fleischern abfindet und zur festen Kundschaft wird, kann man noch einen bedeutenden Nachlass von den obigen Preisen erlangen. Im Jänner wurden in Adelaide 30.000 Merinoschafe zu 50 kr. per Stück verkauft.

Mit Nahrungsmitteln sind die australischen Colonien im vollen Sinne des Wortes überladen. Um zu zeigen, wie die Familien der arbeitenden Classe dort leben, führen wir an, dass wir in Städten gerne die Arbeiterviertel besuchten und stets dort Ueberfluss, aber nie Mangel bemerkten. Wir sahen den Kindern nach der Schulzeit auf ihren Spielplätzen zu und staunten über die Portionen weissen Brodes, das sie in

den Händen hielten. Dieses war so reichlich zugemessen, dass sie mit demselben auch noch sogar die Hunde füttern konnten.

Im Jahre 1877 herrschten in den australischen Colonien laut officieller Angaben die folgenden durchschnittlichen Marktpreise in ö. W.:

Marktpreise. 1 Vierpfund-Laib weissen Brodes I. Qualität 28 kr., 1 Pfund frische Butter 50 kr., 1 Pfund Colonien-Käse 64 kr., 1 Pfund Kaffee 55 kr., 1 Pfund Thee 90 kr., 1 Pfund Zucker 16 kr., 1 Pfund Sago 20 kr., 1 Pfund Reis 14 kr., 1 Pfund Mehl I. Qualität 8 kr., 1 Pfund frisches Ochsenfleisch 15 kr., 1 Pfund frisches Schaffleisch 12 kr., 1 Pfund Seife 17 kr., 1 Centner Kartoffeln 3—10 kr., 1 Quart Milch 18 kr.

Dienstboten, Feldarbeiter und Professionisten erhielten die nachstehenden Löhne in ö. W.:

Löhne. Per Jahr: Stubenmädchen 300 bis 360 fl., Köchinnen 400 bis 600 fl., Ammen 300 bis 350 fl., Wäscherinnen 300 bis 400 fl.; in Hôtels eine Köchin 500 fl., ein Koch 1000 fl., ein Zimmermädchen 350 bis 400 fl.; auf dem Lande ein verheiratetes Paar erste Classe-Arbeiter ohne Kinder 700 bis 900 fl., zweite Classe mit Kindern 400 bis 500 fl., Köche 450 bis 550 fl., Hausmägde 300 bis 350 fl., eine Bonne 300 bis 400 fl., eine Gouvernante 600 bis 800 fl., ein Schafmeister 600 bis 750 fl.

Per Woche: Ein Pflugmann 10 bis 12½ fl., ein Hôtelkellner 12½ bis 17½ fl., ein Commis 10 bis 20 fl., ein Schafhirt 7½ bis 10 fl., ein gewöhnlicher Arbeiter 10 fl., ein Schafwäscher 12½ bis 20 fl., ein Schafscherer 10 bis 50 fl., ein Bäcker 21 bis 30 fl., ein Fleischer 17½ bis 20 fl., ein Lehrjunge 7½ bis 10 fl., ein Tischler 40 fl., ein Wagenbauer 25 bis 35 fl., ein Schneider 20 bis 50 fl., ein Hufschmied 20 bis 28 fl., ein Stallknecht 15 bis 20 fl., ein Gärtner 12½ bis 21 fl., ein Goldarbeiter 50 bis 60 fl., ein Buchdrucker oder Lithograph 25 bis 35 fl., Bergleute 22½ fl., ein Gasfitter 30 fl., ein Sattler 25 fl., ein Gärber 20 bis 25 fl., ein Uhrmacher 40 bis 60 fl.

Per Tag: erste Classe-Arbeiter, ein Steinmetz 5½ fl., ein Maurer oder Stuccadorer 5 fl., ein Zimmermann 5 fl., ein Taglöhner 3 bis 3½ fl., ein Gelbgiesser und Kupfer-

schmied, sehr gesucht, 5 fl., unter Umständen auch 67 kr. per Stunde, ein Böttcher 5 fl., ein Hutmacher 4 bis 5 fl., ein Schlosser und Kesselschmied 5 bis 6 fl., ein Maler und Glaser 4½ fl., ein Schiffszimmermann 6½ fl., ein wandernder Eisenbahnarbeiter 40 kr. per Stunde, Schuhmacher werden in der Regel per Stück bezahlt, beste Arbeiter können täglich 6 bis 7 fl. verdienen.

Obgleich die Colonien in administrativer Beziehung vom Mutterlande getrennt sind, so werden sie doch durch tausend Fäden an dasselbe gefesselt. Unzählbare den Bezirken, Städten, Ortschaften, Flüssen, Seen, Bergen und Gebirgen gegebene Namen halten die Erinnernng an die alte Heimat und deren Geschichte aufrecht. Alles, was sich dort Wichtiges ereignet, findet durch den Telegraphen und die Presse den lautesten Wiederhall in dem Herzen der Colonisten. Alle Sitten, Gewohnheiten, öffentlichen Unterhaltungen und Moden Londons finden in den Colonien Aufnahme und werden nachgeahmt. Man kann in der That sagen: man lebt, schläft, isst und trinkt in den Colonien gerade so wie in England. Alles, was man sieht: Kleidung, Hausgeräthe, Galanterie- und Kunstgegenstände, Werkzeuge, Maschinen, Eisenbahnbestandtheile (im verflossenen Jänner hat die südaustralische Regierung zu Adelaide einen neuen Auftrag auf 800.000 Tonnen Eisenbahnschienen nach England gesendet) kommt von England. Ueberall begegnet man der Sympathie für das Mutterland. Wenn irgend jemand von den Colonien nach England reist, auch in dem Falle, dass er dort nicht geboren und niemals dort gewesen ist, drückt er sich nicht anders aus, als, „dass er heim oder nach Hause reise.“ — Es ist daher nicht zu verwundern, wenn sich die kolossalen Reichthümer Australiens in England concentriren, welches sich für den Absatz seiner Erzeugnisse auf lange Zeit die Märkte jenes Welttheiles gesichert hat.

Bei all dem Gedeihen und Aufblühen des austral-asiatischen Welttheiles ist es doch zu bedauern, dass unter den Schwestercolonien so viel Zwiespalt und sonderbündlerische Misshelligkeit Platz gegriffen hat.

Anfänglich befand sich der Sitz der Regierung des ganzen Landes in Sydney und so lange sich das Cultur-

leben allein nur um dasselbe concentrirte, war es gut; als sich jedoch mit der Zunahme der Bevölkerung die Zahl der Ansiedlungen vermehrte und dieselben immer weiter von der Muttercolonie entfernten, fiel ein Theil nachdem anderen von derselben ab und errichtete seine eigene Regierung. Diese Ereignisse waren wohl als Zeichen des Fortschrittes zu begrüssen, denn seit jener Zeit datirt erst der gegenwärtige hocherfreuliche Zustand des Landes, der mit Adlerschwingen einer grossen Zukunft entgegeneilt.

Niemand jedoch hätte geglaubt, dass mit der Lostrennung auch der Geist der Eintracht und das Gefühl der Zusammengehörigkeit fast gänzlich verschwinden würde.

In der That muss man leider heut zu Tage wahrnehmen, wie sich die 5 Schwestercolonien gegenseitig mit Eifersüchteleien jeder Art quälen und durch Schutzzölle und particuläre Posteinrichtungen von einander absondern, wodurch der öffentliche Verkehr sehr beeinträchtigt und erschwert wird.

Nachdem die Presse lange zur Eintracht gemahnt, haben in letzterer Zeit die Gouverneure ihre Colonien bereist und bei dieser Gelegenheit mehrfache geistreiche Reden zu Gunsten einer Conföderation gehalten, welche bei der Bevölkerung einen günstigen und nachhaltigen Eindruck zurückgelassen haben.

Es ist sehr anerkennenswerth, dass die Colonialregierungen dem Strassen- und Brückenbaue eine grosse Aufmerksamkeit zuwenden, wohl wissend, dass dadurch Handel und Wandel ungemein befördert werden. Es kennzeichnet übrigens den brittischen Nationalcharakter, dass, wo sich nur immer Engländer niederlassen, ihr erstes Augenmerk auf die Anlage zweckmässiger Land- und Wassercommunicationen gerichtet ist. Gute macadamisirte, von der Regierung angelegte Wege dehnen sich in den bewohnten Districten nach allen Richtungen aus, und in Gegenden, welche zunächst für neue Ansiedlungen bestimmt sind, sieht man von Meile zu Meile 20 Meter breite Wege in rechten Winkeln durch Busch und Wald gehauen, die, wenn sie einmal gänzlich hergestellt sind, auf Kosten des Landes erhalten werden müssen.

Eisenbahnen sind in allen Colonien in beständiger Zunahme begriffen und werden sich bald zu einem Netze von gemeinsamer Verbindung gestalten. Man geht bereits mit dem Gedanken um, eine neue grosse Bahn längs des Ueberland-Telegraphen zu bauen, welche in Adelaide beginnend den ganzen Continent bis Port-Darwin durchziehen soll. Dieses wäre wohl das wirksamste Mittel, die im Innern des Landes gelegenen ungeheuern Wüsteneien zu bevölkern und zu cultiviren.

Die Ureinwohner von Australien, *the aboriginals or black fellows*, wie sie im Lande genannt werden, oder *black men*, wie sie sich selbst am liebsten nennen, sind ein nicht uninteressanter Menschenschlag. Die Ureinwohner.

Mit der zunehmenden Civilisation der weissen Race ist in Australien auch das Los des schwarzen Mannes ein menschliches geworden. In jener schrecklichen Zeit, als die englischen Sträflinge die einzigen Ansiedler des Landes waren, hatten die armen Ureingebornen grausame Behandlungen und schwere Prüfungen zu bestehen, in Folge deren es ihnen nicht viel besser erging als den unglücklichen Eingebornen Tasmaniens, die schliesslich bis auf den letzten Mann ausgerottet worden sind. Dank den humanen Principien der Colonial-Regierungen geniesst gegenwärtig die schwarze Race dieselben Rechte und denselben Schutz und Schirm wie die weisse und desshalb ist auch ihre Annäherung zur Bahn des Fortschrittes sichtbar zu bemerken. Schon besuchen hin und wieder ihre Kinder die öffentlichen Schulen und legen auffallende Beweise geistiger Fähigkeiten ab. Wir sind der Meinung, dass kaum ein paar Generationen vergehen werden, ohne dass sie einen ähnlichen erfreulichen Grad der Civilisation erreicht haben werden, wie gegenwärtig die Neger in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Derjenige, der Gelegenheit gehabt, weiter in das Innere des australischen Continentes hineinzukommen, wo die europäische Cultur noch nicht hingedrungen, und die Eingebornen in ihrer ursprünglichen Einfachheit und Natürlichkeit kennen gelernt hat, muss erstaunen über den ungeheuren Unterschied, der sich zwischen ihnen und ihren in Städten unter der weissen Bevölkerung lebenden Stammesgenossen

sichtbar macht. Während die letzteren das Branntweintrinken gelernt, moralisch und physisch verkümmert als elende, von den Europäern verachtete Bettler durch die Strassen schleichen und den traurigen Stempel ihres bedauernswürdigen Verfalles und unvermeidlichen Unterganges an sich tragen, haben sich die Ersten ihre Gesundheit und Unabhängigkeit bewahrt. Der Menschenfreund freut sich über ihren schlanken, schönen Körperbau, ihre Gesundheit und Abhärtung, ihre physische Stärke und ihre angeborne Fröhlichkeit, die nur aus zufriedenen Gemüthern entspringen kann. Mögen ihre Sitten und Gewohnheiten, ihre Ansichten über Pflicht und sociales Leben auch noch so sehr von denen der Europäer abweichen, so haben sie doch auch ihre hoch in Ehren gehaltene Moral, die sie, wenngleich auf weiten Umwegen, zur Erkenntniss des Wahren und Guten führt. Es ist ein auffallender Zug ihres Charakters, dass kein junger Mann eine Frau zu sich nehmen darf, bevor er nicht anhaltende Beweise eines guten Verhaltens abgelegt hat.

Wenn man ihnen nicht unter Umständen begegnet, die geeignet sind, ihr Misstrauen zu erregen, sind sie, namentlich jene, die mit den Europäern schon einigermassen in Contact stehen, bei weitem nicht so wild und scheu, als sie meistens geschildert werden. Bei guter, freundlicher Behandlung sind sie leicht zu gewinnen. Das zeigt sich namentlich dort, wo sie bereits anfangen als Arbeiter aufzutreten und ihre Brodgeber durch Fleiss und Folgsamkeit vollkommen befriedigen.

Ihre physische Stärke ist staunenswerth. — Die Schwarzen haben in der Regel eine angeborene Rednergabe. Wenn sie in einer grösseren Zahl zusammen sind, hält meistens einer von ihnen eine lange fliessende Rede, die von den Anderen mit Ruhe und Schweigen angehört wird.

Im Inneren des Landes leben die folgenden Hauptstämme: die Larrakeyahs, die Wulnahs, die Waggiten, die Aguawillahs und die Quulinlingahs, von denen jeder eine eigene Sprache und eigene Sitten und Gewohnheiten besitzt. Nicht selten führen sie unter sich blutige Kriege, die zumeist in Weiber- oder Hunderaub, in Beschimpfung der Häuptlinge oder im Streite um ein Wasserloch ihre Veranlassung haben. Ihre Waffen sind: der Bumerang, ein eigenthümlich construirter

Bogen, dessen Handhabung noch von keinem Europäer vollkommen erlernt worden ist, die Nulla-Nulla, eine kleine Keule, der Speer, das Beil und das Messer, bei deren Handhabung sie eine grosse Geschicklichkeit zeigen und zu deren Erlangung die grösste Zeit der männlichen Jugend in Anspruch genommen wird. — Bei ihren Kämpfen entwickeln sie einen hohen Grad von Wildheit und Grausamkeit und werden sie fortwährend von den Weibern durch Zurufe aufgestachelt, welche in einer gewissen Entfernung dem Kampfe zusehen, und wenn er zu lange dauert, an demselben thätigen Antheil nehmen. Die Schlacht beginnen sie meist beim Grauen des Tages. Von beiden Lagern treten ein paar Männer hervor, welche gegenseitig die Häuptlinge beschimpfen und ihnen die kindischesten und lächerlichsten Beschuldigungen vorwerfen, bis endlich von der einen oder anderen Seite der Geduldfaden reisst und das Zeichen zum Angriffe gegeben wird. Zuerst wird der Bumerang gebraucht und wenn alle Pfeile verschossen sind, zu den Speeren übergegangen; sind auch diese zerbrochen, dann kommt die Reihe an die Nulla-Nullas und nach diesen treten die Beile und Messer auf. Bei den letzten wird von beiden Seiten die Regel beobachtet, bei dem Feinde alle lebensgefährlichen Theile des Körpers zu schonen und nur den fleischigsten Theilen möglichst grosse Wunden beizubringen, die sie stets als die werthvollsten Ehrenzeichen zu betrachten pflegen. Der Sieg wird regelmässig durch Tanz und ein Mahl gefeiert, zu welchem, leider nur zu oft, die Körper der erschlagenen Feinde das Hauptmaterial liefern müssen.

In Bezug auf den Cannibalismus dürfte man alle in der tiefen Wildniss lebenden schwarzen Stämme in zwei Classen eintheilen und zwar: in Ganz-Cannibalen und Halb-Cannibalen. Während den ersteren ein unersättlicher Durst nach Menschenblut innewohnt und dieselben keine Gelegenheit unbenützt vorübergehen lassen, sich solches zu verschaffen, nähren sich die anderen in der Regel von Pflanzen, Wurzeln, Vogel- und Amphibien-Eiern und Thieren und vergreifen sich an Menschenfleisch nur bei ganz besonderen Veranlassungen, die jüngere Generation will von Menschenfleisch nichts mehr wissen.

Es ereignet sich nicht selten, dass in weit entlegenen Gegenden weisse Ansiedler mit schwarzen Weibern ganz

friedlich zusammen leben. Aber es ist ein eigenthümliches Factum, dass die letzten, wenn sie sich zum ersten Male in interessanten Umständen fühlen, plötzlich verschwinden, ihre Angehörigen in der Wildniss wieder aufsuchen und bei denselben verweilen, bis sie Mütter geworden sind. Man will wissen, dass solche Frauen bei ihrer Ankunft nicht die beste Aufnahme finden und dass die Bastardkinder dem herrschenden Cultus geopfert werden.

Die Maoris, die Ureinwohner von Neu-Seeland, weichen in ihren Anschauungen von ihren Vettern in Australien besonders darin ab, dass sie die von europäischen Vätern und einheimischen Müttern erzeugten Kinder sehr hoch in Ehren halten und sogleich nach ihrer Geburt weit in das Innere des Landes bringen, damit sie von ihren Vätern nicht entdeckt oder gar reclamirt werden können.

Die Austral-Neger sind meist sehr abergläubisch und haben eine grosse Furcht vor der Finsterniss der Nacht, während welcher sie enge zusammen bleiben und um keinen Preis zu irgend einer Unternehmung oder auch nur zu einem Gange zu bewegen sind. Sie glauben, dass während der Nacht der „Pedall", ein böser, heimtückischer Geist, herumwandere, um ihnen ein Leid zuzufügen. Wie der Janus bei den alten Römern Krieg und Frieden bedeutete, so ist es auch mit dem Pedall bei den Schwarzen Australiens ähnlich der Fall; denn bei Tage ist er ihnen ein guter Geist, dem sie alle Wohlthaten zu verdanken haben. Er ist es, wie sie annehmen, der vor vielen vielen Jahren den australischen Continent aus Schlamm zu festem Lande eingekocht, mit Gewächsen und Thieren aller Art versehen und dann dem schwarzen Manne zum Wohnplatze geschenkt hat. Nachdem er solches gethan hatte, zog er über das Meer, um anderwärts dasselbe zu thun. Ein Gewitter kann ihnen Angst und Schrecken einjagen, denn es ist der Pedall, der ihnen zürnt. Eine Erklärung über die wohlthätige Wirkung, welche Blitz und Donner in der Natur zur Folge haben, nehmen sie nur mit kopfschüttelndem Zweifel auf und erwidern, dass hierin der schwarze Mann seine eigenen Wege zu gehen habe. Den Glauben an ein höheres Wesen, das die ganze Welt leitet und regiert, sowie auch an ein Fortleben der Seele nach dem Tode kennen sie nicht und nehmen

vielmehr an, dass sie das Schicksal mit den Thieren theilen oder dass im höchsten Falle, wenn sie gut gelebt haben, sie Pedall nach dem Tode als weise Männer wieder auf die Welt kommen lässt. Wenn man ihnen von der göttlichen Allmacht, Weisheit und Güte erzählt, geben sie stets zur Antwort: Dasselbe, was Gott für den weissen Mann ist, das ist Pedall für den schwarzen.

Wenn sie hören, dass jemand von ihren Stammesgenossen krank ist, zeigen sie eine grosse Theilnahme, besuchen den Kranken, bringen ihm kleine Geschenke und bei einem eintretenden Todesfalle ist die Trauer allgemein. — Unter allen Thieren ist es der Hund, den sie am liebsten haben und dem sie beinahe dieselben Rechte einräumen wie ihresgleichen.

Man sieht sie jetzt mehr denn je bei Squattern Dienste suchen, aber nur bei solchen, die als gute, rechtschaffene Leute einen allgemeinen Ruf haben. Dort werden sie von den Weissen streng abgesondert gehalten. Sie sind stets fleissige Arbeiter, die bloss Kleidung, Kost und Tabak, aber keinen Lohn bekommen, denn Geld würde sogleich nach der Schenke wandern.

Australien ist ein Land, welches Auswanderern auf das beste zu empfehlen ist. Ein überaus gesundes Klima, in welches sich noch nie weder die Pest noch die Cholera oder irgend eine andere epidemische Krankheit eingeschlichen hat, ein sehr fruchtbarer Boden, in dem nicht nur die verschiedensten Arten tropischer Gewächse und Früchte, sondern auch die meisten europäischen Getreidegattungen und Früchte zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gedeihen, ein fast fabelhafter Reichthum an edlen und unedlen Metallen und Mineralien, billiger Ländererwerb sowohl für baar als auch auf Credit, Landschenkungen an die Kinder der bäuerlichen Einwanderer, das Nichtvorhandensein wilder, reissender Thiere, und bei allem diesem fast gänzliche Steuerfreiheit; das sind die Umstände, unter welchen dort ein Einwanderer seinen Wirkungskreis antreten kann.

Derjenige nun, den die Macht des Schicksals zum Auswandern zwingt, mag sich getrost dem Meere anvertrauen und nach Australien gehen; derjenige aber, der noch in der Heimat die Mittel zu seiner Existenz finden kann, möge

besser die Worte beherzigen: „Bleibe zu Hause und nähre dich redlich.“

Wir wollen nun die vier am meisten bewohnten Colonien näher betrachten.

Süd-Australien.

Das Land ist in drei Theile getheilt, nämlich in das eigentliche Süd-Australien, Central-Australien und das Nord-Territorium, welche durch den 20. und 26. Breitengrad von einander geschieden sind. Die Länge der Meeresküste des südlichsten Theiles beträgt 1600 Meilen.

Lage. Grösse. Die Colonie Süd-Australien liegt zwischen 10° 44′ und 42° 28′ südlicher Breite und zwischen dem 129.° und 142.° östlicher Länge und enthält einen Flächenraum von 914.730 Quadratmeilen = 585,427.200 Acres, von denen noch 579 Millionen verkäuflich sind.*)

Berge. Die höchsten Berge sind: Bryan 3012′, Razorback 2992′, Black-Rock-Hill 2750′, Lofty 2334′, Barker 2331′, Horrocks 1984′ und Gambier 1960′.

Flüsse. Die bedeutendsten Flüsse: Murray, Wakefield, Gawler, Pleasant, Roper, Adelaide und Victoria.

Seen. Von Seen sind bemerkenswerth: die grossen Salzseen, Torrens, Eyre und Gairdner. Der letzte liegt circa 135 Meilen vom Ocean entfernt und 366 Fuss hoch über demselben, der vulkanische oder blaue See in dem erloschenen Krater des Berges Gambier. Die Süsswasser-Seen Alexandrina und Albert, durch welche der Murray fliesst, werden auch mit Dampfern befahren. Der durchschnittliche jährliche Regenfall beträgt 21 Zoll. Am meisten regnet es in den Monaten Mai und October.

Das Namensverzeichniss aller in der Colonie Süd-Australien vorkommenden Pflanzenfamilien ist nach dem dortigen Regierungsbotaniker R. Schomburgk folgendes:

Flora. Amaranthaceen, Amaryllideen, Boragineen, Compositen, Chenopodiaceen, Convolvulaceen, Cruciferen, Cyperaceen,

*) Unter allen angeführten Massen sind die englischen zu verstehen.

Epacrideen, Euphorbiaceen, Gramineen, Gudeniaceen, Labiaten, Leguminosen, Liliaceen, Myrtaceen, Orchideen, Protaceen, Restiaceen, Scrophularineen und Urticaneen.

Unter den vorherrschenden Bäumen gibt es 151 Gattungen, welche nicht mehr als 30 Fuss hoch werden. Die Eucalypten erreichen nicht die riesige Höhe wie in Tasmanien, Victoria und West-Australien, sondern treiben ihre Kronen nicht über 100 bis 120 Fuss empor. Diese sind die einzigen Bäume, welche der Colonie ein vortreffliches Bauholz liefern. Ausser diesen gibt es auch noch 70 Gattungen von Akazien und eine Unzahl verschiedener Casuarinen. Manche Akazien liefern ein schönes Holz für die Möbelfabrikation.

Aus dem Pflanzenreiche wird auch ein reichhaltiges und vortreffliches Material für die Papiererzeugung gewonnen. Ganz besonders liefern hierzu die Gramineen- und Cyperaceen-Gattungen und die Rinden mehrerer Eucalypten und Casuarinen die Stoffe. — Ein interessantes, charakteristisches Aussehen verleihen der Landschaft jene Bäume oder vielmehr Gesträuche, die von den Colonisten *Grass trees (Xanthorrhoea quadragulata* und *semiplana)* benannt werden. Diese enthalten ein salpetersaures Gummi, aus welchem eine sehr werthvolle Farbe erzeugt wird. — Von einiger Wichtigkeit sind auch deren Blätter, weil durch die Verbrennung derselben die lästigen Mosquitos verscheucht und betäubt werden können.

Die *Xanthorrhoea quadragulata* erreicht eine Höhe von 10—12 Fuss und der Stamm eine Dicke von $1^1/_2$ Fuss. Ihr Aussehen ist meist grotesk; sie treibt ihre Wurzeln gern in die Spalten der Felsen ein und wächst dabei sehr langsam. Fachmänner behaupten, dass die grössten Exemplare mehrere hundert Jahre alt sein müssen. Die *Xanthorrhoea semiplana* wächst meist am Fusse der Berge und auf sandigem Boden. Ihr Stamm bildet sich merkwürdigerweise unter der Erde und wird 2 bis 3 Fuss lang, bevor die Wurzeln sporadisch zum Vorschein kommen. Die Blätter hängen fast bis zur Erde herab und verleihen dadurch diesem Gewächse einen hübschen ornamentalen Charakter. Der Fremde verweilt gerne bei ihrem Anblicke und bewundert die unerschöpfliche Phantasie der Natur.

Bei den Blüthen und Blumen der südaustralischen Flora ist zum grössten Theile die gelbe Farbe vorherrschend.

Im südlichen Theile dieser Colonien gedeihen im Freien: Aepfel, Birnen, Kirschen, Trauben, Pfirsiche, Aprikosen, verschiedene Beeren, Haselnüsse, Mandeln, Nektarinen, Feigen, Wassermelonen, Rhabarber und Orangen. Die letzten haben sich dermassen eingebürgert, dass oft grosse Felder mit denselben cultivirt werden. Alle diese Früchte stammen aus Europa. Der mittlere und nördliche Theil des Landes bringt nur tropische Gewächse und Früchte hervor.

Die Europäer haben nicht allein die Flora, sondern auch die Fauna des Landes reichlich vermehrt. Die sogenannten Hausthiere waren ursprünglich in Australien nicht vorhanden, denn der schwarze Mann bedurfte derselben nicht und erst seit die Fremden im Lande sind, haben sich auch jene eingebürgert und auf eine wundervolle Weise vermehrt. Ausser den Hausthieren in engerer Bedeutung findet man gegenwärtig dort in vielfachen Abarten:

Fauna.

Fledermäuse, graue Vampire, Dingos, Ratten, Mäuse, Wallfische, Beutelthiere, Adler, Falken, Habichte, Eulen, Weiher, Schwalben, Königsfischer, Diamantenvögel, Neuntödter, Drosseln, Rothkehlchen, Grasmücken, Finken, Baumhacker, Kukuke, Kakadus, Papageien, Tauben, Strandläufer, Enten, Gänse, Schwäne, Möven, Meerschwalben, Albatrosse, Sturmvögel, Pelikane, Seeraben, Rothgänse, Greben, Elstern und Spottvögel.

Die Vögel zeichnen sich in der Regel durch prachtvolles Gefieder, aber weniger durch schönen Gesang aus. Selbst die europäischen Vögel scheinen dort nach und nach das Singen einzustellen. Die Elster *(Mag-pie)* macht von der Regel eine Ausnahme und kann zu einer entzückenden Sängerin herangebildet werden, wenn ihr die Zunge gelöst wird. Als wir die erste Nacht in einem Hôtel auf australischem Boden zubrachten, wurden wir am frühen Morgen durch einen etüdenartigen Gesang aus dem Schlafe geweckt. Wir glaubten eine liebliche Altstimme zu vernehmen, die sich launenhaft in verschiedenen Passagen, Motiven und kleinen Arien übte. Erst als der Zimmerkellner erschien und sich erkundigte, ob wir gut geschlafen haben, wurden wir vom

Irrthume erlöst, indem er uns erklärte, dass die vermeinte Sängerin eine *Mag-pie* sei. Und in der That sahen wir durch das Fenster im Hofe eine schmutziggraue Elster in einem Käfige sitzen, über welchem ein Stück rohes Fleisch aufgehängt war, um sie zum fleissigen Wiederholen der eingelernten Stückchen zu animiren. Solche Vögel werden dort je nach Umständen mit 5 bis 10 Livres Sterling per Stück bezahlt.

Das Klima von Süd-Australien ist bis auf die heissen Winde erträglich. Obwohl in den Sommermonaten vom December bis Ende Februar das Thermometer im Schatten auf 32° und in der Sonne bis auf 52° Réaumur steigt, so lassen doch die beständigen Seebrisen diese hohe Temperatur weniger empfinden. Fünf- bis sechsmal im Sommer wehen von Norden durch circa drei Tage heisse Winde, deren Glut alles Leben in der Natur lähmt. Die Seebrise hört auf, Fenster und Thüren werden sorgfältig verhängt. Die Menschen flüchten in die geschlossenen Räume, oder liegen wie in Agonie auf dem Fussboden der Verandas, ungeheuere Quantitäten von Eiswasser trinkend. Alle Hausthiere stöhnen unter der drückenden Qual der Hitze. Am dritten Tage wendet sich der Wind von Norden nach Süden oder Südwesten, eine frische, erquickende Seebrise erhebt sich, erniedrigt die Temperatur um 15° R. und erweckt Alles wieder zu neuem Leben, zu neuer Thätigkeit. Die kühlen Monate sind: Juni, Juli und August, in welchen das Thermometer bis auf 10° Wärme sinkt. Klima.

Adelaide ist die Hauptstadt der Colonie und liegt acht Meilen östlich von Port Adelaide entfernt, in einer vier Meilen breiten Ebene, die im Hintergrunde durch eine pittoreske Hügelkette mit dem Berge Lofty begrenzt wird. Die ganze Landschaft ist mit Villen und Gärten bedeckt, die sich bis zu den Abhängen des Berges Lofty hinaufziehen. Die Stadt zählt circa 45.000 Einwohner, besitzt schöne Gebäude in modernem Style, einen in der Mitte der Stadt befindlichen botanischen Garten und nimmt einen Flächenraum von 1043 Quadrat-Acres ein, die Strassen, Plätze, den botanischen Garten und die diversen Parkländereien nicht eingerechnet, die sich allein auf 2000 Quadrat-Acres belaufen. In Süd-Australien wird gegenwärtig nur Landbau, Viehzucht Adelaide.

und Bergbau betrieben. Die Landwirthschaft wird von den Farmern, die Viehzucht von den Squattern, d. h. Stockhaltern, Grossviehzüchtern oder Schaffarmern, und der Bergbau von Gesellschaften bestrieben.

Ackerbau.

Bei der Landwirthschaft ist vornehmlich der Weizenbau zu erwähnen. Im Jahre 1875 allein wurde eine Quantität im Werthe von 1,680.996 L. ausgeführt. In demselhen Jahre waren 839.638 Acres bebaut und brachten 9,862.693 Bushel Weizen hervor, d. i. 11·7 Bushel per Acre. Der in dieser Colonie erzeugte Weizen ist von vorzüglicher Qualität und es könnte von demselben leicht so viel angebaut werden, um damit die Bewohner der ganzen Erde zu versorgen.

Verbesserte und besonders originell construirte Maschinen tragen sehr viel dazu bei, die theure Handarbeit entbehrlich und die Getreidepreise so billig zu machen, dass australischer Weizen bereits einen regelmässigen Absatz in England gefunden und auf den dortigen Märkten die Concurrenz mit den südrussischen Producten erfolgreich aufgenommen hat.

Wir können nicht umhin, eine kleine Schilderung einzufügen, wie in Australien die Landwirthe ihre Getreidefelder bearbeiten und die Producte einheimsen.

Vor allem Anderen pflegt man mit eisernen Pflügen den Boden möglichst tief zu beackern und zu beeggen. Die Aussaat wird durch 22 Fuss breite Maschinen bewerkstelligt, von welchen jede bis 40 Acres besäen kann. Zum Abernten bedient man sich zweierlei Maschinen, nämlich des Strippers und des Hedders.

Originelle Maschinen.

Die erste hat die Gestalt eines mittelgrossen, transportablen Dreschkastens. Auf der Vorderseite der zweirädrigen Maschine befindet sich ein sechs Fuss langer horizontaler eiserner Kamm, der die Bestimmung hat, die Aehren aufzufangen und abzustreifen. In demselben Augenblicke werden die abgestreiften Aehren von einer eisernen Dreschtrommel gepackt, welche durch ein Zahnräder-Getriebe, wie bei den gewöhnlichen Mähmaschinen, oder Riemenscheiben in die nöthige Zahl von Umdrehungen versetzt wird. Wenn der Weizen die gehörige Reife hat, drischt die Maschine vollkommen rein aus und entfernt auch noch einen bedeutenden Theil des Staubes und der Spreu. Durch eine am Boden der Maschine angebrachte

Oeffnung werden die Körner auf die Erde geschüttet und hierauf mittelst einer Elevator-Putzmaschine gereinigt und in Säcke gefüllt. Die Maschine kann nach Willkür hoch oder nieder gestellt werden, ist einfach, beinahe gar keiner Reparatur unterworfen und drischt ohne Ueberanstrengung per Tag das Ergebniss eines Feldes von 8 Acres. Die stehengebliebenen Halme werden, wenn man des Strohes bedarf, mit einer gewöhnlichen Maschine abgemäht, sonst aber niedergewalzt und angezündet. Der Stripper ist eine australische Erfindung und erfordert zum Betriebe drei Pferde, einen Kutscher und einen Knaben als Vorreiter.

Der Hedder ist die Erfindung eines Deutschen in Californien und weiter nichts Anderes als eine grosse Mähmaschine, welche das Getreide 20 Fuss breit abschneidet und mittelst eines auf derselben angebrachten Elevators auf einen nebenbei fahrenden Leiterwagen schafft, auf welchem es von zwei Knechten gleichmässig vertheilt wird. Das Getreide darf zu diesem Behufe nicht überreif sein. Wenn der Wagen angefüllt ist, wird er einer in der Nähe arbeitenden Dampfdreschmaschine zugeführt.

Der Hedder wird nicht gezogen, sondern von vier hinter der Maschine nebeneinander angespannten Pferden geschoben. Die Deichsel steht mit einem Steuerruder in Verbindung, welches vom Kutscher gehandhabt wird. Die Maschine vermag in 10 Stunden 24 Acres abzuernten und bedarf dazu fünf Menschen und sechs Pferde.

Ein deutscher Farmer, der 1200 Acres Weizen auf dem Felde hatte, rechnete uns vor, dass er mit Hilfe von 5 Strippern, 15 Pferden und 12 Menschen das ganze Ernteergebniss innerhalb eines Monats zum Verkauf fertig haben wird. Die Unkosten berechnete er zu fünf Pence = circa 22 kr. per Bushel und die Transportspesen zu $^1/_4$ Penny per Meile.

Das deutsche Element hat in Süd-Australien bereits feste Wurzel gefasst. Besonders als Farmer haben sich die Deutschen unentbehrlich gemacht. Alle die grossen Erfolge, welche die Landwirthschaft errungen, sind meistens ihrer Intelligenz zu verdanken. Sie gewinnen mit jedem Tage mehr an Ansehen, Achtung und politischem Einflusse. Ein sehr angesehener Herr sagte uns, dass gegenwärtig seine Kinder Deutsche Ansiedler.

auch die deutsche Sprache erlernen, weil die dortigen Deutschen ein Factor geworden sind, mit dem man rechnen müsse. Sie zählen bereits zwei Vertreter im Parlamente. Viel trägt hiezu die deutsche australische Zeitung bei, deren Redacteur die Interessen der Deutschen auf das Wärmste vertheidigt. Schon haben sie sich neue zeitgemässe Unterrichtsgesetze erkämpft und stehen bereits wieder auf dem Punkte, einen grossen Erfolg zu erringen, der sie mit den Squattern auf ziemlich gleichen Fuss stellen wird. Diese letzteren sind bis jezt vermöge ihres Reichthumes die herrschende Partei im Lande und sie wussten es durchzusetzen, dass ihnen das erträgnissreichste Weideland zu dem sehr niedrigen Pachtpreis von $^1/_{10}$ Penny per Acre überlassen wird, während die Farmer bisher 30 Pence per Acre jährlich zu bezahlen hatten. Dadurch stellte sich das Missverhältniss heraus, dass Farmer für 1,680.996 Acres der Regierung einen jährlichen Pacht von 212.877 L. und die Squatters für 128 Millionen Acres Weideland der Regierung einen Jahrespacht von nur 50.000 L. bezahlten.

Bezüglich der Erträgnisse der beiden landwirthschaftlichen Beschäftigungen herrscht ein auffallendes Missverhältniss vor. Im Jahre 1875 belief sich die Ackerbau treibende Bevölkerung, d. i. Brodgeber und Dienstleute zusammen, auf 24.224 Seelen und der Werth des erzeugten Getreides auf 1,816.850 L. Sterl., also per Kopf 75 L. Die 200 Grosssquatters hingegen, die auf den obenerwähnten Weidegründen 6,120.211 Schafe etc. hielten und in ihren Diensten 2500 Leute als Aufseher, Schäfer, Wäscher, Scherer, Grenzreiter etc. beschäftigten, erzielten für den Verkauf von Wolle 1,833.519 L. und für Häute, Felle und Talg 166.481 L., zusammen eine Einnahme von 2 Millionen L., was per Kopf circa 740 L. beträgt.

Wenn man in Erwägung zieht, dass die Farmer bei ihren kleineren Einnahmen eine grössere Zahl von Arbeitern erhalten und auch noch diversen Handwerkern Verdienst geben müssen, folglich ihr Nutzen dem Lande zu Guten kommt, die Squattern hingegen nur wenige Leute beschäftigen, keine Handwerker bedürfen und ihre grossen Revenuen englischen Banken zufliessen lassen, so schrumpft ihr Ver-

dienst für das allgemeine Beste der Colonien fast in nichts zusammen.

Die Wollausfuhr hat sich in Süd-Australien im Laufe von zehn Jahren mehr als verdoppelt. Im Jahre 1865 betrug sie 50.946 Ballen im Werthe von 840.125 L. und 1874 erhob sie sich auf 110.000 Ballen im Werthe von 1,499.190 L.

In beiden Geschäftszweigen sieht man, wie gewöhnlich in allen grossen dünnbevölkerten Ländern, dass der Verbesserung des Bodens wenig oder gar keine Sorge zugewendet wird. Beide, Farmer und Squatter, sündigen durch die gewissenlose Ausbeutung des Bodens, der bereits hin und wieder Spuren der abnehmenden Fruchtbarkeit an sich trägt. Dieser Umstand hat Veranlassung zur Bildung einer Partei gegeben, welche gegenwärtig die südaustralische Regierung zu zeitgemässeren Reformen in ihrer agricolen und pastoralen Gesetzgebung bewegen will.

Was den Bergbau anbelangt, so hat man die Arbeiten auf edle Metalle des geringen Ergebnisses halber beinahe ganz aufgegeben, sich aber mit um so grösserem Eifer auf die Ausbeutung der reichhaltigen Kupfergruben in Kapunda und besonders in Bura-Bura geworfen. Bergbau.

Die Bura-Bura-Kupferlager wurden 1843 von einem Hirten entdeckt und setzten die damalige Ansiedlung in dem Grade in Athem, dass dadurch der Grund zu der Grösse und Zukunft der Colonie gelegt wurde. Landgüter, Pferde, Hornvieh und jede Art von Eigenthum stiegen auf einmal bedeutend im Preise. Zur Erstehung und Vermessung des weit ausgedehnten Terrains, auf welchem sich diese Gruben befinden, waren 20.000 L. nöthig, welche aber dazumal schwer aufgebracht werden konnten. Zwei Parteien bestrebten sich, diese Summe aufzutreiben, die Aristokratie und die Kaufmannschaft. Da die erstere nicht geneigt war, ein Compagniegeschäft einzugehen, so wurde der Bezirk von Osten nach Westen in zwei gleiche Hälften getheilt und hierauf das Los geworfen, wobei der südliche Theil, auf welchem die erste Entdeckung gemacht wurde, der Aristrokratie und der nördliche den Kaufleuten zufiel. Bei der Ausbeutung zeigte es sich, dass der südliche Theil nicht der Bearbeitung werth war, und es wurde das Terrain als Weideland verkauft. Bura-Bura, der nördliche Bura-Bura.

Antheil, dagegen zeigt sich höchst rentabel, so dass man schon in den ersten sechs Jahren 80.000 Tonnen sehr reichen Erzes gewinnen und nach England verschiffen konnte, was der Gesellschaft einen Nutzen von 438.552 L. einbrachte. In der That ein schöner Gewinn für ein Anlagecapital von 10.000 L.

In Bura-Bura wird gegenwärtig nur regelmässiger Bergbau nach amerikanischen Principien getrieben. Bevor noch dieser industrielle Platz sichtbar wird, kommt dem Besucher schon ein bedeutendes Getöse entgegen, das durch die zahlreichen Dampf- und Fördermaschinen und die Poch-, Hammer- und Schmelzwerke erzeugt wird. Hat er endlich dort seinen Einzug gehalten, so glaubt er sich in das Reich der Cyklopen versetzt. Ringsum herrscht eine fieberhafte Thätigkeit, weil die Arbeiter meist ausser ihren festen Löhnen auch noch einen gewissen Antheil am jährlichen Reingewinn des Geschäftes erhalten.

Das Terrain ist überaus zerklüftet. Ungeheuere Abgründe liegen vor uns offen da und von den Tiefen gähnen uns die dunklen Oeffnungen der zahlreichen Schachte und Stollen entgegen. Nach der Berechnung dortiger Ingenieure wird die Ausbeute des so werthvollen Metalles nach 100 Jahren ihr Ende noch nicht erreicht haben.

Welche geheimnissvollen Ursachen und mächtigen Factoren mochten wohl zusammenwirken, als sich im Inneren unseres Planeten diese Schätze bildeten und zu so grossen Massen anhäuften? Diese Frage wird wohl kaum jemals genügend zu erörtern sein. Die Menschen dringen zwar in das Innere der Erde; aber, wie Haller sagt, in das Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist.

Bura-Bura liegt 100 Meilen nördlich von Adelaide auf nackten, 150 Fuss hoch über der Umgebung gelegenen Kalksteinhügeln. Im Jahre 1851, zur Zeit der Entdeckung der Goldfelder in dem benachbarten Victoria, kam eine Stockung in das Geschäft, indem fast alle Arbeiter den Goldminen zueilten. Nachdem nun die Werke drei volle Jahre im Stillstande waren, liess man eine Arbeitergenossenschaft aus Cornwall in England kommen. Seit dieser Zeit stehen die Minen in regelmässigem Betriebe und liefern jährlich 10- bis 13.000 Tonnen Kupfererze von circa 22 bis 23% Reingehalt.

Die Bura-Bura- sowie auch die Kapunda-Gruben, welche die Actienbesitzer ungemein schnell bereicherten und Handel und Wandel einen starken Impuls gaben, wurden in letzterer Zeit durch die Entdeckung der noch viel reichhaltigeren Erzlagerstätten auf der Halbinsel York überflügelt.

Von den Bestimmungen der südaustralischen Regierung über den Verkauf und die Verpachtung von Ländereien sei erwähnt, dass für Käufer der Preis nicht weniger als 1 L. und nicht mehr als 2 L. per Acre betragen darf.

Jede Person, welche Land auf Credit erwirbt, hat bei dem Regierungs-Commissär 10% des ganzen Kaufbetrages zu hinterlegen, welche dem Käufer als vorausbezahlte dreijährige Interessen für den ganzen Betrag gutgeschrieben werden. Am Ende dieser Periode sind auf's Neue 10% für weitere drei Jahre voraus zu entrichten. Am Ende des sechsten Jahres, wenn alle von der Regierung festgesetzten Bedingungen erfüllt sind, ist der ganze Kaufbetrag zu bezahlen, wonach der Käufer das volle Eigenthumsrecht erhält. Sollte er aber durch Umstände genöthigt sein, einen neuen Credit zu verlangen, so kann dies nur geschehen, wenn er wenigstens die Hälfte des Kaufbetrages erlegt, worauf ihm für die andere Hälfte ein neuer vierjähriger Credit gegen jährliche 4% Interessen eröffnet wird. Kein Käufer auf Credit kann mehr als 640 Acres erlangen. Sollte es sich herausstellen, dass er bei der Cultivirung seines Landes seine Grenzen um weniger als 60 Acres überschritten hat, so kann er diesen Fehler dadurch gutmachen, dass er die ungesetzlich in Anspruch genommene Zahl von Acres zu dem gesetzlichen Preise erwirbt. Wenn er aber über 60 Acres hinausgegangen ist, so wird sein Kauf als ungiltig und der einbezahlte Betrag als verloren erklärt.

Die von der Regierung an den Landkäufer auf Credit gestellten Bedingungen sind folgende:

1. Muss er in jedem Jahre neun Monate auf seinem Landbesitze wohnen oder sich durch einen Verwalter vertreten lassen, bis der ganze Kaufbetrag bezahlt ist.

2. Muss er auf seinem Lande Verbesserungen einführen, die vor Ende des zweiten Jahres 2, vor Ende des dritten Jahres 7½ und vor Ende des vierten Jahres 10 Schillinge per Acre Werth haben. Die Verbesserungen können

in Wohn- oder Farmgebäuden, Brunnen, Wasserbehältern (Reservoirs), solider Einzäunung, Entsumpfung oder Urbarmachung des Landes bestehen. Alle diese Verbesserungen sind von einem hiezu bestellten Regierungsbeamten zu besichtigen und abzuschätzen. Der Käufer hat ohne ausdrückliche Erlaubniss des Gouverneurs und des hohen Rathes nicht das Recht, sein Land, so lange er nicht den ganzen Betrag dafür bezahlt hat, an Andere abzutreten.

Jede Uebertretung dieses Gesetzes zieht den Verlust des Landes und der einbezahlten Gelder nach sich.

Pachtland für Landwirthschaft kostet jährlich 30 Pence per Acre, für Bergbau 30, für Plantation 6 und für Viehweide $^1/_{10}$ Penny per Acre. Ein Bergmannsrecht kostet jährlich 5 Schillinge.

Um die Einwanderung nach Süd-Australien zu erleichtern, gewährt die Colonialregierung die folgende Hilfeleistung:

a) Freie Reise mit Verpflegung für Feldarbeiter unter 40 Jahren, für ledige Hausmägde und für Witwen (mit Kindern nicht unter 12 Jahren), welche das 35. Jahr nicht überschritten haben.

b) Ermässigte Ueberfahrten können erhalten: Handwerker, Feldarbeiter, Taglöhner, Gärtner, Bergleute, weniger als 50 Jahre alt und, wenn verheiratet, mit ihren Frauen und Kindern, und zwar zahlen Knaben und Mädchen unter 12 Jahren 3 L., Personen zwischen 12 und 40 Jahren 4 L. und Personen zwischen 40 und 50 Jahren 8 L., Verköstigung inbegriffen.

Die beförderten Emigranten haben nach Ankunft keinerlei Verpflichtung gegen die Colonialregierung, noch irgend eine Nachzahlung für die Reise zu leisten, sondern sind vollkommen frei. Dienstboten, tüchtige Feldarbeiter, wandernde Eisenbahnarbeiter und geschickte Maschinisten sind in Süd-Australien, sowie auch in allen anderen Colonien gesucht und würden sogleich nach ihrer Ankunft gute Stellen finden, während für Lehrer, Lehrerinnen und Gouvernanten keinerlei Bedürfniss vorhanden ist.

Die Colonie Victoria.

Diese Colonie ist die südlichste von Australien und liegt swischen dem 34. und 39. Breiten- und zwischen dem 141. und 150. östlichen Längengrade. Sie enthält 88.198 Quadratmeilen = 56,446.720 Quadrat-Acres. Ihre grösste Länge ist 480 und die grösste Breite 340 Meilen. Victoria ist, wenngleich die kleinste unter ihren Schwestercolonien, doch unstreitig die schönste, die blühendste und in der Cultur und Civilisation am weitesten fortgeschrittene Colonie. Das Land bietet viele pittoreske Scenerien dar. Mehrere Gebirgsketten durchziehen das Land in allen Richtungen; so das Scheidegebirge, welches die Colonie in eine südliche und nördliche Hälfte theilt, die australischen Alpen, die Pyrenäen, das Grenzgebirge und das Grampian-Gebirge, aus denen sich mächtige, in beständiges Grün gekleidete und mit Prachtexemplaren verschiedener Eucalypten bewaldete Berge bis 7000 Fuss über die Meeresfläche erheben. Die Gipfel dieser Berge sind einen grossen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt. Sie speisen reichlich die zahlreichen Flüsse des Landes. Die bedeutendsten Berge sind: Shmith, Selwyn, Cobberas, Ben Newis, William, Ben Ambras, Bogong, Buffalo, Bowbaw, Strzelecki und Victoria.

Lage und Grösse. Gebirge. Berge.

Flüsse gibt es in dieser Colonie in grosser Zahl. Die bedeutendsten davon sind: Murray, Goulburn, Glenelg, Loddon, Yara-Yara und Wimmera.

Flüsse.

Ein sehr bewegtes Leben herrscht in diesem kleinen Staate, dessen Bevölkerung die von Süd-Australien beinahe um das Fünffache übersteigt. Alles ist voll Leben und Thätigkeit! Ueberall, wohin man den Blick wendet, sieht man Ortschaften zwischen blühende Gärten gebettet, üppige Getreidefelder, Hopfenpflanzungen, grüne Weideplätze, weit ausgedehnte Waldungen, Bergwerksdistricte oder auch noch öde Landstrecken, auf welchen die zahlreichen Familien von Beutelthieren und Schlangen ein freies Leben führen.

In der That, diese Colonie macht bewundernswürdige Fortschritte und liefert den Beweis, dass es nicht grosse und wenig cultivirte Länder sind, welche einem Reiche Macht und Ansehen verschaffen, sondern jene, in welchen unter dem

Schutze einer weisen Regierung Industrie und Handel blühen und harmonisch zusammenwirken.

Gippsland. Einer der schönsten Theile der Colonie ist Gippsland. Es liegt im Südosten derselben. Seine Küste ist der ganzen Länge nach von dem Stillen Ocean umflutet. Diese Provinz besitzt eine grosse Zahl von Flüssen, Seen und idyllischen Thälern. Reiches Ackerland, grosse Weideplätze und ergiebige Minerallager wechseln mit einander ab. Man sieht prachtvolles Hornvieh weiden, welches meistens für den Markt in Melbourne bestimmt ist. Der Schooss der Erde enthält grosse Schätze von Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, Blei, Kohlen, Marmor, Kalksteinen etc., die aber noch der Hebung entgegensehen.

Klima. Das Klima ist ein sehr angenehmes und charakterisirt die Orangenregion. Die Temperatur steigt im Sommer manchmal bis auf 30 Grad R., beträgt aber im Durchschnitte 15 Grad R., während sie im Winter nur selten den Gefrierpunkt erreicht und durchschnittlich 10 bis 11 Grad Wärme beträgt.

Die heissen Winde wehen hier nicht so oft und anhaltend als in Süd-Australien. Sobald ihre Kraft gebrochen ist, fällt das Thermometer mitunter um 16 Grad R., so dass man sich bei diesem raschen Wechsel der Temperatur vor Erkältungen schützen muss. Die heissen Winde reinigen die Luft, zerstören die Ausdünstungen der stagnirenden Gewässer und der im Zustande der Fäulniss sich befindenden animalischen und vegetabilischen Stoffe und bringen die Atmosphäre wieder in ihren normalen Zustand zurück. Wenn auch die Wärme einen hohen Grad erreicht, so gibt es doch auch im Sommer kühle und angenehme Tage. Nichts übersteigt aber die Annehmlichkeit des Klimas im Herbste, Winter und Frühling. Ein wolkenloser Himmel, erfrischende Brisen kennzeichnen die grösste Zahl der Tage jener Jahreszeiten. Man kann sich nichts Schöneres denken als eine Nacht unter jenem Himmelsstriche, wo die Sterne einen viel höheren Glanz entfalten und namentlich das Sternbild des südlichen Kreuzes mit Macht die Blicke fesselt.

Unter den Producten des Pflanzenreiches sind die heimischen, aber eigentlich von der Insel Tasmanien herstam-

menden Eucalypten oder Gummibäume zu erwähnen, welche zu hoher Bedeutung gekommen sind und auch den Weg zur Acclimatisation nach den österreichischen Küstenländern gefunden haben. In Australien pflegt man aus den Eucalypten ausser dem Holze, das vermöge seiner grossen Dauerhaftigkeit nicht nur für Häuser-, Schiff- und Wasserbauten, sondern auch namentlich für Bahnschwellen und Telegraphenpfosten von hoher Wichtigkeit ist, auch flüchtiges Oel, Kohlen, Theer, Holzessig, Holzspiritus, Gerbestoff und Pottasche zu gewinnen, welche dem Lande bedeutende Einnahmsquellen verschaffen. Das Aufsammeln des Samens der diversen Eucalyptensorten hat bereits zu einer neuen Industrie, d. h. zu einem Handelsgeschäfte geführt, welches bei den grossen besonders aus Amerika einlaufenden Bestellungen schon bedeutende Summen in das Land gebracht hat. Von einem Pfunde dieses Samens können leicht bei 160.000 Pflanzen erhalten werden. Der Blau- und Rothgummibaum sind die nützlichsten Sorten der Eucalypten. In Victoria gibt es Stämme, die 420 Fuss hoch sind, und bei Healsville liegt ein umgestürzter Baum *(Eucalyptus amygdalina)*, der 480 Fuss misst, was die Höhe des Stephansthurmes in Wien noch um 48 Fuss übersteigt. Wo es Eucalypten-Waldungen gibt, dort gedeiht auch die Bienenzucht, denn die Blüthen dieser Bäume enthalten das reichste Material für Honig und Wachs. Die Insel Cuba, auf welcher die Eucalypten bereits eingeführt sind, exportirt jährlich circa 2,800.000 Pfund Honig und eine Million Pfund Wachs.

Der Weinbau greift in der Colonie Victoria stark um sich, hat aber bisher die Güte der Producte von Albury in Neu-Süd-Wales nicht erreicht.

Das Thierreich ist vertreten durch eine bedeutende Zahl Känguruhs in vielen Abarten, Dingos, Iguanas, wilde Katzen, Adler, Habichte, schwarze Schwäne, wilde Truthühner, Emus, zahllose Arten von Papageien mit herrlichem Gefieder, *) viele Schlangen, darunter auch giftige, dann zahlreiche Fischgattungen. Die Seeufer werden von Haifischen sehr unsicher Fauna.

*) Hasen, Kaninchen, Fasanen, Drosseln, Lerchen etc. wurden aus England eingeführt und haben sich in der neuen Heimat ausserordentlich stark vermehrt.

gemacht. Die Fischerei ist dadurch beschränkt. Obgleich die Land- und Seegewässer Victorias von einer Menge guter Fische wimmeln, so ist doch auf dem Markte von Melbourne der Fisch ein Luxusartikel, der bis zu einem Schilling per Pfund bezahlt werden muss, während auf anderen Plätzen in ganz Australien das Pfund einen Penny kostet.

Melbourne. Die Hauptstadt der Colonie Victoria ist Melbourne. Sie wurde fast zur selben Zeit wie San Francisco in Californien gegründet und hat beinahe einen gleichen Entwicklungsgang genommen. Melbourne ist mit einem Gürtel stark bevölkerter und im modernsten Style erbauter Vorstädte umgeben. Alle Einrichtungen, die sich Melbourne geschaffen, sind durchaus modern und zeitgemäss. Die Schulen, von den Elementarschulen an bis zur Universität und Akademie der schönen Künste, sind sehr gut organisirt. Wohlthätige Anstalten gibt es in Hülle und Fülle, ebenso auch gute Theater und andere Vergnügungslocale. Melbourne, sowie Sydney sind Sitze römisch-katholischer Bischöfe. Melbourne hat einen der grössten und reichhaltigsten botanischen Gärten der Welt, welcher von einem Deutschen, Baron v. Müller, angelegt worden ist. Da das Klima sich ganz besonders für die Acclimatisation eignet, so findet man in demselben den grössten Theil der verschiedensten Pflanzen und Gewächse, welche die Erde hervorbringt. Die Yara-Yara bewässert ihn und schlängelt sich zum Theile durch und um denselben herum. Beide Ufer sind malerisch mit dichten, hohen und schattenreichen Bäumen bepflanzt. Der Fluss hat ungefähr die Breite des Donaucanales in Wien und ist von dem Melbourne-Yachtclub beständig zu seinen Uebungen in Anspruch genommen.

Den Verkehr zwischen den einzelnen Vorstädten vermitteln Omnibusse, Eisenbahnen und Dampfschiffe. Die an

St. Kilda. der Port-Philipp-Bai gelegenen Vorstädte St.-Kilda, Brighton und Williamstown besitzen viele prachtvolle Villen, die meistens von reichen Squatterfamilien oder Capitalisten bewohnt sind.

Daselbst pflegt man ein sehr vornehmes Leben zu führen, das, wie bei uns in Europa, in kostspieligen Kleidern und Hauseinrichtungen, in einem Trosse von Dienern, in ele-

ganten Equipagen und in Diners, Concerten, Theatern und Bällen seinen Ausdruck findet. Das Vorstellen und Sichvorstellenlassen spielt bei der dortigen Geldaristokratie eine grosse Rolle. Als wir eines Tages bei einem Squatterkönige zu Tische geladen waren, stellte er uns seinen im Saale versammelten Freunden der Reihe nach vor, indem er bei der Nennung ihrer Zunamen stets die Bemerkung hinzufügte: „Ein Mann so und so viel tausend Livres werth." Dieses bedeutet nach dortiger Ausdrucksweise: ein Mann von so und so viel tausend Livres jährlicher Revenuen. Das Minimum des jährlichen Einkommens, das nach dortigen Anschauungen noch zu dem Prädicate eines respectablen Mannes berechtigt, scheint 15.000 Livres zu sein; denn es befanden sich in der Gesellschaft auch etliche junge Herren, die nach unserer Meinung auch noch reich zu nennen waren, bei welchen aber der Gastgeber nur die Namen ohne Bezeichnung ihres Werthes nannte.

St. Kilda, welches man von Melbourne per Bahn in etlichen Minuten erreichen kann, ist vermöge seiner erfrischenden Lage an der Bai für den Sommeraufenthalt ganz besonders beliebt. Daselbst befindet sich eine für reiche und arme Leute beiderlei Geschlechtes eingerichtete riesige Badeanstalt, die mit starken Pallisaden dicht eingefriedet ist. Es ist eine Anstalt, welche bezüglich ihrer Zweckmässigkeit und luxuriösen Einrichtung bis dato nirgendswo ihres Gleichen hat. Ein Restaurant bietet den Besuchern alle erdenklichen Erfrischungen dar und ein gut geschultes Orchester spielt in einem über dem Wasser errichteten Kiosk heitere Weisen. Die Anstalt wird namentlich während der Abendstunden ungemein stark besucht, denn jedermann ist bestrebt, seinen Körper durch ein stärkendes Oceanbad zu erquicken. Badeanstalt.

Das Baden ist aber dort nicht immer ohne Gefahr. Während unseres Aufenthaltes in Melbourne ereignete sich der tragische Fall, dass ein schwimmender junger Mann plötzlich in der Tiefe verschwand und nur einige Blutspuren auf dem Wasser zurückliess. Man erkannte sogleich, dass er von einem Haie ergriffen und entführt worden war. Bei einer unmittelbar nach der Katastrophe erfolgten Untersuchung des Platzes fand man in der Einfriedung eine Oeffnung, durch welche sich das Thier sein Opfer geholt hat.

Die Port-Philipps-Bai liegt an der Mündung der Yara-Yara und ist circa zehn Meilen von Melbourne entfernt. Sie ist 40 Meilen lang und fast eben so breit und nimmt einen Flächenraum von 1600 Quadratmeilen ein. Die grössten Seeschiffe gehen in Williamstown vor Anker, während die von mittlerem Tonnengehalte auf der Yara-Yara bis Sandridge aufwärtsfahren und dort Waaren aus- und einladen. Melbourne besitzt viele ganz im Pariser Style eingerichtete Magazine und sein Handel ist höchst bedeutend. Oesterreich könnte dort mit seinen Kammgarn-Erzeugnissen und seinen feinen Glas- diversen Wiener Waaren, in denen es England weit überlegen und mit Frankreich concurrenzfähig ist, namhaften Absatz finden. Alle Gattungen von Manufacturwaaren zahlen 10 Perc., ebenso auch der grösste Theil der sogenannten Wiener Waaren. Die Zahl der deutschen Kaufleute nimmt sichtlich zu; sie entwickeln eine sehr gedeihliche Thätigkeit und haben sich für deutsche Erzeugnisse schon namhafte Absatzquellen erkämpft. Melbourne besitzt ein Meisterwerk in seiner Yan-Yean-Wasserleitung. Die Quellen, welche die Stadt sammt den Vorstädten mit Wasser versorgen, haben ihren Ursprung circa 30 Meilen nördlich von Melbourne in einer Höhe von 2500 Fuss über dem Meere.

Wasserleitung.

Für die Erbauung dieses Werkes hat die Stadt 1,300.000 Livres ausgegeben, welches Capital gegenwärtig schon mehr als 6% Zinsen trägt. Das riesige Hauptreservoir enthält 6400 Millionen Gallonen, das ist mehr als 290 Millionen Hektoliter Wasser. Wenn man die Zahl der Einwohner von Melbourne und seiner 9 Vorstädte mit 230.000 und für jedes Individuum täglich 30 Gallonen, das ist circa $1^1/_3$ Hectoliter, berechnet, so würde der Inhalt des Reservoirs für 3 Jahre ausreichen. Das über Melbourne und seine Vorstädte ausgebreitete Röhrennetz hat eine Länge von mehr als 300 englischen Meilen.

Melbourne macht aber auch von dieser wohlthätigen Einrichtung einen ungeheueren Gebrauch. Der Nutzen, den sie auf den allgemeinen Gesundheitszustand ausübt, und die Vortheile, die durch sie der Bequemlichkeit, der Behaglichkeit und der häuslichen Oekonomie erwachsen, können auch gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Wir haben uns stets gefreut, wenn wir während des heissen Sommers die Strassen

Melbournes durchwandelten, ohne vom Staube belästigt zu sein, und Alles so frisch und munter fanden.

Wie reizend sahen nicht die vielen kleinen Ziergärtchen vor den Häusern aus, die ihren farbenreichen Schmuck ganz besonders dem wohlthätigen Elemente des Wassers verdanken. In den elegant ausgemauerten Abzugsrinnen der Strassen rauschten Tag und Nacht Bäche frischen Wassers hinab, welche die Bestimmung haben, Staub und Schmutz fortzuschaffen. An allen Strassenecken befinden sich Trinkständer von Stein oder Metall mit niedlichen Bassins und Trinkbechern, welche Einrichtung besonders während der heissen Jahreszeit vom Volke gepriesen wird. Die Thiere sind dabei nicht minder bedacht, denn an gewissen Stellen sind grosse solide Tröge errichtet, die beständig von gutem, frischem Wasser überfliessen. Der Druck des Wassers in den Röhren ist ein so starker, dass grosse Wassermassen bis über die höchsten Häuser geworfen werden können, was bei Feuersgefahr von höchster Wichtigkeit ist.

Oeffentliche Badehäuser sind sehr zahlreich und fast alle grösseren Privathäuser sind mit Badezimmern ausgestattet. Es wird in Melbourne sehr darauf gesehen, dass Pferde und Milchkühe täglich mit frischem Wasser gereinigt werden. Dieser Act wird vollzogen, indem man einen Schlauch in die Wasserleitung einschraubt und dann die Thiere begiesst.

Die Strassen der Stadt und Vorstädte sind meistens macadamisirt; jede Woche einmal und zwar während der Nachtzeit wird ein kolossaler Dampfroller durch dieselben gefahren, um sie im ebenen Zustande zu erhalten. Sowie irgendwo eine ausgefahrene Stelle zum Vorscheine kommt, wird sie schnell mit zerbröckeltem Gastheer und Kies ausgefüllt und niedergerollt. Auf solche Weise befinden sich die Strassen fortwährend in einem vortrefflichen Zustande. Jeden Tag Früh, bevor noch der grosse Verkehr beginnt, sieht man grosse Dampf- und Pferderollbesen durch die Strassen sich bewegen, welche Staub und Unreinigkeit den Abzugsrinnen zur Weiterbeförderung zuführen. Die Sanitätsbehörde sendet beständig grosse Karren durch die Strassen, um von allen Häusern die Küchenabfälle und den Kehricht aufzunehmen und weiter zu bringen, welche von den Einwohnern in mit

Deckeln versehenen Kisten oder Körben vor das Hausthor geschafft werden müssen.

Melbourne ist die grösste, schönste und reinlichste Stadt Australiens und wird vom Volke gern die Königin des Südens genannt.

Bergbau.

Der Bergbau auf edle Medalle wird in Victoria besonders lebhaft betrieben. Daselbst gibt es 7 Bergwerksdistricte und zwar: Sandhurst, Ballarat, Beechworth, Castlemaine, Maryborough, Ararat und Gippsland.

Die Goldausbeute war seit drei Jahren in Abnahme begriffen, hat sich aber im letzten Jahre plötzlich wieder bedeutend gebessert. Sandhurst und Ballarat sind sehr wichtige Districte für die Gewinnung des Goldes aus Quarzsteinen und Alluvialerde. Vor nicht langer Zeit betrugen die Goldsendungen nach Melbourne alle 14 Tage von Ballarat 40.000 und von Sandhurst 50.000 Unzen. Sandhurst verdankt seine Entstehung der Entdeckung der Goldfelder.

Sandhurst.

Wenn man sich von irgend einer Seite dieser Stadt nähert, sieht man sich von grossen, riesigen Maulwurfshügeln ähnlichen Erdanhäufungen umgeben, die nichts Anderes sind als durchwaschene Erde oder weisses Quarzpulver.

Es ist gegenwärtig eine grosse, aus vielen prachtvollen Gebäuden bestehende Stadt und das Centrum von nahe an 1000 mehr oder weniger ergiebigen Quarzriffen, die eine Area von 140 Quadratmeilen einnehmen. Die ganze Umgebung gleicht einer riesenhaften, mit hohen Dampfessen armirten Festung.

Sandhurst kann man die Metropole der Goldfelder der Colonie Victoria nennen. Ein eigenthümliches Leben und Treiben herrscht dort, wie es natürlich nur unter Umständen möglich ist, wo man heute arm und morgen steinreich sein kann. Die Conversation der Einwohner dreht sich nur um Gold und um die in den Schaufenstern der Banken ausgestellten Goldkuchen (*Nuggets*), die den Arbeitern eine ganze Woche hindurch Stoff zur Unterhaltung geben. Es ist mitunter auch schon vorgekommen, dass man hinter den Fenstern Nuggets glänzen sah, die nichts Anderes als mit dünner Goldhaut überzogene Gypsmassen waren. Heutzutage glaubt man daher auch dort nicht mehr, dass alles Gold sei, was glänzt.

Die alten Gruben ernten bis dato noch circa 10 Unzen Gold per Tonne Quarz. Die Minen von Ballarat stehen denen von Sandhurst an Ergiebigkeit nicht weit nach.

In der Colonie Victoria herrscht noch immer ein solches Goldfieber, dass von Melbourne noch monatlich 350.000 Livres für Betriebsspesen nach Sandhurst und seiner Umgebung gesandt werden.

An Samstagen Nachmittags nimmt in Sandhurst das öffentliche Leben einen wilden, aufgeregten Charakter an. Eine der besten Musikbanden spielt auf dem grossen Platze; alle concessionirten Trinkstuben sind von lustigen Gesellen erfüllt und am Abende schallt aus den Gasthäusern, welche auf das prachtvollste illuminirt und decorirt sind, Musik und Tanz.

Den bei weitem grössten Theil des Geschäftes haben die Banken in ihre Hände gebracht und überschwemmen die Märkte mit Actien. Jedermann, der Bediente, der Kutscher, die Köchin, der Blinde und Lahme speculirt dort in Actien. Jeder Eisenbahnzug gleicht einer Börse, wo Actien jeder Art angeboten, gekauft und verkauft werden. Es gibt in Melbourne Leute, die noch vor kaum ein paar Jahren mit den armseligsten Beschäftigungen an den Strassenecken sassen und heute in einer eleganten Villa St. Kilda's ein behagliches Leben führen. Von der Colonie Victoria ist constatirt, dass ein Drittel ihres Territoriums, d. i. 16,814.180 Acres Land, erzreich ist. Die Dividenden, die in den letzten vier Jahren von diversen Goldminen-Gesellschaften in Victoria an die Actionäre bezahlt wurden, beziffern sich zusammen auf 2,768.617 Livres.

Die Colonie Victoria besitzt bereits grosse Strecken von Eisenbahnen und hat solche mit ihrem Gelde weit in das Nachbarland „Riverina" hinein gebaut und dadurch von dort den ganzen Productenhandel und die Sympathie der Bevölkerung an sich gezogen.

Echuca (spr. Etschuca) am Murray ist ein wichtiges Handelsemporium geworden. Die Regierung von Victoria hat weder Zeit noch Geld gespart, um diesen Platz in jeder Beziehung zu heben. Kolossale Wasserbauten wurden ausgeführt. Ein fast eine halbe Meile langer, drei Stockwerke

hoher und mit Dampfkrahnen versehener Landungsdamm wurde errichtet, um die auf dem Murray ankommenden Dampfbarken, die mit Landesproducten, namentlich Wolle, Talg und Getreide, beladen sind, auszuladen, die Frachtballen in die Höhe zu heben und auf die unmittelbar in der Nähe stehenden Eisenbahnwaggons niederzulassen, auf welchen sie nach Melbourne weiterbefördert werden.

Eine kolossale, zwei Stockwerke hohe eiserne Brücke führt über den Strom und dient wie die Niagara-Brücke in Amerika gleichzeitig für den Verkehr der Eisenbahn und der gewöhnlichen Fuhrwerke.

Die Victoria-Eisenbahn hat bereits eine Länge von circa 200 Meilen und läuft von Melbourne über Echuca und Moama nach Deniliquin am Wakul-Flusse (New-S.-W.). Diese Bahn besitzt die Concession, dass sie bis zum Flusse Murombidschi weitergeführt werden kann. Wenn dies geschehen, wird sie den ganzen Handel nicht nur des grossen Pastoral-Districtes Riverina, sondern auch der reichen Gegenden des Darling-Flusses nach Echuca und Melbourne leiten.

Riverina. Die Riverina ist ein breiter Streifen Landes, der sich auf der rechten Seite des Murray dahinzieht und die südlichen Theile der Districte Hume, Denison, Townsend, Cadell und Moulamein in sich fasst. Der Murray schleicht sich träge inmitten einer flachen Landschaft dahin. Sein trübes Gewässer und seine wenig belebten Ufer, die jeder malerischen Schönheit entbehren, machen eine Fahrt auf demselben im höchsten Grade monoton und langweilig.

Obgleich dieses Land zur Colonie Neu-Süd-Wales gehört, so sieht man es doch nur hauptsächlich von Squattern und Capitalisten der Colonie Victoria exploitirt. Diese haben in Squattereien, Dampfschiffen und Eisenbahnen ihre Capitalien angelegt und sozusagen das Land belebt. Die Riverina ist ungemein fruchtbar und zwar ganz besonders die untere Hälfte, die von zahlreichen Flüssen durchzogen ist.

Eine üppige Grasdecke ist über die ganze Gegend ausgebreitet, auf welcher auch Busch und Wald reichlich vertreten sind und auf diese Weise ein Eldorado der Squatter bildet. Der Boden ist aber auch eben so gut für den Acker-

bau geeignet, und kann einmal, wenn es je die Umstände erfordern, zum gefährlichen Concurrenten für Süd-Australien werden. Heutiges Tages befinden sich dort die blühendsten Viehzuchts-Stationen des australischen Continentes.

Es ist erfreulich zu sehen, dass sich daselbst schon so viele Ureingeborne herandrängen und um eine entsprechende Beschäftigung ansuchen. Den Ansprüchen dieser Leute ist leicht zu genügen. Wenn sie nur gut und rechtschaffen behandelt werden, dann dienen sie ihren Brodgebern stets treu und redlich. Manche von ihnen sind schon zu Vertrauenspersonen ihrer Principale geworden, welche, wenn sie den Busch besuchen, niemals ohne sie ausreiten, sondern sie vor sich herlaufen lassen, um auf Schlangen und andere Gefährlichkeiten aufmerksam gemacht zu werden. Dieser Volksstamm besitzt in der Regel eine grosse Stärke und Gesundheit und viel Gutmüthigkeit, aber in Bezug auf ihre Hässlichkeit bleibt wohl schwerlich etwas zu wünschen übrig. Neugierde, Einfältigkeit und Liebe für Musik sind ihnen in hohem Grade eigen.

Ein reicher Squatter, dessen Familie sich beständig in St. Kilda aufhält, liess sich zu seinem Zeitvertreibe ein Harmonium kommen, dessen Töne am Abende zahlreiche Eingeborne in die Nähe der Fenster lockte. Um sich das Urtheil derselben über das Instrument zu verschaffen, ersuchte er uns, auf demselben zu phantasiren, während er sich unter die Zuhörer mischte, um ihre Ansichten zu hören. Dort lernte er bald, dass sich nach ihrem Dafürhalten im Kasten des Instrumentes ein altes Känguruh, ein alter Mann und ein kleines Mädchen befinden müssen, durch deren Zusammenwirken die Musik erzeugt würde. In der That eine grosse Schmeichelei für unser Spiel.

Im oberen Theile der Riverina und zwar in der Nähe der intercolonialen Eisenbahn, die die beiden Hauptstädte Melbourne und Sydney verbindet, dort, wo die Bevölkerung eine dichtere ist, hat sich der Weinbau festgesetzt. Die Weinbau. Rebe ist kein ursprüngliches australisches Gewächs, sondern stammt so wie viele andere Gewächse von Europa. Es sind erst einige Decennien her, seit in Albury auf der nördlichen Seite des Murray unter dem 38. Grad südlicher Breite und

dem 147. Grad der östlichen Länge, 364 Meilen von Sydney und 187 Meilen von Melbourne entfernt, von einem Deutschen Namens Koch in den bescheidensten Proportionen ein Weingarten angelegt wurde. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Heute sehen wir nicht nur einen grossen District mit den edelsten Rebensorten bestockt, sondern den Weinbau mehr oder weniger in allen benachbarten Colonien eingebürgert. Albury wird aber wegen seiner günstigen Lage immer den ersten Platz unter den australischen Weingärten behaupten.

Bei der internationalen Ausstellung in Philadelphia haben die Albury-Weine die Aufmerksamkeit der Weinproducenten der ganzen Erde auf sich gezogen, indem sie Gattungen aufgewiesen, die bis 34 Percent natürlichen Alkohols enthielten. Die französischen Aussteller wollten dieses Factum so lange nicht anerkennen, behauptend, dass die besagten Objecte ein künstliches Product seien, bis nicht ihre Echtheit durch officielle Documente bewiesen wäre. Der Beweis dafür liess nicht lange auf sich warten.

Die australischen Weine sind entweder spanischer, portugiesischer, französischer oder deutscher (Rhein-) Abkunft. Sie besitzen ein feines Aroma, sind trotz ihrer Stärke sehr milde und trinkbar und dabei auch billig.

Die Regierung von Victoria lässt von den Albury-Weinen einen Eingangszoll von zwei Schillingen per Gallon (d. i. circa sechs Flaschen) erheben.

Wir lassen im Nachstehenden ein Verzeichniss der am meisten erzeugten Gattungen folgen und fügen die Preise derselben bei, um welche sie in Melbourne per Dutzend Flaschen zu kaufen sind. Schilling ist mit /. bezeichnet.

Burgunder 12 bis 20 /., je nach Alter und Qualität.	Madeira 20 /.
Chablis 12 /.	Malaga 20 /.
Chasselas 15 /.	Mataro 15 bis 18 /.
Claret 12 bis 15 /.	Medoc 8 /.
Frontignac 20 /.	Muscateller, roth, 12 bis 20 /.
Gonais 15 /.	„ weiss, 15 /.
Hermitage 12 bis 20 /.	Pedro Ximenes 15 bis 18 /.
	Rheinwein 12 bis 15 /.

Riesling 12 bis 20/.	Schiraz, roth, 12 bis 18/.
Roussillion 10/.	Verdeilho 12 bis 18/.
Sautern 18/.	

Durch die Ausstellung in Philadelphia sind für mehrere der obbenannten Weine schon Märkte in Amerika und England eröffnet worden und man ist fest überzeugt, dass England zu den Haupteinfuhr-Artikeln aus Australien, d. i. Metalle, Wolle, Talg, Weizen und Fleisch, bald auch Wein als den Sechsten im Bunde hinzufügen wird.

Da in Australien bis dato so wie die Pest und Cholera auch die Kartoffelkrankheit und die Phylloxera unbekannte Plagegeister sind, so sollte man meinen, dass es nicht unzeitgemäss wäre, wenn man in den derzeit von der Phylloxera ergriffenen Weinländern mit der Anpflanzung australischer Reben Versuche anstellen würde, zumal es bewiesen ist, dass bis dato gewisse Rebsorten gänzlich von der Verheerung des gefrässigen Insectes verschont geblieben sind.

Von Albury aus ist per Bahn Melbourne in 7 und Sydney in 15 Stunden zu erreichen.

Die Viehzucht hat sich von 1864 bis 1874 stetig entwickelt. Man zählte im Jahre 1864: 103.328 Pferde, 640.625 Stück Hornvieh, 9,115.943 Schafe und 113.530 Schweine; dagegen im Jahre 1874: 180.550 Pferde, 956.688 Stück Hornvieh, 11,225.206 Schafe und 138.594 Schweine. Viehzucht.

Seit einem Jahre hat man angefangen für die beste Gattung der langwolligen Schafe die Weideplätze mit edlem Futterkräutersamen zu besäen, was eine bedeutende Zunahme und Verbesserung in der Wollproduction zur Folge hatte.

Die Ausfuhr der Colonie Victoria von 1851 bis 1874 betrug: Wolle 417.462 Tons im Werthe von 67,479.476 L., Talg 78.781 Tons im Werthe von 2,725.006 L., Häute und Felle im Werthe von 1,731,411 L., zusammen 71,935.893 L. Die Goldausfuhr von 1851 bis 1874 betrug: 1697 Tonnen 10 Centner 26 Pfund im Werthe von 178,258.947 L. Die Wollausfuhr von der Riverina via Echuca nach Melbourne betrug in den Jahren 1871—1874 zusammen 994.476 Ctr. im Werthe von 5,790.191 L.

Die Colonie Neu-Süd-Wales.

Lage und Grösse. Diese herrliche Colonie liegt zwischen 28° 8′ und 37° 23″ südlicher Breite, 141° und 153° 38′ östl. Länge. Die grösste Ausdehnung von Osten nach Westen beträgt 900 und die von Süden nach Norden 850 Meilen und der Flächenraum 325.000 Quadratmeilen = 208,000.000 Acres, von denen noch 16,357.033 zu verkaufen sind.

Als die britische Regierung nach dem Verluste der Vereinigten Staaten von Nordamerika keine Deportirten mehr dorthin schicken durfte, musste sie zu diesem Zwecke ihr Augenmerk nach einem anderen geeigneten Orte richten. Die glänzenden Berichte, die sie von den Entdeckern, Capitän Cock und seinen Nachfolgern, über Australien, das damalige Neu-Holland, besass, veranlassten sie schliesslich, im Jahre 1789 den ersten Transport von Sträflingen nach der Botany-Bay abgehen zu lassen. Da aber jene Localität dem Zwecke der Colonisation nicht entsprach, so wurde sie bald wieder aufgegeben und die Colonie siedelte nach dem 5 Meilen entfernten Port-Jackson über, wo kurz darauf die Stadt Sydney gegründet wurde.

Wahrhaft bewundernswürdig ist die Lage des Hafens von Sydney. Das tiefe Wasser, die vielen Buchten, die mit den reizendsten landschaftlichen Scenerien umgeben sind, wie auch die ausserordentlich zweckmässige Einfahrt vom stillen Ocean aus machen ihn in commercieller und in strategischer Hinsicht zu einem der wichtigsten und bedeutungsvollsten Häfen der Erde. Die Küstenlinie von Cap How bis Point Danger beträgt 800 Meilen; sie ist sehr hügelig, mitunter von grosser landschaftlicher Schönheit, aber nicht günstig für die Schifffahrt. Diese Colonie ist, im Ganzen genommen, weniger gebirgig als Victoria, wesshalb sich auch hier die Squatterei mehr festgesetzt hat.

Gebirge und Berge. Die bedeutendsten das Land in verschiedener Richtung durchziehenden Gebirge und deren höchste Berge heissen: Neu-England mit dem 5000 Fuss hohen Lomond, das Liverpool-Gebirge mit dem 4500 Fuss hohen Oxley's Peak, das blaue Gebirge mit dem 4100 Fuss hohen Beemerang, das Cullarin-Gebirge mit dem 3000 Fuss hohen Mudoonen, das

Gourok-Gebirge mit dem 4309 Fuss hohen Yindalian, das Manero-Gebirge mit dem 4010 Fuss hohen Head of Kybean River und das Muniong-Gebirge mit dem 7308 Fuss hohen Kosciusko.

Die Flüsse von Neu-Süd-Wales sind: der Murray, 1120 Meilen lang; der Murrumbidgi, 1350 Meilen lang; der Darling, 1160 Meilen lang; der Namoi, 600 Meilen lang; der Bogar, 450 Meilen lang; der Gwydir, 445 Meilen lang; der Barwan, 510 Meilen lang; der Castlereagh, 365 Meilen lang; der M'Intyre, 350 Meilen lang; der Tamut, 180 Meilen lang; der Lachlan, 700 Meilen lang; der Warrego, 100 Meilen lang; der Macquarie, 750 Meilen lang; der Hawkesbury, 190 Meilen lang; der Hunter, 300 Meilen lang; der Shoalhaven, 260 Meilen lang; der Clarence, 240 Meilen lang; der Macleay, 190 Meilen lang; der Richmond, 106 Meilen lang, und der Manning, 100 Meilen lang. Ausser den eben genannten gibt es noch eine grosse Zahl von Flüssen, deren Länge weniger als 100 Meilen beträgt. Trotz dieses wasserreichen Flussnetzes gibt es im Westen, sowie auch in den Riverina-Districten: Janda, Cowper und Cambellego grosse Strecken, die an Wassermangel leiden. Das Klima von Sydney und dessen Umgebung dürfte annähernd mit dem von Neapel verglichen werden. Die durchschnittliche Sommerhitze beträgt etwa 21 Grad R. im Schatten und in der Sonne 29 Grad. Diese Hitze wird durch die täglich von 9 Uhr Früh bis 5 Uhr Abends wehenden Seebrisen abgekühlt. Im Winter fällt die Temperatur selten unter 3 Grad Wärme herab, doch kommt es mitunter auch zu einem Reife. Mehr im Inneren des Landes tritt die Kälte etwas stärker auf. Im Winter sind die Gipfel der höchsten Berge mit Schnee bedeckt und einige von ihnen erreichen die Schneelinie.

Flüsse.

Klima.

Die Fruchtbarkeit des Landes wird durch klimatische Verhältnisse und in gewissen Gegenden durch die Abwesenheit des Wassers beeinflusst. Es gibt viel Land, welches für die Landwirthschaft ganz untauglich ist und nur theilweise als Weideland benützt werden kann.

Das allerfruchtbarste Land der Colonie befindet sich an den Rändern der Flüsse und ganz besonders in den Tiefländern am Clarence, Macleay, Manning, Hunter, Hawkes-

bury und Shoalhaven. Doch treten oft Ueberschwemmungen auf und vernichten die Jahresernte.

Flora. Das Pflanzenreich entwickelt in Neu-Süd-Wales ein sehr intensives Leben. Unter den Bäumen findet man gegen 100 verschiedene Arten von Akazien und Eucalypten. Der werthvollste Baum dieser Colonie ist die Ceder, die in den nördlichen Theilen und zwar auf flachem Alluviallande der östlichen Flüsse vortrefflich gedeiht. Die Familie der Casuarina ist sehr zahlreich, ebenso auch der Feigenbaum, dessen Früchte sehr gut sind und überall Absatz finden.

An den Küsten kommt eine Palmenart vor, deren lange Blätter zu Hüten verarbeitet werden. Der Salzbusch, der in den Ebenen sehr üppig wächst, wird als eine höchst werthvolle Weide betrachtet. Wilde Blumen schmücken im Frühlinge die Landschaft in grosser Mannigfaltigkeit.

Besonders fallen davon die eigenthümlichen Tulpen- und Liliengattungen auf.

Fauna. Von der Thierwelt ist beinahe dasselbe zu sagen wie in der Colonie Victoria, nur dass hier noch fliegende Füchse, Fledermäuse, Spinnen, Ameisen und grosse Heuschrecken hinzugefügt werden müssen, deren gellendes Zirpen die ganze Luft erfüllt. Alle Gärten von Sydney ertönen von diesem lästigen Geschrei.

Die Bevölkerung betrug im Jahre 1875 584.272 Seelen, wovon allein auf Sydney und seine Vorstädte 134.758 zu rechnen sind.

Landwirthschaft. Die Landwirthschaft wird durch das milde Klima überaus begünstigt. Alle europäischen Fruchtgattungen können auch in Neu-Süd-Wales cultivirt werden. Weizen, Mais, Gerste, Hafer, Kartoffeln sind die Artikel, die am meisten gepflanzt werden, aber eben so gut kommen auch Tabak und das Zuckerrohr vor. Orangen, Limonien, Bananen, Ananas, Feigen gerathen im Ueberflusse. Eine besondere Aufmerksamkeit wird seit etlichen Jahren der Weincultur gewidmet.

Die Squatterei wird in dieser Colonie am meisten und mit dem glänzendsten Erfolge betrieben. Es dürften sich auf den verschiedenen Weidestationen 350 000 Pferde, 3 Millionen Stück Hornvieh und 24 Millionen Schafe befinden.

Der Mineralreichthum des Landes ist überaus gross.

Die Zahl der aufgeschlossenen Gold- und Zinnerzlager ist noch immer im Zunehmen begriffen. Bis zum Jahre 1871 wurde Gold bis zum Betrage von 38,231.121 Livres exportirt, der Betrag nicht eingerechnet, welcher im Münzamte zu Sydney zu Sovereigns oder englischen Pfund Sterling ausgeprägt wurde. Im Jahre 1872 betrug der Totalwerth des gewonnenen Goldes 2,387.271 Livres. Bergbau.

Im Jahre 1863 wurden von der Regierung 30.629 Bergmannsrechte zu fünf Schilling jährlich ausgegeben. Neu-Süd-Wales besitzt auch einen grossen Reichthum an vortrefflichen Steinkohlen und zwar in Newcastle, 75 Meilen nördlich von Sydney an der Küste des stillen Oceans. Dieser Platz hat einen Hafen, der eine grosse Zahl von Schiffen beherbergen kann; leider ist aber die Einfahrt in denselben sehr gefährlich und bei stürmischem Wetter kaum zu riskiren. Obgleich der Kohlenbau dort erst seit einigen Jahren betrieben wird, so wurden doch schon im Jahre 1875 von 34 Gruben zusammen 2,890.540 Tonnen gewonnen und ausgeführt, was einen Werth von 1,800.000 Livres ins Land brachte.

Die Kohlenfelder in Newcastle haben eine Ausdehnung von zehn Millionen Acres und die Lager sind von solcher Mächtigkeit, dass, wie berechnet wurde, ein Bezirk allein das Mutterland mit seinem gegenwärtigen Bedarfe auf 750 Jahre zu versorgen im Stande ist. Kohlenland kann dort in Partien von 320 Acres zu 5 Schilling per Acre auf 14 Jahre gepachtet werden und ist der Pächter verpflichtet, in den ersten drei Jahren der Pachtzeit wenigstens 5 Livres per Acre anzulegen.

Sydney ist eine grosse, schöne, ausserordentlich weit ausgebreitete Stadt, die eine reizende Umgebung besitzt. Die grosse Zahl der Landzungen, die sich alle tief in den weiten Hafen hinein erstrecken, sind mit herrlichem Baumwuchse, Gärten, Parkanlagen und eleganten Landhäusern geschmückt. Eine Zahl schöner, stark bevölkerter Vorstädte umringt die „Königin der südlichen Halbkugel“ und gibt ihrem Handel eine grosse Bedeutung. Die Vorstädte sind der Grösse nach: Wooloomooloo (spr. Wulumulu), Darlinghurst, Paddington, Woollara, Redfern, Glebe etc. Die Stadt selbst besitzt alle jene grossen Gebäude und öffentlichen Anstalten, die mit Sydney.

dem Begriffe einer Metropole unzertrennlich sind. Der botanische Garten, der sich in zwei Landzungen in den Hafen versenkt, ist ein Unicum seiner Art und verdient vermöge seiner prachtvollen Lage und seines wissenschaftlichen und ornamentalen Werthes Beachtung.

Der Export und Import sind von grosser Wichtigkeit. Der Import betrifft viele Artikel, in welchen Oesterreich einen beträchtlichen Absatz finden könnte, da die Einfuhr aller Manufacturwaaren, fertiger Kleidungsstücke, Galanterie-, Glas- und Eisenwaaren, sowie auch musikalischer Instrumente etc. zollfrei ist.

Die heimatliche Industrie fängt sich bereits in einigen Zweigen zu regen an. Ein Mann, der sich um dieselbe wirklich viele Verdienste erworben und in Wahrheit einer der grössten Männer der Colonie genannt werden darf, ist Herr Thomas Mort, dessen Name in ganz Australien mit Verehrung und Hochachtung genannt wird.

Unter den vielen praktischen Werken, die er geschaffen, ist besonders *Mort's dock and engineering Co.* zu erwähnen, welche über 150.000 L. gekostet hat und 700 Arbeitern Beschäftigung gibt.

Jeder in das Fach der Mechanik einschlagende Gegenstand, selbst grosse Dampfschiffe, werden daselbst gebaut.

Herrn Mort's neuestes Werk ist eine grosse Fabrik zur Erzeugung künstlichen Eises und zum Gefrieren der Milch und des frischen Fleisches zum Behufe der Versendung. Diese Anstalt ist nach dem Principe des Franzosen Nicot angelegt und erzeugt täglich 10 Tonnen des vollkommensten künstlichen Eises. Der mechanische Theil ist vermöge seiner Einfachheit ein Meisterwerk der Ingenieurkunst und verdankt sein Entstehen dem Engländer Nichols. Die Dampfkraft, die die Fabrik in Thätigkeit versetzt, beträgt nicht mehr als 6 Pferdekräfte. Wir haben das unterirdische Eisdepôt besucht, in welchem ein Vorrath von 10.000 Tonnen Eis in trockenen krystallartigen Würfeln im Gewichte von 10, 20 und 25 Pf. aufgestapelt lag. In derselben Anstalt befindet sich auch die Abtheilung, wo man die Milch zu ziegelförmigen, 5—10 Pf. schweren Würfeln gefrieren lässt, mit denen sodann die Stadt versorgt wird. Das Bedürfniss nach diesem Erzeugnisse nimmt

von Tag zu Tag zu. Unmittelbar nebenan sind die grossen Räumlichkeiten gelegen, welche zum Gefrieren und Conserviren des Fleisches bestimmt sind. Diese Abtheilung ist durch eine Eisenbahn mit einer grossen Schlächterei in Verbindung gesetzt, welche 100 Meilen landeinwärts gelegen ist und täglich zur Nachtzeit die geschlachteten Thiere nach den Conservirungslocalitäten liefert.

Herr Mort hat den Conservirungsprocess mittelst Frost vollkommen gelöst und für die gemachten Experimente und die Maschinen über 100.000 £. ausgegeben. Er glaubt, dass er jetzt im Stande ist, frisches Fleisch über die ganze Erde versenden zu können.

Diese Voraussetzung ist bereits in der befriedigendsten Weise in Erfüllung gegangen. Es ward uns Gelegenheit geboten, Fleisch *) zu sehen und davon zu essen, das sich $2^1/_2$ Jahre lang im gefrorenen Zustande befand und ungeachtet dessen sehr schön aussah und recht gut schmeckte.

Zickzack-Eisenbahn.

Die Colonie Neu-Süd-Wales besitzt auch eine Semmeringbahn nach ihrer Art. Wir verstehen darunter die Zickzack-Passage der grossen Westbahn über das blaue Gebirge *(blue Mountains)*.

Es gehört zu dem Ausflugsprogramme aller Sydney besuchenden Fremden, jener so überaus interessanten Bahnstrecke einen Besuch zu widmen. Wir schlossen uns zu diesem Behufe gern einem Vergnügungszuge an, welchen die in Sydney wohnenden Deutschen am Geburtstage des Prinzen von Wales nach den *Emu Plains* am Fusse des blauen Gebirges veranstalteten.

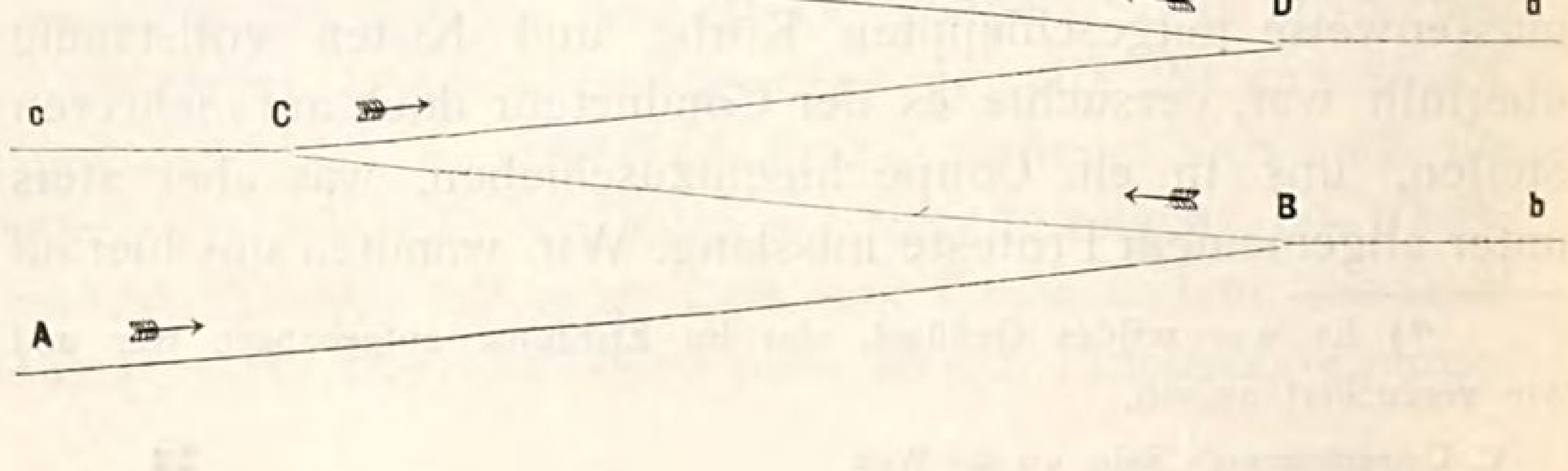
Als wir am besagten Tage um 9 Uhr Früh auf dem Bahnhofe erschienen, stand bereits ein langer Zug zur Abfahrt in Bereitschaft, welcher zum grossen Theile mit einer englischen Picknick-Gesellschaft und allem dem, was dazugehört, angefüllt war. Ein fürchterlicher Lärm herrschte daselbst, zu dem auch noch die mitfahrende Musikbande das Ihrige beitrug. Trotzdem dass die Waggons durch die von deren Insassen massenweise mitgeschleppten Körbe und Kisten vollständig überfüllt war, versuchte es der Conducteur doch auf mehreren Stellen, uns in ein Coupé hineinzuschieben, was aber stets unter allgemeinem Proteste misslang. Wir wandten uns hierauf

*) Es war wildes Geflügel, das im Eisraume aufgehangen war und wie verzuckert aussah.

an einen der Festordner, durch dessen Intervention die Bahndirection veranlasst wurde, noch einen Waggon anzuhängen.

Endlich erscholl das Zeichen zur Abfahrt. Wir erreichten bald Pazzamatta, einen beliebten, 18 Meilen entfernten Vergnügungsort der Sydneyaner, passirten hierauf herrliche Weingärten und Orangenhaine, dann die schöne eiserne Brücke über den Nepean, von wo aus bereits die *blue Montains* sichtbar wurden, und kamen um circa 12 Uhr bei den *Emu Plains* an, wo aber, nebenbei gesagt, kein Emu mehr zu sehen ist. Die Gesellschaft verliess lärmend die Waggons und zog mit klingendem Spiele dem Platze zu, auf welchem vorausgegangene ambulante Restaurationen ihre Zelte aufgeschlagen hatten, und sprach dort den geeisten Getränken sehr wacker zu, denn es war ein heisser Tag und das Thermometer wies bereits über 27^0 R. im Schatten.

Nach kurzem Verweilen verliessen wir die Gesellschaft und wandten uns dem 126′ hohen und 388′ langen Knapsack-Gully-Viaducte zu, um dort den Zug zur Weiterfahrt abzuwarten. Die drückende Hitze veranlasste uns, in dem nahen Busche ein kühles Plätzchen zu einer kurzen Siesta aufzusuchen. Aber kaum hatten wir dort die müden Augen geschlossen, so fiel auch schon ein Schwarm von Mosquitos über uns her und verjagte uns durch ihre giftigen Stiche aus dem Heiligthume des Waldes, in welchem nur sie das Niederlassungsrecht zu besitzen schienen. Wir liefen, vom wüthenden Schwarme verfolgt, wieder der Station zu. — Bald hinter derselben fängt die Bahn in einem Verhältnisse von 1 : 30 zu steigen an. Die Locomotiven, australische Erzeugnisse, sind mit Vor- und Rückwärtssteuerung versehen und ziehen oder schieben den Zug je nach den Umständen vorwärts.



B, C, D sind Weichstellen. Wenn z. B. der von *A* kommende Zug in der Sackgasse *B b* eingelaufen ist, hält er so lange an, bis die Weichschiene *B* gestellt ist, um dann in entgegengesetzter Richtung weiterzufahren etc.

Auf der Höhe des Gebirgskammes angekommen, hält der Zug ein paar Minuten an, um den Reisenden Gelegenheit zur Ueberblickung der Terrassen der Zickzackbahn und zur Bewunderung der prachtvollen Landschaft zu geben, die tief unten ausgebreitet liegt. Eine angenehme kühle Temperatur macht sich da oben fühlbar und jedermann schlürft wonnevoll die frische, reine Luft ein. Es ist ein grandioses Panorama, welches sich nach Erreichung des Culminationspunktes vor den Blicken des Beobachters entfaltet. Nach Osten gewandt übersieht man die Ebenen und Thäler, welche die Flüsse Nepean und Hawkesbury wie Silberstreifen durchschlängeln. Weiter darüber hinaus liegen die breiten Küstenstriche, die den stillen Ocean begrenzen. Erquickend wie die Oasen in der Wüste nehmen sich die mit dunkelgrünen Orangengärten umgebenen Landhäuser aus, die zahlreich über die sonnenverbrannten Ebenen ausgestreut sind. Nach kurzem Aufenthalte setzt sich der Zug wieder in Bewegung, bald krumme, wellenförmige Bildungen des Terrains durchschneidend, bald kleine Tunnels durchlaufend oder hohe Viaducte und schlanke Brücken übersetzend, die über tiefe Abgründe und Schluchten erbaut sind. Zur Abwechslung zieht sich die Bahn bald rechts, bald links hohen senkrechten Felsenmauern entlang, die drohend auf den vorübereilenden Zug blicken. Und so geht es circa 10 Meilen in beständiger Abwechslung dahin. Jede neue Wendung zaubert neue Scenerien hervor, deren eine schöner ist als die andere. Manchmal öffnen sich lange Fernsichten durch Thäler, welche ein paar tausend Fuss tief liegen und von schön bewaldeten Bergen umgeben sind. Schliesslich lässt sich die Bahn wieder nieder, wie sie aufgestiegen ist, nämlich in Zickzacklinien, bis sie sich dann in einer gartenähnlichen Landschaft verliert.

Dampfmühlen gibt es im Lande eine grosse Zahl, sowie auch Bierbrauereien und Branntweinbrennereien; ebenso machen auch die Zuckerfabriken grosse Fortschritte. Grosse, weitausgedehnte Werke sind vor nicht langer Zeit am *Clarence*

River errichtet worden und schon haben sie 14 Mill. Ctr. Zucker producirt, wovon allein 6000 Tonnen nach Sydney gesendet wurden, um dort raffinirt zu werden.

Queensland.

Diese Colonie liegt zwischen 10° 37′ und 29° südlicher Breite, 138° und 153° 30′ östlicher Länge. Die Ausdehnung von Norden beträgt 1300 und von Osten nach Westen 800 Meilen. Die Küstenlinie ist 2500 Meilen lang. Der Flächenraum beläuft sich auf 434,304.000 Acres, von denen erst 1,368.470 veräussert sind. Diese Colonie ist circa dreimal grösser als die gesammte österreichisch-ungarische Monarchie und circa 5½mal so gross als Grossbritannien und Irland.

Queensland ist einer der gesegnetsten Erdstriche unseres Planeten. Es ist ein Land, wo die Natur mit stärkerem Feuer und grösserer Energie arbeitet, die Halme zum Stamme, den Saft zu einer öligen Substanz werden lässt und Producte hervorbringt, welche den Bewohner kälterer Gegenden in Staunen und Verwunderung versetzen; ein Land, dessen Klima gesund und dessen hohe Temperatur bei weitem leichter zu ertragen ist, als man es sich gewöhnlich unter so niedrigen Breitengraden zu denken pflegt. Es ist, um uns eines biblischen Ausdruckes zu bedienen, ein Land, wo Milch und Honig fliesst, und nach allgemeinem Dafürhalten ein Land, das unter allen Schwestercolonien die grösste Zukunft für sich hat.

Die gegenwärtige europäische Bevölkerung — denn der schwarze Mann entzieht sich der Conscription — besteht nur aus 163.176 Einwohnern und es kommen daher auf jeden circa 2600 Quadrat-Acres Landes.

Geschichtliches. Von der Entdeckung Australiens an bis zum Jahre 1825 war die gegenwärtige Colonie „Queensland" nach englischem Ausdrucke eine Art *„no mans land"*, auf dessen unermesslichen Ebenen und Wüsteneien und in dessen Urwäldern von Eucalypten und Bunya-Bunyas sich die Ureinwohner und mit ihnen Känguruhs, Dingos und Schlangen eines freien und unabhängigen Lebens erfreuten.

Die Regierung der Muttercolonie New-Süd-Wales entwickelte in jener Zeit bereits eine frische staatliche Thätigkeit und war schon so weit erstarkt, dass sie Pionniere nach allen Richtungen zur Erforschung des Landes aussenden konnte. Von diesen kamen einige auch bis in die Gegend der Moretonbai, wo sie alle Mittel und Bedingungen zu einer vortrefflichen menschlichen Existenz vorfanden. Als der Gouverneur von Sydney über den hohen Werth dieses Landes Kenntniss erhielt, fand er sich im oben erwähnten Jahre veranlasst, Brisbane zu einer von der Muttercolonie abhängigen Provinz zu erklären.

Von da an nahmen die Ansiedlungen in dem neuen Gebiete ungemein schnell zu. Da aber wegen der grossen Entfernung vom Sitze der Regierung und wegen des grossen Mangels an Verkehrsmitteln das Land kaum bemerkliche Fortschritte machte, so erklärten sich seine Einwohner im Jahre 1859 als unabhängig von der Muttercolonie und setzten eine eigene provisorische Regierung ein. Die Königin und das Parlament in London konnten der vollzogenen Thatsache und der verantwortlichen provisorischen Regierung die Anerkennung nicht versagen, gaben der neuen Colonie den Namen Queensland und bestimmten Brisbane zu deren Hauptstadt.

Seit diesem Ereignisse, welches alljährlich in der ganzen Colonie als ein Festtag gefeiert wird, hat das Land reissende Fortschritte gemacht.

Der östliche Theil des Landes hat ein zerrissenes, gebirgiges, vulkanisches Aussehen. Granit und Sandstein bilden meist sein Fundament, über welchem reichliche Humuslager sich befinden. Der westliche und nördliche Theil besteht zum grossen Theile aus Weidegründen, Busch und Wald und steinigen Wüsteneien.

Die Colonie wird von Süden nach Norden von den östlichen Cordilleras durchzogen, die sich 60 bis 80 Meilen vom Ocean entfernt ausbreiten. Ausser diesen machen sich auch noch die Macpherson-, Denham-, Johnston-, Peak-, Leichhardt-, Clarke-, Expedition-, Dawes- und Bellenden-Kerr-Gebirge bemerkbar, welche mit den Cordilleras mehr oder weniger im Zusammenhange stehen. Während die letzteren Höhen- Gebirge.

punkte von 3000 bis 4000 Fuss aufweisen, steigt das Bellenden-Kerr-Gebirge bis zu 5400 Fuss empor.

Flüsse. Aus den erwähnten Gebirgen entspringt eine stattliche Reihe von Flüssen, von denen 71 erwähnt zu werden verdienen. 38 davon fliessen dem stillen Ocean, 18 dem Golfe von Carpentaria, 11 dem Murray und 4 dem Eyre-See zu.

Die ersten 37 heissen dem Alphabete nach:

Belyando, Brisbane, Bremer, Bloomfield, Bowen, Boyen, Burdekin, Burnett, Caliope, Campaspie, Cape, Clarke, Comet, Daintree, Dawson, Endeavour, Fanning, Fitzroy, Fletcher, Herbert, Isaak, Kennedy, Kolan, Logan, Lolworth, Mackenzie, Mary, Nogoa, Palmer, Perry, Pionnier, Rolleston, Severn, Star, Suttor, Theresa, Tweed, Wickham.

Die zweiten 18: Albert, Cloncury, Diamantina, Einnesleigh, Escape, Flinders, Gilbert, Leichhardt, Lynd, Mitchell, Nicholson, Norman, Saxby, Staaten, Tate, Walsh, Weir, Wentworth.

Die dritten 11: Barcu, Bokhara, Condamine, Culgoa, Darling, Dumaresque, Mac Intyr, Maronoa, Muni, Paru, Warego.

Die letzten 4: Alice, Cooper, Thomson und Victoria.

Der Mangel an Arbeitskräften hat die Regierung veranlasst, die Einwanderung von Chinesen zu begünstigen. Die Chinesen sind fleissige und geschickte Arbeiter. Sie finden sich bald in jedes Geschäft. Eine besondere Geschicklichkeit haben sie im Gartenbaue. Doch machen sie sich selten ansässig, sondern sie kehren, wenn sie einige hundert Pfund erspart haben, wieder in ihre Heimat zurück, meistens um sich zu verheiraten. Bei den Tractaten, welche zwischen Amerika und China abgeschlossen wurden, ist zufällig nicht erwähnt worden, dass auch den chinesischen Frauen das Recht zusteht, auswandern zu dürfen. Die chinesische Regierung hat daraus Nutzen gezogen, indem sie den Frauen auf das Strengste die Auswanderung untersagte und dadurch ihre im Auslande arbeitenden heiratslustigen Söhne zwang, mit ihrem Vermögen nach China zurückzukehren. In Queensland gibt es auch schon deutsche Ansiedler. Ihre Häuser haben in der Regel ein sehr niedliches Aussehen, befinden sich in der Mitte von Wein- und Obstgärten und sind von Bananenpflanzungen um-

ringt. Die Wände und Dächer sind mit Schlinggewächsen auf das dichteste überzogen, was den Wohnungen während der heissen Tageszeit eine angenehme Kühlung gewährt.

Das Klima ist dem von Madeira ähnlich und heisse Winde, von denen die anderen Schwestercolonien zu leiden haben, kommen in Queensland nicht vor. In den Küstenländern ist es im Sommer zwar sehr warm, doch bringen sowohl die häufigen Seebrisen als auch der starke Regenfall während der heissen Monate die Temperatur auf einen leicht erträglichen Grad zurück. Auf dem Tafellande, welches sich 60 bis 80 Meilen von der Seeküste erhebt und sich trefflich für die Landwirthschaft und Viehzucht eignet, ist die Temperatur sehr angenehm. Klima.

Das Land ist gänzlich frei von epidemischen Krankheiten. Im Ganzen genommen ist das Klima für den Europäer sehr günstig. Der höchste Stand des Thermometers war in den letzten drei Jahren (1874—76) 30° R., sein niedrigster Stand + 4° R. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt circa + 17° R. *)

Die hauptsächlichsten Erzeugnisse des Landes sind: Schafwolle, Talg, Häute, Felle, Fleisch, Weizen, Mais, Reis, Kartoffeln, Arrowroot, Kaffee, Zuckerrohr, Tabak, tropische und europäische Früchte, Baumwolle, Holz, Steinkohlen, Gold, Kupfer, Perlen und Perlmutter, Trepang etc. Producte.

Der Mineralreichthum dieses Landes, namentlich an Gold, Kupfer und Zinn, ist ausserordentlich gross. Es sind bereits 2000 Bergwerksrechte ausgegeben und 70.000 Acres Mineralland gepachtet worden. Die wichtigsten Goldminen sind: Gympie, Cooktown und Palmer River.

Der Export-, sowie der Importhandel hat sich noch zu keiner Bedeutung emporgeschwungen. Fabriken und Manufacturien existiren noch nicht. Die Schifffahrt an den Küsten von Queensland ist vermöge der vielen weit ausgedehnten Korallenriffe im höchsten Grade gefährlich. Von 24° 30′ südlicher Breite an bis hinab zum südlichen Ufer Neu-Guineas, d. i. in einer Länge von 1300 Meilen, dehnt sich ein furchtbares Riff aus, dessen Höhe zwischen 600 und 1000 Fuss abwechselt; ausnahmsweise steigt es sogar über die Oberfläche des Meeres empor. Dieses Riff bildet mit dem australischen Fest-

*) Die obigen Temperaturangaben haben nur auf Brisbane Bezug. Im Norden ist natürlich der Thermometerstand viel höher.

lande einen Canal, der sich längs der queensländischen Küste hinzieht und von derselben 10—120 Meilen entfernt ist.

Flora. Die Flora dieses Landes ist wirklich kolossal. Allen denen, welche im Jahre 1876 die Weltausstellung zu Philadelphia besucht haben, wird gewiss noch in Erinnerung sein, mit welcher immensen und höchst interessanten Collection dort Queensland vertreten war.

Das Pflanzenreich tritt mit einer solchen Macht und Herrlichkeit vor die Augen, dass man sich im übrigen Australasien vergebens nach etwas Gleichem umsieht. Wir wollen hier nur einige Gewächse erwähnen, die der Bevölkerung von besonderem Werthe und der Landschaft ein eigenthümliches Aussehen verleihen.

Die Banana ist ein baumartiges Staudengewächs, das eine Höhe bis 20 Fuss, auch mitunter noch mehr erreicht. Seine schaufelförmigen Blätter werden 7 bis 7½ Fuss lang und sind von einer solchen Breite, dass unter einem solchen bequem mehrere Personen Unterstand finden können. Sie sind daher vortreffliche Schattenspender und desshalb rings um die Häuser und Hütten sehr beliebt. Die Banana ist eine ebenso nahrhafte und wohlschmeckende Frucht, die bei den Bewohnern der tropischen Länder die Stelle des Brodes vollständig vertritt. Von einem ausgewachsenen Bananenbaume können bis 1½ Ctr. Früchte gewonnen werden und ein Acker Landes vermag dem Besitzer eine Jahresrente von 40 bis 60 fl. ö. W. einzubringen. In Queensland gedeiht dieser Baum ganz besonders gut und wird von dort eine bedeutende Menge Früchte nach den südlichen Colonien versendet. Ein Dutzend von diesen Früchten, die eine zapfenförmige Länge von circa 8 bis 9 Zoll erreichen, kostet auf dem Markte gewöhnlich 16 kr. ö. W. Man kann den Pflanzungen eine solche Einrichtung geben, dass sie das ganze Jahr hindurch frische Früchte geben. Die Stengel einiger Gattungen dieser Bäume liefern Fasern, aus welchen eine Art Manilaseil bereitet wird.

Sehr fleissig werden in Queensland auch die Ananas cultivirt. Ihre Früchte sind sehr aromatisch und von überaus angenehmem Geschmacke. Die Erzeugung des beliebten Ananasrumes kommt dort stark in Aufnahme.

Unter den Bäumen und Sträuchern Queenslands gibt es viele eigenthümliche Specialitäten, die einer Erwähnung werth sind, z. B. der Grasbaum, der hier ein noch viel phantastischeres Aussehen hat als die in Südaustralien bemerkte Gattung. Seit man die Eigenschaft entdeckt hat, dass der durch das Verbrennen seiner Blätter erzeugte Rauch betäubend und tödtlich auf die Mosquitos und Stechfliegen wirkt, ist er für Menschen und Thiere von wichtiger, wohlthätiger Bedeutung geworden.

Der Marterbaum *(sting tree)* ist ein von jedem lebenden Wesen gemiedenes Gewächs von 2 bis 15 Fuss Höhe. Von Nichtkennern kann er leicht für eine Malve gehalten werden. Die Berührung seiner Blätter verletzt wie die Brennessel. Derjenige, der je einmal durch die Wirkung dieses fürchterlichen Gewächses zu leiden hatte, wird nie unterlassen die Nähe desselben zu meiden. Die Schmerzen, die durch die leiseste Berührung desselben erzeugt werden, sind so erschrecklicher Art, dass sie den Menschen fast zur Verzweiflung bringen können. Das Schlimmste hiebei ist, dass der Schmerz nicht vorübergehend ist, denn wenn eine verwundete Stelle der Haut nach Monaten befeuchtet wird, so kehrt die alte Qual mit derselben Stärke wieder zurück.

Die Bunya-Bunya, eine Art Fichte, welche weit über die anderen Bäume emporwächst und eine Höhe von 200 Fuss erreicht, ist ein höchst interessanter Baum. Im ausgewachsenen Zustande trägt er auf seinem Wipfel einen Kegel mit kastanienähnlichen Früchten, die ihres angenehmen Geschmackes und Mehlgehaltes halber sehr beliebt sind. Die Bunya-Bunya-Zeit ist für den schwarzen Mann ein Freudenfest.

Das Thierreich ist in Queensland stärker vertreten als in den anderen Schwestercolonien. Wir führen im Nachstehenden meistens nur diejenigen an, die durch ihre Schädlichkeit oder Nützlichkeit allgemein bekannt sind.

Die Känguruhs sind in manchen Gegenden dieser Colonie zu einer wirklichen Landplage geworden, welche besonders die Squatters in Alarm versetzt, weil sie ihren Schafheerden die Weide streitig machten. Es gibt viele Abarten des Känguruhs; davon sind die Wallaby, der Pade-Melon und das Opossum nennenswerth. Die Wallabys, sowie auch fliegende Fauna.

Füchse sind nach hunderttausenden zu zählen, welche, wo sie einfallen, kein Gräschen mehr auf dem Boden zurücklassen. Die Känguruhfelle sind in neuester Zeit ein nicht unbedeutender Handelsartikel geworden. Man verwendet sie gern zu Reisedecken und aus Kängeruhleder werden in Australien bie besten Schuhe gemacht.

Die Känguruhs sind überaus scheue Thiere, aber ihre Lüsternheit nach edleren Pflanzen veranlasst sie doch öfters zu einem Besuche der menschlichen Ansiedlungen, wo sie wegen des angerichteten Schadens manchen harten Strauss zu bestehen haben. Es ist nicht immer rathsam, sich mit einem alten Känguruh in Kampf einzulassen. Als wir uns eines Tages auf einem Landgute zu Gaste befanden, stürzte während des Mittagessens ein schwarzer Aufseher mit der Anzeige in den Saal, dass sich in der Nähe des Treibhauses ein alter Känguruh-Bock *(an old man Kangaroo)* herumtreibe. Der Eigenthümer der Besitzung sprang mit den Worten: „Ach, meine armen schönen Pflanzen!“ vom Tische auf, drückte uns eine Flinte in die Hand und forderte uns auf, ihm zu der verhängnissvollen Stelle zu folgen. Als wir dort ankamen, fanden wir, dass bereits ein grosser Hofhund mit dem Feinde im Kampfe begriffen, aber schon seinem Untergange nahe war. Das Känguruh hielt ihn, nach seiner angebornen Taktik, mit seinen Vorderfüssen schon umklammert und war daran, ihm mit den scharfen Klauen der Hinterfüsse den Bauch aufzuschlitzen, als es durch einen Schuss tödtlich getroffen zusammenstürzte.

Die Dingos, die einheimischen wilden Hunde, sind die einzigen fleischfressenden wilden Thiere in Australien. Ihre Zahl ist sehr gross und sie richten nicht selten unter den Heerden bedeutende Verheerungen an. Sie nehmen bezüglich ihrer Grösse eine Mittelstellung zwischen dem englischen Fuchse und dem amerikanischen Prairiewolfe ein und jagen nur in grossen Rudeln. Sie sind den Menschen wenig gefährlich, ja selbst der Hunger kann sie kaum veranlassen, auf dieselben einen Angriff zu machen. Es sind wohl Fälle vorgekommen, dass sie Hirten überfallen und selbe aufgefressen haben, aber man nimmt an, dass sich selbe im Schlafe befanden oder sterbend am Sonnenstiche daniederlagen. Während

früher die Dingos bloss in ihren dunkelgrauen Pelzwerken erschienen, begegnet man ihnen gegenwärtig sehr oft in allen Farben und Racen der europäischen Hunde, woraus man schliesst, dass sie sich oft mit den Haushunden gekreuzt haben müssen.

Man hat sich auf den grossen Squattereien sehr viele Mühe kosten lassen, um die Dingos durch Vergiftung zu vertilgen, und hielt eigene Leute, welche auf den weiten Ebenen vergiftetes Fleisch ausstreuten. Man hatte hierin zwar sehr guten Erfolg, aber sonderbar, mit der Verminderung der Dingos ging die Vermehrung der Känguruhs und Wallabys Hand in Hand und griff in manchen Gegenden so um sich, dass sich die Squatters genöthigt sahen, ihre Heerden in andere Districte treiben zu lassen, wo sie wieder genügende Weide fanden.

Die Vogelarten sind sehr zahlreich, von grosser Originalität und prachtvollem Gefieder. Vögel.

Die Zebrataube findet man in Australien überall. Sie ist kleiner als die Drossel und dem Menschen sehr zugethan. Viele betrachten sie als Wetterpropheten, wesswegen sie auch überall gern gesehen ist.

Der Robin — eine Gattung grosser Rothkehlchen — der auch den Namen „des Schäfers Begleiter" führt, ist beinahe ganz zahm, immer geschäftig und bekümmert sich so zu sagen um das, was im Hause vorgeht. Er läuft auf den Köpfen und Rücken der Pferde und Ochsen auf und nieder und fängt die Fliegen weg. Er begleitet den einsamen Hirten und pickt die zu Boden gefallenen Brosamen auf.

Der lachende Jackass ist ein Freund und Wohlthäter der Menschen und ein Todfeind der Schlangen. Er hat ein graugesprenkeltes Gefieder, scharfe Krallen, einen grossen Kopf und einen monströsen, fürchterlichen Schnabel. Dieser ist es, womit er überall seine Feinde zu tödten sucht. Seine Hauptkriegslist besteht darin, dass er die Schlangen im Schlafe überfällt und ihnen an den gefährlichsten Stellen Wunden beibringt, in Folge deren sie verenden müssen. Man sagt, dass er schlafende junge Schlangen mit seinen Krallen packt, in die Höhe zieht und im Fluge ihnen den Kopf vom Rumpfe trennt.

Der Jackass hat unter allen gefiederten und vierfüssigen Thieren den meisten Humor. Er ist der Erste, der am frühesten Morgen unter den Thieren des Waldes aufwacht und seine Freude durch Schütteln und Lachen auf die drolligste Weise zu erkennen gibt. Auf einem Baumaste sitzend sieht er dem Aufgange der Sonne zu und spottet durch Nachahmung die Stimmen der nach und nach erwachenden Thiere aus. Er ist, wie gesagt, immer heiter und lustig, kann aber kein nasses Wetter vertragen. Bevor ein solches eintritt, sitzt er melancholisch auf einem Baume oder Zaune und vergräbt seinen Kopf unter den Flügeln. Er zeigt den kommenden Regen früher an als das beste Barometer.

Ein anderer den Reptilien sehr feindlicher Vogel ist der Schlangenverfolger *(Snakes persecutor)*. Dieser hält sich in allen Buschländern Queenslands auf, fliegt den Schlangen nach und stösst dabei einen Schrei aus ähnlich dem „Beware, beware!“ *) Wenn man diese Stimme hört, kann man mit Sicherheit annehmen, dass Schlangen sich in der Nähe aufhalten.

Papageien und Kakadus gibt es in unzähligen Gattungen, gross und klein, von ausserordentlicher Pracht und Schönheit des Gefieders.

Der Emu ist ein Vogel von 4 Fuss Höhe mit einem langen Halse wie der Strauss, nur mit dem Unterschiede, dass er keine Flügel hat. Sein Gefieder ist grau und weiss gesprenkelt; an den Füssen hat er drei lange Krallen und rennt so schnell wie ein Pferd, nur dass er nicht dessen Ausdauer besitzt. Er ermüdet sehr bald, bleibt dann liegen und kann leicht gefangen werden. Sein Fleisch, wenn gehörig zubereitet, ist auf jedem Tische gerne gesehen. Seine Eier, die bedeutend grösser als Gänseeier sind, haben eine harte Schale von schöner dunkelgrüner Farbe und sind von den schwarzen Eingebornen als eine grosse Delicatesse sehr gesucht, wesshalb dieser Vogel leider im schnellen Aussterben begriffen ist. Die leeren Schalen werden nach London und Paris gesendet und dort mit 1 Livre Sterling per Stück bezahlt, um aus denselben sehr zierliche Luxusbecher zu verfertigen.

Der Kasuar, ein Verwandter des Emus und des Strausses, kommt in Queensland häufig vor. Er wird kaum etwas über

*) Seh' dich vor!

3 Fuss hoch und nährt sich grösstentheils von Würmern und Insecten, wesshalb ihm auch der Vormagen fehlt. Dies ist das hauptsächlichste Merkmal, worin er sich vom Emu und Strauss unterscheidet. Er hat zwar auch keine Flügel, statt deren aber nur auf jeder Seite fünf bartlose steife Schäfte, welche ihm zur Vertheidigung dienen. Der Kopf ist klein und auf und unter demselben wie beim Truthahne mit blauen, feuerrothen häutigen Klumpen versehen.

Die Grösse des Reiches der Insecten übersteigt in Queensland alle Begriffe. Auf und unter der Erde, an den Mauern und Wänden der Gebäude, auf den Bäumen, im Wasser und in der Luft, überall wimmelt es von denselben. Welches Feld für den Naturforscher! Schmetterlinge, Nachtfalter und Leuchtkäfer, die durch ihre herrlichen Farben das Auge entzücken, oder mit ihrem brillanten Lichte die Nacht erhellen, sind in unendlichen Varietäten vorhanden. Diese sind alle harmlos. Andere hingegen sind so schädlich, dass sie Landplagen bilden und mitunter grosse Verheerungen anrichten, wie z. B. die Ameisen, Mosquitos, Fliegen, Vielfüssler, Taranteln, Schlangen, der schreckliche Moloch etc. Insecten.

Es ist unmöglich, sich eine Vorstellung zu machen, wie viele Ameisen es in Australien gibt. Wenn man sagte Milliarden von Milliarden, so würde dies nur einen ganz schwachen Begriff abgeben. Man muss selbst gehen und sehen. In der That, die Ameisen bilden eine ungeheure zerstörende Macht im Lande.

Es gibt schwarze, transparente, rothe und weisse Ameisen. Die ersten sind meist von gewöhnlicher Grösse, aber von so ungewöhnlicher Stärke, dass sie Körper, die das Zwölffache ihres Gewichtes haben, mit Leichtigkeit fortzuschleppen vermögen. Ihre Arbeitskraft reisst wirklich zur Bewunderung hin. Wenn man ihre Werke betrachtet, die Ingeniosität, mit welcher sie aufgeführt sind, und die Solidität, vermöge derer sie den grössten Stürmen der Elemente Trotz bieten können, vermindert sich unser Staunen über jene gigantischen Bauwerke, die aus Menschenhänden hervorgegangen sind.

Man findet in Queensland Ameisenhügel, die Reihen von mehr als 100 Meilen Länge bilden, eine Höhe von 28 Fuss erreichen und einen Durchmesser von 8 Fuss haben.

Die Entfernung der einzelnen Hügel von einander beträgt 50 bis 100 Fuss. Es ist höchst merkwürdig, dass man keinen neuen Hügeln begegnet, die im Baue, sondern nur solchen, die in der Reparatur begriffen sind. Es erregt die grösste Bewunderung, mit welcher Sorgfalt und Geschicklichkeit alle Schäden ausgebessert werden, die von Menschen oder von den Elementen verursacht worden sind. Man nimmt allgemein und zwar nicht ohne Grund an, dass viele dieser Hügel tausende von Jahren alt sein müssen.

Es ist eine sehr interessante Thatsache, dass es auch Ameisenhügelreihen gibt, die in einer strengen Richtung von Norden nach Süden angelegt sind und desshalb Meridional-Ameisenhügel genannt werden. Hierüber ist noch bis dato keine haltbare Hypothese aufgestellt worden.

Die Ameisen verursachen im Lande ungemein viel Schaden. Ihre Gefrässigkeit und Zerstörungswuth ist derart, dass sie kleine Thiere im Schlafe überfallen und in unglaublich kurzer Zeit gänzlich auffressen, so dass nur die Knochen übrigbleiben, die dann meist so aussehen, als wenn sie von der Sonne gebleicht worden wären. Die Beschädigung und zum Theile vollständige Zerstörung, die sie an den Pfählen des Ueberlandtelegraphen anrichten, hat die Gesellschaft schon mehrmals fast zur Verzweiflung gebracht. Die stärksten und harzreichsten Eucalyptenhölzer, die den zersetzenden Einflüssen der Temperatur, der Luft und des Wassers mehrere Decennien hindurch Widerstand leisten, werden von ihnen in der kürzesten Zeit unbrauchbar gemacht. In Folge dieses misslichen Umstandes lässt nun die Gesellschaft alle Pfähle aus galvanisirtem Tubulareisen anfertigen.

Die weissen Ameisen machen eine Gattung für sich aus und sind nur in der tropischen Region zu Hause Sie sind minder gefrässig als ihre schwarzen Verwandten, übertreffen aber diese in Bezug auf ihre erstaunliche Fruchtbarkeit. Es ist constatirt, dass ein einziges ihrer Weibchen im Verlaufe von 24 Stunden bis 80.000 Eier hervorbringen kann. Zahlreiche Insecten, Vögel und Säugethiere machen gern auf die Brut Jagd und sorgen dafür, dass das Gleichgewicht in der Natur nicht gestört werde. Die weissen Ameisen sind, wenn sie geröstet werden, essbar und bilden einen köstlichen Lecker-

bissen für den schwarzen Mann, wenn er in der Civilisation schon so weit fortgeschritten ist, dass er die Mittel besitzt, sich dieselben rösten zu können.

Man besitzt in Australien ein wirksames Mittel, die Ameisen zu vertilgen. Dieses besteht in einem Pulver aus ätzendem Sublimate, welches, wenn bei trockener Witterung ausgestreut, die Eigenschaft hat, die Ameisen, die davon genascht haben, wüthend zu machen. In diesem Zustande fallen sie eine die andere an und verbeissen sich zu einem grossen rollenden Knäuel, der sich erst dann wieder löst, wenn sie insgesammt todt sind.

Die Mosquitos sind grosse Feinde der neuen Ankömmlinge in der Colonie. Diese haben von ihren Angriffen viel mehr zu leiden als die Einheimischen. Die australischen Mosquitos sind nicht viel grösser als die europäischen Mücken, aber ihre Stacheln sind so giftig, dass die Haut an der gestochenen Stelle sogleich einen halben Zoll im Durchmesser sich entzündet und Gesicht und Hände entstellt. Der dadurch entstehende Schmerz ist so gross und anhaltend, dass man glaubt sich in einem Feuerbade zu befinden. Man kann sich dieser Quälgeister nur dadurch auf kurze Zeit erwehren, dass man Gesicht und Hände mit Lavendelöl einreibt, vor welchem sie einen Abscheu haben. In neuester Zeit weiss man diese lästigen Geschöpfe radicaler durch den Rauch zu vertreiben, der durch das Verbrennen der Blätter oder der Rinde des Grasbaumes erzeugt wird. (Siehe Grasbaum.) In feuchten, sumpfigen Localitäten werden sie manchmal selbst auch für die Rinder und Pferde so lästig, dass sie die Eigenthümer zum Entschlusse zwingen, ihre Niederlassungen aufzugeben und nach anderen Gegenden zu ziehen. Man würde keine Nacht ruhig im Schlafe zubringen können, wenn nicht die Betten in Privat- und Gasthäusern mit Mosquitonetzen umgeben wären.

Von Fliegen gibt es unendlich viele Abarten und darunter auch giftige. Die schwarze Stechfliege tritt dort in ungeheueren Schwärmen auf. Sie bohrt ihren Stachel durch die dichtesten Wollenstoffe und wird auch den Rinderheerden so zur Qual, dass sie gänzlich abmagern und auf entfernte Stationen getrieben werden müssen.

Die Vielfüssler *(Centipedes)* sind Verwandte der Asseln und bringen es in Queensland zu einer Länge von 11 bis 12 Zoll. Sie haben runde cylinderartige Körper, die mit hornähnlichen Ringen umgeben sind, die sich nach jeder der oftmaligen Häutungen um einen vermehren. Die Zahl ihrer Füsse beträgt oft mehr als 600, wesshalb sie auch manchmal Tausendfüssler genannt werden. Sie besitzen scharfe Fresswerkzeuge und eine so grosse Gefrässigkeit, dass sie Kleidern, Schuhen und Möbeln höchst gefährlich werden.

Einer unserer Bekannten erzählte, dass er einmal auf längere Zeit verreisen musste und bei seiner Abreise die Wohnung abschloss. Als er zurückgekehrt war, fand er seine Kleider und Möbel, unter welchen sich auch ein Pianino befand, in Moderhaufen verwandelt.

Taranteln sind sehr zahlreich und von der Grösse einer ausgebreiteten Mannshand. Ihre Körper und Füsse sind mit langen Haaren bedeckt.

Es gibt auch noch andere Insecten, die, wie die Ureingebornen zu sagen pflegen, mit dem weissen Manne in das Land gekommen sind und ihr Schmarotzerleben in den Kohl-, Baumwoll- und Zuckerpflanzungen kennzeichnen. Ebenso ist auch neuestens unter den Seidenwürmern eine Krankheit ausgebrochen, die dem betreffenden Industriezweige gefährlich zu werden droht. Im December 1876 ist in Sydney eine Seidencultur-Anstalt, die mit einem grossen Capitale gegründet worden und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, plötzlich total zu Grunde gegangen.

Schlangen sind in Queensland in grosser Menge und vielen Abarten vorhanden; zum Glücke sind sie aber weniger gross und gefährlich als in Indien und Amerika. Die Teppichschlange z. B. erreicht wohl eine Länge von 12 Fuss und die Dicke eines starken Armes, besitzt wohl auch ein dreireihiges Gebiss; aber was ist dieses im Vergleiche mit der amerikanischen Anaconda, welche bis 40 Fuss lang und $2^1/_2$ Fuss dick wird? Während man von manchen weiss, dass sie absolut nicht giftig sind, ist es auch bekannt, dass es die *Death Adder* im höchsten Grade ist. Dieses Reptil ist um so gefährlicher, weil es am Vordertheile des Körpers zwei Füsse besitzt, wodurch es eine grössere Beweglichkeit als

die übrigen Schlangen erlangt. Dieses Thier ist überaus heimtückisch. Auf dem Wege liegend weicht es weder Menschen noch Thieren aus. Es hat nicht nur giftige Fangzähne, sondern am Ende des Schweifes auch einen ebenso giftigen Stachel, wodurch es doppelt gefährlich wird. Einer Verwundung von ihm folgt der Tod beinahe unmittelbar.

Die Eidechsen stehen an Zahl und Verschiedenheit den Schlangen nicht nach. Man findet sie von der winzigen Blindschleiche angefangen bis zum riesigen Alligator. Der queensländische Alligator ist einer der grössten und gefährlichsten. Er wird 19 bis 20 Fuss lang und hält sich am liebsten an den Flussmündungen auf, besonders wenn es in deren Nähe fette Weideplätze gibt, wo sich ihm oft die Gelegenheit darbietet, Räubereien an Thieren und Menschen auszuführen· Er weiss mit grosser Sicherheit jene Stellen der Ufer aufzufinden, die von der Flut des Meeres nicht erreicht werden, daselbst ein zierliches weiches Nest zu bauen und seine Eier hineinzulegen, um sie dann durch die Wärme der Sonne ausbrüten zu lassen. Die Ureingebornen stellen diesen Nestern mit grosser Begierde nach, behauptend, dass es nichts Anderes gäbe, was dem Wohlgeschmacke eines Alligator-Eies gleichkäme.

Bemerkenswerthe Zwischenarten unter den Eidechsen sind die Ameisenfresser, der schreckliche Moloch und die Iguanas.

Die Ameisenfresser halten sich bei und in den Wohnungen der Menschen auf, wo man sie allenthalben die Mauern und Wände auf- und ablaufen sieht, um auf die Ameisen Jagd zu machen. Sie sind ganz harmlos und die Ansiedler betrachten selbe als recht nützliche Hausthiere.

Der schreckliche Moloch *(Moloch horridus)* ist einer der grössten Insectenvertilger. Er wird nicht mehr als 9 Zoll lang. Sein Körper ist überall von der Nasenspitze an bis zu den Zehen und dem Schweife mit hornartigen scharfen Spitzen versehen, die ihm ein recht formidables Aussehen geben. Daher auch sein Name. Er ist sehr menschenscheu und lebt nur allein von Insecten.

Die Iguana (*Jew Iguana,* wie sie die Engländer benennen) Iguana.
ist eine der wüthendsten Feindinnen der Schlangen. Sie ist

gewöhnlich 4 Fuss lang, ungemein hässlich und einem kleinen Krokodile ähnlich. Dieses Thier hat eine ganz ausserordentliche Behendigkeit und hält sich meistens auf den Bäumen auf, um den Schlangen aufzulauern. Sobald eine solche in die Nähe kommt, stürzt es sich mit Blitzesschnelle herab. Die Schlange richtet sich mit dem Kopfe in der Höhe auf und öffnet zischend den Rachen. Mit abgemessenen Bewegungen nähern sie sich bis zu einer gewissen Distanz und sehen sich längere Zeit mit glühenden Augen an, bis in der Regel die Iguana den Kampf mit einem katzenartigen Sprunge eröffnet. Man kann sich kaum etwas Furchtbareres denken als die Wuth, mit welcher beide sich aufeinanderstürzen, um eines dem anderen tödtliche Wunden zu versetzen. Wenn sich die Iguana verwundet fühlt, so verlässt sie plötzlich auf einige Minuten den Kampfplatz, um ein Gegengift zu suchen, welches sie, wie man glaubt, in den Rinden und Blättern gewisser Eucalypten oder in irgend einem Grase findet, worauf sie zurückkehrt und der Schlange, wenn sie mittlerweile das Weite gesucht haben sollte, nacheilt, um den Kampf fortzusetzen. Mit unglaublicher Schnelligkeit springt sie von einer auf die andere Seite der Schlange, um derselben mit ihrem fürchterlichen Gebisse Wunden beizubringen, bis sie endlich unterliegt und an Erschöpfung verendet. Es ereignet sich nur selten, dass die Schlange den Sieg davonträgt. Solche Kämpfe kann man täglich mit ansehen. Wenn man in trockenen, windstillen Tagen irgendwo auf dem Lande kleine Staubwölkchen aufwirbeln sieht, so kann man annehmen, dass es der Kampfplatz einer Iguana mit einer Schlange ist, und wenn man sich reitend einem solchen nähert, so werden die Pferde unruhig, was sie durch Wiehern und Strampfen mit den Füssen zu erkennen geben.

Die Ansiedler würden gern die Inguanas in ihrer Nähe dulden, wenn diese nicht gar zu grosse Freunde von Eiern wären und die Hühner- und Entenställe mehr mit ihren Besuchen verschonten. Das ist die Ursache, warum ihrem Leben nachgestellt wird. Ihr Fett gebraucht man als ein sehr wirksames Heilmittel bei rheumatischen Leiden; ebenso soll es auch wegen seiner erweichenden Eigenschaften bei der Lederfabrication in Australien Verwendung finden.

Unter all' den Einnahmsquellen, welche in den Gewässern Queenslands ihren Ursprung haben, ist keine so bedeutend und werthvoll als der Fang des Dugongs *(Halicore Australis)*, der zu gewissen Jahreszeiten die nordöstlichen Küstengewässer bis zur Moreton-Bai im Süden belebt. Dieses Thier ist vermöge seiner sonderbaren Eigenschaften und der vorzüglichen Güte seines Fleisches und Fettes mit einem förmlichen Kranze mystischer Erzählungen umgeben. Dugong.

Bis vor wenigen Jahren wusste man von dem in diesem Thiere enthaltenen Reichthume gar keinen Nutzen zu ziehen, obgleich derselbe in keiner Hinsicht jenem nachsteht, der aus der Schafzucht und den Zuckerplantagen gezogen wird.

Wir können es nicht unterlassen, selbst auf die Gefahr hin, manchen Lesern dieser Zeilen langweilig zu werden, uns auf die Beschreibung dieses merkwürdigen Thieres und des aus demselben gewonnenen sehr werthvollen Oeles (eine Art Leberthran) näher einzulassen, zumal das letztere in der Medicin zu grosser Bedeutung gekommen ist und in Amerika, England und auch Frankreich stark begehrt wird.

Der Dugong hält sich nie einzeln, sondern nur in Heerden und zwar in solchen drei bis vier Meter tiefen Stellen des Meeres auf, in welchen sich weitausgebreitete submarine, mit Tangen bewachsene Weideplätze befinden. Bei klarem Wasser und ruhiger See kann man sie manchmal grasen sehen. Von dort kommen sie nur hin und wieder nach der Oberfläche des Wassers empor, um frischen Sauerstoff einzuathmen. Der Bau des Mundes und der dicht mit drahtartigen Borsten besetzten Lippen macht sie ganz besonders geschickt zum Abgrasen der unterseeischen Pflanzen, die ihre einzige Nahrung bilden.

Dr. Hobbs, der Entdecker der Heilkraft des Dugongöles, beschreibt dieses Thier auf folgende Weise:

„Seine Augen sind klein und tief im Kopfe liegend wie „die der Schweine. Die Ohren sind ebenfalls sehr klein. In „dem oberen Kinnbacken des Männchens sitzen zwei Fang„zähne und in den beiden Backen solche wie bei den „Ochsen. Die Zunge ist kurz und klein. Der Magen gleicht „dem der Wiederkäuer. Das Herz ist doppelt wie beim Wal„fische. Die Lungen sind von grosser Ausdehnung. Das

„Weibchen hat keine Fangzähne. Seine Brüste befinden sich „unterhalb der Flossfedern. Die Haut ist im getrockneten Zu„stande $^1/_2$ bis $^3/_4$ Zoll dick und würde, wenn gehörig zu„bereitet, gewiss ein gutes Sattelleder abgeben.

„Die Knochen des Dugongs sind sehr hart, nehmen „eine sehr feine Politur an und sind von demselben speci„fischen Gewichte wie Elfenbein. Wenn man zwei Stücke „gegenseitig zusammenstösst, so geben sie einen metallarti„gen Klang von sich, was auf ihre Dichtigkeit schliessen „lässt, und erinnern an die Knochen des Behemoth (Job XI. „15), welche „wie Eisenstangen" waren. Die Annahme, dass „beide Thiere eines und dasselbe sind, hat jedenfalls viel „Wahrscheinlichkeit für sich und findet dadurch Unterstützung, „weil das Wort *Behomoth* oder *Bohe-mo-ut* Wasserochs „bedeutet und der Verdauungsapparat des Dugongs in jeder „Beziehung dem des Ochsen entspricht."

Die Naturforscher nehmen an, dass die Dugongs dieselben mythologischen Geschöpfe sind, welche unter dem Namen „Meerfräulein" bekannt sind. Diese Thiere scheinen sich gegenwärtig nur mehr in den australischen und ostindischen Gewässern und theilweise auch noch im rothen Meere aufzuhalten, während sie früher dann und wann auch in Westindien vorkamen. Und so konnte es sich ereignen, dass sie von grossen Stürmen verschlagen, auch bei Newhaven und Dieppe gesehen wurden. Von einer gewissen Entfernung betrachtet hat der vordere Theil dieses Thieres mit seinen Armflossen, seinen Brüsten, seinem erhobenen und deutlich vom Halse unterschiedenen Kopfe eine auffallende Aehnlichkeit mit einem menschlichen Körper und daher mag es auch gekommen sein, dass ihm unwissende Leute in früheren Zeiten den Namen „Meerfräulein", Mermaid, Sirene, beigelegt haben.

Die Dugongs erreichen eine Grösse von 15 bis 20 Fuss und ein Gewicht von vier bis sechs Centnern; es ist aber vorgekommen, dass solche gefangen wurden, die eine Tonne wogen und 20 Gallonen des gereinigten Oeles ergaben.

Die Jungen werden einzeln geboren und Kälber genannt. Das menschenähnliche Aussehen, die Stimme, die grosse Anhänglichkeit der Familienglieder unter einander ist derart, dass man diesen Thieren eine gewisse Sympathie nicht ver-

sagen kann. Es gibt ein ergreifendes Schauspiel, wenn die Mutter ihres Kalbes beraubt wird. In einem solchen Falle folgt sie ihrem Sprösslinge bis zum Ufer nach und macht keinen Versuch, ihrem traurigen Schicksale zu entgehen, das sie dort unvermeidlich erwartet. Das Aechzen und die thränenden Blicke, wodurch sie ihren Schmerz zu erkennen gibt, lassen nicht selten auch die härtesten Seemannsnaturen ohne innere Bewegung.

In Australien geht die poetische Sage, dass die Malayen die Thränen der Dugongs sammeln und als Talisman aufbewahren, um sich damit die Zuneigung ihres geliebten Gegenstandes zu erhalten.

Es ist angenommen, dass die Küstengewässer Queenslands eine Totalfläche von dreitausend Meilen Dugongsweide enthalten. Man hat daselbst Dugongheerden beobachtet, die eine halbe Meile in der Breite und vier Meilen in der Länge einnahmen. Diese kommen meistens mit der Flut nach den submarinen Weideplätzen und verlassen sie wieder mit der Ebbe. Schwimmende Tangmassen und Excremente zeigen den Fischern den Platz an, wo Dugongs auf der Weide begriffen sind.

Sieben Monate hindurch, das ist vom September bis zum März, wird täglich auf die Dugongs Jagd durch Harpunen oder durch eigenthümlich gestrickte Netze gemacht, welche quer über ihre unterseeischen Weideplätze ausgespannt werden. Die Bereitung des Oeles zu medicinischen Zwecken findet ununterbrochen in derselben Zeit statt. Die Dugongs sind dem Menschen in keinerlei Weise gefährlich, haben aber unter sich, namentlich die Männchen, oft furchtbare Kämpfe.

Der Dugong gehört in die Classe der Walfische. Das Fleisch desselben, wie Dr. Hobbs weiter erörtert, besonders wenn jung und frisch, ist fast von jedermann gerne genossen. Seine Fasern sind kurz und daher leicht verdaulich. Aus diesem Grunde ist es auch zur Nahrung für diejenigen geeignet, die an einer schwachen Verdauung leiden. Selbst auch das Fleisch der alten Thiere kann leicht zu einem wohlschmeckenden Gerichte zubereitet werden.

Die Fischer geniessen während der Zeit des Fanges kein anderes Fleisch und werden dabei dick und fett. Conservirt würde es gewiss jenen mageren Personen sehr zu Gutem kommen, die es wünschenswerth finden, an Körperumfang zuzunehmen.

Es gibt keinen Theil an diesem Thiere, der nicht nützlich und von commerziellem Werthe wäre. Die Knochen, besonders die Rippen, deren sich auf jeder Seite zehn Stück befinden, sind, wenn sie sorgfältig ausgekocht werden, sehr werthvoll und bieten einen vollständigen Ersatz für das Elfenbein und zwar umsomehr, weil sie nicht cariös sind, was bei den Elephantenzähnen so häufig der Fall ist. Aber das aus dem Fette präparirte Oel übertrifft wegen seiner grossen Heilkraft an Werth alles Uebrige.

Dr. Hobbs hatte, bevor er mit den Resultaten seiner Entdeckung vor die Oeffentlichkeit trat, bereits mehrere Jahre hindurch mit dem Dugongöle experimentirt und sich die Ueberzeugung verschafft, dass es vermöge seines angenehm süsslichen Geschmackes von jedem auch noch so schwachen Magen, ohne Ekel zu erregen, eingenommen oder in diversen Präparaten genossen werden kann, so dass man dieses mächtige Stärkungsmittel unmerklich in einer starken Dosis mit der täglichen Nahrung zu sich zu nehmen im Stande ist.

Dugongöl. Dr. Hobbs schreibt die glücklichen Erfolge, die er in der Behandlung chronischer Krankheiten und ganz besonders bei weit fortgeschrittener Schwindsucht erzielte, den nährenden Eigenschaften des Dugongöles zu, das seinen wohlthätigen Einfluss zunächst auf das Blut geltend macht. Ferner behauptet er auch, dass das Glycerin, welches im Dugongöle in ungewöhnlicher Menge vorhanden ist, eine erweichende Wirkung auf die Schleimhaut und eine auflösende Kraft auf die geronnene und im Mastdarme aufgestauchte Galle ausübe, die durch ihre Anwesenheit das höchst empfindliche Häutchen in einer beständigen Reizbarkeit erhält.

Gleichwie bei den meisten wichtigen Entdeckungen wurde auch der Werth des Dugongöles auf eine zufällige Weise erkannt. Als Dr. Hobbs Oberstadtarzt in Brisbane war, begegnete er öfter einem jungen Manne, der auf dem Wege der Auszehrung schon grosse Fortschritte gemacht hatte. Da er in

der Folge nicht mehr sichtbar war, so wurde er natürlich vom Doctor für todt gehalten. Wie gross aber war sein Erstaunen, als er den letzteren nach mehrwöchentlicher Abwesenheit plötzlich wieder in der Stadt sah und zwar in einem Zustande, der keine Spur von Krankheit mehr an sich trug. Als der Doctor vernahm, dass der Genesene sich in der Bai aufgehalten, wo er vom Genusse des Dugongfleisches lebte und diesem Umstande die Wiederherstellung seiner Gesundheit verdankte, kam er auf die Idee, sich aus dem Dugongfette ein Destillat zu bereiten und mit demselben Versuche anzustellen. Bald bot sich hiezu eine günstige Gelegenheit bei einem Manne dar, der seit längerer Zeit an einer hartnäckigen Verstopfung der Eingeweide daniederlag. Alle bei derlei Fällen in Anwendung kommenden Mittel waren bereits erschöpft und zwar ohne Erfolg. Die Krankheit war bereits zu einer acuten Entzündung geworden und die Entkräftung des Körpers hatte einen solchen Grad erreicht, dass seine baldige Auflösung mit Sicherheit zu erwarten stand, als man sich an Dr. Hobbs wendete. Dieser liess nun den Patienten von seinem Präparate einnehmen und zwar mit dem Bedeuten, dass er von dem Mittel keinen besonderen Erfolg erwarten dürfe, bevor er es nicht einen Monat hindurch regelmässig eingenommen habe. Nach zweiwöchentlichem Gebrauche konnte der Kranke schon kurze Spaziergänge in seiner Veranda machen und nach einem Monate gesund das Haus verlassen.

Seit jener Zeit hat sich das Dugongöl nicht allein in ganz Austral-Asien, sondern weit über seine Grenzen hinaus die Gunst des Volkes derart erworben, dass man gegenwärtig fast in der Tasche jedes Arbeiters ein Fläschchen dieses nützlichen Präparates findet.

Auf der Insel St. Helena in der Moreton-Bai*) besteht eine grosse Anstalt für die Gewinnung des Dugongöles und Glycerins. Das Oel ist in Fläschchen von 15 Nkr. an zu haben und das Glycerin kostet per Centner 20 fl. ö. W. Die Anstalt sowohl als der Fischfang stehen unter der Aufsicht der Regierung.

Die Viehzucht bildet wie bei der Gründung, so auch heute noch die hauptsächlichste Beschäftigung der jungen Viehzucht.

*) In der Moreton-Bai wird auch eine bedeutende Austernfischerei betrieben.

Colonie und die Ausfuhr von Wolle, Talg und Häuten ihre wichtigste Einnahmsquelle. Wenn man die jährlichen Revenuen der Viehzucht mit denen des Acker- und Bergbaues vergleicht, so entfallen auf die erstere 49% und auf die beiden letzteren 51%. (Queensland wird, aller Voraussicht nach, im Laufe der nächsten Jahrzehnte noch zu keinem erwähnenswerthen Fabrikswesen kommen und daher seine Märkte noch lange für ausländische Industrieproducte offenhalten müssen.)

Die Squatterei (eigentlich ein Spottname, mit welchem man ursprünglich jene Geschäfte bezeichnete, bei deren Ausübung sich die Leute wegen Mangels an Dach und Fach auf die Erde niederkauern mussten) ist wie auch in den anderen Schwestercolonien das einträglichste Geschäft. In den Darling-Downs und jenseits derselben im weiten Westen bis zu der 650 Meilen entfernten Landesgrenze befinden sich jene immensen von den Flüssen Darling, Maranoa, Warrego, Paru und Barcu bewässerten Ebenen, auf welchen bereits kolossale Viehzuchtstationen entstanden sind, welche so vortrefflich gedeihen, dass sich in verhältnissmässig kurzer Zeit mehrere strebsame junge Leute zu Squatterkönigen, wie man dort die reichen Viehzüchter zu nennen pflegt, emporgearbeitet haben.

Vieles tragen zum Gelingen von derlei Unternehmungen auch die liberalen Bodengesetze bei, in Folge derer Weideländereien sehr billig und auf 21 Jahre (zu drei siebenjährigen Perioden) von der Regierung in Pacht erhalten werden können. Für die erste Periode ist ein Pachtbetrag von 5, für die zweite von 10 und für die dritte von 15 Schillingen per Quadratmeile englisch zu entrichten.

In den uncultivirten westlichen Ländereien beschäftigen sich die Squatter bloss mit der Viehzucht und Wollproduction, während sich die der cultivirten Districte, d. i. jene, die nicht weit von Küstenstädten und Eisenbahnen entfernt sind, hauptsächlich mit dem Mästen und Schlachten der Heerden, der Conservirung des Fleisches und Gewinnung des Talges beschäftigen.

Die Pastoral-Industrie, worunter man in Australien speciell die Schafzucht im Grossen versteht, ist oft und viel der Ungunst der Witterung und anderen schädigenden Einflüssen ausgesetzt. Zu solchen Unternehmungen ist Geld, Erfahrung,

Umsicht, Energie, Geduld und Ausdauer und namentlich auch Glück unbedingt nothwendig.

Wenn alle Umstände günstig sind, so ist die Squatterei für den Capitalisten und erfahrenen Praktiker, wenn er nebenbei auch Freund der Natur ist, nicht nur eine sehr angenehme, sondern auch überaus einträgliche Beschäftigung.

Geld und Erfahrung sind zwei Factoren, mittelst deren Hilfe der Ungunst der Natur in vielen Fällen Widerstand geleistet und selbst unter den misslichsten Umständen noch ein kleiner Nutzen gesichert werden kann. Wo aber diese fehlen, ist es sehr gefährlich, sich in solche Speculationen einzulassen. Es ereignet sich leider nur zu oft, dass junge Leute, von der Sucht ergriffen, bald in den Besitz eines grossen Vermögens zu gelangen, verkäufliche Squattereien scheinbar unter den günstigsten Verhältnissen übernehmen, ohne dass ihnen die nöthigen Erfahrungen und eigenen Capitalien zur Seite stehen. Anfangs geht Alles gut; aber leider oft nur zu bald zerreisst das Missgeschick den Schleier der Illusion und führt dem Getäuschten die rauhen Seiten des Geschäftslebens vor, wie z. B. eine Ueberschwemmung, Dürre, Epidemie, Handelskrisis, theures Geld oder schnell aufeinanderfolgende Ratenzahlungen. Die einlaufenden Wechsel können nicht bezahlt werden und finden keine Verlängerung, die Pfänder verfallen und der Schäferkönig, der noch vor Kurzem über kolossale Ländereien und zahlreiche Heerden verfügen konnte, ist ruinirt und auf den Bettelstab gebracht. Dieses ist die Schattenseite des Squatterlebens.

Es bildet eine kritische Episode, wenn Squatter durch Dürre oder Ueberhandnahme von Mosquitos, Stechfliegen und Beutelthieren gezwungen werden, mit ihrer Heerde nach entfernteren Weideplätzen zu ziehen. Eine solche Auswanderung ist meist mit grossen Beschwerden, Kosten und Verlusten verbunden. Oft müssen grosse Umwege gemacht werden, um zu geeigneten Wasserplätzen zu gelangen. An Flüssen angekommen, muss man wegen Mangels einer Brücke oft tagelang liegen bleiben, weil sich die Heerden weigern über dieselben zu schwimmen, bis sich bei ihnen eines Tages freiwillig die Lust dazu einstellt. Ein solcher Zug gleicht dem Exodus durch die Wüste und kündigt sich schon von weitem

durch eine Pastoral-Symphonie, die durch das Blöcken der Schafe, das Brüllen der Rinder, das Wiehern der Pferde, das Bellen der Hunde und das Geschrei der Treiber erzeugt wird.

Die Squatters erfreuen sich im Allgemeinen eines grossen Credites bei den australischen Banken. Diese senden gewöhnlich ihre Agenten unter denselben umher und lassen ihnen Geld anbieten. Ein Beweis, dass die Squatterei ein gutes Geschäft ist und nicht mit zu grossem Risico verbunden sein muss.

Landwirthschaft. Die Landwirthschaft ist in ihrer Entwickelung im Vergleiche mit der Viehzucht und dem Bergbaue sehr bedeutend im Rückstande geblieben, obgleich ihr die Gunst der Natur im hohen Grade zur Seite steht. Die Ursachen ihres Zurückbleibens liegen in der dünnen Bevölkerung und den theuren Arbeitskräften. Gegenwärtig verdient nur die Cultur des Zuckerrohres, Weizens, Maises, Tabaks und der Baumwolle einigermassen der Erwähnung.

Mit der Pflanzung des Zuckerrohres wurde erst im Jahre 1866 an den Ufern des Brisbane der Anfang gemacht. Der Boden und das Klima sagten diesem Gewächse so zu, dass seine Cultur schon nach 10 Jahren einen Küstenstrich von 800 englischen Meilen Länge in Anspruch nahm. 1874 sah sich die junge Colonie in der angenehmen Lage, dass sie nicht nur den eigenen Zuckerbedarf decken, sondern davon noch 10.000 Centner ausführen konnte. Seit jener Zeit hat die Zuckerproduction stetig zugenommen, so dass 1877 bereits 71 Zuckerfabriken im Gange waren. Es steht mit Sicherheit zu erwarten, dass nach einiger Zeit Queensland in der Lage sein wird, den Zuckerbedarf aller australischen Colonien decken zu können, welcher sich bei seiner gegenwärtigen Bevölkerung auf circa zwei Millionen Centner jährlich beläuft und zum grossen Theile von Mauritius und Java geliefert wird.

Was den Getreidebau anbelangt, ist zu wünschen, dass er von eben so günstigem Erfolge wie die Cultur des Zuckerrohres begleitet sein möge. Die Grundbedingungen dazu sind im reichsten Masse vorhanden. Weizen wird gegenwärtig nicht nur in der Nähe der Küste, wie in Brisbane und Ipwich, angebaut, sondern auch in den hochgelegenen Ländern der Darling-Downs und auf dem Tafellande des Burdekins, wo er überall vortrefflich gedeiht. Bei Gelegenheit der Phila-

delphia-Ausstellung brachte das interessante Factum manchen Landwirth zum Erstaunen, dass auf dem besten Getreideboden Neu-Süd-Wales 29 und auf dem Süd-Australiens 30 österreichische Metzen Weizen per österreichiches Joch ohne Düngung des Bodens erzeugt werden können, während die ungedüngten Felder vom gleichen Flächenraume in den hochgelegenen queensländischen Küstendistricten 31 und in den Darling-Downs sogar 35 bis 38 Metzen hervorbringen. Aber trotzdem ist die gesammte Weizenproduction in Queensland noch so unzureichend, dass alljährlich von Sydney und Adelaide für circa 200.000 Livres Sterling Mehl eingeführt werden muss.

Der Mais liefert auf queensländischem Boden ein Erträgniss von 50—64 Metzen per österreichisches Joch. Erdäpfel, Yames, Arrow-root und Tabak gedeihen im gleich günstigen Verhältnisse.

Als während der Zeit des letzten grossen Bürgerkrieges in Nordamerika die Preise der Baumwolle eine exorbitante Höhe erreichten, kamen einige Farmer in Queensland auf die Idee Baumwollplantagen anzulegen. Die Versuche gelangen dermassen, dass sich schon binnen Kurzem eine Strecke von 9150 österreichischen Joch in Cultur befand. Ganz zur selben Zeit hatten auch Indien und Aegypten das Feld der Concurrenz betreten und wuchsen schnell zu mächtigen Rivalen empor. Als jedoch bald darauf der Krieg zu Ende ging und die Amerikaner, ihren früheren Einfluss reclamirend, wieder mit zahllosen Baumwollballen auf den grossen europäischen Märkten erschienen, liess auch die Krisis nicht lange auf sich warten. Die Preise wurden wieder auf ein bescheidenes Minimum herabgedrückt, mit welchem die Australier wegen ihrer theuren Arbeitskräfte nicht mehr zu concurriren vermochten. Die Plantagen wurden daher wenn auch nicht gänzlich wieder aufgegeben, so doch auf ein solches Mass beschränkt, welches hinreichte, um die heimatlichen Bedürfnisse zu befriedigen.

Im Ganzen genommen hatte Queensland bei dem Experimente die Ueberzeugung gewonnen, dass seine Baumwolle von ganz besonders guter Qualität ist. Und in Berücksichtigung dessen hat die Regierung erst kürzlich einen Bonus

von 1000—1500 Livres Sterling für denjenigen ausgesetzt, der dort die erste Baumwoll-Manufacturie errichtet.

Bergbau. Der Boden von Queensland birgt einen immensen Reichthum der verschiedensten Mineralien, namentlich Gold, in sich. Der ganzen Länge des Landes nach ist das Vorhandensein dieses edlen Metalles nachgewiesen. Um der Welt einen Begriff von dem Reichthume der Goldlager und deren Ausbeutung zu machen, hat die queensländische Regierung bei der Ausstellung in Philadelphia einen Obelisken, einen Klumpen und 8 Würfel von vergoldetem Gypse aufstellen lassen, welche die gesammte Goldproduction in den Jahren 1868—1875 zur Anschauung bringen sollten. Der Obelisk hatte eine Grundfläche von 4 Fuss und eine Höhe von 20 Fuss und bezeichnete zusammen mit den Klumpen die Totalmasse des in der achtjährigen Periode gewonnenen Goldes, während die rings um den Obelisken gruppirten Würfel von 2 bis 2 Fuss 10 Zoll Durchmesser den Antheil der einzelnen Jahre vor die Augen führten.

Es darf mit Verlässlichkeit angenommen werden, dass gegenwärtig in Queensland zwischen 6- bis 7000 Quadratmeilen diverser Mineralländereien unter Arbeit sind.

Im Jahre 1877 waren im Ministerium des Bergwesens registrirt:

24 Goldfelder.
28 Kupfer- } Minen.
26 Zinn- }
1 Zinnober- }
1 Antimon- }
1 Mangan- } Mine.
1 Wismuth- }
1 Chrom- }.
9 Steinkohlenfelder.

Von den 24 Goldfeldern sind der Grösse und Ergiebigkeit nach die folgenden besonders zu notiren:

Palmer-Fluss, 69 M. lang und 18 M. breit. Sein Centrum liegt unter dem 16. Breite- und 144. Längengrade.

Gilbert, 36 M. lang und 21 M. breit; zwischen 18° 55′ südlicher Breite und 143° bis 144° östlicher Länge.

Cloncury, 27 M. lang und 12 M. breit; zwischen 20° 38′ bis 21° Breite. Der 140. Längengrad geht mitten durch das Feld.

Cape-Flus, 24 M. lang und 15 M. breit; zwischen dem 20. und 21. Breite- und 145. und 146. Längengrade.

Gympie, 24 M. lang und 18 M. breit; zwischen 26° 8, und 26° 23′ Breite und 152° 30′ und 152° 44′ Länge.

Ravenswood, 22 M. lang und 15 M. breit; zwischen 20° 12′ und 20° 28′ Breite. Der 147. Längengrad geht mitten durch das Feld.

Caliope,
Raglan,
Krokodil,
Rosewood,
Cavarral,
Canoona, } 55. M. lang und 42 M. breit; mehr oder weniger zusammenhängend zwischen dem 23. und 24. Breite- und 150. und 151. Längengrade.

Dieses edle Metall findet man entweder in Erde und Sand gebettet (Alluvialgold) oder in Quarzfelsen (Quarzgold). Mitunter entdeckt man auch grössere Stücke reinen Goldes. Ein solches Monstrestück (*Nugget*) wurde 1868 in Gympie gefunden. Es wog 2000 Unzen und hatte einen Werth von 70.000 fl. ö. W. Vom Jahre 1860 bis Ende 1874 war die Goldausbeute in beständiger Zunahme. In jener Periode wurden von Queensland 1,498.679 Unzen im Werthe von 54,442.370 fl. ö. W. exportirt. Das Gold vom Palmer-Flusse steht im Preise am höchsten und kostet per Unze 40 fl. ö. W.*)

*) Die australischen Geologen berechnen den gesammten Goldreichthum ihres Landes auf circa

26.570	Millionen	L. Sterling,
= 265.700	„	fl. ö. W.,
= 531.400	„	Reichsmark,
= 664.250	„	Francs.

1874 befanden sich in den Quarzminen		2856
auf den Alluvialfeldern	Europäer	2366
„ „ „	Chinesen	1667
	zusammen	6889 Arbeiter.

Die gesammte Arbeiterzahl auf den Goldfeldern betrug:

12.690 Europäer,
2443 Chinesen.

Die bedeutendsten unter den 28 Kupferminen sind: Mont-Perry, Peak-Downs und Kilkivan. Im Jahre 1874 betrug die Ausfuhr dieses Metalles 11.902 Tonnen im Werthe von 1,496.960 fl. ö. W.

Die wichtigsten Zinnbergwerke befinden sich zwischen dem 28. und 29. Breite- und dem 151. und 152. Längengrade am Dumaresque-Flusse hart an der Grenze von Neu-Süd-Wales. Einige Minen werden als unerschöpflich betrachtet. Im Jahre 1874 wurden 111.052 Centner Zinn im Werthe von 3,585.500 fl. ö. W. ausgeführt.

Queensland ist überaus reich an besten bituminösen Steinkohlen. Laut der Constatirung des Regierungs-Geologen nehmen die Steinkohlenfelder ein Gesammt-Areal von vierundzwanzigtausend Quadratmeilen ein. Für die Ausbeutung dieses Minerales ist zur Zeit noch kein grosses Bedürfniss vorhanden.

Mineralland kann von der Regierung gekauft werden und zwar nicht mehr als 320 Acres und nicht weniger als 20 Acres auf einmal. Der Preis per Acre (= 0·703 österr. Joch = 0·40467 Hektar) ist 15 fl. ö. W. In Pacht genommen hat man für solches Land jährlich $2\frac{1}{2}$ fl. per Acre zu bezahlen. Dazu kommt noch das Bergmannspatent, für welches jährlich der gleiche Betrag entrichtet werden muss.

Wie in Queensland das Leben billig und die Arbeit lohnend ist, geht aus den folgenden Notirungen der Preise der Lebensmittel und der Arbeitslöhne hervor, die aus dem officiellen Colonisations-Circulare für das Jahr 1874 entnommen sind.

Lebensmittel:

1	Pfund frisches Rind- oder Schaffleisch	12 bis 16	kr. ö. W.
1	„ gesalzenes „ „ „	etwas billiger.	
1	„ Speck	32	kr. „
1	„ Butter, frische	56	„ „
1	„ „ gesalzene	62	„ „
1	„ Brod, I. Qualität	8 bis 9	„ „
1	„ Mehl	10	„ „
1	„ Thee	100 „ 150	„ „
1	„ Kaffee	74	„ „
1	„ Zucker	14 „ 16	„ „

1 Pfund Käse, Colonial-	40	bis	50	kr. ö. W.	
1 „ Kartoffeln	3	„	4	„ „	
1 „ „ süsse			2	„ „	
1 „ Tabak	150	„	175	„ „	
1 „ Seife	9	„	12	„ „	
1 Dutzend Eier	40	„	50	„ „	

Arbeitslöhne:

Handwerker, Mechaniker, Künstler verdienen per Tag 5 bis $7^{1}/_{2}$ fl. ö. W. ohne Kost und Wohnung.

Gewöhnliche Feldarbeiter erhalten per Tag $3^{1}/_{2}$ bis 4 fl. ohne Kost, mit Kost und Wohnung jährlich 350 bis 400 fl.

Verlässliche Hirten, Kutscher und allgemein verwendbare Arbeiter bekommen in den grossen Viehstationen jährlich 400 bis 500 fl., auch noch mehr, nebst freier Kost und Wohnung.

Weibliche Dienstboten, wie Köchinnen, Wäscherinnen und Stallmägde, erhalten 300 bis 400 fl., Kammermädchen und Kinderwärterinnen 250 bis 350 fl. per Jahr nebst Kost und Wohnung.

Die wöchentlichen Rationen für die auf dem Felde arbeitenden Landleute bestehen in 14 Pfund Fleisch, 8 Pfund Mehl, $^{1}/_{4}$ Pfund Thee und 2 Pfund Zucker per Person.

Arbeitskräfte jeder Art sind in Queensland sehr gesucht und Einwanderer, welche Arbeit verlangen, können darauf rechnen, dass sie spätestens im Verlaufe einer Woche nach ihrer Ankunft Anstellungen finden. Weibliche Dienstboten sind ganz besonders willkommen.

Der Handel des Landes nimmt geradezu einen rapiden Aufschwung an und hat sich vom Jahre 1873 bis 1875 um mehr als ein Drittel vermehrt. Im letztbenannten Jahre betrug die Einfuhr 31,943.120 fl. ö. W. und die Ausfuhr 36,083.810 fl. Die Ausfuhrartikel der Grösse des Betrages nach waren: Handelsumsatz.

Gold	für	13,837.100	fl.
Schafwolle	„	13,369.030	„
Zinn	„	2,378.790	„
Kupfer	„	1,112.630	„
Häute	„	803.740	„

Zucker	für	700.070 fl.
Fleisch, conservirt	„	521.100 „
Talg	„	430.000 „
Rum	„	183.710 „
Baumwolle	„	81.830 „
Diverse	„	2,670.310 „

Eisenbahnen.

Queensland besitzt bis dato vier Eisenbahnen und zwar die Süd-, West- und Nordbahn und die Dalbybahn, die sich bei Tuwumba an die Süd- und Westbahn anschliesst. Die Dalbybahn wird gegenwärtig bis zu der 200 Meilen nordwestlich entfernten Stadt Roma weitergebaut und dann den reichen Maranoa-District erreichen, wodurch die Besiedlung, Cultivirung und Civilisirung jenes grossen Gebietes mächtig befördert werden wird.

Eintheilung des Landes.

Queensland ist in die nachstehenden 12 Districte eingetheilt, von denen die ersten sieben bereits vermessen sind:

Moreton mit 66.030 Einwohnern, circa so gross wie das Königreich Würtemberg;

Darling-Downs mit 6472 Einwohnern, circa so gross wie das Grossherzogthum Baden;

Burnet mit 14.700 Einwohnern, circa eineinhalbmal so gross wie das Erzherzogthum Oberösterreich;

Port Curtis mit 10.600 Einwohnern, circa dreimal so gross wie das Erzherzogthum Oberösterreich;

Kennedy mit 8000 Einwohnern, circa einhalbmal so gross wie das Königreich Böhmen;

Burke mit 318 Einwohnern, circa so gross wie das Erzherzogthum Niederösterreich;

Cook mit 20.000 Einwohnern, circa so gross wie Böhmen und Oberösterreich zusammen;

Leichhardt
Mitchel
Gregory
Warrego
Maranoa

} bis dato noch nicht vermessen.

Gar Vieles in diesen Districten ist noch eine absolute *terra incognita*. Ungeachtet der grossen Leistungen heroischer Männer, die, gleich den berühmten Afrika-Reisenden Ge-

sundheit und Leben in die Schanze schlagend, das Land schon mehrmals nach verschiedenen Richtungen durchforschten, bleibt in dieser Beziehung doch noch unendlich viel zu thun übrig. Eine Ausnahme davon machen die Colonien Victoria und Neu-Süd-Wales. Von der ersteren kann man wohl annehmen, dass sie durch und durch erforscht und zum grossen Theile angesiedelt ist. Bei der anderen ist dies bei weitem weniger der Fall, doch ist sie auch bereits vermessen und besitzt menschliche Niederlassungen mit wenigen Ausnahmen in allen Districten.

Die übrigen drei Länderriesen sind aber noch nicht weit über ihren Anfang hinausgekommen. Unter diesen leistet Queensland in Anbetracht der Exploration des Landes am meisten. Zur Zeit der Trennung von Neu-Süd-Wales 1859 wagte es kein Colonist Weideland betreiben zu lassen, welches sich jenseits des Flusses Moranoa circa 400 Kilometer westlich von Brisbane befand. Ebenso wurde auch die Seestadt Bockhampton unter dem 23. südlichen Breitegrade als die äusserste Grenze der civilisirten Region betrachtet. Aber schon etliche Jahre später machten sich Pionniere und Abenteurer auf, zogen, den Gefahren trotzbietend, in das unbekannte Land hinein, deckten den Schleier seiner Geheimnisse auf, steckten zahlreiche Weideplätze aus, gründeten Ansiedeleien in Gegenden, wo nur der schwarze Ureinwohner herumstreifte, und belebten die Ebenen und die Thäler mit Heerden von Schafen, Rindern und Pferden. Ausgesteckte Wege gibt es jetzt nach allen Richtungen der Colonie, und ein Reiter, der sich von Brisbane nach Norman-Town in der Nähe des Carpentaria-Golfes, d. i. eine Entfernung von circa 900 Meilen, begeben will, kann während seines Rittes jeden Abend auf eine gastliche Aufnahme in einem freundlichen Bungolo oder in irgend einem Hirtenzelte rechnen.

Obgleich der Zustrom von Einwanderern aus aller Herren Länder namentlich nach den Goldfeldern ein grosser ist, eine Sorte Menschen, die nicht immer einen guten Charakter mitbringen, und obgleich es unmöglich ist, das weitausgedehnte Gebiet genügend polizeilich überwachen zu lassen, so weist doch die Verbrecherstatistik keinen grösseren Procentsatz auf, wie er in anderen Ländern gang und gäbe ist.

Die Landesgesetze werden vom Volke in dem Grade respectirt, dass auch der gemeine Verbrecher, wenn ihn im Namen derselben der Polizist mit dem Stabe berührt, demselben unbedingt Folge leistet.

Die gegenseitige Abneigung zwischen Colonisten und Ureinwohnern ist stark in Abnahme begriffen, denn die letzten kennen die Macht des Schicksales an und werden dafür von der Regierung geschützt und gegen jede Gewaltthat und Misshandlung von Seite der Colonisten sichergestellt.

Brisbane.

Brisbane hat seit der Zeit, als es zur Hauptstadt der Colonie erhoben worden ist, reissende Fortschritte gemacht. Es beherbergt gegenwärtig mit Inbegriff seiner Vorstädte eine Bevölkerung von mehr als 20.000 Einwohnern, während zur Zeit der Trennung von Neu-Süd-Wales das ganze Land nicht mehr als 25.000 zählte. Brisbane ist eine vornehm im amerikanischen Style angelegte Stadt und mit allen jenen modernen Einrichtungen und Verbesserungen ausgestattet, welche die Hauptstädte Europas an sich tragen. Unter den Strassen zeichnet sich die Queenstreet durch die Pracht ihrer palastähnlichen Gebäude und den Glanz und Reichthum aus, der in ihren zahlreichen Magazinen aufgestapelt ist. Eine ornamentale eiserne Brücke überspannt den Fluss und verbindet die beiden Stadttheile Süd- und Nord-Brisbane. Die hervorragendsten Gebäude sind: das Rathhaus *(City Hall)*, das Parlamentshaus und die Residenz des Gouverneurs, deren Bau kolossale Summen verschlungen hat. Die letzte befindet sich in einem herrlichen Parke an der Biegung des Flusses und bietet eine prachtvolle Aussicht dar. Reizende dunkle Laubgänge verbinden die Residenz mit dem Parlamentsgebäude und dem botanischen Garten.

Der letzte ist der Stolz der Queensländer und sie haben Recht, sich viel darauf einzubilden, denn er ist durch und durch eine geniale an den Gestaden des Brisbane angelegte Schöpfung und eine Anstalt von grosser malerischer Schönheit und von hohem wissenschaftlichen Werthe. Das Auge ist mit sich im Kampfe, wohin es unter den vielen Naturschönheiten zuerst den Blick gleiten lassen soll, ob auf den in tropischer Farbenpracht glühenden Blumenflor oder auf

die riesigen Baumgruppen und die dichten mysteriösen Gebüsche, die leider nur zu oft giftigen Reptilien zum Aufenthalte dienen. Dieser Garten ist vermöge seiner niederen geographischen Lage weniger zur Acclimatisation geeignet als die Gärten zu Sydney und Melbourne, doch enthält er ausser der reichen Sammlung tropischer Gewächse von allem dem in sich, was bis heutigen Tages von der queensländischen Flora bekannt geworden ist. Eine besondere Zierde des Gartens bildet ein Teich, wo die *Victoria regia* cultivirt wird. Wir bemerkten dort davon Blätter auf dem Wasser schwimmen, welche 12 Fuss im Durchmesser hatten und wie kleine Inseln aussahen, auf welchen sich gierige Fischreiher auf dem Anstande befanden. Der Gärtner theilte uns mit, dass, wenn man zur Vertheilung des Gleichgewichtes ein Brett auf das Blatt legt, ein zehnjähriges Kind auf demselben stehen könne. Die *Victoria regia* hat in Queensland ein ungemein günstiges Adoptiv-Vaterland gefunden und es ist kaum glaublich, dass sie in ihrer ursprünglichen Heimat besser gedeiht.

Ein Besuch auf dem Observationshügel gibt dem Fremden eine bessere Idee von Brisbane und seiner pittoresken Lage, als es durch die beste Beschreibung möglich ist. Der Fluss ist von der Stadt bis zu seiner Mündung, d. i. circa 14 Meilen regulirt, so dass Schiffe von 18′ Tiefgang bequem auf- und absegeln, mit ihren Breitseiten an den zahlreichen Landungsplätzen anlaufen und ohne Schwierigkeit aus- und einladen können.

Brisbane, als Hauptstadt, hat zwar in Bezug auf Handel und Naturschönheit eine überaus günstige Lage; aber was die Verwaltung des Landes anbelangt, wäre es doch besser, wenn es sich mehr in der Mitte desselben befände. Man kann sich ungefähr eine Vorstellung von der Ausdehnung dieses ungeheuren Gebietes machen, wenn man in Betracht zieht, dass die geradlinige Entfernung von Brisbane nach Somerset gleich der von Wien nach Tripolis ist. Von Brisbane nach Cook-Town ist es so weit als von Wien nach Odessa und von Brisbane nach Townsville gleich wie von Wien nach Rom.

Nördlich und südlich von der Hauptstadt an den Flüssen Logau, Tweed und Bremer sind in unglaublich kurzer Zeit

grosse Landstriche der Cultur übergeben worden, auf welchen die folgenden Producte erzeugt werden:

Weizen, Gerste, Hafer, Luzerne, Bananas, Ananas, Trauben, Orangen, Limonien, Melonen, Nectarinen, Pfirsiche, Aepfel, Birnen, Bohnen, Pastinaken, Runkelrüben, Baumwolle, Zuckerrohr und Tabak.

Im Westen dieser Landstriche schliesst sich der District Darling-Downs an, welcher, wie schon erwähnt, die Grösse des Grossherzogthumes Baden besitzt und das Eldorado beider, der Squatters und der Farmers, ist. Das Klima ist milde, denn die südöstlichen kühlen Brisen wehen dort sieben Monate des Jahres hindurch. Dieses Land liegt 2000 Fuss hoch über dem Spiegel des Oceans und besitzt einen reichen, aus vulkanischen Fragmenten bestehenden Boden, welcher durch die Flüsse Condamine, Moonie und Weir bewässert wird. Die Darling-Downs bringen vermöge ihrer hohen Lage alle Cerealien und Früchte der gemässigten Zone hervor, und wenn sie sich nur erst unter regelmässiger Cultur befinden werden, wird ihre Productionsfähigkeit eine so grosse werden, dass sie nicht nur die ganze Colonie Queensland mit ihren Erzeugnissen versehen, sondern davon noch einen guten Theil ausführen können.

In jener gesegneten Gegend sind schon mehrere aufblühende Städte entstanden, wie Toowoomba, Drayton, Warwick, Dalby, St. Ruths etc., die alle commercielle Centralpunkte bilden und mit Schienenwegen untereinander verbunden sind. Zerstreut über das Land liegen die grossen werthvollen Weideplätze der Schafzüchter, deren Heerdenbestand, ohne der Rinder und Pferde zu gedenken, gegenwärtig sich auf mehr denn drei Millionen Stücke beläuft.

Im Süden liegen die Goldfelder Talgai und Canal-Creek, die zahlreichen Bergleuten lohnende Beschäftigung geben. Noch weiter südlich an den Ufern des Severn und Dumaresque befinden sich die berühmten Zinngruben, deren wir schon früher erwähnt haben.

Oestlich von der Grenze N.-S.-W. beginnend und in Baffle-Creek endigend, dehnt sich im Schoosse der Erde ein 270 englische Meilen langes mächtiges Steinkohlenfeld aus. An die Hebung dieses Schatzes denkt jetzt noch niemand und bleibt dessen Ausbeute den kommenden Geschlechtern vorbehalten.

Statistische Tabelle über die australischen Colonien pro 1875.

Name der Colonie	Einnahmen £	Ausgaben £	Staatsschuld £	Acres veräussert	Acres unveräussert	Bevölkerung	Pferde	Rinder	Schafe	Schweine	Acres cultivirt	Total-Flächenraum Acres
W.-Australien . . .	148.043	143.266	119.000	1,823.799	624,287.524	26.209	26.636	46.728	777.861	13.290	15.299	626,111.323
Süd-Australien	1,003.320	1,051.622	2,989.750	5,742.773	569,714.427	204.622	93.122	185.342	6,120.241	78.049	1,330.484	585,427.200
Victoria	4,106.790	4,177.338	13,990,553	9,932.633	46,514.087	808.437	180.254	958.658	11,221.036	137.941	1,011.776	56,447.720
Neu-Süd-Wales . .	3.509.966	2,939.227	10,546.374	16,357.033	191,642.967	584.278	346.691	2,856.699	22,872.882	249.958	464.957	206,999.680
Queensland	1,160.947	1.421.740	5,253.286	1,368.470	432,935 530	163.517	99.243	1,343.093	7,268.946	42.884	64.218	434,304.000
Tasmania	327,925	374.078	1,470.400	3,982,002	12,795.597	101.476	23.208	110.450	1,714.468	51.468	326.486	16,767.600
Neu-Seeland	1,906 860	1,786.414	13.366.936	17,414.169	65,038.231	341.860	99.261	494.413	11,674.863	123.744	548.944	78,452.400
Total . . .	12.164.351	11.593.655	47 712.596	56,590.880	1.937.928.363	2,233.099	868.445	5,995.003	61,649.967	667 301	3,792.164	2.904.509.723
ö. W. fl. . . .	124,643.510	115.936.550	477.125.960	11,513.280 Hect. 39.852.676 Joch	1.783.940.346 Hect. 1.364,728.280 Joch	.	.	.	.	.	Hectar 9,321.003 Joch 2,670.538	1.953.442.864 Hekt. 1.444.626.565 Joch

Reise von Brisbane via Torres Straits und Sunda-Archipel nach Singapore.

Die Fahrt per Dampfer von Brisbane nach der Moreton-Bai ist unbeschreiblich schön und Jedem unvergesslich, der sie je gemacht hat.

Es war an einem herrlichen australischen Sommertage, als wir auf einem Localboote Brisbane verliessen. Die Sonne hatte kurz zuvor ihren Lauf auf der nördlichen Himmelsdecke begonnen. Noch lag der Thau auf der in ewiger Jugend prangenden Flur und glänzte in Gestalt funkelnder Diamanten auf den Gräsern, Blumen und Bäumen. Ein lieblicher rosiger Duft hüllte die Landschaft ein, die Flora hauchte süsse Wohlgerüche aus und vom grossen Weltmeere her wehte uns eine frische Morgenbrise entgegen. Die Ufer waren bereits durch die Thätigkeit fröhlicher Menschen und die Bäume durch das Gezwitscher und Gezirpe zahlloser Vögel und Insecten belebt. Alles schien in Freude und Glück zu schwimmen. Majestätisch glitt der nette Dampfer auf dem breiten Rücken des mächtigen Stromes dahin, bald lange Furchen hinter sich ziehend, bald scharfe Krümmungen beschreibend, die immer neue Bilder aus dem unerschöpflichen Panorama der Natur entrollten.

Die Ufer des Brisbane-Flusses sind seiner Länge nach auf beiden Seiten zum grossen Theile mit malerischen Villen

und Bungalos besäet, die freundlich aus dichtem, dunklem Grün hervorgucken. Die Hügelabhänge sind mit hohem, schillerndem Urgebüsche bedeckt, aus welchem die segensreiche Banana anmuthig hervorragt, die wir stets sympathetisch begrüssen. Ihre Früchte sind für die Bewohner der tropischen Länder von der gleichen Wichtigkeit wie die Cerealien für die der gemässigten Zone. Viele Millionen Menschen ernähren sich fast nur von dieser Frucht. Eine einzige dieser Riesenpflanzen ist im Stande, jährlich eine Menge von beinahe 200 Kilo Früchte hervorzubringen. Mühelos können z. B. 100 Menschen ihre Nahrung auf einer Bodenfläche gewinnen, auf welcher selbst auf den gesegnetsten unserer heimatlichen Getreidedistricte kaum für mehr als 10 Personen Brodstoff erzeugt werden kann.

Südlich auf der rechten Seite fast parallel mit dem Strome zieht sich ein hoher, üppig bewaldeter Landrücken dahin, von dem sich hin und wieder steile, kahle Peaks bis zu den Wolken erheben und wie die Säulen des Hercules das Firmament zu stützen scheinen. Je mehr man sich der Mündung des Stromes nähert, desto mehr verflachen sich seine Ufer und gehen schliesslich in lange Sanddünen über. Dort, wo die 40 Meilen lange und 17 Meilen breite Moreton-Bai beginnt, hält ein grosses Leuchtschiff die Wache. Die Bai ist wegen des grossen Dugong- und Austern-Fischfanges merkwürdig und auch als Rendezvous-Station der „*Eastern and Australian Mail-Steam-Company*", die von drei zu drei Wochen einen ihrer Post- und Passagierdampfer von Sydney aus der östlichen Küste entlang durch den Sunda-Archipel nach Singapore entsendet.

Südlich von der Moreton-Bai liegt ein 60 Meilen langer Landstrich, welcher mit einem prächtigen Fichtenwalde bewachsen ist; daselbst werden Bäume gefällt, die 100 bis 150 Fuss hoch und als Schiffsmaste sehr gesucht sind.

An den bestimmten Tagen, wenn die grossen Oceandampfer ihr Stelldichein haben, geht es in der Moreton-Bai ungemein lebhaft zu. Zahlreiche Localschiffe aller Art warten auf die Ankunft derselben und umringen sie, wenn sie vor Anker gegangen sind. Die königliche Post wird abgegeben und in Empfang genommen, Ein- und Auswanderer kommen

und gehen, Waaren werden aus- und eingeschifft, Provisionen eingenommen und auch selbst Besuche empfangen. Diese Proceduren nehmen durch die gemüthliche Art und Weise, wie sie betrieben werden, meist viel Zeit in Anspruch, so dass diese sogenannten Eildampfer regelmässig drei Tage in der Bai verweilen. Auf den anderen Stationen geht es fast ebenso zu. Das unter den Anglosachsen übliche Sprichwort: „*Time is money*" scheint dort ganz ausser Curs gekommen zu sein. Unter den Passagieren herrscht hierüber natürlich eine getheilte Stimmung; diejenigen, die schnell vorwärts kommen wollen, fluchen und schimpfen über die unnütze Zeitvergeudung, während die *Con-amore*-Reisenden sich freuen, dass ihnen Musse zu kleinen Excursionen gegönnt ist. Gewöhnlich gehen der Capitän und die Reisenden auf 1 bis 1½ Tage an's Land.

Die Fahrt nach Maryborough, welches auf dem Seewege circa 170 Meilen entfernt ist, bietet keinerlei Interesse dar, denn das Schiff sticht tief in die See und nähert sich erst bei der grossen, mit einer überaus üppigen Vegetation bewachsenen Fraserinsel wieder dem Lande. Wir befinden uns bereits in der Region des grossen Korallenriffes. Diese Insel ist das Werk der Zoophyten, denn sie ruht auf einer Korallenbank und hat erst im Verlaufe von Jahrtausenden durch Anhäufung von Alluvialerde die Gestalt angenommen, in der man sie gegenwärtig erblickt. Im Norden läuft sie in einer 18 Meilen langen Sanddüne aus, welche unter dem Namen „Sandy-Cap" bekannt ist und einen hohen Leuchtthurm trägt. Wenn dieses umschifft ist, öffnet sich die grosse Hervey-Bai, der Dampfer dringt bis in die Nähe der Mündung des Flusses „Mary" vor und geht dort vor Anker.

Maryborough.

Maryborough, circa 30 Meilen stromaufwärts von der Bai entfernt, ist eine sehr wichtige Handelsstadt, welche schon im Jahre 1873 unter den Städten der Colonie den vierten Rang einnahm und mit einem jährlichen Umsatze von 38,382.600 fl. ö. W. figurirte. Die Stadt zählt gegenwärtig ungefähr 10.000 Einwohner und ist besonders durch die Küstenschifffahrt sehr belebt. Der Fluss, schon zum grossen Theile regulirt, hat so viel Wasser, dass ihn auch Seeschiffe von gewöhnlichem Tiefgange zu jeder Zeit gefahrlos befahren

können. Man theilte uns mit, dass erst noch vor ein paar Jahren zurück die Ufer des Flusses mit einem so dichten Urwalde bewachsen waren, dass von der Umgebung gar nichts zu sehen war. Heutzutage sieht es dort ganz anders aus, eine Ansiedelei reiht sich an die andere an. Es ist wirklich wunderbar, mit welcher Thatkraft die dortigen Colonisten auftreten. Wo sie nur irgendwo mit ihrer Arbeit beginnen, müssen ihnen Wälder, Thiere und der schwarze Mann Platz machen. Auf die Stelle des früheren Urwaldes sind fast nur Zuckerplantagen getreten, die daselbst vortrefflich gedeihen. Die Zuckerfabrikation ist in der Umgebung von Maryborough die Hauptindustrie. Die Farmer ernten das Zuckerrohr gleich den Halmfrüchten und liefern es zum Verkaufe oder zur Verarbeitung gegen gewisse Procente in die Fabriken, wo es zerschnitten, zerquetscht, ausgepresst und schliesslich der Saft zu raffinirtem Zucker verwandelt wird. Eine der grössten und nach den besten Principien eingerichteten Fabriken befindet sich bei Maryborough. Die Arbeiten werden fast ausschliesslich nur durch Maschinen ausgeführt. Selbst auf den Plantagen wird das Rohr mit Maschinen geerntet und zusammengerafft und dann mittelst einer Drahtseilbahn, gleich der, die in der Porzellanfabrik zu Aich bei Carlsbad für den Kohlentransport im Betriebe steht, nach der Fabrik geschafft. 50 Meilen weiter stromaufwärts liegt das berühmte Goldfeld von Gympie, welches 1200 Bergleute in den Quarzminen beschäftigt. Im Jahre 1872 wurden daselbst 50.000 Unzen Gold gewonnen.

Fünfzig Meilen nördlich von Maryborough mündet in den stillen Ocean der Burnett, dessen Flussgebiet eines der fruchtbarsten der Colonie ist und auch ungemein reiche Steinkohlenlager aufweist. Hundert Meilen weiter gegen Norden liegt Port Curtis mit der aufblühenden Stadt „Gladstone", welche den schönsten Hafen von Queensland besitzt. In Folge der in denselben mündenden Flüsse Calliope und Boyne und des ungemein fruchtbaren, bis dato aber wenig bevölkerten Landes ist der Stadt ein gutes Prognostikon zu stellen. Gleich nach Gladstone öffnet sich der circa 47 Meilen breite Capricorn-Canal, der durch die hintereinanderliegenden Korallen - Inselgruppen Bunkers und Ca-

pricorn einerseits und das Festland andererseits gebildet wird. Der Canal und die grosse Insel haben ihren Namen von dem Wendekreise des Steinbockes erhalten, der durch dieselben geht. Hinter der Capricorn-Insel breitet sich die Keppel-Bai aus, in welche sich der Fluss Fitzroy ergiesst.

Rockhampton. An diesem Flusse, circa 40 Meilen von seiner Mündung entfernt, liegt „Rockhampton", der Grösse und Wichtigkeit nach die zweite Stadt der Colonie. Der Hauptexportartikel ist die Schafwolle, von welcher im Jahre 1876 sechs Millionen Pfund verschifft worden sind. Auch hat dort die Fabrikation conservirten Fleisches in Blechbüchsen nach Liebig's System einen hohen Aufschwung genommen, zumal in der Umgegend vortreffliche Futterkräuter wachsen, wodurch ein wohlschmeckendes Fleisch gewonnen wird. Der gesammte commercielle Umsatz betrug im besagten Jahre mehr als 80 Millionen Gulden ö. W. In der Nähe der Stadt liegen in Radien von circa 50 Meilen Länge sechs Goldfelder zweiten und dritten Ranges und 243 Meilen westlich die berühmten Peak-Downkupferminen, die in den letzten fünf Jahren (1872 bis 1876) für 10 Millionen Gulden Metall lieferten und den Unternehmern eine Dividende von 2,122.500 fl. abwarfen. Zwischen Rockhampton und den Kupferminen existirt eine Eisenbahn.

Der Fitzroy mit seinen Nebenflüssen Mackenzie, Isaak, Cooper, Theresa, Nogoa, Comet und Dawson bewässert eine immense Ländermasse, die unter dem Namen der Leichhardt-District bekannt ist und eine Länge von 348 und eine Breite von 250 Meilen einnimmt. Dieser District, obgleich überaus fruchtbar und für den Ackerbau auf das beste geeignet, wird gegenwärtig nur als Weideland benützt, auf welchem ausser einer grossen Menge von Rindern und Pferden an drei Millionen Schafe grasen.

Hinter diesem Lande, circa 542 Meilen von Rockhampton entfernt, liegt der noch bedeutend grössere Mitchel-District, dessen unübersehbare Ebene gegenwärtig nur wenig von Squattern besucht wird. Der Thomson mit seinen Nebenflüssen Victoria und Alice nimmt durch denselben seinen Lauf und tritt im fernen Westen in die Wüsteneien der Colonie Südaustraliens über, wo er sich nach und nach im Sande verliert.

Rockhampton ist die erste Stadt nördlich und Gladstone südlich des Wendekreises. Der Fitzroy bildet die zoologische Grenze des Aufenthaltes der Alligatoren, welche in den australischen Gewässern nur gar zu häufig zu finden sind. Während alle nördlich gelegenen Flüsse von diesen Sauriern wimmeln, kommen sie südlich des Wendekreises nur ausnahmsweise noch vor. Der queensländische Alligator erreicht eine Länge von 20 bis 23 Fuss. So scheu er sich auf dem festen Lande geberdet, ebenso wild und reissend ist er in der Nähe des Wassers, wo er in der Regel seine Opfer ergreift.

Zweiundachtzig Meilen östlich von Rockhampton nimmt das grosse furchtbare Korallenriff seinen Anfang, welches sich 1044 Meilen lang fast ununterbrochen bis nach Somerset erstreckt und von dort noch eine Fortsetzung bis zur Insel Papua (Neu-Guinea) hat. Die Entfernung des Riffes vom Festlande beträgt 10 bis 120 Meilen. Es bildet daher einen langen Canal, durch den die Postdampfer ihren Lauf nehmen müssen, um den Verkehr mit den Küstenstädten aufrecht zu erhalten. Die grossen Oceanfahrer nehmen ihren Curs stets ausserhalb des Riffes, weil dort der Seeboden 1170 Fuss tief ist, während er im Canale zwischen 58 und 614 Fuss abwechselt.

Das grosse Korallenriff.

Die Reisenden, die zum ersten Male dorthin kommen, fühlen sich meist sehr beklommen, wenn sie in die verhängnissvolle, durch furchtbare Katastrophen so übel beleumundete Strasse einfahren.

Der Dampfer steuert vertrauungsvoll in die gefährliche Passage hinein. Der Compass ist beständig nach Nordwest gerichtet. Bald taucht eine lange Reihe von Inseln auf, welche durch die malerische Formation und die Pracht der tropischen Vegetation zerstreuend auf das Gemüth des Aengstlichen wirken. Diese Inseln laufen mit dem Festlande fast in paralleler Richtung, haben zusammen eine Länge von circa 207 Meilen und theilen sozusagen den Canal in zwei Strassen, deren jede schiffbar ist. Die Postdampfer halten sich vermöge ihres Dienstes möglichst in der Nähe des Continentes, um die Signale des optischen Telegraphen beobachten zu können, von denen sie fortwährend begleitet werden.

Längs der Küste zieht sich ein pittoresker Gebirgszug dahin, der reich bewaldet ist und dessen sonnige Abhänge prachtvoll irisiren. Das Pflanzenreich erscheint dort um so viel interessanter, weil es den Charakter des Ueberganges von der halbtropischen in die tropische Region scharf ausgeprägt an sich trägt.

In der Nähe des 21. Breitegrades, südlich, stürzt sich wildbrausend der Pionnier-Fluss in das Meer. Zwischen beiden scheint ein böses, antipathisches Verhältniss zu obwalten, denn sie sind beständig unter sich in furchtbarem Kampfe. Mit schauderhaftem Getöse stürzen sich die Wogen aufeinander und spritzen den wirbelnden Gischt hoch gegen den Himmel empor. Dieser Kampf hält aber nicht lange an, das Meer zieht sich bald zurück, um nach circa 12 Stunden einen neuen Anfall zu machen. Das Steigen und Fallen des Meeres beträgt dort 10 bis 12 Fuss.

Mackay. Mackay auf der rechten Seite dieses Flusses ist ein rasch sich entfaltender Stapel- und Verschiffungsplatz der Producte nicht nur des eigenen Bezirkes, sondern auch derjenigen, die vom grossen Leichhardt-Districte dahin ihren Weg finden. Das Land wird nie vom Reife berührt, das Klima ist daher den Zuckerplantagen ungemein günstig. Eine Strecke Landes von der Grösse eines österreichischen Joches liefert dort bis zu 85 Centner Zucker. Ausser der Zuckersteht auch die Rumfabrikation in lebhaftem Betriebe. Mackay ist die achte Handelsstadt des Landes und hatte 1873 einen Umsatz von 5,570.200 fl. ö. W. aufzuweisen.

Das hochgelegene Hinterland bildet die Wasserscheide des Fitzroy und des Burdekins und ebenso auch die natürliche Grenze, durch welche die Colonie in zwei Hälften, in die halbtropische und die tropische, getheilt wird. Der grosse Unterschied hiervon zeigt sich ganz besonders bei der Schafzucht.

Während die feinwolligen Merinoschafe im halbtropischen Klima überaus gut gedeihen, können sie in der tropischen Region nicht mehr recht fortkommen. Die Wolle verliert nach und nach an Feinheit und Elasticität und das Vlies wird zusehends leichter. Dafür entwickelt sich aber jene englische Schafrace auf das beste, bei welcher es bloss auf eine grosse

Fleisch- und Fettproduction abgesehen ist. Die Kreuzung des zartfleischigen chinesischen mit dem Leicester-Schafe hat dort ein ganz ausserordentlich günstiges Resultat ergeben.

Das Klima und die Futterkräuter des nördlichen Australien, namentlich der Mais, *) den man abweiden lässt, wenn er in das Stadium der Samenbildung tritt, äussern einen wunderbaren Einfluss auf die Erzeugung des Fleisches und des Fettes nicht nur bei Schafen, sondern auch bei Rindern.

Es ist dort eine ganz gewöhnliche Sache, dass man von einem ausgewachsenen Rinde vier Centner Talg erhält. Die Squatter haben es daher hauptsächlich nur auf die Gewinnung des Talges abgesehen, der zerschmolzen in lederne Säcke verpackt und dann verschifft wird.

Es ist uns in Australien oft aufgefallen, wie unwirthschaftlich mit dem Fleische des Schlacht- und Stechviehes umgegangen wird und wie täglich davon solche Massen zu Grunde gehen, mit welchen hunderte von Menschen ernährt werden könnten. Wir wollen hier gar nicht der Hörner, Klauen, Knochen, Eingeweide und des Blutes erwähnen, deren Verwerthung in Europa tausende von Menschen beschäftigen und bedeutende Industrien bildet. Mit Bedauern sieht man diese werthvollen Materialien der Erde zur Verwesung überlassen, die schon ohnehin mit Düngstoffen so sehr überladen ist. Es ist sonderbar, dass wir nirgends in Australien von einer Wurstfabrikation gehört haben, obgleich Salami und andere dergleichen ausländische Wurstgattungen in Stanniol verpackt in allen besseren Materialwaaren-Handlungen zu bekommen sind. Man sollte glauben, dass solche Geschäfte sehr lohnend und den Reisenden, Goldgräbern und Hirten sehr willkommen sein müssten.

In der Gegend von Mackay fängt der Mangel an Arbeitskräften an sich sehr fühlbar zu machen. Diese Angelegenheit bildet daher eine der brennendsten Fragen unter den dortigen Pflanzern. Bis vor Kurzem hatten diese ihre Arbeiter von verschiedenen in der Nähe von Neu-Caledonien gelegenen Inseln bezogen, indem sie sie durch dortige Agenten auf drei Jahre anwerben und kostenfrei hin- und herschaffen liessen.

*) Dessgleichen auch der Salzbusch *(Mesempryanthemum)*.

So sehr man früher bei diesem Geschäftsgange Ursache zur Zufriedenheit hatte, ebenso werden jetzt Klagen über die Treulosigkeit und Unfolgsamkeit dieser Leute laut, denn die Agenten haben das Betrügen und die Arbeiter das Striken gelernt. Viele der letzteren laufen ihren Brodgebern davon und entfernteren Goldfeldern zu und dann ist das Aufsuchen eitle Mühe. Gegenwärtig sind die Pflanzer wieder mehr als zuvor an Maschinen und weisse Arbeiter angewiesen. Diese sind zwar in ihren Ansprüchen im höchsten Grade arrogant, dafür leisten sie aber auch zwei- bis dreimal mehr als die Insulaner.

Die Fahrt im Bereiche der gefürchteten Korallenriffe ging bis dahin glücklich von statten, obwohl das Schiff dieselben hin und wieder leise berührte, was stets unter den Reisenden einen kleinen Schauder verursachte; aber eine schreckliche Katastrophe sollte nicht länger mehr auf sich warten lassen. Eines Tages befanden sich die Küstenbewohner zwischen Mackay und Bowen in grosser Aufregung. Der elektrische und optische Telegraph arbeitete unausgesetzt, um nach allen Seiten die Hiobspost zu verbreiten, dass der „Singapore", das grösste und schönste der *„Eastern and Australian Mail Steam Company"* gehörige Schiff, bei der „Ale"-Insel gescheitert ist. Dieser Dampfer kam geraden Weges von Hong-Kong mit einer vollen Ladung von Chinesen, die in Cook-Town ausgeschifft wurden. Hierauf schlug er seinen Lauf nach Sydney ein. Sein seichter Gang mochte wohl die Ursache gewesen sein, dass man mit zu grosser Sorglosigkeit jene gefährliche, mit zahlreichen kleinen Inseln übersäete und mit vielen heimtückischen Riffen durchzogene Passage hinaufdampfte, welche sich zwischen dem 19. und 21. südlichen Breitegrade befindet und schon mehreren Vorläufern verhängnissvoll geworden ist. Auf dem unglücklichen Schiffe glaubte man die gefährlichsten Stellen bereits hinter sich zu haben, als es plötzlich auf ein unbekanntes Riff auffuhr, welches seinen Rumpf aufschlitzte und sogleich zum Sinken brachte. Zum Glücke blieb der Hintertheil des Schiffes am Riffe hängen, wodurch die Bemannung Zeit gewann sich zu retten und das nahegelegene „Ale"-Eiland zu erreichen.

Katastrophe des „Singapore".

Kaum hatte der Capitän unseres Schiffes den Unfall vernommen, als er mit der grösstmöglichsten Schnelligkeit der

verhängnissvollen Stelle zueilte, um den Schiffbrüchigen Hilfe zu leisten. Es war ein sehr unfreundlicher Nachmittag in der Zeit des südwestlichen Monsuns, tropische Regengüsse gossen sich unter Donner und Blitz wolkenbruchartig danieder, die See ging sehr hoch und wir waren noch mehrere Meilen von den Unglücklichen entfernt, als die Nacht hereinbrach und der Capitän das Schiff vor Anker legen liess, um es, wie er sagte, nicht ebenfalls der Gefahr einer Katastrophe auszusetzen. Die ganze Nacht liess er Feuersignale emporsteigen, um die Bedrängten zu verständigen, dass Hilfe in der Nähe sei. Als wir des andern Morgens den traurigen Schauplatz erreichten, hatte der wilde Ocean bereits sein Werk vollbracht und den grossen schönen eisernen Dampfer, den Stolz der Gesellschaft, bis auf einige herumschwimmende Rudera verschlungen. Die Schiffbrüchigen kauerten hungrig und bis auf die Haut durchnässt auf dem nackten unbewohnten Eilande und segneten unsere Ankunft. Bald darauf erschien auch ein kleiner Localdampfer, der dieselben nach Bowen überbrachte.

Die Stadt Bowen liegt im Port Denison und ist gegenwärtig der Hauptort im Districte Kennedy. Sie nimmt bezüglich des Handels den sechsten Rang unter den Städten der Colonie ein und wies 1873 einen jährlichen Umsatz von 5,939.700 fl. ö. W. aus. Was ihre schöne, reizende Lage und ihre malerische Umgebung betrifft, steht sie in ganz Queensland unübertroffen da. Bowen.

Es ist ganz unglaublich, welche Thätigkeit und Ausdauer die Zoophyten oder Korallenriffe bauenden Polypen an den nördlichen Küsten Australiens entfalten. Die unzähligen, oft überaus gefahrvollen unterseeischen Riffe und namentlich die schon erwähnte gigantische Korallenmauer sind ihre Werke. Myriaden von Myriaden zoophytischer Arbeiter sind dort seit undenklichen Zeiten am Baue der riesigen Muschelgebilde ohne Unterlass beschäftigt. Sie beginnen ihren Bau selten in einer Tiefe von mehr als 360 Meter und führen ihn nicht höher als etwa einen Meter unter dem Stande der niedrigsten Ebbe. Ueber dem Wasser und den Strahlen der Sonne ausgesetzt sterben diese Thiere bald ab. Da ihnen die Organe zur freiwilligen Fortbewegung Die Zoophyten

fehlen, so ist ihre Bestimmung, sich an geeigneten Stellen der Felsen oder des Meeresboden anzuklammern und dort den Grund zu ihren mächtigen, vielgestaltigen Gebilden zu legen, zu denen sie Stoffe aus dem Wasser und der submarinen Flora des Oceans entnehmen. Obgleich in der Construction und namentlich in den Saugorganen sehr verschieden, gleichen sie sich doch untereinander in Bezug auf die innere Structur und des kalkigen Gewebes, aus dem ihre mannigfach geformten Körper bestehen. Zusammengewachsen bilden sie ein furchtbares Ganzes. Die Masse, anfänglich gallertartig, nimmt allmählich eine grössere Consistenz an, bis der eigentliche Polyp abstirbt und das kalkige festgewordene Skelet eine Basis bildet, auf welcher neue Generationen weiter bauen.

Zwischen den Zoophyten und den Wogen des Oceans hat von jeher ein ununterbrochener Kampf stattgefunden. Und Staunen und Bewunderung erfüllt uns bei dem Gedanken, wie die Gebilde der Thiere von so untergeordneter Organisation der ruhelosen Brandung des grossen Weltmeeres Widerstand leisten können, da doch die grössten Werke der Menschen denselben auf die Länge der Zeit zu unterliegen pflegen. Wo nur irgend durch den Anprall der Wogen an den Korallenbauten etwas zertrümmert wird, sind gleich Myriaden von Arbeitern bei der Hand, um den Schaden wieder auszubessern. Sollten je einmal die Zoophyten zu existiren aufhören, so unterliegt es auch nicht dem leisesten Zweifel, dass der Ocean das grosse Riff in kurzer Zeit bis auf die letzte Spur hinwegwaschen wird. Aber dieses ist vor der Hand nicht zu erwarten.

Es ist allgemein angenommen, dass im Laufe der Zeit das ganze Bett des grossen Canales von Queensland mit Korallenriffen durchzogen, durch den rollenden Ocean mit Sand und Erde ausgefüllt und mit der submarinen Flora bewachsen sein wird, bis neues Land über dem Wasser erscheinen und eine feste Krume erhalten wird, welche geeignet ist, Menschen und Thiere zu ernähren.

Die queensländische Regierung hält in ihrem Dienste eine Zahl erfahrener Taucher, welche nicht nur der praktischen Schifffahrt, sondern auch der Wissenschaft viele nütz-

liche Dienste leisten. In Bezug auf die letztere erhalten sie von der Akademie die entsprechenden Vorschriften und Unterweisungen. Wir hatten unter unserer Schiffsgesellschaft einen jener intelligenten und wackeren Männer, der schon manche lange Promenade auf dem Boden des Meeres gemacht und, wie er sagte, schon manchem Haie mit seiner eisernen Pike einen Zahn eingestossen hat. Er schilderte der Gesellschaft die unterseeischen Wiesen mit ihrer überaus reichhaltigen Flora, die phantastischen Felsengebilde und ihre Bewohner und die Jagden der schwimmenden Raubthiere mit wahrhaft bezaubernden Worten. In den australischen Museen kann man reiche Herbarien submariner Gewächse und zahlreiche mit Muscheln besetzte und von Schiffbrüchen herrührende Gegenstände sehen, die von Tauchern von der Tiefe des Oceans heraufgeholt worden sind. Das Aussehen dieser Gegenstände hat eine grosse Aehnlichkeit mit jenen, die sich zur Petrification etliche Tage hindurch in der heissen Sprûdelquelle zu Carlsbad befanden.

Es war uns neu zu erfahren, dass sich die den Meeresboden regelmässig begehenden Taucher auf mehreren geeigneten Stellen desselben Depôts von Werkzeugen, wie Brechstangen, Hauen und Schaufeln, angelegt haben, um sich derselben bei ihren Arbeiten zu bedienen, oder auch als Waffen gegen die Angriffe der Haifische zu gebrauchen, mit welchen sie nicht selten in Berührung kommen. Stellen, wo sich diese Raubfische besonders gerne aufhalten, werden von Tauchern nur in Gesellschaft besucht.

Die Korallenpolypen haben ausser den Wogen des Oceans auch das süsse Flusswasser und eine Menge von Fischen und diversen Weichthieren zu Feinden, die ihnen nachstellen und sich von ihnen ernähren. Ganz besonders sind es die zahlreichen Holothurien (Strahlthiere, Sternwürmer), die sich massenweise auf gewissen Stellen der Riffe niederlassen, um an den Zoophyten ihre bevorzugte Nahrung zu finden und dabei dick und fett zu werden. Die *Holothuria tubulosa*, gemein Seegurke, oder, wie sie dort allgemein benannt wird, „*Beche de Mer*,“ bildet das einzige Product von *Beche de Mer.* alimentärem und commerciellem Werthe, welches von den Korallenriffen gewonnen wird. Die rothe Koralle ist zwar

auch ein Handelsartikel, dieser ist aber nur an den Küsten der Berberei zu finden.

Die *Beche de Mer* hat eine wurm- oder schneckenförmige Gestalt und erreicht eine Grösse von acht Zoll Länge und zwei Zoll Breite. Sie bewerkstelligt ihre Fortbewegung durch zahlreiche Füsse und durch die Fähigkeit, sich gleich den Würmern auszudehnen und wieder zusammenzuziehen. Die beste Sorte dieser Thiere ist $6^1/_2$ bis 10 Fuss unter dem Wasser an den Riffen zu finden, während sich mindere Gattungen auch noch an tieferen Stellen ansetzen. Die von den Colonisten zum Fange der *Beche de Mer* verwendeten Taucher sind: Malayen, Papuaner und australische Ureinwohner. Diese holen sie von der Tiefe herauf und werfen sie in die in Bereitschaft gehaltenen Boote. Wenn diese angefüllt sind, wird der Inhalt nach gewissen Stationen geschafft. Dort werden die Thiere sogleich ausgeweidet, zu einer dicken Masse eingekocht und dann gedörrt, pulverisirt und in lederne Säcke verpackt. Sechs Centner frischer *Beche de Mer* wiegen pulverisirt nur einen Centner. In diesem Zustande

Trepang. nimmt das Product den Namen „Trepang“ an und bildet einen höchst bedeutenden Handelsartikel, der namentlich in China stark verlangt wird, wo er nicht nur beim einfachen Male des Proletariers, sondern auch auf des reichen Mannes Tische als eine sehr geschätzte und beliebte Zugabe figurirt. Wenn man vom Trepang den rechten culinarischen Gebrauch zu machen versteht, so können mittelst seiner Gerichte bereitet werden, die auch der europäische Feinschmecker nicht verachten würde. Der Preis dieses Artikels variirt von 50 bis 75 fl. ö. W. per Centner.

Unter 19° 20′ südlicher Breite streckt sich das gefürchtete Vorgebirge von „Bowling Green“ tief in den Canal hinein, wo vor zwei Jahren der Dampfer „Gothenburg“ mit Mann und Maus untergegangen ist und in den Colonien unendlich viel Trauer und Schmerz verursachte. 112 Passagiere verloren dabei ihr Leben, darunter befand sich eine Zahl junger Damen, die in Europa erzogen worden und auf ihrer Heimreise begriffen waren. Das Cap Bowling Green liegt im Deltalande des Burdekins, des grössten Stromes der Colonie, dessen grosse Wassermassen trotz einer Ent-

fernung von circa 50 englischen Meilen das grosse Riff durchfressen und eine freie Passage vom Canal in den Ocean geöffnet haben, die für Schiffe von mittlerem Tiefgange fahrbar ist.*) Der Burdekin hat eine Länge von 450 Meilen und nimmt auf seinem Laufe die Flüsse Belyando, Suttor, Bowen, Cape, Campaspie, Clarke, Fletscher, Lolworth Fanning, Saar und Perry in sich auf. Trotz allem diesem ist der Strom wegen der vielen Klippen für die Schifffahrt wenig geeignet. Als besondere Merkwürdigkeit dieses Stromes ist zu erwähnen, dass sein Wasser während der trockenen Jahreszeit auf einer gewissen Stelle vollständig aus seinem Bette verschwindet, eine gute Strecke unter der Erde fortläuft und dann wieder zum Vorschein kommt.

Zur Zeit der tropischen Regen schwillt er dermassen an, dass er sehr gefährlich wird. 48 Meilen von seiner Mündung entfernt ist ein enges Felsenthal, in welchem er nicht selten eine Höhe von 70 Fuss erreicht. Man sagt, dass seine Ufer der ganzen Länge nach mit üppigem Baumwuchse bekleidet sind.

30 Meilen nördlich öffnet sich die Clevelands-Bai, an welcher sich das wichtige Handelsemporium „Townsville" befindet. Obgleich diese Stadt erst vor einigen Jahren gegründet worden ist, so ist sie der Grösse nach doch bereits schon die dritte in der Colonie. 1873 betrug der jährliche Handelsumsatz 60,912.900 fl. ö. W. Die reichen Hinterländer mit grossen Goldfeldern (vornehmlich Ravenswood, das zweitgrösste in der Colonie) sichern ihr eine glänzende Zukunft. Die Stadt hat von der See aus betrachtet ein recht respectables Aussehen. Sich an einen Hügel anlehnend und an demselben amphitheatralisch emporsteigend hat sie eine gewisse Aehnlichkeit mit der Stadt Syra in Griechenland, nur mit dem Unterschiede, dass diese sonnenverbrannt daliegt, während jene wie auf einem Blumenteppiche ruht und mit einer splendiden frischen grünen Decoration eingesäumt ist.

Townsville.

Je mehr man gegen Norden vordringt, desto dichter und gefährlicher werden die Korallenriffe und desto verhängnissvoller die Schifffahrt. Das Thermometer geht rapid in die

*) Es ist bekannt, dass sich an den Flussmündungen keine Korallenriffe bilden und dass solche, wenn sie längere Zeit einem Strome süssen Wassers ausgesetzt sind, zerbröckeln.

Höhe, denn wir befinden uns bereits wieder unter einer geographischen Breite, welche jener der Inseln der grünen Vorgebirge gleich ist. Schon stellt sich wieder die *Prikle heat* (stechende Hitze) ein, von welcher die Europäer in der tropischen Region so viel zu erdulden haben.

Aber während die Landschaft auf der einen Seite immer grossartiger auftritt, wird sie auf der anderen immer öder und verlassener. Die menschlichen Ansiedeleien werden zusehends spärlicher und nur noch selten erscheint der weisse Mann, weil seine physische Beschaffenheit wenig mehr den Anforderungen des dortigen Klimas entspricht. Um desto öfter begegnen wir den Ureinwohnern, den importirten Polynesiern und den mandeläugigen Chinesen, die sich dort ganz behaglich fühlen und sichtbar wohl gedeihen.

Cardwell

Etwa 100 Meilen nördlich von Townsville liegt die Rockingham-Bai mit der Stadt Cardwell. Ungefähr 20 Meilen von der Küste entfernt beginnt ein ziemlich hochgelegenes Tafelland, welches sich weit in den Cook-District hinein erstreckt. Dieses Land wurde zuerst von dem unermüdlichen und unerschrockenen deutschen Reisenden August Leichhardt durchforscht, der im Dienste Australiens in der Blüthe seiner Jahre dem unersättlichen Wissensdrange zum Opfer fiel. In seinem Berichte an die Regierung sagte er, dass es ein Land sei, wo Hügel, Ebenen, Flüsse, Weiden, Wälder und Goldfelder mit einander abwechseln. Diesem Berichte zufolge hatte 1863 die Regierung von Queensland unter sanguinischen Hoffnungen die Stadt Cardwell gegründet. Dieser Ort verdient noch wenig den Namen einer Stadt und noch weniger eines Sitzes des Fortschrittes, denn die Bevölkerung ist winzig klein und entbehrt der Europäer, und wo diese fehlen, kann vom Fortschritte keine Rede sein.

In der Nähe des 17. Breitegrades liegt das Cap Grafton. Daselbst haben die Zoophyten ihre Korallen-Redouten bereits bis zu einer Entfernung von 10 Meilen von der Küste vorgeschoben und machen die Schifffahrt überaus schwierig. Von da an geht die Fahrt langsam und mit der grössten Behutsamkeit von statten. Die Matrosen sind auf ihren Posten und das Senkblei ist in unaufhörlicher Thätigkeit. Unter dem 16. Breitegrade ragt ein ziemlich ausgedehntes Vorgebirge in den

Canal hinein, welchem die Seefahrer den sehr bezeichnenden Namen „Tribulation“ (Trübsal) gegeben haben.

Zwischen Cardwell und Cook-Town liegen noch ungeheure Strecken jungfräulicher Ländereien, die einander an Fruchtbarkeit übertreffen, für die tropische Wirthschaft von unberechenbarem Werthe sind, aber bis dato noch keinen Spaten gesehen haben. Wahrscheinlich werden noch viele Jahre vergehen, bevor in jenen Ländern die Morgenröthe industriellen Lebens und Strebens anbrechen wird. Die Hinleitung der Immigration der chinesiscben Culis dürfte wohl das geeignetste Mittel sein, jene Gegenden aus ihrem lethargischen Schlafe zu erwecken.

Eines Tages ging plötzlich der Name Cook von Mund zu Mund und die Ursache davon war das Auftauchen eines Granitberges, der diesen Namen trägt. Auf der nördlichen Seite dieses Berges wälzt sich trägen Laufes der „Endeavour“-Fluss dahin und ergiesst sich bald darauf in die Bai. Dieser Fluss hat durch den im Jahre 1769 stattgehabten längeren Aufenthalt des Capitäns Cook eine geschichtliche Bedeutung erlangt. Seine Anwesenheit war aber für die Cultur des Landes von keinerlei Einflusse, denn es blieb in seinem primitiven Zustande bis zum Jahre 1874, in welcher Zeit am Palmer-Flusse die reichen Goldlager entdeckt wurden.

Im letztbesagten Jahre sandte die Regierung einige Kundschafter nach dem weitentlegenen Norden, um zu erfahren, von welcher physischen Beschaffenheit jenes unbekannte Land sei. Bei dieser Gelegenheit wurde am Palmer-Flusse das Vorhandensein des Goldes entdeckt. Nachdem die Ergiebigkeit der Lager ämtlich constatirt worden war, verbreitete sich die Kunde davon mit Blitzesschnelle und lockte Goldgräber von allen Seiten dahin. Neun Monate nach dem Erlasse der Regierung waren schon 78.000 Unzen Alluvialgoldes gefunden, die einen Werth von mehr als drei Millionen Gulden ö. W. hatten. Bald fand sich dort ein Menschengewirre zusammen, das an die Zeit des babylonischen Thurmbaues erinnerte. Die englische Sprache war der Dolmetsch, durch den sich die Leute untereinander verständlich machten, und das englische Gesetz der Factor, der die polizeiliche Ordnung unter ihnen aufrechthielt. Dort gibt es keinen Vorzug der

Nationalität, Alle sind untereinander gleich und es herrscht nur ein Kampf, das ist der Wettstreit der Arbeiter um die Intelligenz. Das nächste grosse Bedürfniss der Bevölkerung war, sich um einen passenden Hafenplatz umzusehen, der sich auch bald an der Mündung des Endeavour fand, wo alsbald der Grund zu einer Stadt gelegt wurde, die den Namen Cook-Town erhielt. Zum Beweise, wie schnell sich dieser Platz entwickelte, diene, dass die Cookstadt schon drei Jahre nach ihrer Gründung eine Länge von drei Kilometer hatte und seit jener Zeit im beständigen Wachsen begriffen ist. Freilich sieht man dort noch keine soliden Gebäude, sondern nur Baracken, aber mit der Zeit werden, wie in Sandhurst, auch die grossartigen Paläste nicht fehlen. In der neuen Stadt ist bereits Alles zu bekommen, was die Bewohner und die Goldgräber zu ihrer Existenz bedürfen. Die grossen australischen Bankinstitute haben dort schon Filialen errichtet und sind mit den unentbehrlichen unverbrennbaren Cassen eingezogen. Mit dem Einzuge der Banken sind auch Zeitungen ins Leben gerufen worden, welche der öffentlichen Meinung und den Interessen Aller zu Organen dienen. Dies ist in Australien die Art und Weise, wie Städte gegründet und bevölkert werden.

Cook-Town.

Die Einwanderung der Chinesen nach Cook-Town nimmt wirklich kolossale Dimensionen an. Da ihnen die Regierung grosse Begünstigungen bietet, so hat es allen Anschein, dass sich dieselben zum bleibenden Aufenthalte niederlassen. (In Melbourne hat sich bereits ein intelligenter Chinese als Banquier etablirt, der mit einer Engländerin verheiratet ist und ein höchst respectables Haus führt.)

Cook-Town hat unstreitig eine gewisse Zukunft vor sich und verspricht der Hauptsitz der Goldindustrie des nördlichen Australiens zu werden; denn viele Jahre werden vergehen, bis der reiche Theil des Bodens gänzlich durchwaschen und ihm der kostbare Inhalt abgenommen worden sein wird, und wenn dies der Fall, dann bleiben immer noch die immensen Quarzriffe übrig, die nicht weniger goldreich sind als die Alluvialerde. Kurz vor unserer Ankunft auf jenem Platze hat ein Dampfer eine Partie von 20 Centner Alluvialgoldes nach Sydney abgeführt, welche das Ergebniss einer sechswöchentlichen Ausbeute war.

Während der weiteren Fahrt durch den Riffcanal kommt noch eine bedeutende Zahl von kleinen und grösseren Inseln zum Vorscheine, welche den Freund der Natur mit Entzücken höherer Art erfüllen. Diese sind laut der Constatirung der Taucher meist durch das Zusammenwirken der Zoophyten und des Oceans gebildet worden, indem die ersten zur Entstehung das Fundament legten, der zweite aber durch seine Anschwemmungen den Boden für die interessanten Pflanzengebilde vorbereitete, die man gegenwärtig dort erblickt. Wir befinden uns schon tief in der tropischen Region, etwa in der gleichen geographischen Breite wie die Mitte von Afrika. Die Natur tritt uns überall mit Macht und Herrlichkeit entgegen und entflammt unseren Sinn zur Bewunderung der Allmacht des grossen Weltenschöpfers, der jedem Dinge seine nützliche und harmonische Bestimmung vorgeschrieben hat. Man fühlt sich wirklich manchmal wie befangen und weiss nicht, auf welchem Gegenstande man die Blicke haften lassen soll. Hier prangt das laubreiche Calophyllum, da sonnt sich die riesige vielköpfige Ananas, dort schüttelt die schlanke Eugenia ihre mächtigen Aeste im Winde, als wenn sie uns auffordern wollte, auch ihr die verdiente Aufmerksamkeit nicht zu entziehen. Und zwischen diesen flattert der reizende Paradiesvogel oder stolzirt der prachtvolle Leiervogel gravitätisch einher.

Das Calophyllum oder Schönblatt ist das laubreichste Gebilde des Pflanzenreiches und vielleicht der dichteste Schattenspender unserer Erde. Vom Stamme und den Aesten dieses Baumes ist nichts zu erblicken, denn er sieht aus, als ob er nur aus einer monströsen Laubmasse bestände, oder als ob aus den Blättern wieder Blätter hervorwüchsen. Das Calophyllum erzeugt in reicher Menge ein höchst aromatisches Harz, welches sehr geschätzt und im Handel unter dem Namen Takamahák bekannt ist.

Die *Eugenia jambos* oder der Jambosbaum bezaubert das Auge durch seine reizenden Gruppirungen. Die Früchte dieses schlanken, graziösen Baumes, die sogenannten malayischen Aepfel, zeichnen sich durch einen lieblichen Rosenduft und angenehmen, erfrischenden Geschmack aus.

Wir sind noch circa 350 Meilen von Somerset entfernt. Zahlreiche Inseln und Inselchen liegen dem Dampfer

im Wege und bedingen seinen gemässigten Lauf. Das Wasser des Canales ist ungefähr 60 Fuss tief und so wundervoll klar und durchsichtig, dass man bei ruhiger See leicht bis auf den Grund sehen kann. Ein neues Wunder stellt sich dort den Augen dar, denn man glaubt in den Tiefen Armidas Zaubergärten zu erblicken. Es sind die endlosen, mit einer herrlichen submarinen Flora geschmückten Tangwiesen, die auf dem Boden des Meeres ausgebreitet liegen. Gerne lehnen die Reisenden stundenlang an der Brüstung des Schiffes und ergötzen sich mit trunkenen Blicken an dem kaleidoskopischen unterseeischen Panorama, das wie im Fluge dahinzueilen scheint.

Auf der ganzen Küstenstrecke bis Somerset sieht man keine menschliche Ansiedelei mehr und fast der ganze nördliche Theil der Halbinsel ist dem schwarzen Manne und seinen heimatlichen Mitbewohnern, den zahlreichen Marsupials, Dingos, Schlangen, Mosquitos und den gefrässigen weissen Ameisen, zum Tummelplatze überlassen.

Somerset. Somerset, auf der nördlichsten Spitze des Cap York gelegen, ist eine Niederlassung, die so zu sagen fast noch im Embryo liegt. Nur einige auf einer Anhöhe zerstreut daliegende Hütten und etliche höchst einfach gebaute hölzerne Häuser bezeichnen den für die Zukunft höchst wichtigen Platz. Früher war er bloss zum Zufluchtsorte für jene Unglücklichen bestimmt, die an den Korallenriffen Schiffbruch gelitten, wesshalb es unter den Seefahrern, die dort vorbeikamen, gebräuchlich war, in einem hierzu bestimmten Gebäude einige Lebensmittel zu hinterlassen. Gegenwärtig ist der Platz zum Range eines Freihafens erhoben und der Sitz eines Gouverneurs. Der Herr, der diesen wichtigen Posten einnimmt, ist ein wirkliches Factotum, denn er bekleidet gleichzeitig auch die Stellen des Post- und Polizeimeisters, ist Agent der Dampfschifffahrts-Gesellschaft, Schiffsmäkler und Commissionär und, wie ihn die Engländer zu nennen pflegen, „*a most usebul and respectable man*“. Er hat eine Zahl weisser und schwarzer Polizeisoldaten zur Verfügung, mittelst welcher er seinen Bezirk in der besten Ordnung hält.

Somerset ist durch die Albany-Insel, die nur durch eine sehr schmale Meerenge vom Festlande getrennt ist, zu

einem versteckten und ganz sicheren Hafen gemacht. Die Meerenge sowohl als auch die Küsten der umliegenden Inseln sind von grosser Bedeutung für die Trepang-, Schildkröten- und Perlenfischerei. Unter den Passagieren der Dampfschiffe herrscht bei ihrer Ankunft in Somerset meist eine grosse Aufregung. Kaum dass ein Schiff daselbst vor Anker gegangen, erscheint auch schon eine Anzahl schwarzer Ureingeborner auf dem Verdecke mit Perlen und Perlenmuscheln, um selbe den Reisenden zum Verkaufe anzubieten. Ein widerliches Schachern und Schwindeln nimmt nun seinen Anfang, was meist die ganze Nacht hindurch dauert. Nicht Alle wandeln bei den Einkäufen auf ehrlichen Wegen. Viele benützen die Trunksucht des wilden Mannes und tractiren ihn am Buffet fleissig mit Brandy, um ihm seine Waaren für einen Spottpreis abzulocken. Ungefähr ein Jahr vor unserer Anwesenheit ereignete sich der Fall, dass ein Reisender auf dem bezeichneten Wege für 50 fl. eine Perle erstand, welche er nach seiner Ankunft in Sydney für 5000 fl. ö. W. verkaufte.

Die Perlenfischerei wird meist im Grossen betrieben, Es gibt Unternehmer, die ein paar hundert Taucher (Austral-Neger und Malayen) im Dienste halten und sie das ganze Jahr hindurch verpflegen. Es ereignet sich sehr häufig, dass diese Leute ihre Herren bestehlen, indem sie Perlen verschlucken. Gegenwärtig pflegt man sie aber in dieser Beziehung scharf zu controliren.

Die Perlmuscheln variiren dort im Preise von $17^1/_2$ bis 140 fl. ö. W. per Centner. Am meisten rühmen die Perlenfischer die zwischen Australien und Papua gelegenen 5 Aru-Inseln, die aber vermöge des wilden Charakters der Eingebornen nicht leicht zugänglich sind. Obgleich diese von den Holländern stark beeinflusst werden, so haben sie sich doch bis dato ihre Unabhängigkeit bewahrt.

Der Aufenthalt in Somerset dauert nicht lange und der Postdampfer tritt schon nach circa 10 bis 12 Stunden seine Weiterreise durch die circa 3 Kilometer breite und 17 Kilometer lange *Torres straits* an, welche durch eine Reihe rechts und links liegender Inseln gebildet werden und ein durchschnittliches Fahrwasser von 13 Meter Tiefe haben. Bald nachdem *Torres straits.*

man diese Meerenge im Rücken hat, fängt der Meeresboden an sich so gewaltig zu vertiefen, dass er südlich der Sumba- oder Sandelholzinsel in der Timorsee eine Tiefe von 3720 Meter erreichen soll!

Wir befinden uns nun im Bereiche des malayischen oder Sunda-Archipels, der eine Länge von 6900 und eine Breite von 2240 Kilometer einnimmt.

Die grössten Inseln in demselben sind: Papua oder Neu-Guinea, Borneo, Sumatra, Java, Celebes, Luzon und Mindanao. An Regen ist auf diesen Inseln kein Mangel und die herrschende Temperatur übersteigt selten 26^0 und fällt nie unter 18^0R. In diesem Theile der Welt sind die Kleider entbehrlich, aber das Sittlichkeitsgefühl hat bereits solche Fortschritte gemacht, dass man selten mehr Leuten begegnet, die nicht irgend ein Stück der landesüblichen Bekleidung an sich tragen. Die Natur ist dort in der Hervorbringung von Früchten und diversen Bodenproducten so verschwenderisch, dass monatlich ein paar Tage Arbeit hinreichen, den Eingebornen die nöthigen Subsistenzmittel zu liefern. Welchen

Gewürzinseln.

Reichthum bringen allein nur die weltberühmten Gewürzinseln hervor, auf welchen der Pfeffer, der Weinstock, die Gewürznelke, der Zimmet, die Muscatnuss, der Reis, der Kaffee, das Zuckerrohr, die Arrowroot, der Sago, die Baumwolle, die Kokosnuss, das Guttapercha, der Tabak und der Manilahanf zu einem Grade der Vollkommenheit gedeihen, die nirgends in der Welt ihres Gleichen hat. Ferner noch liefert dieser glückliche Archipel Gold, Silber, Zinn, Blei, Edelsteine, Diamanten vom reinsten Wasser, mit denen sich seit undenklichen Zeiten her die indischen Maharatschas und Sultane geschmückt haben, endlich auch noch Antimonium und vegetabilischen Lack, der im amerikanischen Handel bereits zu einer Bedeutung gekommen ist. Diese Region ist auch die Heimat der grössten Thiere der Welt, wie: Elephanten, Rhinocerosse, Löwen, Tiger, Leoparden, Damhirsche und Orang-Utangs etc., sowie auch Vögel der seltsamsten Arten und des prachtvollsten Gefieders.

Von Papua bis Java zieht sich bogenförmig eine lange Reihe kleiner Inseln hin, denen die australischen Postschiffe je nach der Jahreszeit nördlich oder südlich entlang fahren.

Wir hielten uns an die nördliche Seite, indem wir *Timor Laut* rechts lassend die Arafurasee durchfurchten und dann zwischen den Inseln Timor und Ombay in das Floresmeer einliefen. Die Tiefe des Bodens wechselt dort zwischen 372 und 93 Metern ab, was leicht an der Farbe des Wassers zu erkennen ist, die vom Dunkelblau zum trüben Lichtgrün übergeht. Mitunter kommen aber doch auch sehr seichte Stellen vor.

Die Schifffahrt ist in jenen Gewässern fast ganz gefahrlos, denn die See ist ruhig, zahlreiche Leuchtthürme und schwimmende Bojen bezeichnen den einzuschlagenden Lauf des Schiffes und die Piloten sind im Stande wegen der ausserordentlichen Durchsichtigkeit der Luft alle, selbst die an den Grenzen des Gesichtskreises liegenden Punkte der Küsten leicht zu erspähen. Und wenn schon hin und wieder das Schiff auf eine Sandbank auflaufen sollte, so hat dies nicht viel auf sich, denn man braucht nur die nächste Flut abzuwarten, um wieder flott zu werden.

Alle Reisenden geben sich dort einem gewissen Grade von Sorglosigkeit hin. Man fühlt sich von einer ganz eigenthümlichen Wonne durchströmt, wenn man nach einer eingenommenen guten Mahlzeit in seinem Ruhestuhle auf dem Verdecke liegt und das vorbeieilende maritime Panorama betrachtet, das sich im ewigen Wechsel fort und fort verändert. O, dieser malayische Archipel, wie ist er so bezaubernd schön! Derjenige, der ihn nur einmal gesehen hat, wird ihn sein Leben lang nicht wieder vergessen und bei jeder Erinnerung an denselben einer fieberhaften Aufregung sich nicht erwehren können.

Wir eilen an zahlreichen kleinen Inseln vorbei, die sehr verschiedenes landschaftliches Aussehen haben, je nachdem sie vulkanischen oder neptunischen Ursprunges sind. Mit besonderem Entzücken betrachteten wir dort ein kleines Eiland, dessen sanfte Bergabhänge mit einer reichen, blendenden Vegetation bedeckt waren und über dessen schroffe Felsenwände cascadenartig schäumende Wildbäche herabhüpften und sich auf der glatten Fläche des Meeres abspiegelten.

Timor ist eine grosse Insel von 517 Kilometer Länge und 103 Kiometer Breite. Portugiesen, Holländer und mehrere einge- Timor.

borne Häuptlinge theilen sich in den Besitz derselben. Der östliche Theil mit der Hauptstadt Celli gehört den Ersteren, die ganze Südküste mit dem Hauptsitze Fort Concordia den Zweiten und der nordwestliche Theil der Insel gehört den Dritten.

Das Land trägt einen meist sedimentären Charakter an sich. Ein zerklüftetes und viele Höhlen bildendes Kalksteingebirge zieht sich der ganzen Länge der Insel hindurch und macht sich besonders durch eine Zahl konischer Spitzen auffällig, die bis zu einer Höhe von 250 Meter emporsteigen und mit Seemuscheln bedeckt sein sollen.

Timor ist ungemein fruchtbar und ziemlich stark bewohnt, hat aber einen gänzlichen Mangel an Wegen und Stegen und keinerlei Zeichen eines zeitgemässen Fortschrittes aufzuweisen. Die dortigen Machthaber scheinen nur an Nichtsthun einen Gefallen zu finden und darin unter einander zu wetteifern.

Die Natur hat im Südwesten den grossen Coepang- und in Nordosten den durch Felsenriffe vortrefflich geschützten Cellihafen geschaffen, welche beide ohne grosse Unkosten für die Schifffahrt sicher und für den Handel nützlich gemacht werden könnten; aber bis jetzt sieht man noch von keiner Seite Anstalten treffen, um dem grossen Zeitbedürfnisse Rechnung zu tragen, und es hat fast den Anschein, als wenn auf jener schönen, lebensfähigen Insel den Reformen und Verbesserungen für immer der Eingang verriegelt wäre.

Der Raum zwischen Timor und Java ist durch eine doppelte Reihe kleiner Inseln ausgefüllt, von denen man meint, dass sie einstens im Zusammenhange waren und ein grosses Land bildeten. Diese Annahme kann aber durch den Umstand angezweifelt werden, dass in zoologischer und botanischer Beziehung zwischen diesen zwei grossen Inseln keine Aehnlichkeit obwaltet, und dass Timor, obgleich viele charakteristische Merkmale eines Uebergangszustandes an sich tragend, in seinem Thier- und Pflanzenleben eine überwiegende Hinneigung zu Australien hat.

Die einheimischen Thiere sind: der gewöhnliche Affe, die Zibeth- und die Tigerkatze, das Wildschwein, eine eigenthümliche Hirschgattung, der Büffel, das Schaf, das Pony und

die Beutelthiere *(Marzupials)*. An Geflügel gibt es: Pagageien, Colibris, Spottvögel, Hühner etc. Alle diese Thiere sind in Asien Fremdlinge, haben aber dafür in Australien ihre Heimat. Ebenso wenig gibt es in Asien die verschiedenen Arten von Acacien, Eucalyten und Casuarinen etc., die man auf Timor noch zu sehen bekommt. Die übrigen Bodenproducte sind: Reis, Mais, Hirse, Weizen, Kaffee, Yams, süsse Kartoffeln, Baumwolle, Zuckerrohr etc. Obst mangelt dort gänzlich.

Der Weizen gedeiht dort in einer Höhe von 930 bis 1085 Meter über dem Meere in einer so ausgezeichneten Qualität, dass er sich 1876 in der Centennial-Ausstellung zu Philadelphia an der Seite der besten Weizensorten der Welt eine grosse Anerkennung errang.

Aus allem diesem geht hervor, dass das Land in hohem Grade culturfähig wäre, wenn man dem Fortschritte die Pforten öffnete und denselben in jene systematischen Bahnen leitete, die in den englischen Colonien zu so wunderbaren Erfolgen führen.

Bisher gibt es auf der Insel nicht einen einzigen Kilometer gemachten Weges. Fuhrwerke sind daher dort unbekannte Dinge und alle beweglichen Gegenstände müssen auf den Rücken der Menschen oder der Ponies befördert werden.

Ponies, Büffel, Wachs und Sandelholz sind die Ausfuhrartikel, die massenhaft nach Singapore und nach Indien verschifft werden. Die ersten sind namentlich in Singapore so beliebt, dass sich die dortigen Fiaker mit besonderer Vorliebe derselben bedienen.

Einfuhrartikel sind: rohe blaue und weisse Baumwollstoffe, bunte baumwollene Tüchel, chinesische Seidengewebe mit grotesken Dessins, Feuerwaffen und Schiesspulver, Glaswaaren, mit welchen Artikeln aber nur Tauschhandel getrieben wird.

Die Eingebornen bestehen aus einer Mischung von malayischen und papuanischen Stämmen. Ihre Hautfarbe ist von sehr dunkler Färbung, aber dabei ihre Gesichtsbildung ganz regelmässig. Adlernasen und gekräuselte Haare, die sie allgemein besitzen, stehen ihnen sehr gut. Ihr Schmuck besteht hauptsächlich in Armringen von Gold, Silber oder

Elfenbein, die nicht ohne Geschmack gearbeitet sind. In Bezug auf die Religion stehen sie noch auf der niedrigsten Stufe, obgleich sie von christlichen Völkern umgeben sind, und verehren gewisse Steine und Bäume als Gottheiten, denen sie häufig Büffel, Schweine, Schafe und Vögel opfern. Menschenopfer sind aber, seit sich die Portugiesen auf der Insel niedergelassen haben, verboten. Dieses konnte aber doch nicht verhindern, dass ein wilder in der Nähe von Coepang wohnender Stamm noch längere Zeit hindurch alljährlich den Haifischen und Alligatoren eine Jungfrau zum Opfer brachte, bis endlich die Holländer mit Anwendung strenger Gewaltmassregeln es dahin brachten, dass dieser Unfug ein Ende nahm. Es gibt auf Timor noch Häuptlinge, die mit Stolz ihren Stammbaum bis zu den Kaimans, den Alligatoren, zurückführen; in der That eine Verwandtschaft, um die sie gewiss Niemand beneiden wird.

Flores. Die Insel Flores ist fast von derselben Grösse wie Timor und rechtfertigt durch die reichhaltige Vegetation ihren Namen von selbst. Es ist dort noch nicht gut sein, sich Hütten zu bauen, denn die der papuanischen Race angehörigen Einwohner sind noch überaus roh und bilden eine Zahl von kleinen Staaten, die beständig unter einander blutige Kriege führen. Der Boden ist überaus gebirgig und von vulkanischer Beschaffenheit. Die zwei Hauptorte der Insel, wenn von solchen die Rede sein kann, sind Mangarai und Endé. Der erstere befindet sich auf der nördlichen und der letztere auf der südlichen Küste. In der Nähe von Endé existirt ein 466 Meter hoher Vulkan, der beständig grosse Massen schwarzen Rauches ausstösst.

Sumbawa. Die Insel Sumbawa ist etwa nur 69 Kilometer von Flores entfernt. Das Land ist sehr fruchtbar und ziemlich stark bewohnt. Die Bevölkerung unterscheidet sich von der eben besprochenen auf eine sehr vortheilhafte Weise, indem sie von gutem Charakter ist, friedlich unter einander lebt und schon etwas Landbau und Viehzucht treibt.

Diese Insel wurde vor einigen Jahren von mohammedanischen Missionären, die von Indien herüberkamen, zu ihrem Tummelplatze ausersehen; sie verliessen aber bald wieder

das Land, weil ihre Lehre, die sie mit dem Stocke in der Hand beizubringen pflegten, dort keinen Beifall fand.

Lombok ist eine kleine, aber vortrefflich bebaute Insel, auf welcher nur der Reis cultivirt wird. Sie ist nur durch eine 34 Kilometer breite Meerenge von Sumbawa getrennt. Ihre Einwohner sind fleissig und gastfreundlich und man findet in ihrer Mitte Europäer angesiedelt, die von den Häuptlingen Ländereien in Pacht nehmen und dadurch schon öfters zu sehr bedeutendem Vermögen gekommen sind. Ein activer 4030 Meter hoher Vulkan zieht die Blicke der Reisenden schon von weiter Ferne auf diese Insel. Lombok.

Von nun an gewahrt man eine grosse Umwandlung in der Natur. Eine neue Welt öffnet sich vor unserem Blicken, denn die australische Flora und Fauna hört auf und die asiatische beginnt. Wir nehmen nicht ungern von dem ewigen Einerlei der wilden, struppigen und lebensmüden Eucalypten Abschied und begrüssen um so freudiger die schlanken, edlen Palmen, deren Blätterkronen uns gleich Friedensboten entgegenwinken. Die Natur scheint dort ewig zu lächeln und alle Geschöpfe mit Freude und Glückseligkeit zu erfüllen. Die Atmosphäre ist wundervoll und die Temperatur durch die nie fehlenden kühlen Brisen, die nur höchst selten in Stürme oder wirbelnde Cyklone ausarten, sehr leicht erträglich.

Bali. Diese Insel ist von ganz besonderem Interesse. Sie liegt nur etliche Kilometer von Java entfernt und zwar in dem vulkanischen Bogen, welcher in den Adamanen beginnt und sich durch die Nikobaren, Sumatra und Java bis nach Timor hinzieht. Dieser grosse vulkanische Boden, der sich fast 3200 Kilometer lang von Nordwesten nach Südosten ausdehnt, ist in Betreff seiner geologischen Formation überall von der gleichen Beschaffenheit und nur seine Ausläuferin „Timor“ macht davon einigermassen eine Ausnahme. Bali.

In botanischer, zoologischer und ethnographischer Beziehung sieht man sich auf einmal nach Asien versetzt; denn Pflanzen, Früchte, Thiere und die Menschen tragen durchgehends eine indische Originalität an sich. Bali ist circa 120 Kilometer lang und 78 Kilometer breit und sehr stark bevölkert. Seine Einwohnerzahl beläuft sich circa auf eine Million. Diese sind fast ausnahmslos Hindus, die an ihren

alten barbarischen Sitten und Gebräuchen noch ungemein festhalten, so zwar, dass man noch auf dem Grabe reicher Männer die hinterlassenen Sclaven zu opfern und die Witwen zu verbrennen pflegt.

Die Einwohner widmen ihre Thätigkeit allein nur der Landwirthschaft. Der Boden ist sehr fruchtbar und bringt in reichem Masse Reis, Kaffee, Tabak und Baumwolle hervor, von welchen Artikeln bedeutende Quantitäten nach Singapore verschifft werden.

Die Insel gewährt durch ihre grünen zackigen Berge, die eine Höhe von 1240 bis 3100 Meter erreichen, einen überaus malerischen Anblick. Im Inneren des Landes soll es merkwürdige Seen geben, die aus riesigen Kratern erloschener Vulkane entstanden sind.

Wir haben uns schon dergestalt an den Anblick der Vulkane gewöhnt, dass wir ihre rauchenden Essen mit ganz gleichgiltigen Augen betrachten. Auch Bali hat deren noch mehrere, welche im Stande sind, durch heftige Ausbrüche Tod und Verderben über das Land zu bereiten, wie es sich im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts schon ein paarmal ereignet hat.

Die Insel Java.

Nach der Insel Bali lenkt der Postdampfer seinen Lauf in das Javameer und eilt längs dessen Küsten dahin. Die Tiefe des Wassers wechselt zwischen 56 und 93 Meter ab. Die Insel Java ist an schönen Naturansichten sehr reich und übertrifft in Bezug auf gewisse Specialitäten grandioser Gewächse die Productivität aller anderen Länder der Erde. Von der See aus ist der Anblick der Küste und des flachen Landes, so weit das Auge reicht, wirklich bezaubernd. Wir eilen gleichgiltig an den Handelsstädten Surabaja, Samarang, Tagal und Cheribon vorüber, denn immer ist es nur die Grossartigkeit der Natur, welche unser ganzes Sinnen und Denken in Anspruch nimmt und befangen hält, bis wir die Bai von Batavia erreichen, wo die Gedanken wieder eine praktische

Richtung bekommen. Wir gehen dort auf einen Localdampfer über, der uns nach der Stadt bringen soll.

Die Bai wird von den zwei Vorgebirgen Krawang und Oentoeng-Java begrenzt, die etwa 46 Kilometer von einander entfernt sind. Wenn man sich diese Entfernung durch eine gerade Linie denkt und auf dieselbe eine Senkrechte bis nach der Stadt errichtet, so würde die letztere 15 Kilometer lang sein.

In der Bucht liegen zahlreiche kleine Inseln und mit Riffen umgebene Sandbänke zerstreut, die Batavia vor den Verheerungen schützen, die sonst die wüthenden Monsunstürme anrichten würden. Zwischen diesen Eilanden wurde für den maritimen und commerciellen Verkehr eine nothdürftige Strasse gebahnt, auf welcher die Schiffe, wenn sie die regelmässigen See- und Landbrisen benützen, aus- und einlaufen können.

Zahlreiche Unfälle und aus dem Wasser herausragende Trümmer von gescheiterten Schiffen beurkunden die Gefährlichkeit dieser Passage und viele andere missliche Umstände machen die Nothwendigkeit eines guten sicheren Hafens von Jahr zu Jahr fühlbarer.

Der erste Eindruck, den man beim Landen zu Batavia empfängt, ist nichts weniger als sympathisch. Man wird dort nicht von dem fröhlichen, freien, kosmopolitischen Leben begrüsst, das auf allen englischen Seeplätzen jedermann so angenehm berührt. Alles bewegt sich dort steif und polizeilichen Vorschriften gemäss. Der Fremde, der nicht das Glück hat, von einem officiellen Ferman begleitet zu sein, sieht sich alsbald von öffentlichen Sicherheitsorganen (höchst unfreundlichen Gestalten malayischen Stammes) umgeben, die ihn um seine Legitimation befragen und über den Zweck seiner Ankunft auf die zudringlichste Weise ausforschen. Besonders strengen und zeitraubenden Proceduren werden die fremden Schiffscapitäne unterworfen. Durch derlei ungewöhnliche Plackereien wird man fast zum Wahne gebracht, als ob dort der internationale Verkehr nicht gerne gesehen wäre und als ob der Fremde überall von den Argusaugen der antipathischen eingebornen Polizeisoldaten verfolgt würde.

Unter solchen unliebsamen Beobachtungen betraten wir den Boden der Königin der Sunda-Inseln.

Java ist unter diesen Inseln dem Reichthume nach die erste und glänzt unstreitig als die schönste und kostbarste Perle in der holländischen Krone. Der Grösse nach ist sie die vierte und hat eine Ausdehnung von 1148 Kilometer in die Länge und von 86 bis 233 Kilometer in die Breite.*)

Geschichte. Die Nachweisung der ersten menschlichen Ansiedlungen auf Java verliert sich im grauen Alterthume, man nimmt aber an, dass die ersten Einwohner Aegypter waren, zu denen sich noch verschiedene indische Völker gesellten, bis endlich die letzteren Oberhand behielten und dort den Buddhismus einführten. Hierauf erschienen die intelligenten mohammedanischen Malayen mit der grünen Fahne ihres Propheten in der Hand und machten bald den indischen Cultus verdrängend, ihre Dogmen zur herrschenden Religion. Ungefähr um dieselbe Zeit trafen auch zahlreiche chinesische Auswanderer ein, die durch den Einfall der Mongolen aus ihrem Vaterlande vertrieben, sich nach der Insel Java flüchteten und auf ihrem fruchtbaren und gesegneten Boden gastliche Aufnahme fanden und bald zu grossen Reichthümern gelangten.

Unter den Europäern waren es die Portugiesen, welche 1510 zuerst die Insel betraten und mit Hilfe ihrer Taktik dieselbe theilweise in Besitz nahmen. Dieser war aber von keiner langen Dauer, denn schon gegen Ende desselben Jahrhunderts ergriffen die Holländer Repressalien für die erlittene Verweisung aus der pyrenäischen Halbinsel und vertrieben die Portugiesen aus Java und blieben im Besitze dieser Insel bis zum heutigen Tage, mit Ausnahme der Unterbrechung von 1811—1816, in welchen Jahren die Engländer die Herren der Insel waren. Seit jener Zeit hat sich Holland dort sehr wohnlich eingerichtet, seine Monopolien überaus stark befestigt und seine Revenuen ungemein vergrössert.

Batavia. Batavia ist die Hauptstadt des holländischen Ostindiens und der Sitz der Regierung und die Holländer sind als die

*) Java misst mit Madura und den Nachbarinseln zusammen circa 119.117 Quadrat-Kilometer, d. i. etwas mehr als Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Illyrien, das Küstengebiet und Tirol mit Vorarlberg.

eigentlichen Gründer derselben zu betrachten. Sie zerfällt in den asiatischen und europäischen Stadttheil, die etwa zwei Kilometer von einander entfernt sind.

Der erste liegt sehr niedrig am Wasser und ist daher höchst ungesund, doch wird er einigermassen durch breite, schön angelegte Canäle ventilirt, deren Gewässer dem Einflusse der Ebbe und Flut unterliegen. Das in diesem Stadttheile lebende Volk besteht aus Malayen, Chinesen und anderen diversen Asiaten, deren Wohnungen sich meist durch den ihnen aufgeprägten nationalen Baustyl erkenntlich machen. Viel Leben und Treiben und sehr viel Lärm ist dort vorherrschend, denn die Ostasiaten scheinen gleich manchen südeuropäischen Völkern sich nicht ohne Geschrei und lebhafte Pantomimik verständlich machen zu können. Dieser Stadttheil entbehrt alles öffentlichen Prunkes. Man sieht keine Monumente, keine Zierbrunnen, keine eleganten Magazine, keine einladenden Restaurationen oder europäischen Kaffeehäuser. Die letzten sind nur elende Spelunken, die gewöhnlich auch Herbergen für die Prostitution enthalten.

Die Bankgebäude machen durch ihre compacten Constructionen und mitunter ganz netten Façaden einen angenehmen Eindruck gegenüber dem asiatischen Quodlibet.

Für den Strassenverkehr ist in Batavia hinreichend gesorgt, denn diverse Palankins und plumpe grosse Kutschen stehen überall zu Gebote, selbst eine Tramway gibt es dort. Welche Verschiedenheit liegt doch in der asiatischen und europäischen Locomotion! In der ersten machen die Menschen den Thieren und Maschinen Concurrenz und in der letzten Thiere und Maschinen den Menschen.

Wenn man in der Nähe des Zollamtes durch einen grotesken steinernen Bau schreitet, der einen Triumphbogen darstellen soll, kommt man auf den Waterlooplatz, *) auf welchem sich das Rathhaus, das Verwaltungs-, Justiz- und Postamt etc. befinden. Daselbst ist auch die Hauptstation der Inseleisenbahn errichtet, welche sich von Batavia bis Buitenzorg, der Residenz des General-Gouverneurs, erstreckt.

*) Auch *Waterlooplein* oder *Weltevreden* (d. h. Wohlzufrieden) genannt, weil er in dem gesunden neuen Stadttheile gelegen ist.

Der europäische Stadttheil ist, wie schon erwähnt, zwei Kilometer von dem asiatischen entfernt und bedeutend höher gelegen und daher viel gesünder. Beide sind aber durch den grossen Canal miteinander verbunden, der seiner ganzen Länge nach mit prächtigen schattenreichen Bäumen und anderen riesigen Gewächsen der tropischen Pflanzenwelt eingesäumt ist. Dort haben sich reiche Leute ihre Benretiros erbaut.

Dieser Stadttheil oder die neue Stadt, wie er meist benannt wird, ist wirklich sehenswürdig. Die Strassen bilden freundliche Boulevards, durch welche breite, wasserreiche Canäle gezogen sind, die der Umgebung, wie in den Städten des Mutterlandes, ein originales Aussehen verleihen.

Die Wohnhäuser, unter denen es manche staatliche Gebäude gibt, sind regelmässig mit reizenden Vorgärten versehen. Der reiche Blumenflor, der sie schmückt, und der tiefe Schatten, der sie vor den sengenden Strahlen der tropischen Sonne schützt und ein liebliches, mysteriöses Dämmerlicht erzeugt, verleihen ihnen ein überaus heimisches Aussehen.

Batavia hat sich in den letzten Jahren stark vergrössert und zählt jetzt mehr als 300.000 Einwohner, unter denen sich circa 15.000 Europäer, d. i. meist nur Holländer, befinden. Diese haben es verstanden, sich dort zu acclimatisiren, in die Verhältnisse hineinzuleben und sich ein trauliches, mit Luxus, Eleganz und Comfort ausgestattetes Heim zu gründen, um welches sie oft zu beneiden sind. Französischer Geschmack, Sitte und Bildung sind bei ihnen vorherrschend. Sie sind praktische, strebsame, aber den Fremden gegenüber ein bischen zu misstrauische Leute und daher sehr schwer zugänglich. Wenn man aber das Glück hat, ihnen gut empfohlen zu sein, dann kennt ihre Gastfreundschaft, Höflichkeit und Liebenswürdigkeit weder Mass noch Ziel und man wird sich immer der angenehmen und fröhlichen Stunden erinnern, die man mit und unter ihnen verlebt hat.

Die neue Stadt ist mit allem dem ausgestattet, was der gebildete Europäer als zeitgemässe Bedürfnisse betrachtet, wie: öffentliche Anstalten, Casinos und Lese-Cabineten, ein Museum, eine Akademie der schönen Künste, reiche, elegante

Magazine und Theater, in denen meist nur französische Stücke zur Aufführung kommen. Eine musterhafte Reinlichkeit herrscht in diesem Stadttheile. Die Strassen werden beständig bespritzt und von Staub und Unrath gesäubert, wodurch der hygienische Zustand ausserordentlich verbessert wird. Welcher kolossale Unterschied macht sich zwischen den zwei benachbarten Stadttheilen bemerkbar! Intelligenz und Fortschritt herrscht auf der einen Seite und Indolenz und Stagnation des Geistes auf der anderen; und wenn man diese Gegensätze miteinander vergleicht, so wird man auch sogleich überzeugt, dass die Vorsehung die Europäer berufen hat, über die Asiaten zu herrschen.

Es ist auffallend, dass Batavia, die Hauptstadt des holländischen Ostindiens, trotz seiner ungeheuren Revenuen nicht ein einziges Staatsgebäude aufzuweisen hat, das verdiente irgend einem der zahlreichen Prachtbauten an die Seite gesetzt zu werden, die man in den englischen Colonien findet. Es liegt doch im Geiste der Zeit, dass man gegenwärtig in allen Culturstaaten der alten und neuen Welt bestrebt ist, dem Fortschritte zu huldigen, den Städten eine verjüngte Gestaltung und eine dem Bildungsgrade und den Reichthumsquellen des Landes angemessene elegante Physiognomie zu geben, die sich aus grossen nationalen Werken und Bauten und Monumenten abspiegelt und durch moderne Bildungs- und Humanitäts-Anstalten belebt. Batavia ist in dieser Hinsicht weit im Rückstande, und was man dort Schönes, Edles und Zweckmässiges hin und wieder sieht, ist bloss das Werk einzelner Privatleute.

Die Holländer zählen sich zu den Völkern, die dem Fortschritte huldigen. Es ist daher von ihnen zu erwarten, dass sie die im Sunda-Archipel übernommene Mission als Träger der Cultur und Civilisation getreulich erfüllen werden. Bis jetzt bleibt ihnen aber noch unendlich viel zu thun übrig, denn der sichtbare Fortschritt beschränkt sich nur auf Neu-Batavia und Buitenzorg, Alles, was darüber hinausliegt, trägt leider nur noch zu sehr den Stempel der Primitivität an sich. Wir werden in der Folge noch Gelegenheit haben auf diesen Punkt zurückzukommen.

Die Umgebung von Batavia ist seiner sumpfigen Lage halber sehr ungesund und besitzt, wenn man sich über den

Rayon der Stadt hinausbegeben hat, ausser der riesigen Pflanzenwelt wenig landschaftlichen Reiz. Dieser steigert sich aber bis zum Extrem in der Gebirgsregion und namentlich in der Umgebung von Buitenzorg*) (sprich: Bueitensorg), von dem sich wohl mit Recht sagen lässt: Siehe Buitenzorg und du hast Alles gesehen, was die Insel Schönes und Erhabenes besitzt!

Bei allen Fremden, die nach Batavia kommen, steht der Besuch von Buitenzorg, der vornehmen Residenz des General-Gouverneurs, obenan. Man kann diese per Eisenbahn leicht in vier Stunden erreichen. Die Einrichtung der letzteren weicht von der in Europa üblichen nicht weit ab, nur ist es auffallend, dass das bei derselben angestellte Betriebspersonal fast ausschliesslich nur aus Malayen besteht, was für deren technische Befähigung das beste Zeugniss ablegt. Die Waggons sind bequem, gut ventilirt und der Eigenthümlichkeit des Klimas entsprechend eingerichtet. Die Fahrpreise sind sehr mässig und die gewöhnlichen drei Classen sind ohne Ausnahme allen Nationalitäten zugänglich. Nichts ist einfacher als die Construction einer Eisenbahnstation auf der Insel Java. Einige Bambusstäbe in den Boden eingerammt, diese oben unter einander verbunden und mit Matten oder Bananasblättern bedeckt und die Station ist fertig. Dasselbe gilt auch vom Telegraphen, dessen Draht-Isolatoren man oft an den lebenden Bäumen befestigt sieht.

Die Fahrt geht sehr langsam von statten und setzt uns daher in die angenehme Lage, das herrliche der Bahn entlang sich entfaltende Panorama recht *con amore* betrachten zu können. Ein Bild verdrängt und übertrifft das andere an idyllischer Schönheit. Bald sind es kleine, originelle Urwälder, die aus einem Mischmasch von Bambus-, Palmen-, Muscat- und Ricinusbäumen bestehen, bald wohlgepflegte Zuckerplantagen oder weit ausgedehnte, in lauter kleine Parcellen abgetheilte Padyfelder,**) deren Raine aus dichten Gehegen wildwachsender Azaleen gebildet werden, oder saftige Gründe,

*) Bedeutet „ohne Sorge", wie das Wort Sanssouci und ist circa 60 Kilometer von Batavia entfernt.

**) Reisfelder.

auf welchen Büffelheerden weiden oder im Schatten grosser Tamarindenbäume wiederkäuend Siesta halten. Alles dieses huscht wie im Fluge vor unseren Augen vorüber und erzeugt einen behaglichen Eindruck.

Ueberdies wechseln zahllose vornehme Villen und trauliche Bungalos unter einander ab. Die letzteren sind von so primitiver Bauart, dass sie den Eigenthümern auf nicht mehr als etwa 15 bis 20 fl. ö. W. zu stehen kommen können. Sie sind meist dicht mit Epheu bekleidet und mit den Blättern wuchtiger Gewächse bedeckt. Dieser immergrüne Mantel bildet das Hauptmaterial, aus welchem die Wände und Dächer bestehen. Der Fremde würde oft nicht in solchen monströsen Gehegen menschliche Wohnungen vermuthen, wenn sie nicht als solche durch die vor denselben angelegten Hausgärtchen gekennzeichnet wären. An Abenden, wenn die grosse Hitze vorüber ist, geht es in diesen sehr lebhaft zu und wir betrachten mit Vergnügen die patriarchalischen Scenen, die sich dort abspielen. Die europäischen Frauen würden es aber sicher nicht mit Wohlgefallen aufnehmen, wenn sie sähen, wie dort die *Patres familias* im süssen Nichtsthun Tabak rauchend oder Betel kauend im Grünen liegen und ihren mit den Hausthieren spielenden zahlreichen Sprösslingen zusehen, während ihre Frauen, wie überall im Oriente, sich mit der Verrichtung der schwersten häuslichen Arbeiten zu quälen haben.

Die Lebensweise dieser Leute ist ungemein einfach und ihre Bedürfnisse sind sehr klein. Möbel sind bei ihnen unbekannte Sachen und die Bekleidung ist auf ein bescheidenes Minimum beschränkt. Eine auf der Erde ausgebreitete Matte bildet ihr Bett und eine aus Bambusfasern geflochtene halbrunde Trommel ihr Kopfkissen. Weder Tische und Bänke, noch Messer und Gabeln sind im Gebrauche, denn sie sitzen wie die Türken mit gekreuzten Beinen auf dem Boden und essen mit den Fingern der rechten Hand. Ihre Hauptnahrungsmittel bestehen in Reis, Fischen und Eiern, aus welchen sie durch Hinzuthun gewisser Pflanzen und Gewürze höchst pikante Speisen *(Cury)* zu bereiten verstehen, die ganz dem Klima entsprechen und daher sehr gesund sind. Ihr gewöhnliches Getränke ist Wasser und Thee. Das erstere trinken sie lau-

warm, nachdem sie zuvor etwas Zimmet hineingegeben haben, und Thee nehmen sie nur während der Mahlzeiten zu sich. Das Betelkauen ist allgemein gebräuchlich. Die javanischen Malayen, die sich rühmen, das Betelkauen auf die raffinirteste Weise zu verstehen, empfehlen den Feinschmeckern die folgende Methode: „Etwas vegetabilische Pasta und ein Stückchen Arekanuss in ein Betelblatt gewickelt,*) in den Mund gesteckt und daran gekaut, bis sich der rothe Saft entwickelt, dann mit der Zunge einige Zeit hin und her geschoben und schliesslich ausgespuckt." Der chinesische Theil der Bevölkerung treibt ausser dem Betelkauen auch das Opiumrauchen.

Wenn man per Bahn eine Höhe von 260 Meter über dem Meere erreicht hat, findet man, dass der auf den niederen Flächen des Landes beständig lagernde heisse Qualm gänzlich verschwindet und einer erfrischenden aromatischen Luft Platz

Buitenzorg.

macht. Wir befinden uns bereits im Gebiete von Buitenzorg. Eine prachtvolle Allee bezeichnet die Nähe der Residenz des General-Gouverneurs. Nach allen Richtungen sieht man Spaliere stattlicher Dattelpalmen und riesiger Coniferen angelegt, von denen sich Schlingpflanzen in den bizarresten Windungen auf die Erde herablassen, um sich mit den Blumen und Gräsern zu verweben.

Der Park von Buitenzorg ist ein Wunderwerk in seiner Art, welches den berühmtesten europäischen Gärten nachgebildet worden ist. Er bietet sowohl dem Laien wie dem Gelehrten reichhaltigen Stoff zu Vergnügen und Belehrung dar und gewiss wird kein Besucher denselben verlassen, ohne sich gut unterhalten oder den Schatz seines Wissens bedeutend vermehrt zu haben.

Das Land hat ungeheuere Summen ausgegeben, um eine Residenz zu schaffen, die an Pracht und Glanz eines Königs würdig ist. Das Schloss zu besuchen, war uns wegen der Anwesenheit des General-Gouverneurs nicht gestattet, dagegen wurde uns aber der Park zugänglich gemacht, von welchem Rechte wir auch auf das Umfassendste Gebrauch machten.

*) Die reichen Malayen mischen dazu noch etwas Perlenkalk, den sie durch das Verbrennen der sogenannten Saatperlen erhalten und, betrachten dieses Product als die höchste Panacee des Lebens.

Man findet dort überall das Schöne mit dem Nützlichen vereint. Der Park enthält eine vollständige Sammlung der javanischen Flora und viele andere tropische Gewächse, unter welchen sich auch die *Victoria regia* auszeichnet, die in den dortigen Teichen wundervoll gedeiht und wie eine Königin unter den Nymphen thront. Ihre kreisrunden Blätter von fünf bis sieben Fuss im Durchmesser liegen auf dem Wasser wie schwimmende Inselchen. Mit Entzücken betrachtet man die herrlichen Effecte, welche die durch die Hand des Menschen geleitete Natur so leicht durch üppigen Baumschlag und Wasser hervorzubringen vermag. Eine immense Wiese breitet sich dort aus, auf welcher hunderte von Hirschen grasen, und ein benachbarter See ladet die Besucher zu einer heiteren Gondelfahrt ein. Buitenzorg schliesst sich an den westlichen vulkanischen Gebirgsstock an, dessen Spitzen eine Höhe von 320 Meter erreichen.

Man schilderte uns das prachtvolle, erhabene, aber zugleich auch furchtbare Schauspiel, welches die Natur dort hin und wieder bereitet, wenn nächtlicherweile ein Vulkan die Umgegend beleuchtet und seine auflodernden Feuergarben in den Cascaden und in dem See des Parkes sich abspiegeln.

Auch die ganze Umgebung ist wunderbar schön und steht zu Buitenzorg in einem harmonischen Verhältnisse. Es ist gerade als wenn die Natur dem menschlichen Kunstwerke huldigend ihren Tribut dargebracht hätte, indem sie den herrlichen Park auch mit einem würdigen kolossalen Rahmen umgab.

Ein lauer feuchter Dunst befördert überall das Wachsthum des Thier- und Pflanzenreiches und der Mensch schlürft in jener glücklichen Region mit Wonnegefühl die Luft ein, die mit tausenderlei Wohlgerüchen gefüllt ist.

Nicht weit von Buitenzorg befindet sich die berühmte Grotte der Salangas (*Hirundo esculenta*), eine Schwalbengattung, die sehr gefrässig ist und sich von Meermoosen und Tangen nährt. Sie nehmen diese Nahrung so gierig und unmässig zu sich, dass sie selbe nach vollendeter Verdauung zum Theile wieder in Gestalt einer gallertartigen Masse durch Vomitiren von sich geben und sie in ihren Nestern schichtenweise aufspeichern. Dieses Product bildet die bekannten ess- Essbare Schwalbennester.

baren Vogelnester, die ganz besonders auf den Tafeln der reichen Chinesen gerne gesehen und je nach der Reinheit und Qualität des Stoffes fast mit Gold aufgewogen werden.

Gewöhnlich werden die Vogelnester wie die Trüffeln und Champignons zubereitet, doch aber auch von Manchen im Naturzustande wie der russische Caviar genossen. Die beste Sorte ist halbdurchsichtig, von weisslicher Farbe und von säuerlichem Geschmacke und soll sehr stärkende und stimulirende Eigenschaften haben.

Diese Grotte ist ungemein schwer zugänglich und bildet eine Merkwürdigkeit und gleichzeitig eine reiche Einnahmsquelle für Buitenzorg. Sie ist an einen Chinesen verpachtet, welcher sie strenge beaufsichtigt und von Zeit zu Zeit den Inhalt der Nester wegnehmen lässt, ähnlich wie man es mit dem Honig der Bienen zu machen pflegt. Er bezahlt für das Monopol der Regierung einen jährlichen Tribut von 100.000 fl. ö. W. Der Preis der Salangennester zu Batavia ist 4- bis 7000 fl. ö. W. per Picol = $61._{76}$ Kilo.

Klima. So sehr das Klima Javas der Entwicklung des Thier- und Pflanzenlebens förderlich ist, eben so ungünstig wirkt es auf das physische Gedeihen des Menschen. Ganz besonders sieht man dies bei den dort lebenden Europäern, die fast durchgehends die Merkmale der Einwirkung des bösen Klimas an sich tragen. Nichts ist gerechtfertigter als das alte Sprichwort, welches hierüber sagt:

„Kommst du von jenem Ort, so rechne dir's als Glück,
Denn Zwanzig sterben dort, eh' Einer kehrt zurück."

Aus dem ekligen Schlamme der vielen Flüsse und Canäle und aus dem fauligen Boden der Moräste und der Lagunen steigen beständig Wolken miasmatischer Dünste empor, welche die Luft auf dem flachen Lande verpesten und ein Heer von Krankheiten erzeugen, welche die Menschen auf eine furchtbare Weise decimiren. Dank den hygienischen Einrichtungen und der mehr und mehr in Aufnahme kommenden Vorsicht der Bevölkerung erreichen sie gegenwärtig zwar nicht mehr jenen schauderhaften Grad der Verwüstung, den sie in früheren Zeiten anzurichten pflegten, wie z. B. im Jahre 1730, in welchem sie allein in Batavia 48.000

Menschenleben hinwegrafften, d. i. mehr als 80 Percent der damaligen Bevölkerung. Immer aber herrscht auch jetzt noch auf Java eine so grosse, wir müssen leider sagen normale Sterblichkeit, die kaum irgendwo auf der Erde ihres Gleichen findet.

Die gefährlichsten Krankheiten sind dort die Cholera und die epidemischen und endemischen Fieber, welche alle ganz stabil geworden sind. Fast alle Menschen tragen die Spuren dieser schrecklichen Seuchen an sich, die sich durch gelbliche eingefallene Gesichter kennzeichnen. Auch die Elephantiasis fehlt nicht im Heere dieser giftigen Feinde und erregt durch ihr Erscheinen Angst, Ekel und Abscheu. Wir übertreiben es ganz und gar nicht, wenn wir behaupten, dass es auf Java unter den Europäern keine rothwangigen Gesichter gibt, wenn nicht die Kunst diesem Uebelstande abhilft und Rosen auf die Wangen zaubert.

Am besten befinden sich dort noch die Malayen, die eigentlichen Kinder des Landes, wenn sie sich nicht gänzlich über die üblichen Gesundheitsmassregeln hinaussetzen. Unter diesem Volke ist die Sterblichkeit der Frauen viel grösser als die der Männer und merkwürdig ist es, wie die Natur das sexuelle Gleichgewicht aufrecht zu erhalten weiss, indem sie in demselben Verhältnisse mehr weibliche Kinder das Licht der Welt erblicken lässt.

Mit der Heilkunde und deren Vertretern sieht es unter dem asiatischen Theile der Bevölkerung noch ganz trostlos aus und kann es auch wohl anders sein, wenn man wegen Mangels an Aerzten seine Zuflucht zu der allererbärmlichsten Quacksalberei, zu Talismanen und Zaubersprüchen nehmen muss? Eine grosse Rolle spielen dort gewisse Steine und Thierknochen, durch deren Berührung Krankheiten gehoben werden sollen. Der Besitz solcher Schätze wird von den Familien, bei welchen sie sich befinden, auf das Sorgfältigste verwahrt und von einer Generation auf die andere vererbt.

Wenn wir den Schauplatz der eben geschilderten düsteren Zustände verlassen und uns dafür dem Pflanzenreiche zuwenden, finden wir reichliche Entschädigung in der Betrachtung der wunderbaren, lebensvollen Gebilde, denen wir Schritt für Schritt begegnen. Welche Varietäten von Pflanzenreich

den zartesten Ziergräsern angefangen bis zu den gigantischen Bäumen, deren Blätterkronen sich hoch in den Lüften schaukeln und ihre Aeste weit von sich ausspreizen! Welche Schönheit und Reichhaltigkeit der Blumen und welch' Originalität der Fächer- und Sagopalmen, des schattenreichen Colophyllums, der Eugenias, der Deodars, der Coniferen und der Drachenblutbäume! Nicht minder zahlreich und verschieden sind auch die officinalen und Färbekräuter und die Giftpflanzen, von welchen wir namentlich den gefürchteten *Bohu upas* erwähnen, dessen sich die Eingebornen zur Vergiftung ihrer Pfeile bedienen.

Alle diese Gewächse gedeihen auf dem fruchtbaren vulkanischen Boden und unter der Einwirkung der fast senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen und der reich mit Stickstoff gesättigten Luft bis zum höchsten Grade der Vollkommenheit.

Wenn man sich einen Begriff von dem Reichthume machen will, den die Natur auf Java ausspendet, braucht man nur dem grossen Markte zu Batavia einen Besuch abzustatten, wo man so ziemlich Alles concentrirt finden wird, was dort das Pflanzenreich hervorbringt. Es sieht wohl daselbst sehr chaotisch aus, aber ungeachtet dessen kann man leicht ein Verzeichniss der Artikel aufnehmen, die dort die Erde in Massen hervorbringt. Wir notiren davon:

Producte.

Kaffee, Thee, Zucker, Reis, Weizen in nicht unbedeutenden Partien, Pfeffer, Opium, Indigo, Tabak, Baumwolle, Gewürznelken, Zimmt, Muscatnüsse, *) Yams, süsse Kartoffeln, Kokosöl und Nüsse, Ananas, Bananas, Mangoes, Feigen, Datteln, Wassermelonen etc.

*) Nach den Angaben der Eingebornen soll der Muscatbaum von der molukkischen Insel Bouro herstammen, wo er aber gegenwärtig ganz aus der Cultur gekommen ist. Im XVII. Jahrhunderte verpflanzten ihn die Holländer, seinen grossen Werth erkennend, nach Java, wo er mit Eifersucht bewacht und seiner Weiterverbreitung alle erdenklichen Hindernisse in den Weg gelegt wurden, bis er seinen Weg doch auch nach anderen benachbarten Inseln fand und zwar durch die wilden Tauben, welche seine Blüthen und Samen gierig verschlingen und letztere unverdaut wieder von sich geben. Muscatnüsse standen noch im vorigen Jahrhunderte in Europa in so hohem Preise, dass sie fast mit Gold aufgewogen wurden. Man sagt, dass die Holländer, um die hohen Preise in Europa zu erhalten, jede Ueberproduction zerstören liessen.

Die Fauna bietet dem Zoologen ein grossartiges Material zu Studien dar. Vor allem Anderen zieht die Menge der prachtvollen Vögel die Blicke mit Staunen und Bewunderung an sich. Man könnte tagelang in den Wäldern und Dschungeln zubringen und sich am Reize ihrer herrlich gefiederten Bewohner erfreuen. Wie entzückend schillert der Paradiesvogel in seiner Farbenpracht, die aus Gold und glitzernden Diamanten zu bestehen scheint! Der Rulul liebt nur das tiefe Dunkel des Waldes, das er *quasi* durch sein herrliches, blendendes Gefieder erhellt. Der Leiervogel ist ein wundervolles Thier, welches seinen einer Leier ähnlichen Schweif wie ein Pfauenrad aufwärtsschlägt. Der *Satin bird* oder Atlasvogel fügt dem sich erbauten Neste auch eine grüne Laube hinzu, in welcher er seine Spaziergänge abhält. Der *Sericulus* trägt die Eigenthümlichkeit an sich, dass sein Gefieder je zur Hälfte gold- und sammtartig ist. Der Kasuar ist von der Grösse eines mittleren Strausses mit rosshaarähnlichen Federn. Er ist ein ganz guter Läufer. Den schwarzen Schwan mit seinen graziösen, stolzen Bewegungen sieht man fast den ganzen Tag hindurch emsig mit seiner Toilette beschäftigt. Immer hat er an sich zu putzen und zu waschen, wie eine vornehme schwarze Schöne, die sich gerne weiss waschen möchte. In und an den Flüssen wimmelt es von Kaloogen, d. i. fette wilde Enten, auf die ihres schmackhaften Fleisches wegen stark Jagd gemacht wird. Aber noch bei weitem mehr liebt man auf des reichen Mannes Tische jenes des wilden Pfaues. Dieser haust nur in den dichtesten Gebüschen und führt dort ein einsames, eremitisches Leben. Thierreich.

Auch das Leben der Quadrupeden nimmt das Interesse des Naturfreundes in hohem Grade in Anspruch und ihre Mannigfaltigkeit in Gestalt und Grösse verbunden mit anderen merkwürdigen physischen Eigenschaften ist geeignet, für das Studium der Zoologie Proselyten zu machen.

Unter den vierfüssigen Säugethieren findet man: Büffel, ein für die dortigen Verhältnisse überaus nützliches und ganz unentbehrliches Thier, Heerden kleiner schwarzer Schweine, die sich gerne in der Nähe der menschlichen Wohnungen aufhalten und ein gesundes, leicht verdauliches Fleisch liefern.

Hirsche gibt es viele und von ansehnlicher Grösse und Affen in unendlicher Zahl und Verschiedenheit. Die Pferde wollen dort nicht recht gedeihen, man hält daher lieber die Ponies, die meistens von der Insel Timor, dem bekannten Honiglande, herübergebracht werden.

An wilden Thieren sind es namentlich die Tschitas oder kleinen Leoparden, die den Ansiedlern oft grossen Schaden zufügen. Aber noch viel gefährlicher als diese sind die Tiger, die sich nicht selten bis zu den Ansiedlungen heranschleichen und sich unter Menschen und Thieren ihren Tribut holen. Sie lieben ganz besonders, sich in den dichtbelaubten Gebüschen der Dschungeln versteckt zu halten, um auf ihre Beute zu lauern. Solchen Gebüschen gehen daher die Eingebornen misstrauisch aus dem Wege. Wenn man in deren Nähe Affen sich unruhig herumtreiben sieht oder die wilden Pfaue schreien hört, hat man es als ein Zeichen zu betrachten, dass Gefahr droht und dass dort der heimtückische Feind auf der Lauer liegt.

Die Tiger sind dort nicht leicht auszurotten, weil sie beständig aus Indien Nachwuchs erhalten, von wo sie durch Jagden vertrieben, sich auf die nahen Eilande flüchten und von da als gewandte Schwimmer von Insel zu Insel ziehen und durch ihre grausamen Invasionen Thier und Menschen in Furcht und Schrecken versetzen.

Nicht weniger interessant sieht es im Reiche der Insecten, der Spinnen, der Krebse, der Würmer und Muschelthiere aus. Es ist ganz unglaublich, in welcher unendlichen Zahl und von welcher ungewöhnlichen Grösse, Schönheit und Gestalt solche dort vorkommen. Wir würden allen Zoologen vom Fache wünschen, dass sie einige Zeit auf der Insel Java verleben könnten, denn es gibt Vieles, das nur durch Beobachtung der Thiere in der freien Natur, aber nicht in Gärten und Menagerien erforscht und erlernt werden kann.

Welches Schwirren, Sumsen, Zirpen und Quacken erschallt durch die Lüfte! Welches Hüpfen, Rennen und Jagen sieht man um sich her! Alles ist voll Emsigkeit und Thätigkeit und von einer solchen Ausdauer, die manchen Menschen zu Schanden macht.

Zahllose Schmetterlinge von wundervoller Grösse, Gestalt und Farbenpracht umgaukeln uns. Hier sieht man den prachtvollen Riesenkäfer, genannt „das wandelnde Blatt", auf den Gräsern bedächtig herumsteigen, da sucht die *Mantis religiosa*, eine kolossale Heuschrecke, mit drolligen Springen eine Fliege zu erhaschen. Diese ist ein höchst merkwürdiges Thier von ansehnlicher Grösse. Auf dem Rücken hat es schöne, symmetrische Zeichnungen auf grünem Grunde. Es lebt von Insecten und kleinen Amphibien, die es im Fluge oder im Sprunge zu erhaschen weiss. Seine Vorderfüsse sind 4½ Centimeter lang und bestehen aus zwei Gelenken. Den ganzen Füssen entlang hat es scharfe, schneidige Spitzen, mit welchen es sein Opfer tödtlich verwundet und dann zwischen den Vordergelenken haltend aussaugt. Seine Haltung bei dieser Verrichtung gleicht den gefalteten Händen einer Betenden, wesshalb diese Heuschrecke auch den bezeichnenden Namen „Gottesanbeterin" bekommen hat.

Oftmals zogen auch die ungewöhnlich grossen tropischen Spinnen unsere Aufmerksamkeit auf sich, die mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit ihre Netze auszuspannen verstehen und besonders zur Nachtzeit reiche Beute machen.

Wir wurden eines Tages zum Besuche einer grossen Plantage eingeladen, die hart am Meere liegt. Der Besitzer derselben hiess uns auf seiner in einem grossen Parke liegenden Villa mit vieler Liebenswürdigkeit willkommen und wies uns sogleich in einem freundlichen grünen Bungalo eine kühle Wohnung an. Es war schon sehr spät, als wir nach eingenommenem Abendessen unsere Schlafstellen aufsuchten. Im Zimmer war es ungemein schwül und wir empfanden noch keine Lust, uns zur Ruhe zu begeben. Das Häuschen lag mitten im Parke. Die Nacht war hell und ein scharfer Wind rauschte durch die alten, riesigen Bäume. Wir verspürten desshalb noch Lust zu einem kleinen nächtlichen Spaziergange und riefen zu diesem Behufe einen Wächter herbei, um uns zu begleiten. Es gibt keine Worte, die im Stande wären, die Schönheit und Pracht des nächtlichen Panoramas zu schildern, das sich unseren Blicken eröffnete, als wir die dunklen Alleen und Winkel des Parkes durchwanderten. Zahllose Leuchtkäfer flogen in den Bäumen und in der Luft herum,

Besuch einer Plantage.

so gross wie die Cucujos, mit welchen sich die Eingebornen von Centralamerika und Mexico ihre Wohnungen und Wege erhellen. Am Firmamente flimmerten die südlichen Sternbilder in ihrem magischen Lichte, im Grase wimmelte es von Millionen leuchtenden Würmern und selbst die alten, mit Schwämmen und Pilzen bewachsenen Baumstöcke sandten uns ihr bläuliches, phosphorescirendes Licht entgegen. Dabei genossen wir die erfrischende und stärkende Luft und sogen mit Entzücken die süssen, aromatischen Düfte ein, welche den Gewächsen während der Nacht viel intensiver entströmen als bei Tage.

Nach mehreren Gängen ins Kreuz und in die Quere gelangten wir zu einer Bank an einer Felsenwand, die steil nach dem Meere hinabführte, und liessen uns auf derselben nieder. Es wehte, wie man es zu nennen pflegt, eine steife Brise, das Meer ging sehr hoch und die Brandung schlug so gewaltig an den Felsen, dass die Wogen wieder als Schaum und Wasserstaub in die See zurückgeschleudert wurden. Es war aber kein weisser, sondern ein feuriger Schaum, denn das Meer schien in Flammen zu stehen und gaukelte in seiner Aufregung dem Beobachter die wunderlichsten phantastischen Gebilde vor.

Nirgendswo kann man dieses herrliche Schauspiel der Natur schöner erblicken, denn nirgends gibt es so zahlreiche leuchtende Polypen als in jenem Theile des indischen Oceans. Namentlich sind es dort die merkwürdigen Noctiluken, die dieses bezaubernde Licht hervorzubringen helfen. Ihre Zahl geht in die Myriaden. Wahrscheinlich finden sie in dem Gewässer der unverhältnissmässig grossen Zahl der Flüsse, welche in dem vulkanischen Gebirge Javas entspringen, *) einen grossen Theil der Stoffe, deren sie zu ihrer Entwicklung und ungeheuren Vermehrung bedürfen.

Die Noctiluken *(Pelagia noctiluca)*, auch „Seeleuchten" genannt, sind wundervolle, mehrere Centimeter im Durchmesser habende linsenförmige Gebilde, welche aus einer Colonie unzähliger mikroskopischer schleimartiger Thiere bestehen. Aus ihren Mittelpunkten sieht man eine Art gebo-

*) Es soll auf Java mehr als 230 Flüsse geben.

gener Stengel hervorragen, durch welche sie das Aussehen von gefüllten Astern bekommen. Nicht selten kommen sie auch in einer Grösse von 20 Centimeter vor und haben dann einige Aehnlichkeit mit dem Fliegenschwamme sammt dem Wurzelstocke. Ihre Hauptbestimmung scheint zu sein, vielen anderen Seethieren zur Nahrung zu dienen. Wenn sie aus dem Wasser genommen werden, tritt ihr Tod schnell ein, worauf dann ein rapider, unaufhaltbarer Zersetzungsprocess folgt. Alles, was nach der vollständigen Auflösung von ihnen übrigbleibt, ist ein sehr kleiner Procentsatz von Kalk, der im Verhältnisse zu ihren früheren Dimensionen kaum nennenswerth erscheint.

Es ist wunderbar, wie diese unansehnlichen Hohlthiere bei ihrem losen, schleimartigen Wesen, wenngleich in grossen Massen vereint, doch so kolossale Kräfte zu entwickeln im Stande sind, wie ihnen oft zugeschrieben wird.

Wir haben einmal eine Qualle von circa acht Kilo Gewicht zerdrückt, und nachdem wir sie durch die Sonne gänzlich vertrocknen liessen, behielten wir von der ganzen Masse kaum mehr als zwei Gran Kalk übrig. Die Hohlthiere kommen in jenen tropischen Gewässern in so ungeheurer Menge vor, dass in einem Cubikfuss Wasser davon über 100.00 gezählt worden sind, und alle besitzen mehr oder weniger die Eigenschaft zu leuchten.

Eine andere Gelegenheit zum Staunen und Bewundern gewährt uns auch die Betrachtung der sogenannten Blumen-Korallenthiere, die, obgleich in Hinsicht auf den Organismus zu der primitivsten und untersten Classe der Thierwelt gehörig, doch einen so hohen Grad von technischer Kunstfertigkeit an sich tragen, dass sie wie galvanoplastische Copien der zartesten und lieblichsten Pflanzengebilde aussehen.

Jedermann frägt sich, wie so unscheinbare und wenig entwickelte Geschöpfe, die kaum den Namen Thiere verdienen, zu der hohen technischen Geschicklichkeit gelangt sind? Wer vermag wohl eine richtige Antwort darauf zu geben? Wir wollen auf eine Antwort gerne Verzicht leisten, die uns doch um keinen Schritt der Ergründung der Geheimnisse der Schöpfung näherbringen würde, sondern lieber fortfahren,

die Grösse, die Macht und Erhabenheit der gottvollen Natur zu bewundern und zu lieben.

Wir waren stets erfreut, wenn wir in den Regionen des indischen Oceans in irgend einen Hafen einliefen und uns bald darauf von zahlreichen Canots umschwärmt sahen, auf welchen die Eingebornen manchmal förmliche Jahrmarktsbuden errichtet und die interessanten Producte des Meeres zum Verkaufe ausgestellt hatten.

Wir fanden da oft Gelegenheit, die wunderlichsten und seltsamsten Erzeugnisse der submarinen Korallen- und Muschelfabrikanten zu erblicken.

Bei einer solchen Gelegenheit sahen wir einmal bei einem Singalesen eine reiche und wohlgeordnete Collection von Muscheln, die er ausser den englischen auch mit den lateinischen Namen zu benennen wusste. Auf unsere Frage, wer ihn das gelehrt habe, sagte er: „Der Missionär.“

Als wir endlich spät in unser Bungalo zurückkehrten, war es mit dem Schlafe vorbei, denn wir fühlten uns von den zauberischen nächtlichen Scenen so befangen, dass wir kein Auge zumachen konnten.

Während das Firmament, die Luft, die Erde und das Meer im freundlichen Lichte strahlt, herrscht in den Köpfen der unteren Volksclasse eine totale Finsterniss und bodenlose Unwissenheit. Es ist wirklich Schade, dass dem malayischen Volke, welches grosse Fähigkeiten besitzt, die Wohlthat einer guten Schulbildung vorenthalten ist und dass man es so unter Vorurtheilen und Aberglauben verkümmern lässt. Es ist uns kein Land mit einer civilisirten Regierung bekannt, in welchem das Volksschulwesen so sehr verwahrlost und hintangehalten wird, wie es im holländischen Ostindien der Fall ist, wo es den Anschein hat, als ob man nur der physischen Kräfte des Volkes bedürfte und die geistigen werthlos wären. Man wird hiebei unwillkürlich an jenen grossmächtigen Monarchen erinnert, der bezüglich des Masses der zu gebenden Freiheiten sein Volk mit einer in der Menagerie gehaltenen Riesenschlange zu vergleichen pflegte, der man nur so viel Nahrung zukommen lassen dürfe, um sie am Leben zu erhalten, weil sie im anderen Falle ihren Aufsehern gefährlich werden könnte.

Im Innern der Insel sind Schulen höchst selten und die wenigen, die dem Namen nach existiren, befinden sich meist in den Händen von Nonnen, bei welchen Religionsunterricht und Betenlernen die Hauptgegenstände der Unterweisung ausmachen. Nicht viel besser ist es mit dem öffentlichen Unterrichte namentlich für die europäische Jugend in Batavia bestellt. Diese Stadt zählt gegenwärtig mehr als 300.000 Einwohner und hat keine Anstalten aufzuweisen, in welchen sich junge, strebsame Leute einen höheren Grad akademischer, administrativer, technischer oder militärischer Bildung verschaffen können. Diese sind daher, um einen solchen zu erlangen, genöthigt, nach Europa zu gehen, was den betreffenden Familien viele Unbequemlichkeiten, Sorgen, Unkosten und Opfer jeder Art verursacht Die Insel Java, die man mit circa 15 Millionen Einwohnern berechnet, hat nicht mehr als 47 Schulen, die von circa 2000 Kindern besucht werden. Also auf 7500 Einwohner nur ein Schüler! Dieser Nachweis ist die beste Illustration zur Statistik der Volksaufklärung. Schulwesen.

Java ist nicht das Land, wo Künste und Wissenschaften sich einer besonderen Pflege erfreuen. Es gibt zwar in Batavia eine Akademie der schönen Künste und einen zoologischen Garten, aber die erstere ist überaus ärmlich ausgestattet und im Thiergarten stehen viele der Käfige leer, dort, wo nichts leichter wäre, als dieselben wohlbesetzt zu erhalten. Ist es ja doch bekannt, dass die meisten Thiersammler nach Java gehen, um sich von dort Prachtexemplare zu holen.

Batavia, die Hauptstadt des holländischen Sunda-Archipels von mehr als 22 Millionen Einwohnern, hat keinen Hafen, seine öffentlichen Plätze entbehren der üblichen Monumente und Fontainen und seine Strassen der imponirenden Kirchen und Thürme. Mit Bedauern bemerkt man den gänzlichen Mangel an Fabriken und Manufacturien und des Einflusses der schönen Künste auf die öffentlichen Bauten, die überall zum Massstabe der Civilisation und der geistigen Cultur eines Landes dienen; nur die kindliche Unwissenheit des Volkes und die Monotonie ihrer maschinenartigen Beschäftigung tritt uns allenthalben entgegen.

Auf der Insel Eden hatten die Engländer, als sie im Anfange des laufenden Jahrhunderts die Herren von Java waren, Häuser, Werkstätten und Hospitäler errichtet, diese zerfielen aber nach ihrem Abzuge, denn ihre Nachfolger hielten es nicht für nothwendig sie zu erhalten und überliessen die ganze Insel der Herrschaft der Schlangen, der Alligatoren und anderer wilden Thiere.

Strenge Anordnungen.

Es fehlt nicht an öffentlichen Organen, die die Folgen solcher Vernachlässigungen einsehen, das Volk gerne auf die Bahn des Fortschrittes lenken, seine Intelligenz erwecken und befördern und der öffentlichen Meinung zum Ausdrucke dienen möchten, aber die Zeitungen des Landes sind den schärfsten Massregeln der Censur unterworfen und dürfen keinerlei Notizen über das Walten der Regierung veröffentlichen, wenn ihnen nicht solche von derselben directe zukommen, was aber nur höchst selten der Fall ist.

Den Banken und Geschäftshäusern ist es ernstlich untersagt, bei ihren commerciellen Berichten und Jahresausweisen das Feld der Politik zu berühren, und sind ihnen nur solche Mittheilungen erlaubt, die sich bloss auf das Soll und Haben beziehen. Ebenso sind auch den Theatern jedwelche Anspielungen auf die öffentlichen Zustände verboten. Diese Anstalten, deren Beruf es eigentlich ist, zur Bildung des Volkes beizutragen, befinden sich meist in den Händen französischer Schauspielgesellschaften, die das theaterbesuchende Publicum mit ihren pikanten Vaudevilles tractiren, aus welchen in der Regel nicht viel Gutes zu erlernen ist.

Die ankommenden Fremden werden mit überaus wachsamen Augen beobachtet und den Einwanderern wird bei ihrer Ankunft ein Ausweis über ihre Subsistenzmittel abgefordert und nahezu vorgeschrieben, welcher Beschäftigung sie sich zu widmen haben.

Den Hôtelisten ist befohlen, die Fremdenbücher in strengster Ordnung zu halten, widrigenfalls sie sich der Gefahr aussetzen, dass ihre Anstalten geschlossen werden.

Mit grossen Plackereien sind die fremden Schiffscapitäne bedacht, die mit pedantischer Strenge an die Beobachtung und Vollziehung zahlreicher polizeilicher Vorschriften und Anordnungen gebunden sind.

Der Abgang eines Schiffes muss nicht nur in der Staatszeitung publicirt, sondern auch der betreffenden Behörde zweimal innerhalb 24 Stunden voraus angezeigt werden. Ausserdem hat sich der Capitän auch noch einer strengen Untersuchung durch das auf der Rhede liegende Wachschiff zu unterwerfen, die eine besonders unangenehme Procedur sein soll.

Von einem freien Verkehre kann um so weniger die Rede sein, als die Regierung den grössten Theil des Handels in Händen hat und ihn durch ihre Monopolien beherrscht, die sich fast auf alle Artikel bis auf Wasser und Kohlen erstrecken.

Man hat erst in der neuesten Zeit dem ausländischen Verkehre einige Concessionen gemacht, indem man die lange Zeit im Gebrauche gewesenen Differentialzölle abschaffte und den eigenen Schiffen die grossen Vorrechte entzog, die sie bis dahin besassen. Den ausländischen Schiffen wurden dadurch die gleichen Rechte zuerkannt, eine Begünstigung, welcher sich die Holländer in fast allen Seestädten der Erde schon seit vielen Jahren erfreuten. Es wird zwar behauptet, dass hierbei die Absicht der Regierung keine andere war, als eine grössere Zahl ausländischer Schiffe dorthin zu lenken, damit sie für den Transport der immer bedeutender werdenden javanischen Exportartikel billige Frachten erzielen könne, die sich bis dahin stets auf einer ungewöhnlichen Höhe erhielten; aber wie dem sei, der Erfolg entsprach nicht ganz der Absicht, denn bis heutigen Tages beläuft sich die Durchschnittszahl der in Batavia einlaufenden und absegelnden Schiffe per Monat auf nicht mehr als fünfzig und diese sind meist nur holländische. Die Führer der Schiffe anderer Nationen wollen sich nun einmal die übertriebenen Vexationen nicht gefallen lassen. Aus diesem Grunde hat es auch die *„Eastern and Australian Mail Steam Company“* aufgegeben, ihre Dampfer, wenn nicht ein besonderes Interesse dazu vorhanden ist, regelmässig Batavia anlaufen zu lassen.

Mit dem benachbarten Singapore wird ein ungemein lebhafter Verkehr unterhalten, indem viele Exporthäuser die Erzeugnisse Java's und anderer Inseln des Sunda-Archipels erst auf eigenen Schiffen dahingehen lassen müssen, bevor

sie den rechten, vortheilhaften Weg in die weite Welt ausfinden. Die besagten Producte würden einen viel grösseren Abgang haben, wenn sie nicht mit einem so namhaften Ausgangszolle belastet wären, der sich durchgehends auf alle Erzeugnisse erstreckt, und es ist wirklich zu verwundern, wie z. B. der Zuckerexport nicht schon gänzlich aufgehört hat, da der von Westindien und Mauritius von einer vielbeliebteren Qualität und in jeder Beziehung concurrenzfähig ist. Der Eingangszoll ist, wie zu erwarten, auch sehr hoch, aber unverhältnissmässig hoch ist der auf die Gewebe, in Folge dessen alle billigen und stark begehrten Sorten vom Handel ausgeschlossen bleiben müssen.

Da auf Java die Regierung selbst die erste Handelsfirma bildet und, wie nachfolgend gezeigt wird, grossartige Geschäfte betreibt, so haben die anderen Kaufleute keine leichte Concurrenz zu bestehen, zumal jede ihrer grösseren Unternehmungen von der mächtigen Concurrentin mit Eifersucht und Missgunst betrachtet wird.

Die holländische Regierung ist, wenn man etwa zwei im südlichen Theile der Insel gelegene Sultanate („Djokjo-Karta“ und „Sura-Karta“) ausnimmt, die noch einstweilen einen schwachen Schein von Selbstständigkeit besitzen, factisch die Herrin der Insel. Der Staat betrachtet Grund und Boden als sein rechtmässiges Eigenthum. Der aus alten Zeiten herstammende Privatbesitz ist verhältnissmässig nicht gross und in neuer Zeit werden Staatsländereien nur vermiethet, aber nicht verkauft. Wenn jedoch die Regierung es für gut findet, von der Regel eine Ausnahme zu machen und hin und wieder den Verkauf eines Stückes Agriculturlandes zulässt, dann behält sie sich meist das Recht vor, den Käufern den Samen zur Aussaat zu liefern, ihnen die Ergebnisse der Ernte zu einem bestimmten Preise abzukaufen und sie mitunter auch sogar mit den nöthigen Arbeitskräften zu versehen.

In den Sultanaten soll in dieser Beziehung noch grosse patriarchalische Willkür herrschen, durch welche die armen Unterthanen oft fast zur Verzweiflung getrieben werden. Diese Unglücklichen führen aber darüber keine Beschwerden, wohl wissend, dass sie mit ihren Klagen nichts ausrichten, wenn die

Regierung nicht selbst Veranlassung hat, gegen schreiende Ungerechtigkeit die Initiative zu ergreifen.

Auf Java sind auch noch Frohndienste im Gebrauche, welche erst aus dem Jahre 1830 herrühren. In jener Zeit befand sich die holländische Regierung durch den Abfall von Belgien in einer nicht beneidenswerthen Lage. Ein grosser Krieg war in Aussicht, die Finanzen des Staates waren erschöpft, der Handel lag danieder und die Colonie befand sich in einer so traurigen Lage, dass sie beim Staate selbst um Unterstützung ansuchen musste. Unter den obwaltenden misslichen Verhältnissen erfasste Mynher van den Bosch, der damalige General-Gouverneur, den glücklichen Gedanken, einen kleinen Frohndienst zu Gunsten der Regierung einzuführen. Die Sultane von Djokjo-Karta und Sura-Karta reichten ihm zur Ausführung dieser Idee gerne die Hände und verordneten auch sogleich ihren Unterthanen, dass sie nun jährlich 66 Tage auf den Staatsgütern unentgeltlich zu arbeiten haben. Den in den gebirgigen Districten wohnenden Familien wurden nun entsprechende Arbeiten in den Kaffeeplantagen und jenen der Ebenen in den Zuckerpflanzungen und Raffinerien zugewiesen. Frohndienst.

Vierzehn Millionen Eingeborne mussten so, meist an Sonntagen, für den Staat arbeiten und das Resultat ihrer Arbeit betrug nach Ablauf des ersten Jahres circa 130 Millionen Gulden ö. W., die in Holland für den Verkauf von Kaffee und Zucker gelöst wurden. — Die Regierung ist auch Käuferin der wichtigsten Landesproducte und zahlt den Pflanzern für den Kaffee circa 12 fl. ö. W. und für den Zucker circa 5 fl. 10 kr. ö. W. per Picùl = $61._{761}$ Kilo. Hierauf lässt der Staat diese Waaren in Holland wieder verkaufen und erhält im Durchschnitte für den Kaffee 33 fl. 60 kr. und für den Zucker 30 fl. 40 kr. per Picùl. — Dieses sind aber bei weitem noch nicht alle Revenüen, welche die Colonie abwirft, denn Holland bezieht aus Java jährlich auch noch circa 1,150.000 Kilo Banca-Zinn, 3,200.000 fl. ö. W. an Zöllen, 8,000.000 fl. ö. W. an Grundsteuern, 160.000 fl ö. W. von jeder Opium erzeugenden Provinz und endlich dazu auch noch das bedeutende Kopfgeld von den Chinesen. *Summa summarum* bringt diese Colonie der holländischen Revenüen

Regierung nach Abzug aller Verwaltungsspesen etc. eine Netto-Jahresrente von 25 bis 30 Millionen Gulden ö. W. ein.

Der durchschnittliche jährliche Handel der Colonie beläuft sich auf 166 Millionen Gulden ö. W. und zwar:

	Ausfuhr	Einfuhr
von Seite der Regierung	50 Millionen	4 Millionen
" " " Commerciellen	60 "	52 "
	110 Millionen	56 Millionen.

Es gibt auf Java viel des herumlungernden und verkommenen Volkes, dem man es auf den ersten Blick ansieht, dass es sich um die gesetzliche Ordnung wenig kümmert und aus einem Conflicte mit den Behörden nicht viel daraus macht. Aber dessenungeachtet muss man gestehen, dass in der Colonie die vollkommenste Sicherheit herrscht, denn die Polizei entwickelt überall eine grosse Umsicht und Thätigkeit. Die Mittel, deren es sich zur Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit bedient, scheinen vom europäischen Gesichtspunkte aus betrachtet wohl sehr drastisch und originell, aber sie entsprechen dem Zwecke und den Sitten und Gewohnheiten des Volkes. Die Polizei besitzt eine grosse Macht, sie ist Alles in Allem, und man kann dreist sagen, dass alle Behörden unter sich in einem gewissen polizeilichen Verbande stehen, dessen Chef der General-Gouverneur selbst ist.

Polizeiwesen.

Der vollstreckende Theil dieser Macht, die Polizeisoldaten, denen die Ueberwachung der öffentlichen Ordnung anvertraut ist, besteht meist aus Leuten von der Insel Amboina, welche vermöge ihrer angebornen Antipathie, die sie gegen die Javanesen hegen, sich als besonders eifrige Vollstrecker der Gesetze auszeichnen. Es gibt nichts Originelleres und zugleich Widerlicheres als diese kleinen, dunkelfärbigen und erzgroben Diener der Gerechtigkeit, welche schlotterig in baumwollene geblümte aber sehr der Reinigung bedürftige Zeuge gekleidet sind und auf schnellfüssigen Ponies reiten. Ihre Bewaffnung ist höchst einfach und besteht meist in nichts Anderem als einer Kosackenpike, die an einem Ende mit einer zweizinkigen Gabel versehen ist, zwischen deren Zinken sie die Hälse der widerspänstigen Vagabunden oder Uebelthäter, wo es sich gerade trifft, an einer Mauer, an einem Baume

oder am Boden so lange festhalten, bis ihnen ämtliche Cameraden zur Bändigung zu Hilfe kommen.*)

Feuerwaffen zu tragen ist dem Volke auf das Strengste untersagt und nur bekannten Persönlichkeiten ist der Besitz von Jagdgewehren ordinärer Gattung gestattet, wenn sie sich zuvor ein Patent dazu verschafft haben. Dieses Gesetz ist gut, wenn man in Erwägung zieht, dass Feuerwaffen in den Händen der leicht in Aufregung kommenden und überaus rachsüchtigen Malayen viel Unheil anrichten könnten. Aber wesshalb nur schlechte und keine guten Gewehre erlaubt sind, das ist uns nicht recht begreiflich.

Die Bevölkerung von Java lässt sich der Abstammung und dem Range nach in Europäer, Mestizen, Malayen und Chinesen eintheilen. Die ersteren spielen unter allen Völkern des Orients und der südlichen Hemisphäre unstreitig die erste Rolle, denn in ihren Händen befindet sich die geistige Macht und die Intelligenz und sie sind daher mit vollem Rechte als die Träger der Cultur und Civilisation zu betrachten. Bevölkerung.

Die Holländer haben es besser als die Engländer in Indien verstanden sich auf Java einzuleben und sich dort ein Heim zu gründen, indem sie, bis zu einem gewissen Grade die dortigen Sitten und Gewohnheiten annehmend, den ungünstigen klimatischsen Verhältnissen Trotz zu bieten lernten und selbe in vielerlei Hinsicht auch überwanden. Daher kommt es, dass auf der Insel viele vornehme Familien leben, die dort geboren und nie das Mutterland gesehen und auch kein Verlangen haben, dasselbe zu sehen. Ihre Lebensweise ist von der der südeuropäischen Völker nicht viel verschieden. Man steht spät vom Bette auf, nimmt ein Bad und dann das Frühstück. Um 10 Uhr begibt sich der männliche Theil in die Geschäftslocale, wo nicht zu viel gearbeitet wird, und kehrt um 5 Uhr nach Hause zurück, um im Kreise der Angehörigen das Mittagsmahl einzunehmen. Hierauf setzt man sich in die Equipage, um eine Spazierfahrt zu machen, besucht Clubs, Casinos und Theater etc., was in der Regel bis tief Holländer.

*) Diese Procedur erinnert unwillkürlich an die Kia oder den Halsblock der Chinesen, der bei ihrem Strafverfahren eine so grosse Bedeutung hat. Es ist wohl anzunehmen, dass die Malayen die Idee von China entlehnten und sie nach ihrer Art in Anwendung brachten.

in die Nacht hinein dauert. Zu Hause unterscheidet sich der Holländer in Bezug auf die Bekleidung nicht von seiner Dienerschaft und trägt wie diese ein baumwollenes Hemd und den indischen Sarong, ein Stück geblümten Calicos, das um die Hüften gewickelt wie ein Weiberrock aussieht. Und so angekleidet schläft er auch auf hartem Lager ohne Leintuch unter einem Baldachin, von welchem Mosquitonetze herabhängen.

Ausser Hause tragen die Herren feine weissleinene, nach der neuesten französischen Mode gemachte Anzüge, elegantes Schuhzeug, den üblichen indischen Sonnenhut und einen chinesischen Sonnenschirm, Abends aber Salonkleider von schwarzem Tuche, lackirte Stieffletten und Pariser Cylinderhüte. Die Speisen werden zum grossen Theile nach französischer Art zubereitet, wobei stark von Gewürzen Gebrauch gemacht wird. Im Ganzen pflegt man sehr wenig Fleisch und noch weniger Früchte zu essen und trinkt mässig gute französische Rothweine.

Die Damen verkehren unter sich zu Hause nur im Negligé und verlassen dasselbe nie anders als in Equipagen. Abends öffnen sie ihre Salons den Gesellschaften, bei denen sie in tadellosen modernen Toiletten erscheinen. Bei solchen Zusammenkünften herrscht ein feiner, heiterer Ton, grosse Artigkeit und Liebenswürdigkeit, ganz besonders den Fremden gegenüber. Die Umgangssprache unter der besseren Classe ist fast ausschliesslich nur die französische, für welche man dort eine ganz ausserordentliche Vorliebe hegt, die so weit geht, dass die Schildertafeln der Magazine meist nur in dieser Sprache geschrieben sind.

Mestizen. Die Mestizen geniessen nach den Europäern auf der Insel das meiste Ansehen. Ueber ihre öffentliche Stellung und ihr Wirken lässt sich sehr wenig Bemerkenswerthes sagen. Sie bilden eine durch die Mischung von europäischem mit malayischem Blute entstandene Menschengattung, die wenig schöne und interessante Erscheinungen aufzuweisen hat. Die Natur selbst scheint ihre Illegalität nicht gerne zu sehen, denn sie gehen betreffs ihrer äusseren Gestalt gar bald wieder gänzlich in den Typus der Nationalitäten auf, von denen sie herstammen. Das europäische Blut mischt sich nicht gut mit dem indischen, aber noch viel weniger mit dem

malayischen. Es sind meist antipathische Gestalten, die aus solcher Combination hervorgehen, und sind leicht an den erschlafften, ausdruckslosen Gesichtszügen, den ungewöhnlich grossen Nasenlöchern, der pomeranzengelben Gesichtsfarbe und den trägen Bewegungen des Körpers zu erkennen. Obgleich ihre Erziehung und Bildung sehr unvollständig ist, so sieht man sie doch oft hohe Stellen in den Staatsämtern einnehmen, aber viel häufiger noch bei den europäischen Familien als Hauslehrer fungiren. Im Ganzen hört man aber wenig Lob über sie und bis jetzt ist noch kein, wie man zu sagen pflegt, Kirchenlicht aus ihrer Mitte hervorgegangen. Man hört hin und wieder dort die Ansicht aussprechen, dass sich diese Race, wenn sie gemeinsam und mit Verständniss vorginge, nicht unschwer vom Staate gewisse Befugnisse erkämpfen könnte, auf welche sie durch ihre Abstammung mit Recht Anspruch machen kann. Aber sie sind dermassen von der angebornen Trägheit und Gleichgiltigkeit beherrscht, dass sie sich mit der untergeordneten Stellung begnügen, die ihnen von der Gesellschaft angewiesen wird. Es lässt sich wohl von ihnen mit Fug und Recht sagen: sie haben zwar europäisches Blut in den Adern, aber keinen europäischen Geist in den Köpfen.

Malayen.

Die Malayen. Die charakteristischen physischen Merkmale dieses Volksstammes sind: kleine Gestalt, dunkelgelbe Hautfarbe, runder Gliederbau, lange, grobe schwarze Haare, sanfte Augen, dicke gedrückte Nase, grosse Nasenlöcher und dicke Lippen. Die Frauen sind kleiner und weniger schön als die Männer und werden mit vorrückendem Alter ungemein hässlich. Beide Secten haben meist unverhältnissmässig grosse Köpfe. Nur die Männer bedecken dieselben mit Kopftücheln, bekleiden sich dazu mit langen Hosen, über welchen sie ein kurzes buntes baumwollenes Hemd tragen. Sie sind so den russischen Arbeitern ähnlich, die sich in den südlichen Seestädten mit dem Umschaufeln und Verladen des Getreides beschäftigten. In solchen Anzügen nehmen sie sich nicht gar übel aus. Aber nichts kann ihnen ein lächerlicheres und affenähnlicheres Aussehen geben, als wenn sie, in Diensten eines vornehmen Europäers stehend, über ihren malayischen Anzug einen mit Tressen besetzten Rock und

auf dem Kopfe einen galonirten Cylinderhut tragen und dabei barfüssig umherlaufen.

Die Malayen beiderlei Geschlechtes halten sehr viel darauf, dass ihre Fingernägel stets schön roth und ihre Zähne schwarz gefärbt sind. Ohne solche Toilette wäre es unanständig, in ihren besseren Gesellschaften zu erscheinen. In Ermanglung von Stühlen und Bänken sitzen sie auf der Erde auf ausgebreiteten Matten und halten auch in solcher Stellung ihre Mahlzeiten ab, bei welchen sie mit Hintansetzung aller culinarischen Vorschriften im Mischmasch Reis, Früchte, Fische und Gemüse zusammen essen. Salz hat bei ihnen keine grosse Bedeutung, dafür bedienen sie sich desto mehr der Gewürze. Ihre Lebensweise ist höchst einfach und ihre Bedürfnisse sind auf eine kleine Zahl beschränkt. Der Bambus, die Banana und die Palme liefern das Material, aus welchem sie sich ihre Hütten bauen. Harte, mit Matten bedeckte Pritschen dienen ihnen zum Nachtlager. Ihre Kochgeschirre bestehen in primitiver Töpferwaare, ihre Trinkgefässe und Teller in Muscheln und Baumblättern und ihre Essbestecke in den Fingern.

Die Reinlichkeit steht bei ihnen in guter Pflege. Täglich mehrmaliges Waschen erhält ihre Körper gesund, härtet sie ab und macht sie den herrschenden Krankheiten weniger zugänglich. Der einzige Luxus, den man bei ihnen findet, besteht in alten Waffen, die von Familie zu Familie vererbt werden, und in chinesischen mit Perlmutter eingelegten Schatullen, in welchen die Frauen ihre mit falschen Perlen und ceylonischen Edelsteinen besetzten Schmucksachen aufzubewahren pflegen.

Die Malayen sind ihrer Religion nach schiitische Mohammedaner. Sie sind nichts weniger als fanatisch gesinnt und der Regierung, welche sie in der Ausübung ihrer religiösen Gebräuche nach Belieben schalten und walten lässt, sehr ergeben.

Die Colonialregierung in Batavia, obgleich eine christliche, ist den christlichen Missionen nicht besonders hold. Sie versteht mit dem malayischen Elemente zu rechnen und stellt die mohammedanischen Priester in mancherlei Hinsicht höher als ihre eigenen. Dieses mag auch dazu beitragen,

dass in Batavia der Besuch der Kirchen ziemlich vernachlässigt ist und dass die wohlthätigen Spenden zur Erhaltung und Verschönerung derselben ungemein sparsam fliessen, während die dortigen Moscheen sowie in Zahl als auch in Pracht und Schönheit der äusseren und inneren Ausstattung den christlichen Tempeln weit voraus sind.

Das Kirchenwesen bei den Malayen befindet sich in einem gut geordneten Zustande. In demselben herrscht innerer Friede und Einigkeit und grosse Achtung vor den altherkömmlichen Vorschriften und Gebräuchen, wodurch die ganze Gemeinschaft eine gewisse formidable Stärke erhält.

Die Geburt eines Kindes, besonders wenn es ein Knabe ist, wird bei den Malayen mit grossen Festlichkeiten und Gastmählern gefeiert, die sich mitunter bis zum Verlaufe einer ganzen Woche erstrecken. Tägliche Illuminationen mit Kokosöl und Petroleum sind hierbei von hervorragender Bedeutung. Leider ereignet es sich nicht selten, dass auch ihre leichtgebauten Behausungen mit in Rauch und Flammen aufgehen.

Ein Gesetz über Polygamie sichert allen Nachkommen von verschiedenen Concubinen die gleichen Rechte, nur bei den fürstlichen Familien wird noch das alte Erstgeburtsrecht in Kraft und Ehren erhalten.

Die Ehen werden in der Regel schon mit dem 14. Jahre geschlossen und mit möglichst grossem Pomp und Gastereien gefeiert. Das junge Paar pflegt man die ersten Abende nach vollzogener Trauung auf einem mit Blumen und einem Baldachin geschmückten hohen Thron sitzend durch die Strassen zu tragen. Die nächsten Anverwandten und Freunde des jungen Paares umgeben den Thron, Palmenzweige oder bunte Laternen auf langen Stangen tragend oder bengalische Feuer abbrennend, während sich andere Tausende jubelnd, musicirend und tanzend dem Zuge anschliessen und dem glücklichen Paare ihre Huldigung darbringen.

Wenn dieser schöne Traum entflohen, das praktische Leben durchlaufen und der Mensch das Zeitliche gesegnet hat, wird der Leichnam nicht wie bei uns in einen Sarg gelegt, sondern durch Freundeshände in weisse Leintücher gewickelt, auf einer Bambusbahre nach dem Friedhofe ge-

tragen und dort ganz ohne Gepränge still in seine letzte Ruhestätte versenkt. Hierauf wird ein Stein auf das Grab gesetzt und daneben eine Cambodia gepflanzt, welche jährlich zweimal weisse Blüthen trägt, denn weiss ist bei den Malayen die Farbe der Trauer, welche nach dem Begräbnisse etliche Tage hindurch getragen wird, und zwar bei den Frauen auf dem Kopfe und bei den Männern auf dem Arme.

Das Volk ist in hohem Grade abergläubisch und furchtsam und schreibt natürlichen Ereignissen unnatürliche Ursachen und Wirkungen zu. So z. B. kann es eine Sonnen- oder Mondesfinsterniss in eine ungeheuere Angst und Aufregung versetzen. Das Geschrei einer Katze erfüllt sie mit Schrecken über ein bevorstehendes Unglück, während es sich aus der Stimme des Käuzchens Glück und Freude verspricht.

Das Geschäft der Wahrsagerei und der Geisterbeschwörung steht dort in einem schwunghaften Betriebe. Zauberformeln bilden einen wichtigen Theil der Heilkunde. Diese werden als ein grosser Familienschatz betrachtet und gehütet und vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht. Aber der Talisman, der es in Wirklichkeit vor den gewöhnlichen Krankheiten bewahrt, besteht in der Sorgfalt für Reinlichkeit, Mässigkeit und eine einfache gesunde Nahrung und in der Enthaltsamkeit vom Genusse alkoholischer Getränke.

Die Malayen sind ein rühriges, thätiges Volk, das viele mannigfaltige Fähigkeiten besitzt. Sie sind in der Weberei, Färberei und Lederfabrikation, sowie auch in der Bearbeitung der Metalle und des Holzes nicht unerfahren. Sie haben eine ausgeprägte Vorliebe für das Seewesen, sind Meister in der Schiffsbaukunst und liefern von jeher vortreffliche Matrosen, aber leider auch eine nicht unbedeutende Zahl berüchtigter Seeräuber. Nicht minder sind sie dem Handel zugethan, den sie mit einer solchen Gewandtheit, List und Schlauheit betreiben, dass sie sich überall in Austral-Asien den wohlverdienten Titel als Erzschwindler erworben haben.

Dies ist die Schattenseite ihres Charakters; aber zu ihrem Lobe lässt sich auch sagen, dass sie sanftmüthig, mitleidig, friedfertig, religiös, fleissig, treu und anstellig sind; daher kommt es auch, dass ihnen die Regierung den ganzen Eisenbahnbetrieb der Insel in die Hände gegeben hat.

Ausser den technischen Fähigkeiten besitzen sie auch einen lebhaften Sinn für Musik und Poesie. Wir erinnern uns gerne jener jungen Mädchen, die auf den öffentlichen Plätzen singen und tanzen und dort unter dem Namen der „Rongins“ bekannt sind. Den Stoff zu ihren Productionen pflegen sie in der Regel aus dem Stegreife zu entnehmen, und man muss gestehen, dass er immer den Umständen angemessen ist. Mitunter bringen sie auch nationale heroische Balladen zum Vortrage, wobei sie viel Anmuth, Ausdruck, Zartgefühl im Blicke, Minen- und Geberdenspiele beurkunden. Die Natur hat sie dazu auch mit einer angenehmen Stimme ausgestattet und dieses macht, dass man stets gerne den Productionen der Rongins zuhört und zusieht.

Unter den Männern bricht hin und wieder die Tobsucht aus, eine Krankheit, die bei allen ostasiatischen Insulanern und namentlich bei den schwärmerischen Malayen sich einstellt, wenn sie über eine erlittene Beschimpfung oder Beleidigung lange nachgrübeln, dadurch werden sie schliesslich in einen so schrecklichen Zustand der Aufregung versetzt, dass sie wüthend mit gezückten Dolchen durch die Strassen rennen und jedermann verwunden oder niederstossen, der ihnen in den Weg kommt. In solchen Fällen wird meist die ganze Polizei auf die Beine gebracht, um sie, ohne viel Umstände zu machen, wie wüthende Hunde zu verfolgen und unschädlich zu machen.

Die Chinesen sind auf Java sehr zahlreich. Sie gleichen sich untereinander in Sitten und Gebräuchen überall, halten unveränderlich an ihren traditionellen stereotypen Anschauungen fest und gehen ihre eigenen Wege. Mag man ihnen auf den Weltausstellungen Europas und Amerikas oder auf den Goldfeldern Australiens oder als Dienstpersonal auf den grossen Pacific-Dampfern begegnen, nirgends amalgamiren sie sich mit den sie umgebenden fremden Elementen und überall sind sie gleich an ihren altherkömmlichen langen Zöpfen, den weiten blauseidenen Kleidern und den plumpen Filzschuhen zu erkennen. Die einzige Concession, die sie der europäischen Mode machen, besteht in dem runden, streng modernen schwarzen Filzhute und den Glacéhandschuhen, in welchen die Vornehmen manchmal herumstolziren. Chinesen.

Ganz dieselben sind sie auch auf Java, wo man sie nicht ungern sieht und wo ihre Geschicklichkeit, Genügsamkeit, Ausdauer, Sparsamkeit und Fleiss so zu sagen sprichwörtlich geworden ist. Es ist wirklich ein höchst merkwürdiges Volk. Wo es nur irgend in Massen als Arbeiter aufgetreten, hat es sich stets fast unentbehrlich gemacht. Der Chinese geht bei allen seinen Unternehmungen berechnend zu Werke und entwirft sich vor allem Anderen einen geschickten Operationsplan, den er unermüdlich verfolgt, bis er am Ziele seiner Bestrebungen angekommen ist. Hierbei wird er nicht wenig von einer unersättlichen Habsucht, einem unbändigen Ehrgeize und dem Hange sich wichtig zu machen unterstützt. Ein glühendes Bestreben, zu einer grossen Geldmacht zu gelangen und dadurch Andere von sich abhängig zu machen, kennzeichnet alle seine Schritte und Tritte. Der Chinese, selbst wenn er reich ist, hält es nie unter seiner Würde, sich auch mit kleinen Speculationen abzugeben und mit Leuten aus der niedrigsten Classe zu verkehren.

Die Chinesen sind bei ihren häufigen guten praktischen Eigenschaften auch mit vielen Lastern behaftet und stehen, wenn man sie mit dem Massstabe der christlichen Maximen misst, wirklich auf einer sehr niederen Stufe der Moralität. Die moralischen Grundsätze der Mongolen weichen eben sehr stark von denen der Europäer ab, woraus zu lernen ist, dass, wenn man im geschäftlichen Verkehre mit den Mongolen erfolgreich sein will, man zuerst deren Eigenthümlichkeiten zu studiren und darnach die weitere Handelsweise einzurichten hat.

Unter den javanesischen Chinesen gibt es viele, die ausserordentlich wohlhabend sind und sogar mitunter kolossale Vermögen besitzen. Wir hatten Gelegenheit, mit einem dieser Herren bekannt zu werden, welcher auf Java geboren, erzogen und auch eine glückliche Carrière gemacht hat, so dass er gegenwärtig eine der bedeutendsten und einflussreichsten Persönlichkeiten der chinesischen Colonie ist. Er ist sehr sprachenkundig, besitzt ein scharfes, gesundes Urtheil und ist mit einem Worte einer der Gebildetsten seines Stammes. Ein glücklicher Zufall wollte es, dass wir uns auch auf der Reise nach Singapore wieder begegneten. Aus

seinen Mittheilungen sind manche der obigen Notizen entsprungen.

Von Batavia nach Singapore.

Die Reise von Batavia nach Singapore auf einem holländischen Dampfer dauert circa $2^1/_2$ Tage. Das Schiff schlägt seinen Lauf nach der Banca-Strasse ein und hält sich dann an die östliche Küste von Sumatra, wo es auch, wenn geschäftliche Veranlassung dazu vorhanden ist, ein paarmal anläuft.

Wenn man berücksichtigt, dass die holländischen Dampfschiffe nur für kurze Seereisen berechnet sind und daher den Comfort und Luxus nicht bieten können, mit welchen gewöhnlich die Ocean-Dampfer ausgestattet sind, so muss doch gebührend anerkannt werden, dass man auf denselben den Verhältnissen angemessen sehr gut untergebracht ist. Unser Schiff hatte mehrere Familien am Bord, die nach Hause reisten, d. i. nach Holland und hierzu von Singapore aus den Postdampfer der *Messagerie maritimes* benützten.

Die Zeit verging uns auf dieser kurzen Fahrt überaus angenehm, denn in Gesellschaft gebildeter holländischer Familien fehlt es nicht an Heiterkeit, Höflichkeit und Liebenswürdigkeit. Wir trafen in jener Gesellschaft Herren, die eine lange Reihe von Jahren im holländischen Ostindien verlebten und sich dort reiche Schätze von Erfahrungen sammelten, von denen auch uns gar Manches zu Gute kam.

Die Banca-Strasse ist nur etwa 5 bis 6 Stunden breit. Banca.
Oestlich liegt die Insel, von der sie den Namen hat, welche, so weit bis jetzt bekannt, die zinnreichste auf der Erde ist und von welcher die Holländer jährlich immense Schätze wegführen.

Westlich liegt die grosse Insel Sumatra. Diese wird Sumatra.
vom Aequator fast in ihrer Mitte durchschnitten. Sie ist von ganz ausserordentlich vulkanischer Beschaffenheit. Man zählt dort 16 Vulkane, die fast reihenweise in nicht zu grossen Entfernungen von einander dastehen. Zum Glücke der Ansiedler sind aber nur mehr acht derselben in Thätigkeit. Die Gebirge sind fein bewaldet, der Boden ist ungemein fruchtbar und das Land reich an schönen malerischen Gegenden.

Die Insel ist 1810 Kilometer lang und 259 bis 345 breit. Die Holländer sind dort nicht die einzigen Herren, ausser ihrem Antheile gibt es auch noch drei von Sultanen regierte Königreiche, von welchen aber schon zwei ihre Selbstständigkeit mehr oder weniger eingebüsst haben.

Palembang. Palembang mit der Hauptstadt Lampong, im Süden der Insel gelegen, nimmt unter den einheimischen Königreichen den ersten Rang ein. Die wichtigste Stadt ist Palembang nahe an der Mündung des Flusses Musi, des grössten der Insel, der das ganze Gebiet von Südwest nach Nordost durchströmt und von Alligatoren wimmelt. Palembang hat eine Ausdehnung von fünf Kilometer und treibt sehr bedeutenden Handel. Die Ausfuhrsartikel sind Baumwolle, Wachs, Drachenblut, Benzoin, Elfenbein, Goldstaub und essbare Vogelnester. Die Einfuhr beschränkt sich auf wollene und baumwollene Tuche, färbige Zitze, Nankings und rohe Seidenstoffe, Messer-, Glas- und Töpferwaaren und Salz. Man rühmt sehr die liberale Regierung des Sultans, der sich viel Mühe gibt, den Handel des Landes zu einer grösseren Blüthe zu bringen.

Menangkabu. Das Königreich Menangkabu liegt im Centrum der Insel und ist ausschliesslich nur von armen Mohammedanern bewohnt. Ihr Sultan ist der Hierach über alle Glaubensgenossen der Insel und so viel mit deren Seelenheil beschäftigt, dass ihm keine Zeit übrig bleibt, etwas Erspriessliches für die praktische und materielle Entwickelung und Verbesserung seines Landes zu thun.

Atschin. Das Königreich Atschin befindet sich im äussersten nordwestlichen Theile der Insel. Die Einwohner, fanatische Mohammedaner, sind physisch stärker gebaut und von dunklerer Hautfarbe als die übrigen Sumatraner und besitzen auch mehr Scharfsinn und Intelligenz. Die Hauptstadt Atschin liegt an einem Flusse, circa drei Kilometer von seiner Mündung in das Meer entfernt, und treibt nicht unbeträchtlichen Handel.

Dieses Land ist seit mehreren Jahren mit Holland in einen Krieg verwickelt. Es hat zwar bis jetzt noch seine ganze Unabhängigkeit bewahrt, geht aber durch den mit grosser Leidenschaft geführten Krieg sichtlich einer baldigen Erschöpfung und gänzlichen Verarmung entgegen. Man ist

allgemein der Ansicht, dass seine Auflösung und vollständige Unterwerfung nicht lange mehr auf sich warten lassen dürfte.

Die eigentlichen Besitzungen der Holländer befinden sich im Westen und Südwesten der Insel und bilden zwei lange, schmale und aneinandergrenzende Küstenstriche, Benkulen und Padang, welche durch eine überaus reizende und mitunter zwei- bis dreifache Gebirgskette von dem inneren Theile der Insel getrennt sind. Der höchste Berg ist der mit ewigem Schnee bedeckte „Ophir“, von 4927 Meter Höhe, den die Natur ganz neben der Aequatoriallinie gleichsam als ein der geographischen Wissenschaft gewidmetes Denkmal aufgebaut hat.

Man theilt uns mit, dass sich die beiden Küstenprovinzen in einem vortrefflich gut cultivirten Zustande befinden und dass die Fruchtbarkeit des Bodens dort jede Einbildungskraft übersteigt. Die holländische Regierung hat es ihrerseits auch nicht fehlen lassen, für gute Strassen, Telegraphen und andere moderne Verkehrsmittel auf das Beste zu sorgen.

Die Producte dieses reichen Küstenstriches sind: Pfeffer, Benzoin, Kaffee, Cassia, Baumwolle, Muscatnüsse und Gewürznelkchen. Die letzten zwei Artikel sind dort mit grossem Erfolge eingebürgert worden. Noch müssen wir des sogenannten „Seiden-Baumwollstrauches“ erwähnen, der der dortigen Oertlichkeit angehört und vermöge seines feinen, glänzenden Productes eine bedeutende Zukunft vor sich hat.

Die Wälder liefern diverse Palmen-, Eben-, Sandel-, Fichten-, Aloe-, Teak- Mahagoni- und Eichenbäume und die Flüsse jährlich 10- bis 12.000 Unzen Goldsand.

Eine andere Niederlassung besitzen die Holländer auch in Deli auf der nordöstlichen Küste des Königreiches Atschin, auf welche sie einen um so höheren Werth legen, weil sie von grosser strategischer Wichtigkeit und vorzüglich für die Tabakcultur geeignet ist. Einer der grössten Grundbesitzer in jener Gegend ist ein den Holländern freundlich gesinnter Sultan, welcher französischen, schweizerischen, deutschen, dänischen und polnischen Pflanzern ein paar tausend Joch Land unentgeltlich auf 50 bis 70 Jahre überliess, um dort den Tabakbau rationell zu betreiben. Es sind dort circa 30 verschiedene Firmen etablirt, die bereits insgesammt zu einer

bedeutenden Wohlhabenheit gelangt sind. Eine einzige dieser Firmen hat im Verlaufe einiger Jahre über $1\frac{1}{2}$ Millionen Kilo Tabak nach Holland verschifft. Die Bewohner dieser Küstenprovinz sind durchwegs Mohammedaner. Ihre Hautfarbe ist dunkelgelb und ihr Körperbau von wenig plastischer Schönheit. Beide, die Männer, sowie die Frauen, haben die Gewohnheit, ihre Zähne spitzig zuzufeilen, wodurch sie den Gebissen der Haifische ähnlich werden. Auch pflegen die Mütter ihren neugebornen Kindern die Nasen und Schädel plattzudrücken, um ihnen dadurch den gewohnten nationalen Typus zu verschaffen.

Zwischen Sumatra und Borneo sind an beiden Seiten des Aequators zahlreiche kleine Inseln hingestreut, die unter dem Namen „Die 1000 Eilande" bekannt sind. Von diesen zieht in einem besonderen Grade der Rhio-Linga-Archipel, in welchem diese kleinen Ländchen besonders dicht zusammengeschaart liegen, die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich. Nur ganz wenige davon sind bewohnt, trotzdem dass sie überaus fruchtbar und mit einer prachtvollen Vegetation bekleidet sind. Die Natur wirkt und schafft dort das ganze Jahr hindurch mit gleicher Intensität und prangt im Schmucke einer ewigen Jugend. Das Aequatorial-Klima ist sehr gesund und bei weitem leichter zu ertragen, als man es sich gewöhnlich vorstellt. Man befindet sich in einer beständigen leichten Transpiration, an die man sich bald gewöhnt.

Rhio-Linga.

Die kleinsten dieser Eilande haben immerhin einige Kilometer im Durchmesser und wären daher gross genug, um auf denselben ein unabhängiges arkadisches Leben führen zu können. Wenige Wochen Arbeit würden hinreichen, um dem Boden die zum Leben nöthigen Producte für's ganze Jahr abzugewinnen.

Wenn man zwischen den Grenzpfählen zweier grosser Länder dahinfährt, fühlt man sich in der Regel nicht gleichgiltig, ja sogar nicht selten von einer gewissen Aufregung ergriffen. Dasselbe findet auch statt, wenn man die Grenze der südlichen und nördlichen Hemisphäre überschreitet, wo zwar keine Grenzpfähle, aber dafür zwei kleine Inseln sichtbar sind, die sich hart an den beiden Seiten des Aequators erheben. Man kann daher den Moment ganz genau wahr-

Hemisphärial-Grenze.

nehmen, wann das interessante Ereigniss des Uebertrittes von einer Halbkugel zur anderen stattfindet.

Die grösste Insel des in Rede stehenden Archipels heisst Bintang und deren Hauptstadt Rhio. Die Ausdehnung derselben beträgt 60 Kilometer in der Länge und 31 Kilometer in der Breite und die Entfernung von Singapore kaum mehr als 33 Kilometer. Rhio hatte einstens den schönen Traum, zu einem wichtigen, den Handel beherrschenden Emporium ausersehen zu sein. Die Holländer, eifersüchtig auf das rapide Aufblühen Singapores meinten demselben keinen zweckmässigeren Hemmschuh anzulegen, als wenn sie auch Rhio zum Freihafen erklärten. Das war wohl bald gethan, aber es war nicht Alles, denn sie verstanden nicht bezüglich der Freiheiten und praktischen Einrichtungen mit den Engländern gleichen Schritt zu halten und fanden sich bald veranlasst, von der Concurrenz abzustehen und sich als überwältigt vom Schauplatze zurückzuziehen. Gegenwärtig stehen dort die Sachen so, dass alle Producte des Archipels, wenn sie in den Welthandel gelangen wollen, zuerst nach Singapore gebracht werden müssen.

Rhio.

Es dürfte schwerlich zu berechnen sein, welche Reichthümer noch aus den Producten der malayischen Inselwelt gewonnen werden können, wenn die letzte einmal gehörig cultivirt und mit ihren Bewohnern in den Kreis der Civilisation eingetreten sein wird.

Dies wird wohl noch einige Zeit auf sich warten lassen, aber der Moment wird kommen, denn die Freiheit, der Dampf, die Elektricität und das Missionswesen sind vier Factoren, die tief in das Leben aller halbwilden Völker eingreifen.

Singapore.

Ein neues Bild entrollt sich vor den Blicken des Reisenden, wenn er vor Singapore ankommt. Das Erste, was dort auffällt, ist die grosse Zahl der auf der Rhede vor Anker liegenden Schiffe, zwischen denen sich kleine Localdampfer wie geschäftige Mäkler herumtummeln.

Wenn man sich eine gute Strecke durch das Schiffslabyrinth hindurchgewunden hat, bemerkt man am nördlichen Horizonte auf dem Meere einen rosigen Duft lagern, aus welchem strahlend Singapore wie eine Aphrodite emporsteigt. Das Bild nimmt zusehends an Grösse und Lebendigkeit zu. Thürme, Häusermassen, Gärten mit Villen kommen nach und nach zum Vorscheine, bis das Panorama durch eine sanfte Hügelkette im Hintergrunde seinen Abschluss findet. Die herrliche Stadt liegt nun ausgebreitet vor uns da und öffnet ihren Hafen, um unseren Dampfer gastlich aufzunehmen.

Singapore, d. h. die Löweninsel, ist ein kleines circa 180 Kilometer nördlich vom Aequator gelegenes Eiland von nur 103 Kilometer im Umfange und bildet den äussersten von Britisch-Indien nach Süden vorgeschobenen Wachposten. Es ist ein herrliches, fruchtbares und gesundes Fleckchen Erde, das von der Südspitze der malayischen Halbinsel nur

durch eine enge Wasserstrasse von circa 3 Kilometer getrennt ist und daher kommt es, dass beständig vom Festlande Tiger herüberschwimmen, um sich unter den in den Dschungeln arbeitenden Chinesen ihre Beute zu holen. Es ist constatirt, dass im Durchschnitte täglich einer dieser unglücklichen Arbeiter den wilden Bestien zum Opfer fällt. Die Regierung hat zu ihrer Vertilgung alles Mögliche aufgeboten und zuletzt auch noch hohe Prämien ausgesetzt, ohne dass bis jetzt ein vollständiger Frfolg erzielt worden wäre.

Die Bevölkerung der Insel Singapore besteht aus einem *mixtum compositum* der verschiedensten Nationen der Erde, von welchen die Chinesen der Zahl nach die bedeutendsten sind. Gegenwärtig dürfte sich die Gesammteinwohnerzahl auf 350.000 bis 360.000 belaufen, worunter sich circa 2500 Europäer befinden. Die Bevölkerung der Stadt Singapore allein beträgt nicht mehr als 125.000 Seelen. Bevölkerung.

In sexueller Beziehung herrscht der grosse Uebelstand vor, dass von der Gesammtbevölkerung das weibliche Geschlecht kaum nur 25 Percent ausmacht, was schon öfters zu sehr unangenehmen Vorfällen Veranlassung gegeben hat. Singapore ist nicht allein die Hauptstadt der Insel, sondern der gesammten sogenannten Straits Settlements, zu welchen auch die überaus blühenden Provinzen Penang, Malacca und Wellesley auf der malayischen Halbinsel gehören.

Man kann kaum genug die hohe Weisheit der brittischen Regierung bewundern, welche es nicht allein verstanden hat, jene für den grossen Weltverkehr so wichtigen Länder zu erwerben, sondern in ihnen geordnete Zustände herzustellen, sie in den Kreis der Civilisation zu ziehen und einen blühenden Volkswohlstand zu gründen. Wir brauchen in der Geschichte jener Besitzungen nur um ein halbes Jahrhundert zurückzublättern, um zu sehen, wie sie damals in der tiefsten Finsterniss der Barbarei schmachteten und nur den wilden Thieren und den Piraten zum Aufenthalte dienten. Heute ist Singapore ein höchst wichtiger strategischer und commerzieller Platz am Knotenpunkte der grossen marinen Heerstrassen, welche dort nach allen fünf Welttheilen strahlenförmig auseinandergehen. Es ist ein Hauptdepôt für den Welthandel, in welchem beständig — allein nur an europäischen Wichtige Lage.

Waaren — ein Werth von mehr als 200 Millionen fl. ö. W. lagert. Es ist ein Stelldichein der Schiffe aller Nationen der Erde und eine Hauptkohlen-Station der Dampfschiffe.

Für Manche der Leser dürfte es vielleicht interessant sein, zu erfahren, auf welche Weise Singapore in brittischen Besitz gekommen ist. Diesen diene die nachstehende Notiz.

Geschichtliches.

Als im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts Napoleon I. im Zenithe seiner Macht, siegreich über den halben Erdkreis dahinzog, die Völker zu seinen Vasallen machend und selbe von einem Schlachtfelde zum anderen mit sich schleppend, reifte in ihm der Plan, auch gegen das ihm so sehr verhasste England zu Felde zu ziehen, um dessen Macht wenn nicht gänzlich zu vernichten, doch wenigstens gründlich zu demüthigen. Er ordnete zu diesem Zwecke die bekannte famose Continentalsperre an und zwang alle westeuropäischen Staaten, ihre Handelsbeziehungen zu England abzubrechen.

Dies war Alles, was er zu thun vermochte. England hingegen griff auch zu Repressalien, setzte sich am Cap der guten Hoffnung und auf Ceylon fest, nahm den Holländern Java und den Spaniern Manila weg und vereinigte diese Länder mit seinem Reiche.

Hierauf setzte es Sir Stamford Raffle, einen überaus fähigen und energischen Mann, in Java zum General-Gouverneur ein, unter dessen weiser Verwaltung die Colonie schon in etlichen Jahren riesige Fortschritte machte. (Im Vorbeigehen sei hier erwähnt, dass es auf Java noch viele alte Leute gibt, die sich gerne an jene segensreiche Periode erinnern.)

Als nach dem Sturze Napoleons das Gleichgewicht in den europäischen Staatenverhältnissen wieder hergestellt und zum Theile die früheren Machtsphären reëtablirt wurden, gab auch England Java und Manila den früheren Besitzern zurück.

Man glaubt jedoch, dass, wenn dem Parlamente die Berichte Sir Stamford Raffle's zu Gesichte gekommen wären, in welchen er die zwei Inseln als zwei Perlen von unschätzbarem Werthe schilderte, England kaum sie wieder zurückgegeben haben dürfte, allein die Berichte wurden durch

Intriguen unterschlagen und man entdeckte sie zu spät in dem Mauerloche eines geheimen Ortes.

Als Sir Stamford Raffle von Java Abschied nahm, war er entschlossen, jene Region nicht zu verlassen, ohne einen Act seines feurigen Patriotismus vollbracht und seinem Vaterlande einen gesicherten Platz in jenen so wichtigen Gewässern errungen zu haben.

Nachdem seine Wahl auf Singapore gefallen, setzte er sich sogleich mit dem regierenden Maharatscha von Dschohore in Unterhandlung, um ihn für die Abtretung der Insel an England zu gewinnen. Seine Bemühung war von schnellem und günstigem Erfolge begleitet, denn schon 1819 kam zwischen den zwei contrahirenden Theilen ein Tractat zu Stande, in Folge dessen die Insel in den Besitz Englands überging, welches sich verpflichtete, dem erwähnten Maharatscha dafür sogleich 121.250 fl. ö. W. und ausserdem noch eine Jahresrente von 50.000 fl. ö. W. zu bezahlen. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich die eminente diplomatische Befähigung Sir Raffle's, indem er in den Tractat die weise Bedingung einwob, dass der Verkäufer mit dem erhaltenen Kaufschilling seine in der Nachbarschaft der Engländer befindlichen Ländereien cultiviren müsse. Der Maharatscha ist dieser seiner Verpflichtung redlich nachgekommen und hat dadurch sein Einkommen dermassen vergrössert, dass er einer der reichsten Sultane der dortigen Gegend geworden ist. Sein Sohn, der gegenwärtige Maharatscha von Dschohore, welcher zu seiner Ausbildung mehrere Jahre in England zubrachte, liess sich nach seiner Rückkehr landwirthschaftliche Maschinen aller Art nachkommen, mit deren Hilfe er die Verwaltung seiner Güter zum Range einer Musterwirthschaft erhob.

Kaum dass die Flagge Englands auf den Wällen Singapores wehte, wurde der Platz zum Freihafen erklärt, mit grossartigen Privilegien ausgestattet und die Schiffe aller Nationen jeglicher Abgabe, ausgenommen ein paar Kreuzer per registrirter Tonne zu Gunsten der Leuchtthürme, entbunden. Auf diese Art war der Weg des Fortschrittes betreten. Was aus dieser Colonie schon im Verlaufe kurzer Zeit geschehen, haben wir schon vorhin dargestellt und werden uns mit

der Darstellung auch noch weiters befassen. Der edle Gründer Singapores hat die Schaubühne des Welttheaters längst verlassen, aber das Gute, das er geschaffen, lebt glänzend fort. Das Volk, das durch ihn frei, wohlhabend und glücklich geworden ist, feiert sein Andenken jährlich durch ein öffentliches Fest und hat Strassen, Plätzen, Museen und öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten seinen Namen gegeben.

Als die Fortschritte Singapores anfingen sich recht bemerklich zu machen, kauften die Holländer einem anderen indischen Sultan die nahegelegene Insel „Rhio“ ab, um den Engländern Concurrenz zu machen und der Ausführung ihrer weiteren Bestrebungen einen Riegel vorzuschieben. Aber wie schon erwähnt, sind diese Absichten total misslungen.

In der brittischen Colonialpolitik herrscht das Princip, dass sich die Colonien selbst zu verwalten und ihren Haushalt zu ordnen haben, wobei sie von der Mutterregierung geschützt und mit Rath und That unterstützt werden. Die Regierung der Straits Settlements besteht aus einem Gouverneur und einem vollstreckenden und gesetzgebenden Rathe. Der letzte enthält eilf wirkliche und fünf stellvertretende Mitglieder.

Einkünfte. Die Einkünfte der Regierung werden durch die Stempeltaxen, das Opium-Monopol und die Spiritussteuer bestritten und betrugen im Jahre 1874 3,100.000 fl. ö. W. Die Ausgaben waren aber grösser, weil die nöthigen Verbesserungen und Verschönerungen der Hauptstadt bedeutende Summen in Anspruch nahmen.

Dort existirt kein Bedürfniss nach europäischen Arbeitskräften. Während unserer Anwesenheit betrugen laut officieller Angabe die Löhne für eingeborne Arbeiter in ö. W. fl.:

für Feldarbeiter und Gärtner	pr. Jahr 127.50,	pr. Tag 52 kr.
„ Domestiken	„ 150—255,	„ — „
„ Zimmerleute, Tischler, Schmiede, Maurer etc. .	„ —.—	„ 95 „

Auf dem Markte waren die folgenden Preise notirt und zwar für: 1 Sack = 80 Kilo Weizen 5 fl. 50 kr., 1 Pfund Weizenbrot 13½ kr., 1 Liter Milch 15 kr., 1 Pfund frische Butter 1 fl. 60 kr., 1 Pfund Rindfleisch 45 kr., Hammelfleisch

$63^1/_2$ kr., Schweinefleisch $22^1/_2$ kr., 1 Sack = 133 Pfund Reis 6 fl., Weizenmehl 13 fl. 50 kr., Kaffee 57 fl. 40 kr., 1 Pfund Thee 1 fl. 27 kr., Zucker 14 kr., Salz $2^1/_4$ kr., Pfund Tabak 14 kr. Fische sind im Preise je nach der Qualität verschieden, aber im Ganzen genommen sehr billig.

Die Stadt Singapore streckt sich weniger in das Innere der Insel hinein, als sie sich längs der Küste ausgebreitet hat. Ein grosser Canal zieht sich durch die Stadt und theilt sie in zwei Hälften. Vierzehn Brücken, von welchen mehrere von überaus anmuthiger und moderner Construction, sind über denselben gespannt. Der Canal wird durch die Flut des Oceans gespeist und liegt daher zur Zeit der Ebbe fast im Trockenen, zu welcher Zeit sein schmutzig-schlammiger Boden nicht gerade viel beiträgt die umliegenden eleganten Gebäude zu verschönern. Nichts aber kann einen widerlicheren und trostloseren Anblick gewähren, als die Zahl der Dschonken, die im Schlamme stecken und gemüthlich auf die nächste Flutzeit warten, um wieder flott zu werden.

Die grössten Handelshäuser haben am Canale oder doch in der Nähe desselben ihre Comptoirs und Lagerhäuser errichtet. Die Bauart und die innere Einrichtung der Geschäftslocalitäten hat sehr viel Originelles an sich, ist aber übrigens ganz den Verhältnissen des dortigen Klimas entsprechend. Die Eingänge sind meist grosse dunkle Hallen, in welchen sich zahlreiche Mäkler und Arbeiter herumtreiben, oder auf dem kühlen Boden kauernd zubringen. Die Aufgänge sind breite gusseiserne Treppen. In den Sälen sieht man ein Heer von Commis an ihren Schreibtischen arbeiten, über welchen der unentbehrliche Windmacher, die Bunka, angebracht ist und den ganzen Tag über in Bewegung erhalten wird. Thüren und Fenster zählt man dort zu den überflüssigen Dingen und begnügt man sich nur mit den entsprechenden Maueröffnungen, die man weniger des Lichtes halber als der starken Luftströmung bedarf, welche die Locale in einer erträglichen Temperatur erhält. Zu diesem Behufe pflegt man auch die Fussböden von durchlöcherten oder zierlich durchbrochenen gusseisernen Platten herzustellen.

Handel und Verkehr.

Der grosse Ausfuhr- und Einfuhrhandel wird durch 18 englische Häuser mit den Hauptsitzen in London, 10 deut-

schen, 2 holländischen, 2 armenischen, 2 chinesischen, 1 französischen, 1 belgischen und 1 Parsen-Firma betrieben. Oesterreich ist dort nicht vertreten. Aber viele seiner durch die Weltausstellungen auch den entferntesten Völkern des Erdballes bekannt und liebgewordenen Industrieartikel könnten daselbst eine würdige Stellung einnehmen und durch die Emsigkeit der malayischen und chinesischen Zwischenhändler eine grosse Verbreitung finden, wenn man in Ermanglung eines eigenen österreichischen Hauses irgend eine dortige respectable Firma zu gewinnen bestrebt wäre, dass sie auch österreichische Erzeugnisse in den Bereich ihrer Speculationen zöge.

Welche kolossale Fortschritte dort der Handel macht, lässt sich aus den folgenden statistischen Angaben entnehmen:

1818 war der Transithandel gleich Null, belief sich aber schon
1823 auf ö. W. fl. 10.000
1863 „ „ „ 12,500.000
1875 „ „ „ 75,000.000
1877 „ „ „ 83,000.000

Im letztgenannten Jahre sind in Singapore 1620 Schiffe mit einer Gesammtlast von 600.000 Tonnen eingelaufen.

Der Kleinhandel befindet sich ganz in den Händen der Chinesen und Malayen, die hierin eine grosse Geschicklichkeit und Thätigkeit entfalten. Die Malayen sind die Macher bei allen Unternehmungen und Geschäften und haben eine besondere Vorliebe für den Hausirhandel und das Geldwechseln. Es gehört eine grosse Behutsamkeit dazu, um von ihnen nicht übervortheilt zu werden. Wenn sie einen Fremden betrogen haben, suchen sie schnell das Weite zu gewinnen und zeigen sich so lange nicht wieder, bis sie wissen, dass er abgereist ist. Die europäischen Häuser, die mit ihnen auf Credit arbeiten, pflegen sich ihrer durch Cautionen sicherzustellen.

Wenn wir die Stadt durchwandern, kommt es uns vor, als wenn wir uns in der Zeit des babylonischen Thurmbaues befänden, denn von allen Seiten schallen uns fremde Sprachen und Dialekte in die Ohren. Aber nicht allein das Kauderwälsch der Sprachen ist es, was uns höchst ergötzt, sondern

auch die verschiedenen Gestalten, die gleich einer lebenden Musterkarte von Typen und Hautfarben vor unseren Blicken vorbeiziehen.

Die ethnographische Idee, die diversen Völker der Erde auch in ihren Behausungen vorzuführen, die den Besuchern der Wiener Weltausstellung so viel lebhaftes Interesse einflösste, tritt uns dort in der ganzen Wirklichkeit entgegen. Singapore stellt in dieser Hinsicht ein riesiges Quodlibet dar, welches zahlreiche europäische Paläste, Tempel, Akademien, Museen, Banken, Synagogen, Moscheen, Pagoden und Wohnungen der mannigfaltigsten Baustyle in sich fasst. Topographisches.

Singapore besteht aus drei Theilen, d. i. der europäischen Stadt und zwei asiatischen Vorstädten. Eine der letzteren hängt mit der ersteren enge zusammen.

Die europäische Stadt zeichnet sich durch grosse, überaus reinlich gehaltene Strassen und Plätze und viele in einem sehr edlen Style erbaute Gebäude aus. Die letzteren sind in Folge der oft vorkommenden Erdbeben zwar nicht hoch, aber in Bezug auf ihre niedlichen Formen wahre Zephyrpaläste, die der atmosphärischen Luft nach jeder Richtung freien Zu- und Durchstrom gestatten.

Die englische Cathedrale ist ein gothischer Prachtbau ganz eigenthümlicher Art. Sie ähnelt insoferne den alten griechischen Tempeln der classischen Zeit, indem sie statt der Wände nur schön geformte Pfeiler hat, die in symmetrischen Distanzen aufeinanderfolgen und Thüren und Fenster überflüssig machen. Reiches lebendiges Grün schmückt das traulich schöne, an die Zeit des ersten Christenthums erinnernde Gotteshaus.

Nichts ist aber dem lieblichen Theater zu vergleichen, in dessen reizender Construction sich der Baukünstler selbst übertroffen zu haben scheint. Es ist ein graziöser Musentempel in modernem Geschmacke. Seine Façade hat einigermassen eine Aehnlichkeit mit der des berühmten neuen Wiener Opernhauses, nur ermangeln ihm dessen kolossale Dimensionen.

In unmittelbarer Nähe dieser Prachtbauten dehnt sich eine grosse wohlgepflegte grüne Wiese *(ground)* aus, das Schoosskind der Einwohner, auf welcher der Raffle'sche Obelisk und eine hohe mit einem bronzenen Elephanten geschmückte

Säule aufgestellt sind, welchen der König von Siam der Stadt Singapore zum Geschenke gemacht hat. Viele schattige Bäume und ein reicher Blumenflor zieren diesen Lieblingsplatz, welcher sowie die ganze Stadt Nachts mit Gas brillant beleuchtet ist.

In der Nähe dieser Anlage haben sich, in schattigen Gärten versteckt, die grossen Hôtels etablirt, die mit weniger Luxus als Comfort ausgestattet sind. Sie sind so luftig gebaut, dass man sie fast mit Vogelkäfigen vergleichen könnte. Die Schlafgemächer sind in der Regel gross und hoch und deren Wände nichts Anderes als jalousienartige doppelte Bretterverschläge, die die Räumlichkeiten kühl und luftig erhalten. Die Preise für gänzliche Verpflegung können nach dortigen Verhältnissen als ziemlich mässig bezeichnet werden; man zahlt nämlich 6 bis 7 fl. ö. W. per Tag. Der Verkehr und die Zahl der durchreisenden Fremden ist dort so gross, dass man oft die grössten Schwierigkeiten hat, ein Unterkommen aufzufinden. Uns ging es ebenfalls nicht besser, indem wir nach unserer Ankunft bis spät in die Nacht hinein von Hôtel zu Hôtel herumfuhren, ohne ein freies Bett zu finden, und schon glaubten wir auf das über eine Stunde entfernte Dampfschiff zurückkehren zu müssen, als uns unser Fiaker nach der abgelegenen Herberge „zur Stadt Hamburg" brachte, deren Besitzer ein gutmüthiger Deutscher war. Und diesem Umstande verdankten wir es, dass wir dort in seinem eigenen Wohnzimmer eine provisorische Stelle fanden, wo wir das müde Haupt hinlegen konnten.

Die erste asiatische Vorstadt ist fast ausschliesslich nur von Chinesen bewohnt. Man findet dort mehrere Pagoden, Schulen, auch sogar eine chinesische Akademie und ein eigenes Hospital. Beide sollen ganz gut verwaltet sein. Die socialen Einrichtungen, sowie auch die steinernen Wohngebäude gleichen sich unter allen Himmelsstrichen, wo sich dieses merkwürdige Volk niedergelassen hat, wie man zu sagen pflegt, wie ein Ei dem anderen.

Diese Häuser sehen meist unsauber und verwahrlost aus und tragen nichts Elegantes an sich, denn für Luxus liebt der Sohn des Himmels im Allgemeinen keine Ausgaben zu machen und trachtet besser dahin, bald möglichst ein

genügendes Capital zusammenzubringen, um mit demselben in die Heimat zurückkehren zu können.

Die wohlhabenderen Familien ziehen es vor, kleine Häuser allein für sich zu bewohnen, während die unteren Classen in langen schmutzigen und kasernenartigen Gebäuden zu Hunderten zusammen leben, was in physischer, sowie in moralischer Beziehung sehr schädliche Folgen hat und der allgemeinen Prostitution grossen Vorschub leistet. Die Wohnungen befinden sich stets im ersten Stockwerke, in denen oft nur ein Fenster für eine Familie berechnet ist und sogar dieses nicht selten wieder bei Tag an lockere Damen vermiethet wird, welche von dort aus ihre verführerischen Netze auswerfen. Zu ebener Erde befinden sich die Geschäftslocale und die Werkstätten, in welchen man meist drei bis vier verschiedene Gewerbe ausüben sieht, wie z. B. Uhrmacher, Barbiere, Schuster und Vogelhändler etc.

Es macht einen angenehmen Eindruck, dass die Strassen sehr rein gehalten werden und dass man auf denselben keinen im Stadium der Verwesung befindlichen Cadavern begegnet, wie es in so vielen Städten des europäischen Ostens noch der Fall ist, wo man verendete Hausthiere auf die Strassen zu werfen pflegt und sie so lange liegen lässt, bis sie durch die darüber rollenden Wagen pulverisirt worden sind. Dieses würde wohl die englische Polizei unter keinerlei Umständen zulassen, aber selbst auch die chinesische Oekonomie lässt es nicht dazu kommen, weil sie von den animalischen Ueberbleibseln in ihren Küchen den besten Gebrauch zu machen verstehen. Ist es ja doch bekannt, dass junges Hundefleisch selbst auf den Tafeln der Reichen und Vornehmen ein werthvolles und gerngesehenes Gericht bildet.

In allen chinesischen Strassen herrscht vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein viel geräuschvolles Thun und Treiben, welches sich Nachts um so viel interessanter macht, als es durch ein Meer bunten Lichtes beleuchtet ist.

Das Licht ist das Element, dem die Orientalen wegen seines auf das Gedeihen des gesammten Thier- und Pflanzenlebens ausübenden wohlthätigen Einflusses einen besonderen Grad der Verehrung zollen. In der That hat die Natur die Völker der tropischen Regionen mehr mit dieser noblen Him-

melsgabe beschenkt als die des Nordens. Umgeben vom grösseren Glanze der Sonne, vom helleren Scheine der nächtlichen Gestirne, von schönheitstrahlenden Gebilden des Thier- und Pflanzenreiches und vom Zauber einer unbeschreiblich lieblichen reinen Atmosphäre wird ihr Empfindungsvermögen zu grösserer Lebhaftigkeit und ihre Phantasie oft zu einem solchen Grade von Ausschreitung gesteigert, die mit den nüchternen und reellen Anschauungen der Völker der gemässigten Erdgürtel nicht mehr im Einklange steht.

Dieser physische Einfluss bleibt nicht nur allein auf die Eingebornen der heissen Zone beschränkt, sondern äussert sich in einem gewissen Grade selbst auch auf die Nordländer, wenn sie sich längere Zeit in jenen Regionen aufhalten und sich mehr oder weniger in die dortigen Sitten und Gebräuche hineingelebt haben. Man fühlt dann wie zusehends die geistigen Aufregungen häufiger und grösser, die Leidenschaften ungestümer und die Phantasien ungebundener auftreten, so dass man sich fast manchmal Gewalt anthun muss, um nicht aus dem Schranken ruhigen Denkens und Handelns herausgebracht und zu Extravaganzen fortgerissen zu werden.

Man kann es daher den in Singapore lebenden Chinesen nicht verdenken, wenn sie an ihren phantastischen Ceremonien und Gebräuchen Gefallen finden und Licht und Feuerwerke zu einem zweiten Cultus erheben. Der Chinese ist von Jugend auf an Sparsamkeit gewöhnt und sehr wenig zu Depensen geneigt, aber für Lampen, Laternen, Transparente und Feuerwerke ist ihm keine Ausgabe zu gross.

Es erzeugt einen eigenthümlichen Reiz, wenn man Abends die von ihnen bewohnten Strassen durchschlendert und Alles wie in einem Meere von Licht schwimmen sieht. Ihre Häuser, Magazine und öffentlichen Garküchen sind bis spät in die Nacht hinein offen und mit zahllosen buntpapierenen Lampen behangen, die mit Namen und Devisen aller Art beschrieben sind. Jedermann trägt auf dem Wege eine Laterne in der Hand und die Vornehmen lassen sich auf den Strassen durch zwei Fackelträger vorleuchten. Diese Sitte haben sich auch schon die reichen Europäer angeeignet. Es macht wirklich einen sehr imposanten Anblick, wenn man sie

in den hellerleuchteten Strassen daherfahren sieht und zwei pechschwarze Tamils mit brennenden Fackeln in den Händen ihren Equipagen vorauslaufen.

Die Beleuchtungsstoffe, wie Kokosöl und Petroleum, sind dort so billig, dass sozusagen kein Winkel der Stadt unbeleuchtet bleibt und dass sich auch der arme Mann am Abend seine Wohnung erhellen kann.

Die Chinesen — wir meinen nur die untere Volksclasse — haben im Jahre eigentlich nur ein einziges öffentliches Fest, das Neujahr, das aber dafür auch einen ganzen Monat dauert. Die ganze übrige Zeit ist für sie ein langer Arbeitstag, der nur durch Familienereignisse, wie Hochzeiten etc., eine Unterbrechung erleidet. Da fast zwei Drittel der Einwohner Singapore's aus Chinesen bestehen, die alle starr an den herkömmlichen Gebräuchen festhalten, so kann man sich kaum eine Vorstellung davon machen, wie ausgelassen lustig es bei diesem grossen Nationalfeste hergeht. Wir kamen gerade zu Ende des Festes nach Singapore und erinnern uns noch mit Schaudern, wie wir durch das grässliche Geschrei, das unaufhörliche Zischen der Raketen und das Prasseln der Feuerwerke fast die ganze Nacht hindurch kein Auge zuthun konnten.

Diejenigen, die Zeit und Geld genug haben, opfern auch ausser dem Neujahrsfeste einen halben Tag der Begrüssung der ersten Dschonke, welche mit dem Erscheinen des Nord-ost-Monsuns von China heraufkommt. Auf dem Cap Rumania wird ein Observationsposten aufgestellt, welcher das Herannahen des erwarteten Schiffes nach Singapore zu telegraphiren hat. Durch das Eintreffen dieser Nachricht wird die ganze Bevölkerung in eine ungemein freudige Aufregung versetzt, und jeder, der es vermag, rennt eiligst nach dem Hafen, um im eigenen oder gemietheten Boote der in Sicht kommenden Dschonke entgegen zu fahren. Bald sieht man die Rhede mit einer unzählbaren Menge kleiner Boote bedeckt, und je mehr sich der Ankömmling aus dem fernen grossen Vaterlande nähert, desto mehr steigert sich der ausgebrochene Jubel zur Begeisterung, Tausende von Händen sieht man unter dem üblichen Rufe *„tschin-tschin“* (eine chinesische Begrüssungsphrase) fingernd in der Luft ausgestreckt, während der Capitän der Dschonke die Höflichkeiten erwiedernd aus

allen Luken Massen feiner Papierstreifen ausstreuen lässt, die mit allerlei Complimenten und Sentenzen bedruckt sind. Sowie diese vom Winde ergriffen nach allen Seiten dahinflattern, wird von den Boten Jagd auf dieselben gemacht und jedermann schätzt sich glücklich, wenn er ein solches Kleinod aus der fernen Heimat erhaschen kann.

Endlich lässt die Dschonke unter stürmischen „*tschin-tschins*“ die Anker fallen und alle Boote bemühen sich nun in ihre unmittelbare Nähe zu kommen. Die verschiedensten Anstrengungen werden nun gemacht, um den Bord zu erklimmen, was aber unter keinerlei Umständen gestattet wird, bis nicht der Führer des Schiffes den gesetzlichen Vorschriften der Hafen- und Sanitätsbehörden nachgekommen ist. Der Capitän erscheint mittlerweile auf dem hohen Hintercastell, um sich für den freundlichen Empfang zu bedanken, der harrenden Menge die letzten Neuigkeiten aus der Heimat mitzutheilen und gleichzeitig zum Verkaufe der mitgebrachten Waaren einzuladen, zu welchem Zwecke er in einigen Tagen auf seinem Schiffe einen Bazar eröffnen wird. — Die chinesischen Schiffscapitäne lieben es nicht, sich in ihren Geschäften zu übereilen, wünschen auch gar nicht ihre Waaren auf einmal loszuschlagen, sondern ziehen es vor, sich — so lange es geht — mit dem vortheilhafteren Kleinverkaufe zu beschäftigen. Sie brauchen auf das Sprichwort „Zeit ist Geld“ keinen Werth zu legen, denn ihre Schiffe müssen bis der Monsun nach Südwest umgeschlagen hat, d. i. fünf bis sechs Monate, vor Singapore liegen bleiben.

Die zweite asiatische Vorstadt ist von viel grösserer Ausdehnung, aber von viel schwächerer Bevölkerung. Ihre Länge, vom alten Hafen angefangen bis zum neuen, beträgt fünf bis sechs Kilometer und die Breite greift mitunter ziemlich tief ins Land hinein. Diese Vorstadt verdient eigentlich besser den Namen eines kolossalen an der Küste des Meeres angelegten Parkes, welcher Hügel und Thäler, Dschungeln, Wälder, Wiesen und Felder, Dörfer und Lustschlösser, Tempel und Friedhöfe und den botanischen und zoologischen Garten in sich begreift.

Wir wollen unsere Wanderung beim alten, oder wie man ihn dort am liebsten nennt, beim Paggar-Hafen beginnen.

Er ist von der Stadt circa drei Kilometer entfernt und mit derselben durch einen Telegraphen und eine prachtvolle, durch die erste chinesische Vorstadt führende Strasse verbunden. Dieser Hafen ist mit allem dem ausgestattet, was von einem blühenden Welthandels-Emporium, wie Singapore, mit Fug und Recht erwartet werden darf. Vor Allem verdienen dort die grossen Trockendocks Erwähnung, die mit den neuesten und besten Hilfsmitteln ausgerüstet sind. Die grössten Kaufs- und Kriegsfahrzeuge können dort aufgenommen und mit Hilfe einer riesigen Dampfpumpe in der kürzesten Zeit in's Trockene gebracht werden.

Die anliegenden mechanischen Werkstätten sind derart eingerichtet, dass in denselben alle an Schiffen vorkommenden Reparaturen, selbst auch die grössten, ausgeführt werden können. Dies findet allgemein die vollste Anerkennung, nur hört man die Schiffspatrone sehr oft Klagen aussprechen, dass die Ausbesserungen nach einem viel zu hohen Tarife berechnet werden. Da die Docks fast ununterbrochen Tag und Nacht in Anspruch genommen sind, so wird natürlich von den erhobenen Klagen wenig oder gar keine Notiz genommen und die Gesellschaft findet sich in der angenehmen Lage, ihren Actionären jährlich sehr hohe Dividenden auszahlen zu können. Sie versteht ihren Vortheil um so besser auszubeuten, weil es in jener Region ausser Calcutta und Hong-Kong keine Anstalten gibt, in welchen Schiffe von grossen Dimensionen und Tiefgange die nöthigen Mittel zur Ausbesserung finden. Ein deutscher Schiffscapitän hat in Gesellschaft seiner Freunde den Vorschlag gemacht, die Firma der Gesellschaft mit dem vulgären Sprichworte zu bezeichnen: „Friss Vogel oder stirb." Alle Capitäne, die Hilfe bedürfen, fürchten aus dieser Ursache den Platz und steuern lieber, wenn es nur immer thunlich ist, Calcutta oder Hong-Kong zu. — Madras und Colombo (auf Ceylon) werden ebenfalls Werften und Docks ersten Ranges erhalten, wenn die dort im Baue begriffenen kolossalen Hafenarbeiten beendet sein werden.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, dass die äussere Wandung der Schiffe, die verhältnissmässig nur kurze Zeit die Korallenregion durchsegeln, derart mit muscheligen Gebilden

belegt werden, dass dadurch die gewöhnliche Geschwindigkeit oft sehr stark beeinträchtigt wird. Wir sahen im Paggar-Hafen einen der „*Eastern and Australian Mail Steam Co.*“ gehörigen Dampfer, welcher die Fahrt von Sydney mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 12 Knoten antrat, dieselbe aber im Verlaufe von 23 Tagen nach und nach bis auf fünf Knoten verminderte, ohne dass sich der Capitän die Ursache zu erklären wusste. Nach der Ankunft in Singapore wurde das Schiff durch einen Taucher untersucht, welcher es ungewöhnlich stark belegt fand, was den Umstand sogleich aufklärte. Aber trotz des grossen Zeitverlustes fand es der Capitän doch vortheilhafter, das Schiff in Hong-Kong statt in Singapore reinigen zu lassen.

Wir betrachten es als eine zweckmässige und sehr humane Einrichtung, dass man in der unmittelbaren Nähe des Hafens zu Gunsten der dejourirenden Schiffsbeamten einen comfortablen, mit einer reichen Auswahl von Zeitschriften und Büchern ausgestatteten Lesesalon erbaut hat, der den Schiffsbeamten aller Nationen zur Benützung offensteht. An diesen schliesst sich ein Saal mit einem Harmonium an, wo an Sonntagen alle diversen christlichen Bekenner abwechslungsweise zu bestimmten Zeiten ihren Gottesdienst abhalten können. In diesen Localitäten befindet sich auch eine Restauration, in welcher mit Ausnahme von Branntweinen alle Arten geeister Getränke verabreicht werden.

Der ganze Uferraum zwischen den beiden fast $1^1/_2$ Stunden Weges von einander entfernten Häfen ist durch eine grosse Zahl von Landungsdämmen, Schiffswerften, Lagerhäusern und verschiedenen Compagnien gehörigen Kohlendepôts etc. ausgefüllt. Hinter diesen, landeinwärts, liegt eine Art tropischen Urwaldes, in welchem sich Matrosen, Schiffszimmerer, Kalfalterer und Lastträger niedergelassen und ihre luftigen Búngalos erbaut haben.

Der neue Hafen, welcher der Grösse nach mehr einer Bai ähnlich ist, wird durch die Insel Blakan Mati begrenzt und streckt sich tief in das Land hinein. Er besitzt rings um sich herum ein hohes Gestade, wodurch er vollkommen vor Stürmen geschützt wird.

Zwei der grössten Dampfschifffahrts-Unternehmungen der Welt haben sich dort festgesetzt und zahlreiche Etablissements gegründet. Die *Peninsular and Oriental-Gesellschaft* und die *Compagnie des Messageries maritimes.* Diese beiden Verkehrsinstitute, welche zusammen 108 Passagierdampfer von 44.870 nomineller Pferdekraft und 245.367 Tonnen Last haben, von welchen einige beständig dort vor Anker liegen, machen durch die kolossale Grösse ihrer Schiffe, durch ihre zweckmässigen Betriebseinrichtungen und durch ihre riesigen Kohlenlager wirklich einen sehr imposanten Eindruck.

Auf dem Landungsplatze findet man stets eine Zahl jener luftigen, mit Timor-Pony bespannten Jalousie-Wägelchen*) aufgestellt, die zu einer gesetzlich festgesetzten Taxe die Verbindung zwischen Stadt und Hafen aufrecht halten.

Die Fiaker der ganzen Welt haben unter sich die Eigenschaften gemein, dass sie grob, betrügerisch und schwer zu befriedigen sind. Auch die von Singapore machen in diesen Punkten keine Ausnahme. Wenn es ihnen schon unmöglich ist, dem Tarife eine besondere für sie günstige Auslegung zu geben, so suchen sie bei der Annahme des Geldes allerlei Schwierigkeiten zu machen.

Man rechnet dort nach Handels-Dollars *(trade dollars)*, welche in Singapore und Hong-Kong geprägt werden und von welchen einer = 100 Cents = circa 2 Gulden ö. W. gilt. Ausser diesen officiellen Dollars circuliren im öffentlichen Verkehre auch noch die sogenannten mexikanischen Dollars, die in ganz Ostasien eine ähnliche Rolle spielen wie die Maria Theresia-Thaler in der Levante und in Aegypten. Diese beiden Münzsorten haben die Anciennetät für sich und stehen in besonderer Gunst des Volkes, wesshalb es so schwer ist, sie aus dem Verkehre zu schaffen. Obgleich der mexikanische Dollar von etwas feinerem Silber ist als der Handels-Dollar, so wird er des Mehrwerthes wieder durch den Umstand verlustig, dass er meist sehr abgenützt und abgerieben erscheint. In Singapore, China, Hong-Kong, Japan und auf allen Inseln des stillen Oceans sind ungeheure Massen dieses Geldes im

*) Diese haben ihren Namen daher erhalten, weil die Wände und Böden der Kasten aus jalousieartigen Brettchen zusammengesetzt sind.

Umlaufe. Wenn man nun in Singapore den Fiaker mit den gesetzlichen Handels-Dollars bezahlt, dann behauptet er, dass ihm die Bezahlung in mexikanischen Dollars gebühre. Gibt man ihm nun solche, dann wiegt er sie einige Zeit auf den Händen und findet, dass sie zu leicht seien und dass man so und so viel nachzuzahlen habe. Wenn aber schliesslich dem Fremden der Faden der Geduld zerreisst und man darauf besteht, zur Begleichung des Streites auf die nächste Polizeistation geführt zu werden, dann kommt auch der Handels-Dollar in Ehren und wird als gut und gesetzlich angenommen.

Eine wundervolle, liebliche und schattige Strasse führt vom neuen Hafen nach der Stadt durch dichte Dschungeln, die aus tausenderlei mächtigen Gewächsen der tropischen Pflanzenwelt bestehen, in ewiger Jugend prangen und nie vom eisigen Hauche des Winters berührt werden. Eine weiche, feuchte, aromatische Luft strömt uns überall entgegen und macht die Brust leicht aufathmen. Schwärme von Insecten, schädliche wie unschädliche, bevölkern die Luft und Vögel mit herrlich schillerndem Gefieder das Gebüsch, und während sich diese harmlos des Lebens freuen, lauert im feuchten wuchtigen Grasboden die tückische Cobra auf ihre Beute und brütet auf Tod und Verderben. Lianen und Bignonien von eigenthümlichen Formen und Farben sind durch unzählige Schlingpflanzen auf das anmuthigste unter einander verflochten, aber mehr als diese betrachten wir die wunderlichen Manglebäume (*Rhizophoreae mangle*) mit grossem Interesse, deren skeletartige Wurzelstöcke sich oft ein paar Meter hoch über das Wasser erheben, bevor sie sich zu mächtigen Stämmen vereinigen. Aus den Zweigen der Aeste entwickeln sich wieder neue Wurzeln, die wachsend vom Baume herabhängen, bis sie den Boden erreichen, sich dann dort festsetzen, einen eigenen Haushalt gründen und nach ihrer Väterart weiter vegetiren. Man sieht, wie auf diese Weise sich Familiengruppen bilden, die vom ehrwürdigen Greise an bis zu den Ururenkeln hinabreichen und zusammen, namentlich an den niederen Küsten des Meeres, zu einem Urwalde heranwachsen, der nicht zu durchdringen ist. Während der Flutzeit wird ein grosser Theil der Dschungeln unter Wasser gesetzt, desshalb haben die Bungalos der nativen Bevölkerung,

die sich mit besonderer Vorliebe an jenem kühlen Ort niederlässt, meist ein originelles pfahlbauartiges Aussehen.

Die Strasse, auf der wir dahinwandeln, befindet sich in einem tadellosen Zustande, ebenso auch die Nebenwege, die sich in Parkanlagen hineinziehen, oder an dicht bewaldete Hügel hinaufschlängeln, von welchen vornehme Landhäuser und Lustschlösser herabblicken.

Unser Weg führt uns auch bei zwei grossen auf Anhöhen angelegten chinesischen Begräbnissplätzen vorüber, die ganz nach europäischer Art mit Blumenbeeten und Monumenten bedeckt sind. Die letzten jedoch weichen in Form und Gestalt oft sehr stark von unserem Style ab, indem sie zierliche Miniaturgebäude bilden, die den religiösen Anschauungen der Chinesen gemäss die Bestimmung haben, den armen abgeschiedenen Seelen während ihres unsteten Wanderns zum Aufenthalte und Ruheplatze zu dienen. Aus der musterhaften Reinlichkeit und der guten Erhaltung der Denkmäler kann man den Schluss ziehen, dass die Chinesen ihren dahingegangenen Angehörigen auch noch weit über das Grab hinaus ein freundliches Andenken bewahren.

Bevor wir noch das Weichbild der Stadt betreten, nimmt die ganze Umgebung ein vornehmes und aristokratisches Aussehen an, was sich durch zahlreiche elegante Villas mit vortrefflich cultivirten Gärten kennzeichnet. Diese legen Zeugenschaft von dem Wohlstande ab, welchen sich die europäischen Kaufleute erworben haben. Dort befindet sich auch in Mitte einer lieblichen grünen Anlage die imposante katholische Kirche, deren französische Priester sich durch Gelehrsamkeit, Toleranz und Mildthätigkeit unter der gesammten Bevölkerung einen so guten Namen, eine so hohe Achtung und so viel Vertrauen erworben haben, dass sie oft in streitigen Privatangelegenheiten zu Vermittlern gewählt werden und in pecuniärer Beziehung mehr von den protestantischen Engländern und reichen vornehmen Chinesen unterstützt werden, als von ihren eigenen Pfarrkindern. Als wir an einem Sonntage die Kirche besuchten, waren wir nicht wenig überrascht zu hören, wie die Priester den Text des lateinischen Gesanges in mehreren orientalischen Sprachen übersetzt recitirten.

In einer äquatorialen Localität wie Singapore lässt es sich wohl leicht begreifen, dass kühle schattige Gärten von grosser Bedeutung sind. Die zahlreichen Privatgärten suchen sich in Bezug auf geschmackvolle Anlagen und moderne Einrichtungen unter einander den Rang abzulaufen.

Einer der ersten ist unstreitig der des Herrn Wampoa, eines reichen Chinesen, der sich durch Intelligenz und Fleiss von der untersten Schichte des Volkes zu einem der angesehensten, geachtetsten und einflussreichsten Männer emporgearbeitet hat. Bei allen gebildeten Fremden, die Singapore besuchen, ist es beinahe zum Cultus geworden, dieser interessanten Persönlichkeit in ihrem Landhause einen Besuch abzustatten, d. i. sich an sie empfehlen zu lassen. Der höfliche und liebenswürdige Wirth, der der englischen Sprache vollkommen mächtig ist, geleitete uns einladend in seine vornehme, ganz nach chinesischer Sitte ausgestattete Wohnung. Er war in himmelblauer Seide gekleidet, trug die nationalen Filzschuhe, ein kleines schwarzes Käppchen und den unvermeidlichen Haarzopf, der ihm bis zu den Fersen hinabhing. Er führte uns in Begleitung seiner zwei jüngsten Söhne, kleine Knaben mit lebhaften Augen und intelligenten Gesichtszügen, in mehreren Gemächern herum und zeigte uns seine diversen Kostbarkeiten und Raritäten, um die ihn wohl mancher grosse Herr beneiden dürfte.

Seinen ältesten Sohn sandte er seinerzeit zur Ausbildung nach England, wo er gar bald, wie man uns nachträglich erzählte, europäische Sitten annahm und der Civilisation den Zopf zum Opfer brachte. Seine Studien waren vom besten Erfolge, denn er kehrte schliesslich als *a very nice young English gentleman* nach Hause zurück, aber zum grössten Leidwesen seines Papa ohne Zopf, den er sich unter keinerlei Bedingung wieder wachsen lassen wollte. Bei diesem liess sich nicht wie bei so vielen anderen jungen Leuten sagen: „Als Hänschen zog er fort und als Hans kam er heim."

Der Park des Herrn Wampoa ist wirklich ein Meisterwerk chinesischer Gartenkunst. Alle Ostasiaten lieben sowohl das Auffallende und Phantastische, als auch die grellen Gegensätze und diese Eigenschaften haben auch in jenem Garten den sprechendsten Ausdruck gefunden. So sieht man

z. B. dort Bäume und Gesträuche, die zu kolossalen phantastischen Figuren zugestutzt sind, welche Löwen, Elephanten, architektonische Werke oder historische Personen vorstellen sollen, deren Augen mit hohlen Gläsern besetzt sind, um zur Nachtzeit beleuchtet werden zu können. Dagegen sieht man auch Baumriesen und verschiedene Blumen *en miniature* in fingerhutgrossen porzellanenen Vasen prangen, sowie Bäume, deren jeder einzeln verschiedene Gattungen Früchte hervorbringt, eine Curiosität, in welcher die Chinesen es zu einer ganz besonders grossen Meisterschaft gebracht haben. Auch in zoologischer Hinsicht bot der Garten manches Interessante dar. So sahen wir dort auch viele seltene Vögel und gezähmte vierfüssige Thiere, unter welchen uns besonders die abgerichteten Affen ergötzten, die auf Geheiss Früchte von den Bäumen herabholten und wenn sie dann eine davon zum Lohne erhielten, sich artig dafür verbeugten.

Während der Fahrt zum botanischen Garten führte uns der Weg bei chinesischen Tempeln und Pagoden vorbei, die durch enorme Massenhaftigkeit die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich lenken. Die ersteren haben ein überaus plumpes Aussehen und entbehren gänzlich des ehrwürdigen, das Gemüth zur Andacht einladenden Baustyles, der in der Regel den christlichen Kirchen und öfters auch den Synagogen und Moscheen zu Grunde liegt. Das Agglomerat so schwerfälliger Gebäude scheint den Geist der zur Andacht Geneigten eher niederzudrücken, als zu erheben und nur zur Verehrung finsterer, unfreundlicher Gottheiten geeignet zu sein.

Die mit Thürmen versehenen Pagoden der Hindus würden auf den Europäer einen viel besseren Eindruck machen, wenn deren Aussenseiten nicht gar so sehr durch, man könnte fast sagen, Menagerien hässlicher, monströser Götzenbilder verunziert wären.

Der botanische Garten liegt auf einer sanften Anhöhe ziemlich weit ausser der Stadt. Obgleich er eine Schöpfung der neuesten Zeit ist, so beherbergt er doch schon eine reiche Sammlung der seltensten Pflanzen und Gewächse, die sich unter den günstigen klimatischen Verhältnissen und den fast täglich niedergehenden Regenschauern auf das herrlichste entwickeln. Der daselbst befindliche zoolo-

gische Garten ist aber noch nicht über seine Kindheit hinausgekommen, trotzdem die benachbarten Länder so unendlich reich an prachtvollen tropischen Thieren sind.

Die Löwen und Tieger waren erst vor Kurzem in ihre eleganten Zwinger gekommen und geberdeten sich noch ungemein wild und unbändig.

Aehnlich benahm sich auch eine zahlreiche Affenfamilie, der man einen grossen, schattenreichen, mit einem starken Drahtnetze überzogenen Baum zum Aufenthalte angewiesen hatte. Sie waren noch insgesammt sehr scheu und steckten nur hin und wieder die Köpfe neugierig aus dem Laube hervor. Nur ein junger, langer und sehr magerer Sprössling wagte sich weiter heraus und schnitt uns die drolligsten Grimassen zu, bis ihn seine Mama beim Genicke packte und gehörig zerzauste.

Unweit davon befinden sich tief in die Erde gebettet und nur durch steinerne Treppen zugänglich die grossen Wasserbehälter der Stadt, zu welchen Leute von nahe und ferne kommen, um sich reines gutes Trinkwasser zu holen.

Ueber das Innere der Insel ist nicht viel Interessantes zu berichten. Es ist eine Ebene, die fast schon ganz von der Cultur des Pfeffers, der Muscatnuss und des Reises in Anspruch genommen ist. Die Dschungeln verschwinden immer mehr und mehr und mit ihnen auch die Tieger, die dadurch ihrer Schlupfwinkel beraubt werden. Um dieselben gänzlich von der Insel fernzuhalten, wurde der Vorschlag gemacht, die ganze Meerenge der Länge nach durch Scharfschützen regelmässig überwachen zu lassen. Es ist uns nicht bekannt, ob dieser Vorschlag zur Ausführung gekommen ist.

Es ist sehr beachtenswerth, dass auf Singapore die Menschen von der Arbeitskraft der wilden Thiere einen vielseitigen nützlichen Gebrauch zu machen verstehen. Elephanten, abgerichtet zum Pflügen des Bodens oder zum Ziehen schwerer Lasten, sind dort keine Seltenheit. Ebensosehr sucht man auch die Intelligenz der Affen auszubeuten, indem man sie zum Pflücken der Kokosnüsse etc. verwendet. Wir sahen dort auch einen alten mürrischen Orangutang mit dem Wasserschöpfen beschäftigt. Er verrichtete das Geschäft nicht gutwillig, denn er musste von Zeit zu Zeit mit der

Peitsche dazu animirt werden. Er war an eine Kette geschmiedet, die mit einem Seile zusammenhing, welches um eine auf einer Kurbelwelle sitzenden Trommel gewunden war. Beim Vorwärtsgehen zog er den vollen Eimer empor, der sich selbst ausgoss. Hierauf trat er auf ein gegebenes Zeichen langsamen Schrittes den Rückweg an, wodurch der leere Eimer wieder in die Tiefe hinabsank. Wir sahen ihm eine Weile zu, was ihm aber nicht gefiel, denn er knirschte fortwährend mit den Zähnen. Er schien sich in sein hartes Los schon so ziemlich ergeben zu haben und brauchte nur dann und wann an seine Pflicht mit einem Peitschenhiebe erinnert zu werden, der ihm von einem Tamilknaben versetzt wurde, welcher in einer respectvollen Entfernung auf der Erde kauerte und für kein Geschenk zu bewegen war, sich dem Affen zu nähern aus Furcht, wie er sagte, von demselben in tausend Stücke zerrissen zu werden.

Von Singapore nach Hong-Kong.

Derjenige, in dessen Absicht es liegt, Hong-Kong einen Besuch abzustatten, braucht sich wegen einer Fahrgelegenheit auf der marinen Heerstrasse in Singapore keine Sorge zu machen, denn es vergeht kaum ein Tag, ohne dass nicht irgend ein Dampfer seinen Weg dahin einschlägt. Ganz besonders zeichnen sich in diesem Verkehre die oben erwähnte englische und die französische Gesellschaft aus, die ihre Fahrtenpläne und Programme Dank der wohlthätigen Concurrenz, die sie sich unter einander machen, mit wirklich musterhafter Genauigkeit, Regelmässigkeit und auch Billigkeit einhalten.

Wir benützten den von Suez eingelaufenen „Nepal", ein immenses englisches Paquetboot von 3500 Pferdekraft, um uns auf demselben nach Hong-Kong einzuschiffen. Das Schiff ging in einer frühen Morgenstunde ab und erreichte schon nach ein paar Stunden das Cap Rumania.

Bald darauf befanden wir uns in dem bei den Seefahrern wegen seiner häufigen Stürme und wilden Teifuns so

übel beleumundeten chinesischen Meere. Der nordöstliche Monsum war im Hinsterben und sandte uns nur hin und wieder einen tückischen Windstoss zu. Das Schiff steuerte scharf nach Nordost. Die Temperatur der Luft wurde von Tag zu Tag kühler und trug nicht wenig zu dem Wohlbehagen bei, dem sich die zahlreiche kosmopolitische Reisegesellschaft, unterstützt durch die comfortable Einrichtung und wohlbesetzte Tafel des Schiffes, hingab. Der Wind ging nach und nach in eine leichte Brise über, die den Himmel und die Atmosphäre rein fegte und unseren Gesichtskreis bedeutend vergrösserte. Die Gesellschaft konnte nun den ganzen Tag über auf dem Verdecke zubringen und der auf den grossen Passagierdampfern üblichen Unterhaltungen pflegen. Zahlreiche Delphine gaben uns das Geleite und amüsirten, wie die Possenreisser einer Kunstreitergesellschaft, die Beobachter durch ihre drolligen Sprünge. Backbordwärts liessen sich ein paarmal in weiter Ferne die Ausläufer der chinesischen Küste erspähen und das war Alles, was uns vom festen Lande zu Gesichte kam, bis wir gegen Ende des sechsten Tages unserer Reise die Höhe von Hong-Kong erreichten.

Hong-Kong.

Die Reisenden, die zum ersten Male jene Region besuchten, traten in Gruppen zusammen, betrachteten neugierigen Blickes das Land und freuten sich, dass sie nun bald die merkwürdige Scholle Erde betreten und sehen können, was die Chinesen bei sich zu Hause thun uud treiben.

Die Felseninsel entfaltete sich vor unseren Augen auf eine höchst malerische Weise. Konische Bergformen stiegen hintereinander empor und schon gewahrte man die herrliche Kunststrasse, die in die fast senkrechten Granitfelsen gehauen ist und sich um die Insel herumschlängelt. Längs derselben und an hervorragenden Felsenplateaus bemerkten wir elegante Landhäuser, welche sich die europäischen Kaufleute zu ihren heimischen Residenzen erbaut haben. Auf dem Wasser und am Gestade ward es schon recht lebhaft. Von allen Seiten umschwärmten uns chinesische Küstenfahrzeuge von bizarren Formen und mit Segeln aus Bambusmatten. Auf dem Ufer wurde unsere Aufmerksamkeit durch diverse mechanische Vorrichtungen und Haspeln gefesselt, mittelst welcher die Fischer ihre Netze ausbreiten und zusammenziehen.

Nachdem sich der „Nepal“ zwischen zahlreichen Schiffen durchgewunden hatte, erreichte er endlich seinen bestimmten Platz auf der inneren Rhede, wo er von einer Flotille von Dampfern begrüsst wurde. Kaum dass die Anker ausgeworfen waren, sahen wir uns auch schon von einer Menge, von chinesischen Weibern geführter Boote belagert, welche kamen, um die Reisenden an's Land zu bringen. Gleichzeitig erschienen auch die von der Agentie patronisirten chinesischen Schneider, Schuster, Wäscher, Barbiere und Ciceroni am Bord, um den Fremden ihre Dienste anzubieten. Sie sind alle Vertrauenspersonen, denen man Aufträge geben kann, ohne sich einer Prellerei auszusetzen. Für diese zweckmässige Einrichtung kann man der Agentie nicht genug dankbar sein. Die Schneider arbeiten schnell, gut, billig und nach den neuesten europäischen Mode-Journalen. So z. B. bezahlten wir für einen in 24 Stunden verfertigten completen Anzug von feinem Wollenlüstrin, ein Jaquet von chinesischem Seidenkrepp und zwei Paar weisser Beinkleider zusammen nur 24 fl. ö. W. Die Chinesen bedienen sich noch keiner Nähmaschinen, weil bei ihnen die Handarbeit noch beispiellos billig ist. Ueberdies ist es auch chinesisches Staatsprincip, alle arbeitersparenden Maschinen möglichst fern zu halten, damit es der überaus dichten Bevölkerung nicht an Beschäftigung und Verdienst fehle.

Die Barbiere entwickeln in ihrer Hantirung eine grosse Fertigkeit, sie scheren nicht nur den Bart, sondern schaben — nach dortigem Gebrauche — auch aus der Nase und den Ohren die feinen Härchen heraus, zu welchem Zwecke sie sich eines kleinen, linsenartig geformten, sehr schneidigen Instrumentes bedienen, das sie sich aus Achat (Obsidian) verfertigen. Nichts übersteigt aber die Geschicklichkeit der chinesischen Wäscher und ihre Kunst des Plättens, in welcher sie es zu einer so hohen Vollkommenheit gebracht haben, dass sie nirgendswo in der Welt ihres Gleichen finden.

Einer polizeilichen Anordnung gemäss müssen allabendlich die Nummern und Namen der Eigenthümer der chinesischen Schiffe transparent beleuchtet werden. Es gewährt auf der Rhede einen feenhaften Anblick, wenn mit der hereinbrechenden Dunkelheit plötzlich auf allen Schiffen bunte Laternen auf-

gehisst werden. Man sieht eine Illumination ganz eigener Art sich entfalten. Tausende von bunten Lichtern schweben gleich Sternen in der Luft und tanzen im Wiederscheine auf den zitternden Wellen herum. Die ganze Atmosphäre ist mit einem milden Glanze angefüllt, an dem wir uns nicht sattsehen können. Sehr grotesk nehmen sich auf den Verdecken der chinesischen Schiffe die offenen Küchenfeuer aus, an welchen man das Abendessen zubereitet. Die Feuer lodern auf wie die in unserer Heimat noch gebräuchlichen Sonnenwendefeuer und beleuchten malerische Gruppen, die ihren Reis verzehrend dasselbe umlagern. Jedem Einzelnen, Alt und Jung, kommt in kleinen Schalen sein Antheil zu, den sie auf dem Boden kauernd verzehren. Wir bemerken häufig unter den Gruppen zwei- bis dreijährige Kinder, wie sie mit der linken Hand die Schalen in der Nähe des Mundes hielten und mit zwei Essstäbchen in der rechten den Reis so flink in seinen Bestimmungsort hineinschaufelten, dass es eine Herzenslust war mit anzusehen.

Die Stadt Hong-Kong, officiell Victoria genannt, liegt auf der nördlichen Seite der Insel. Am Quai ist eine schöne gerade Kunststrasse angelegt, die 15—16 Meter breit und circa drei Kilometer lang ist. Sie führt den Namen „die Praya". Auf der einen Seite ist sie mit einer unabsehbaren Reihe meist imposanter Häuser eingesäumt, die zu ebener Erde, wie auch in den oberen Stockwerken mit Arcadengängen versehen sind. Der untere Gang läuft ununterbrochen von Haus zu Haus fort und bildet eine lange kühle Passage, in welcher sich Magazine und Geschäftslocale jeder Art befinden, die meist von Chinesen eingenommen sind. Der offene Raum zwischen den Säulen ist von alten Chinesinnen besetzt, die dort das Schneidern, Schustern und Barbieren betreiben.

In jener Passage muss man längere Zeit verweilen, wenn man einen guten Theil des nationalen Lebens und Treibens des Volkes kennen lernen will.

Ein dichter aus allen Nationen der Erde zusammengesetzter Menschenstrom wogt dort beständig auf und ab, um Geschäfte zu machen, Bekannten zu begegnen oder müssig umherzuschlendern und in einem der vielen Restaurants sein Mahl einzunehmen. In den vornehmen chinesi-

schen Speise-Localitäten kann man sich mit allen im himmlischen Reiche beliebten Leckerbissen bekannt machen. Unter den Arcaden haben sich auch zahlreiche Geldwechsler etablirt, die auf ihren Tischen hohe Säulen *Trade* und mexikanischer Dollars und Haufen der verschiedensten Geldsorten aus allen Ländern der ganzen Welt aufgerichtet haben. Die chinesischen Geldwechsler haben in ihrem Geschäfte eine solche Gewandtheit, dass sie mit einem Griffe die gewünschte Zahl der Dollars erfassen, ohne sich nur um ein Stück zu irren. Hierauf stecken sie sie in ein darmförmiges Gewebe aus Bambusfasern und übergeben sie gleich einer silbernen Wurst, mit der man dann seine Wege gehen kann. Münzensammler hätten dort oft Gelegenheit, zu den interessantesten numismatischen Raritäten zu gelangen.

Die Praya ist die Hauptpulsader des Handels und des Verkehres. Dort werden beständig Schiffe aus- und eingeladen, denn Hong-Kong ist der Stapelplatz für das benachbarte Canton. Das Gedränge ist manchmal so gross, dass es gerade zur Unmöglichkeit wird durchzukommen. Alle Güter und Colli werden, in der Mitte langer Bambusstangen hängend, von zwei oder vier Culies auf den Schultern getragen. Es ist wirklich staunenswerth, welch' ungeheuere Lasten auf diese Weise bewältigt werden.

Das Ufer oder der Quai ist aus riesigen Quadern erbaut und mit zahlreichen breiten Treppen und Landungsplätzen versehen. Chinesische Weiber, die das Geschäft des Aus- und Einschiffens der Passagiere in den Händen haben, belagern dieselben Tag und Nacht. Diese sind robuste, verwilderte und durchgehends hässliche Gestalten, wahrhaftige Megären, die den Fremden, der ihre Dienste benöthigt, kreischend umringen und von demselben die unverschämtesten Gebühren zu erpressen suchen. Aber man braucht sich desshalb nicht zu alteriren, denn sie treiben unter sich den Preis bald auf ein Minimum herab, das der gesetzlichen Taxe gleich ist, ja sogar noch manchmal unter derselben steht.

Von der Praya aus steigt die Stadt terrassenförmig empor und dehnt sich über die Hügelabhänge aus, die meist bis zum Meere hinabreichen. Aber trotz der Ungunst des

Terrains gibt es dort ziemlich regelmässige Plätze und breite luftige Strassen, in denen es ungemein lebhaft zugeht. Wenn wir dieselben durchwandern, scheint es uns, dass wir in eine neue Welt versetzt sind, nämlich in eine Welt, in der sich die Gegensätze ohne Unterlass berühren, denn während die uns umgebenden modernen vornehmen Häuser, die musterhafte Reinlichkeit und die überall bemerkbare polizeiliche Ordnung uns an die schönen Strassen Londons erinnern, sehen wir selbe von Schwärmen langbezopfter Chinesen angefüllt, die sich lärmend und schachernd unter einander herumtreiben. Equipagen mit Pferdebespannung begegnet man sehr selten, was wohl dem Umstande zuzuschreiben ist, dass auf der Insel ein grosser fühlbarer Mangel an Futter herrscht, dem nicht leicht abgeholfen werden kann, dafür lässt man sich aber in commoden Palankins herumtragen, deren es an allen Ecken und Enden eine Menge der verschiedensten Arten gibt, von den phantastischen stuhlartigen, hoch in der Luft schwebenden Bambusgerüsten, die von zwei oder vier Männern auf den Schultern getragen werden, angefangen bis zur reichdecorirten Staats-Portechaise.

Die Träger haben eine ausgezeichnete Platzkenntniss, so dass man ihnen nur die Nummer des Hauses zu nennen braucht, um am rechten Orte abgesetzt zu werden. Obgleich für dieses Gewerbe ein gesetzlicher Tarif existirt, so thut der Fremde doch gut, wenn er sich, bevor er einsteigt, über den Trägerlohn ins Klare setzt, denn die Palankinisten sind die würdigsten Vertreter der Fiaker und verstehen ihren Vortheil, die neuen Ankömmlinge in Contribution zu setzen, oder ihnen die Daumschrauben anzulegen.

In Hong-Kong, wo neun Zehntel der Bevölkerung Chinesen sind, muss man sich sehr vor Taschendieben und noch viel schlimmeren Verbrechern in Acht nehmen und zwar um so mehr, weil sie durch die Nähe und den grossen Verkehr mit China leicht den Händen der englischen Polizei entwischen können, und sind sie nur einmal in Canton angekommen, dann hat alles Nachforschen ein Ende.

Der Verkehr zwischen Hong-Kong und Canton ist wirklich ein riesenhafter und wir greifen nicht zu hoch,

wenn wir sagen, dass täglich Hunderte diverser Schiffe zwischen den zwei Städten unter Segel sind.

Noch vor einigen Jahren zurück war es den Fremden nicht so ganz leicht, nach Canton hinüber zu kommen und kostete die Hin- und Zurückfahrt auf einem erbärmlichen Localdampfer nicht weniger als 10 Dollars. Heut zu Tage hat die Concurrenz prachtvolle und bequeme Schiffe zu diesem Zwecke gebaut und den Fahrpreis auf zwei Dollars herabgesetzt. Ein Besuch in Canton nimmt, je nachdem man sich dort bloss umzusehen oder sich zu instruiren beabsichtigt, zwei bis sechs Tage in Anspruch. Es ist gebräuchlich, dass sich die Reisenden zu diesem Behufe in den Geschäftshäusern, bei welchen sie empfohlen sind, um eine Recommandation an ein europäisches oder amerikanisches, in Canton residirendes Handelshaus bewerben, wo ihnen für die Zeit ihres Aufenthaltes gastliche Aufnahme zu Theil wird.

Das Leben der europäischen Kaufleute in Hong-Kong ist ungemein vornehm und luxuriös und die Gastfreundschaft, die sie den ihnen empfohlenen Fremden zu Theil werden lassen, kennt keine Grenzen und wird bei denen, die sie genossen haben, nie in Vergessenheit kommen. Ueberall wo wir eintreten, sei es in Privatwohnungen, Geschäftslocalen, Hôtels, Clubs oder Lesehallen, begegnen wir Wohlbehagen, Eleganz und englischem Comfort und aus dem grossen Aufwande, den die meisten der dortigen Negocianten machen, lässt sich mit Recht schliessen, dass ihre commerciellen Unternehmungen einen guten Gewinn abwerfen müssen, umsomehr, weil sie oft schon nach 10—15 Jahren im Stande sind, sich als reiche Leute in den Ruhestand zu begeben und nach Europa zurückzukehren.

Die Insel Hong-Kong, zwischen 22° 1′ und 22° 9′ Lage und Grösse. nördlicher Breite und 114° 5′ und 114° 18′ östlicher Länge liegt gerade gegenüber der Mündung des Cantonflusses und die Hauptstadt Victoria ist nur einen Kilometer von der südöstlichen chinesischen Küste entfernt. Die Chinesen haben in ihrer Sprache nicht den Laut „R“ und lassen denselben in der Aussprache fremder Wörter entweder ganz weg, oder ersetzen ihn durch ein „L“, wesshalb sie Victolia statt Victoria sprechen; aus diesem Grunde sagen sie auch Amelika

statt Amerika. Sie finden, dass das letzte recht barbarisch klingt und nennen daher die Stadt um so lieber mit dem alten Namen „Hong-Kong", den sie von Hiang-Kiang, d. i. der duftende Strom oder Hong-Kiang der glänzende Sturzbach, herleiten.

Die Insel, welche 1841 mittelst Tractates an England abgetreten wurde, ist nur circa 14 Kilometer lang und $8^1/_2$ breit und enthält einen Flächenraum von beiläufig 18.102 Acres. Zwanzig Jahre später kamen auch noch die gegenüberliegende Halbinsel Kaulun und die kleine Steinschneider-Insel mit einem Flächenraume von 1913 Acres dazu, so dass gegenwärtig die Colonie ein Gesammtareal von 20.015 Acres besitzt.

Ein grosser Theil der Insel besteht aus felsigem, unfruchtbarem Lande, welches nur für bauliche Zwecke einen Werth hat, aber um so schöner sieht man jene Strecken emporblühen, die einen geeigneten Boden zur Anlage von Gärten und Feldern haben. In der Umgebung von Hong-Kong (Victoria) befinden sich die reichen Ansiedlungen Aberdeen, Stanley, Schaukiuan und Syuan, welche vortreffliche Gemüsegärten und höchst fruchtbare Reisfelder besitzen und die Stadt mit ihren Producten versehen. Der Hong-Kong-Reis ist in China überaus beliebt und gesucht.

In der Nähe der Stadt entspringt in einem reizenden, von den Städtern gerne besuchten Thale eine reiche Quelle des reinsten köstlichsten Trinkwassers, mit welchem nicht nur die Stadt und die ganze Umgegend, sondern alle im Hafen und auf der Rhede liegenden Schiffe versehen werden.

Es gehört zum Programme der Festivitäten, mit welchen die liebenswürdigen Hong-Kong-Kaufleute die ihnen empfohlenen Fremden regaliren, dass sie selbe auch zu einer Fahrt nach der Bambus-Wasserleitung einladen. Man fühlt sich in eine überaus angenehme Stimmung versetzt, wenn man in einer eleganten, mit zwei feurigen australischen Rennern bespannten Equipage auf der herrlichen Kunststrasse dahinrollt und im Angesichte des belebten Hafens und der Rhede die reine erfrischende Seeluft einathmet. Unsere Augen sind beständig in Anspruch genommen, denn eine bunte Reihe herrlicher Scenerien schweben an uns vorüber, die in Harmonie mit ihrer

Bambus-Wasserleitung.

Umgebung der Natur den Stempel der Erhabenheit aufdrücken. Je mehr wir in das Innere der Insel eindringen, desto mehr sehen wir uns von der Grossartigkeit der Schöpfung umgeben, die mit Titanenkraft Felsenkolosse chaotisch übereinander aufgethürmt hat. Nicht weniger tritt die Thatkraft der Menschen uns vor Augen, die überall fördernd eingegriffen, die rohen Gebilde verschönert und veredelt und ihnen einen praktischen Werth verliehen hat. Ganz besonders bemerken wir dies im Thale der Bambus-Wasserleitung, über welches die Natur verschwenderisch das Füllhorn ihres Segens ausgegossen hat.

Es ist ein reizendes Stückchen Erde das Thal der Bambus-Wasserleitung und würde einem Künstler den dankbarsten Stoff zu einem grossartigen Landschaftsgemälde liefern. Romantische Schluchten, grüne Halden, üppige, auf eine höchst originelle Weise berieselte Reisfelder, wuchtige Felsenstöcke, aus deren tiefen Ritzen schlanke Waldbäume emporsprossen. Aus den dunklen Spalten des Liong-Tioŋg bricht die reiche Wasserquelle in zwei Strahlen hervor, welche wie leichtfüssige Najaden von Felsen zu Felsen hinabhüpfen, bis sie sich unten zu einem mächtigen Bache vereinigen, der sich durch eine üppige Landschaft schlängelnd nach kurzem Laufe in das Meer ergiesst. Das Ganze sieht einer im grossartigen Massstabe ausgeführten Bühnendecoration ähnlich, bei der es der Künstler verstanden hat, die verschiedensten Objecte zu einem harmonischen Ensemble zu vereinigen, nur mit dem Unterschiede, dass hier Alles Leben und Wirklichkeit und der Maler selbst die Natur ist. Die ganze Insel würde eine traurige Einöde sein, wenn nicht die Erde aus ihrem Herzen diese Wasserader geöffnet hätte, durch welche das gesammte Thier- und Pflanzenreich gesäugt und erhalten wird.

Anstatt das Wasser unbenützt in das Meer abfliessen zu lassen, haben es die betriebsamen Chinesen verstanden, dasselbe auf verschiedene Punkte der Insel zu leiten, zu welchem Behufe sie die famose Wasserleitung errichteten. Dieselbe ist einfach, billig und sehr originell und entspricht vollkommen dem Zwecke. Die Rohre sind Bambus von circa 1 Fuss im Durchmesser und die Pfeiler, auf welchen sie ruhen, Felsen oder gekreuzte, in den Boden eingerammte Bambusstangen.

Durch dieses Werk haben sie den grössten Theil der Insel unter Cultur gebracht und ihrer Betriebsamkeit und Geschicklichkeit ein ehrendes Denkmal gesetzt und zugleich den Beweis geliefert, wie man mit unbedeutenden Mitteln und rohem Materiale auch kolossale Resultate erreichen kann.

Verwendbarkeit des Bambus.

Der Bambus kommt in verschiedenen Ländern in zahlreichen Varietäten vor und findet nicht nur bei den Chinesen, sondern auch bei anderen Völkern der tropischen und subtropischen Regionen die ausgedehnteste Verwendung. Man benützt ihn zum Haus- und Brückenbaue, zur Anlage von Befestigungen und Wasserleitungen, zu diversen Möbeln für das Haus, die Küche und den Garten, zu Maschinen und landwirthschaftlichen Geräthschaften, zu Schiffsmasten, Segeln und Segelstangen, zur Verfertigung verschiedener Geflechte, Stricke und Papiere, zu technischen und musikalischen Instrumenten und zur menschlichen Nahrung, indem man aus seinen jungen Sprösslingen einen wohlschmeckenden Salat und aus seinen in Zucker oder Honig eingekochten Samen und Früchten sehr beliebte Schleckereien bereitet. Selbst die chinesische Polizei weiss vom Bambusrohre beim Strafverfahren einen erfolgreichen väterlichen Gebrauch zu machen.

Es war uns höchst interessant, zu sehen, wie sich der Landmann statt der Säcke der Bambuscylinder zur Aufbewahrung von Reis und Sämereien bedient. Da diese Gefässe nicht allein vollkommen wasserdicht sind, sondern auch vermöge ihrer ganz ausserordentlichen Stärke wenig von den Nagethieren zu leiden haben, so dachten wir uns, dass diese, wenn in den geeigneten Dimensionen angefertigt, auch beim europäischen Getreidehandel von schätzbarem Werthe sein könnten.

Manche der Bambusarten sind nicht unschwer an ein rauheres Klima zu gewöhnen. Wir begegneten solchen selbst noch in Japan, wo sie ganz vortrefflich gedeihen, obgleich sich auf der Insel Nippon während der Wintermonate regelmässig sehr empfindliche Fröste einstellen. Wir würden uns daher nicht viel verwundern, wenn man mit der Acclimatisirung dieses so nützlichen Gewäches auch in den südlichen Ländern Europas bis zu einem gewissen Grade erfolgreich wäre. Die dadurch zu gewinnenden Producte würden ganz gewiss von grossem praktischen Werthe sein.

Die Colonie Hong-Kong ist von England gänzlich unabhängig, verwaltet sich selbst und gibt sich ihre eigenen Gesetze. Die Ansiedlung und der pachtweise Ländererwerb ist dort nur brittischen Staatsangehörigen gestattet. Allen Eingebornen und ihren Abkömmlingen, welche dort schon vor der Annexion im Grundbesitze waren, wurde derselbe auch von der neuen Regierung auf immerwährende Zeiten bestätigt. Land zur Anlage von Gärten wird auf 14 Jahre, wenn zu landwirthschaftlichen Zwecken auf 75 Jahre und zu städtischen Gebäuden gar auf 999 Jahre von der Regierung verpachtet. Für ein Areal städtischen Baulandes in einer Grösse von 695 Quadratklaftern hat man je nach der Lage einen jährlichen Pachtschilling bis zu 400 fl. ö. W. zu entrichten.

Die menschliche Arbeitskraft ist durchgehends billig, so z. B. beträgt der jährliche Lohn eines chinesischen Hausbedienten bei europäischen Familien 150 fl. ö. W. mit Wohnung, aber ohne Kost, während chinesische Familien nur 45 fl. bezahlen, aber dazu auch Kost und Wohnung geben. Die Chinesen, aber nicht die Chinesinnen sind in den Haushaltungen und Comptoirs der Europäer ganz unentbehrlich geworden. Man sieht sie in den letzteren als Cassierer, Buchhalter, Correspondenten und Mäkler und in den ersteren als Compradore, Köche, Kellner, Wäscher, Domestiken, ja sogar auch als Kinderwärter fungiren. In der letzten Eigenschaft werden sie nicht selten von Familien bis nach Europa mitgenommen und nach Ankunft wieder zurückgeschickt. Billige Arbeitskraft.

Trotzdem dass der Platz, auf welchem Victoria liegt, mit äusserst ungünstigen Terrainverhältnissen zur Entwickelung einer grossen Stadt umgeben ist, so nimmt die Capitale doch schon eine recht respectable Ausdehnung ein und es ist constatirt, dass die gegenwärtige Einwohnerschaft bereits die Zahl 103.000 überschritten hat, die vielen Tausende Chinesen nicht inbegriffen, die dort täglich kommen und gehen. Bevölkerung.

Da die chinesische Regierung den Frauen das Auswandern nicht gestattet, aber auch das Entkommen derselben nach Hong-Kong nicht verhindern kann, so hat die Speculation dort ein Frauen-Depôt eingerichtet, aus welchem sich die heiratslustigen Chinesen in Californien, Polynesien und

Australien ihre Weiber holen können. Dieses Unternehmen hat bis dato einen sehr guten Erfolg gehabt.

Hong-Kong macht durch seinen blühenden Handel, durch seine kolossalen maritimen Etablissements und seine Bildungs- und Wohlthätigkeits-Anstalten auf den Fremden einen gewaltigen Eindruck und belehrt ihn, wie es seine Mission als äusserster, nach dem asiatischen Osten vorgeschobener europäischer Wachposten und Träger der Humanität und Civilisation aufgefasst und durchgeführt hat. Wir sehen in der Erfüllung dieser grossen schönen Aufgabe die liberale oft bewährte brittische Staatsweisheit über asiatischen Despotismus den Sieg davontragen und gleich einem Leuchtthurme die Nacht der Knechtschaft erhellen, wir sehen sie das in allen Menschen schlummernde Gefühl für Recht und Tugend entzünden, das Volk auf den Weg der nützlichen Thätigkeit, der Mässigkeit, der Sparsamkeit und des Fortschrittes lenken und jedermann ohne Ausnahme die Reichthumsquellen des Landes zur freien Benützung preisgeben. Und um sich zu überzeugen, wie sehr alle diese Bestrebungen sich erfüllt haben und in welchem hohen Grade die dortige Bevölkerung glücklich und wohlhabend geworden ist, braucht man nur einen Blick auf Hong-Kong zu werfen und zu vergleichen, was es vor circa vier Decennien war und was es jetzt ist.

Fortschritt.

Um eine Totalansicht der Insel Hong-Kong zu gewinnen, muss man sich auf die Halbinsel Kaulun begeben und sich auf einem erhöhten Plateau gegenüber der Einfahrt in den Hong-Kong-Hafen postiren. Es macht dann in der That auf den Beschauer einen entzückenden Eindruck, wenn er die Insel mit ihren vielen zackigen Felsenspitzen und ihren von der Natur geschaffenen und einen der schönsten und sichersten Häfen der Erde einschliessenden Molos im Sonnenglanze vor sich liegen sieht. Den Hintergrund dieser schönen Ansicht bildet die grosse, langausgedehnte Stadt, die sich an das Granitgebirge anlehnt und an demselben terrassenartig emporsteigt. Baumpflanzungen und Gartenanlagen, ohne welche einmal die Engländer nicht sein können, sind zur Genüge vorhanden, so dass es den Anschein hat, als wenn die Gebäude in dunkelgrünes Laubwerk gebettet wären. Ueber den Rayon der Stadt hinaus machen sich imposante,

in Parkanlagen befindliche Villen bemerklich, unter welchen sich ganz besonders die Residenz des Gouverneurs auszeichnet.

Wir schätzen uns glücklich, auch Hong-Kong gesehen zu haben, um Zeugenschaft über seine schönen Fortschritte auf dem Wege der Civilisation und des Verkehres im Geiste des gegenwärtigen Jahrhunderts ablegen zu können. Wir sind der Meinung, dass diesem Platze in der Geschichte des Völkerlebens noch eine wichtige Rolle vorbehalten ist und dass dort die weiteren Hebel zur radicalen Umgestaltung der ostasiatischen Cultur einzusetzen sind. Es werden nur noch wenige Jahre vergehen, dass Hong-Kong eine der blühendsten und wichtigsten Colonien der brittischen Krone werden wird.

Ein Ausflug von Hong-Kong nach Canton.

Wenn man ein Empfehlungsschreiben an ein englisches oder amerikanisches Handlungshaus in Canton in der Tasche hat, kann man dahin die Reise getrost und mit der vollsten Ueberzeugung antreten, dass man dort eine freundliche und gastliche Aufnahme finden wird.

Canton ist in der That eine Stadt, die von jedem gebildeten Reisenden, den das Schicksal in jene Regionen führt, besucht zu werden verdient, zumal es in topographischer und ethnographischer Beziehung viel werthvolles Material für Notizensammler darbietet, und desto mehr, als es sich rühmt, seine nationalen Eigenthümlichkeiten bewahrt zu haben und die intelligentesten, schlauesten und geriebensten Einwohner des gesammten himmlischen Reiches in seinen Mauern zu beherbergen.

Wir befanden uns eines schönen Morgens am Bord eines jener eleganten Passagierdampfer, welche täglich regelmässige Fahrten zwischen Hong-Kong, der Bocca tigris und Canton unterhalten. Der erste Platz des Schiffes war nur mässig besetzt, während der übrige mit gemeinem chinesischen Volke überfüllt war, doch bemerkte man im Gewühle der Menge auch Leute aus den besseren chinesischen Ständen, die, wahrscheinlich um Oekonomie zu machen oder

den Umgang mit den verhassten Europäern zu vermeiden, es vorzogen, lieber mit ihren Landsleuten zusammen zu sein.

Am Quai war eine grosse Volksmenge versammelt, die mit den Abreisenden eine höchst lärmende Conversation unterhielt und sich gegenseitig unter vielen Bücklingen und lebhaftem Fingerspiele den nationalen Abschiedsgruss „*tschin-tschin*" zurief. Endlich wurden die Anker gelichtet und der Dampfer setzte sich in Bewegung. Die Sonne stand schon ziemlich hoch über dem Horizonte und glänzte am dunkelblauen, wolkenlosen Himmel, während eine scharfe nordöstliche Brise vom grossen Weltmeere hereinblies und uns das auf dem Verdecke servirte, aus heissen, würzigen Hammels-Coteletten bestehende Frühstück recht willkommen machte. Sonderbar, wenn der Magen befriedigt ist, zeigen sich auch die geistigen Kräfte viel bereitwilliger zur Arbeit, die Augen sehen klarer und die ganze Umgebung gewinnt für uns ein höheres Interesse.

Erst als wir uns draussen auf der Rhede befanden, bekamen wir den rechten Begriff über die wundervolle Lage Hong-Kongs und seine commercielle und strategische Wichtigkeit. Die Bai ist gewiss eine der schönsten, wenn nicht gar die schönste des asiatischen Ostens. Im Süden gewährt sie durch den Lemma-Canal, der die Insel vom chinesischen Festlande scheidet, eine weite, bequeme Einfahrt. Eine andere solche befindet sich im Osten bei der Halbinsel Kau-lun. Die Engländer sind in der That Glückskinder in der Auffindung und Erwerbung solcher günstiger und hochwichtiger Plätze. Als sie nach der Besitzergreifung auf der Südseite der Insel die erste Stadt anlegten, konnten sie ihr keinen besseren Namen geben als Victoria, für welchen die Chinesen aber nur die Benennung Hong-Kong haben.

Wir haben schon früher des grossen Verkehres erwähnt, welcher zwischen Hong-Kong und Canton stattfindet. Die ganze Strecke von einem Ende zum anderen ist mit Schiffen aller Art, die den verschiedensten Nationen der Erde angehören, bedeckt. Wenn man so zwischen ihnen dahinfährt, hat es fast das Aussehen, als wenn man sich inmitten einer endlosen beweglichen Schiffercolonie befände, deren Scenerie sich kaleidoskopartig ohne Unterlass verändert. Alle

Reger Verkehr.

chinesischen Schiffe sind auf ihrem Vordertheile mit den bekannten zwei unentbehrlichen Ochsenaugen bemalt, um sie allegorisch gegen Zusammenstossen zu sichern. Die Dschonken haben einen wunderlichen, pantoffelartigen Bau, der sie befähigt, ruhig und leicht wie die Möwen sich auf dem Wasser zu bewegen und leicht gesteuert werden zu können. Das Innere derselben ist in zahllose kleine, winkelige Räume abgetheilt, von welchen jeder seine pedantisch vorgeschriebene Bestimmung hat. Der Meeresboden ist dort im Allgemeinen sehr seicht. Man bemerkt zahlreiche in den Boden eingerammte und nur wenig aus dem Wasser herausragende Bambuspfähle, die den Fischerkähnen zu Ankern dienen. Schwimmende Boyen bezeichnen wohl die einzuschlagende marine Strasse, aber während der Dunkelheit kann die Passage für grössere Fahrzeuge immerhin gefährlich werden. Unter so monotonen Umgebungen erreicht man die Ansons-Bai, die wegen ihrer Untiefen allgemein gefürchtet ist. Dort findet man das Meer dermassen mit Fischerpfählen bespickt, dass es den Anschein hat, als wenn unzählige schwarze Pilze aus dem Wasser hervortrieben. Im gleichen Verhältnisse nimmt auch die Zahl der Fischerboote zu, die ganzen Familien zu Heimstätten dienen, d. h. die dort das Licht der Welt erblicken, leben und sterben, wenn sie nicht früher vom Meere oder von den Haifischen verschlungen werden.

Auf dem Tigerstrome.

Endlich läuft unser Dampfer in den Tigerstrom ein, wo sein schneller Lauf durch die Menge der dort beständig auf- und abwärtssegelnden Schiffe stark beeinträchtigt wird. Alle ankommenden Fahrzeuge pflegen die Flagge des Landes aufzuhissen, von welchem sie kommen. Viele liegen dort vor Anker, um eine günstige Brise oder die Flut abzuwarten, die sie aufwärtstreiben soll.

Lassen Sie uns eine kleine Rundschau unter denselben abhalten. Hier liegt ein Schiff mit Indiens Segen beladen, jenes dort kommt aus Java und führt wahrscheinlich eine reiche Ladung von essbaren Vogelnestern mit sich. Auf seinem Verdecke sieht man an einer Leine eine lange Reihe von Käfigen aufgehängt, die verschiedene für reiche chinesische Familien bestimmte Ziervögel enthalten. Ein anderes kommt aus Europa, wieder ein anderes von den Gewürzinseln. Hier

liegt eine deutsche Brigg vor Anker und ist mit dem Ausladen australischer Steinkohlen beschäftigt. Jene Dschonke kommt aus Manila und hat sicher eine gute Ladung von Tabak und Cigarren an Bord, die in China starken Abgang finden. Auch das Sternenbanner fehlt nicht unter der Zahl der Segler, um sich gleichfalls an dem grossen Handel Cantons zu betheiligen.

Welch' ausserordentliche Veränderungen sind nicht in den letzten dreissig Jahren dort vor sich gegangen! Während früher die Fremden von der Polizei mit Argusaugen überwacht und mit Intriguen, Chikanen und Abgaben jeder Art gequält und ausgebeutet wurden, während man sonst die fremden Schiffe in ihrem Laufe aufhalten und ihnen den Fluss nach Belieben versperren konnte, und während man sie früher nur im Bereiche der auf sie gerichteten Strandbatterien passiren liess, ist jetzt von allen Plackereien und Unannehmlichkeiten keine Spur mehr vorhanden. Die chinesische Polizei ist, wenngleich nicht liebenswürdig, so doch höflich und artig geworden. Die Schifffahrt ist völlig frei, jedes Hinderniss entfernt und die meisten der früheren Fortificationen sind gänzlich geschleift. Es bleibt hierbei nur zu bedauern, dass, bevor diese liberalen Einrichtungen geschaffen wurden, erst Ströme Blutes vergossen werden mussten. Der englisch-chinesische Krieg wurde durch die endlosen Neckereien und Beleidigungen hervorgerufen, mit welchen die Ausländer von den Chinesen überhäuft wurden. Am 6. Juli 1840 nahmen die Engländer die Insel Tschusan und im darauffolgenden Jahre die bedeutenden Befestigungen der Bocca tigris und die Tigerinseln ein, wodurch die Chinesen veranlasst wurden, sich im Jahre 1842 gänzlich zu ergeben. Heutzutage sehen die die Flussengen der Bocca und der Inseln passirenden Schiffe nicht mehr Heere müssiger chinesischer Soldaten, aber dafür eine dichte ländliche Bevölkerung, die sich ringsum durch ihr segenreiches Schalten und Walten kundgibt. Die Bevölkerung ist so stark, dass man sich schier wundern muss, wie sich die Leute nicht gegenseitig hindernd im Wege stehen. Es lässt sich kaum irgend wo ein Plätzchen erspähen, das nicht auf eine musterhafte Weise cultivirt ist, oder irgend einer nützlichen Unternehmung zum Zwecke dient.

Die Stadt Wampoa ist überaus schön auf einer Insel des breiten Stromes gelegen und bietet einen sehr vortheilhaften Anblick dar. In früheren Zeiten war Wampoa eine blühende Handelsstadt, gegenwärtig ist es aber durch sein starres Festhalten an den alten Einrichtungen von Hong-Kong ganz in Schatten gestellt und zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Nur etliche primitive Fabriken und Proviant-Vorrathskammern für die Zeiten der Noth sind ihm geblieben.

Von Wampoa rechnet man noch circa 52 Kilometer bis Canton. Bis dahin entrollen sich ununterbrochen vor unseren Blicken reizende landschaftliche Scenerien von grosser Ausdehnung, die nur an den fernen Hügelketten ihren Abschluss finden. Auf dem Flusse entwickelt sich das Leben und Treiben immer mehr, denn er ist mit unzähligen Shampans (grösseren nach einer eigenthümlichen Art gebauten Booten) übersäet, die meist nur von Weibern besetzt sind, mit welchen das europäische Schiffsvolk im ewigen Conflicte steht. Auf einem dieser Schiffe commandirte ein strammes, robustes Weib mit starken verwitterten Gesichtszügen, das sich unsere Matrosen zur Zielscheibe ihrer Witze ausersahen. Der Gehilfe des Steuermannes, ein Chinese aus Hong-Kong, also ein brittischer Unterthan, betheiligte sich ebenfalls sehr lebhaft an den Neckereien und wusste durch unanständige Geberden die schwache Seite der chinesischen Empfindlichkeit dermassen zu verletzen, dass man darüber auf dem Shampan in ein wüthendes Geschrei und Schimpfen ausbrach, was die Reisenden des Dampfers zum Lachen reizte. Mehrere der chinesischen Passagiere nahmen aber das Benehmen ihres *quasi* Landsmannes sehr übel auf und kaum das wir in Canton angekommen waren, wussten sie dem am Ufer stehenden Pöbel über den Vorfall Mittheilung zu machen, der hierauf in eine solche Wuth gerieth, dass er Steine auf den Schuldigen warf, der nun vom Verdecke entfernt und in Sicherheit gebracht werden musste.

Auf dem Landungsplatze wurden wir von unseren Freunden empfangen, in eine bereitstehende Senfte geschoben und nach ihrer Wohnung gebracht. Der Empfang war ein überaus herzlicher und die erste Frage war, ob wir auch unsere Wiener Zither mitbrachten, über welche man ihnen von

Hong-Kong schrieb, und nachdem wir dies bestätigten, war Alles recht. Eine sehr comfortable Wohnung mit einem in Verbindung stehenden Badezimmer nahm uns auf, wo wir unseren Körper auch sogleich im Tigerwasser erfrischten. Der Rest des Tages wurde *en famille* unter heiteren Gesprächen zugebracht und gleichzeitig der Plan zu unseren Besuchen und Ausflügen besprochen.

Die Abende werden dort gemeiniglich nicht in den Zimmern, sondern auf den Altanen der Häuser zugebracht, die über den Dächern errichtet sind. Man kann sich keinen reizenderen Platz als eine solche Altane denken, das tropische, reich mit den glänzendsten Sternen besäete Himmelszelt über sich, eine prachtvolle Aussicht auf die Stadt und den Fluss um und unter sich, und die unzähligen vielfärbigen Lampions, die um und um erglänzen, das Knattern und Leuchten der Raketen und Kunstfeuerwerke, die, durch Familienfeste veranlasst, abgebrannt wurden, versetzt uns in einen fast trunkenen Zustand. Da der Metall-Fussboden der Terrasse fein durchlöchert ist, so strömt uns von allen Seiten die kühle Abendluft zu. Während des Tages geniesst man von diesen hohen Warten eine entzückende Fernsicht über die Stadt und die herrlich cultivirte, mit zahlreichen Flüsschen und Canälen durchzogene Landschaft, die durch eine ferne pittoreske Hügelreihe begrenzt wird. Altanen.

Am nächsten Morgen machten wir uns in Begleitung eines chinesischen Cicerone schon frühzeitig auf den Weg, um die Strassen Cantons zu durchwandern. Wir begannen mit der sogenannten Chinastrasse, welche gerade nach der Ringmauer der eigentlichen Stadt führt. Alle Häuser sind insoferne denen der europäischen ähnlich, als auch dort der untere Theil von Magazinen und der obere Theil von den Wohnungen eingenommen wird. Die meisten Häuser sind einstöckig und haben einen hohen Giebelbau, aus welchem eine Thür nach der unentbehrlichen Altane leitet. Die Gebäude sind durchgehends mit allerlei Aufschriften und bizarren nationalen Schnörkeleien verziert, welche eine fruchtbare Phantasie der Architekten und eine enorme Geduld und Geschicklichkeit der Arbeiter beurkunden. Glasfenster sieht man nirgends und dafür nur Jalousien, die das Zweckmässige haben, dass sich Chinastrasse.

durch sie die Zuströmung des Lichtes und der Luft leicht reguliren lässt. Der Zahl der Magazine und der Masse der in denselben aufgestapelten Waaren nach zu urtheilen, muss der Handel Cantons ein ganz enormer sein, was auch der dortigen allgemeinen Behauptung entspricht, dass Canton die thätigste und reichste Stadt des himmlischen Reiches sei.

Man bemerkt meist nur orientalische Waaren und äusserst wenig europäische. In den Magazinen liegen die Sachen *pêle-mêle* durcheinander und auf Tischen und Fussböden ausgebreitet. In China hat man es im Gaukelwesen und in der Taschendieberei zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht, und da es in den chinesischen Buden keine Glasschränke gibt und der ganze Kram offen daliegt, so müssen die Kaufleute die Augen scharf offen halten, um sich vor Diebstählen zu sichern. Uebrigens ist in Canton den Dieben, die *in flagranti* ertappt werden, das Entrinnen nicht leicht, denn an allen Enden der Strassen gibt es eiserne von Argusaugen bewachte Thore, die auf den ersten Ruf „fanget den Dieb“ geschlossen werden, und da es durch die Höfe der Häuser keine Auswege gibt, so ist es in der Regel der Polizei nicht schwer, den Verbrecher ausfindig zu machen. Der chinesischen Polizei lässt sich im Allgemeinen über Wachsamkeit und Diensteifer viel Rühmliches nachsagen und dies findet seine Bestätigung, wenn man bedenkt, dass Canton gegenwärtig circa $1^1/_2$ Millionen Einwohner hat, unter welchen ein hoher Procentsatz herumtreibenden Gesindels sich befindet und bei allem dem dort kaum so viel Verbrechen begangen werden, als in europäischen Städten derselben Grösse vorzukommen pflegen.

Chinesische Polizei.

Man würde sich aber sehr irren, wenn man annehmen wollte, dass Wachsamkeit und Diensteifer ihren Ursprung in moralischen Grundsätzen hätten; nichts weniger als das; denn laut dortigen Behauptungen ist die chinesische Polizei die corrupteste der ganzen Welt, welche nur durch die schwere Verantwortlichkeit und durch die mit drakonischer Strenge über sie verhängten Strafen in der Erfüllung ihrer Pflicht erhalten werden kann.

Während der Nacht sind alle Strassen durch eiserne Thore abgesperrt und von grimmig aussehenden Wächtern

beaufsichtigt, welche die Passage nur unter überaus wichtigen Umständen gestatten. Eingeborne, wie Europäer dürfen dann, ohne sich einer Arretirung und der Gefahr auszusetzen, eine Nacht im Polizeigefängnisse zubringen zu müssen, die Strassen nicht ohne Laternen durchwandern, auf welchen mit grosser transparenter Schrift ihr Name zu lesen ist. Es ist Sitte, dass sich Chinesen von Stande und Europäer durch Bediente vorleuchten lassen.

Der chinesische Gebrauch fordert es, dass, wenn jemand in einen Kaufladen eintritt, er dem Kaufmanne, wahrscheinlich um ihn in eine günstige Stimmung zu bringen, unter Bücklingen schmeichelhafte und liebenswürdige Complimente sagen soll, die dann der Angeredete, wenn er ein Mann von Welt sein will, in den ausgewähltesten Phrasen zu erwiedern hat.

Kaufmännische Prellereien.

Wenn sich ein Europäer in der Absicht, etwas zu kaufen, in eine Bude begibt, so wird er wohl artig empfangen, darf aber gewiss sein, dass ganz unverschämte Preise von ihm verlangt werden, denn die Chinesen machen sich kein Gewissen daraus, wenn sie den verhassten *Fanki*, d. h. fremder Teufel,*) recht nach Herzenslust prellen können. Ganz anders ist es aber, wenn er in Begleitung eines Eingebornen eintritt, von dem man annehmen darf, dass ihm die üblichen Preise bekannt sind; in diesem Falle lässt man es bei den normalen Preisen bewenden.

Wenn man dort feilschen will, dann pflegen die Kaufleute auf die am Eingange ihrer Magazine aufgehängten Tafeln hinzuweisen, auf welchen ihre leitenden Wahlsprüche geschrieben stehen, wie z. B. gute Waare, mässige Preise, nur Betrüger und Diebe verkaufen unter dem Werthe, Zeit ist Geld, bittere Erfahrung hat gelehrt, nichts auf Credit zu geben. Schwatzen und langes Sitzenbleiben bringen dem Geschäfte keinen Nutzen etc. Diese Einrichtung verdient in mancher Beziehung auch bei uns in Europa nachgeahmt zu werden.

*) *Fanki* ist das allgemeine Schimpfwort, mit welchem die Europäer tractirt werden. Dieses Wort kommt eigentlich von *Franki* her, weil aber die Chinesen das r nicht aussprechen können, so ist daraus das *Fanki* entstanden.

Die Strassen der inneren Stadt unterscheiden sich wenig in ihrer Physiognomie von der Chinastrasse, nur dass in denselben der Lärm und das Gedränge noch viel grösser und das Steinpflaster noch viel schlechter ist als in der letzteren. Da die Strassen enge und beständig von einer Unzahl von Last- und Sänftenträgern durchzogen sind, so wird man daselbst natürlich nicht wenig herumgestossen, wofür die Chinesen kein Wort der Entschuldigung haben. Es ist selten, dass sie jemandem, wo es leicht angeht, ausweichen und dies ist dann als ein ganz ausserordentlicher Anflug von Höflichkeit zu betrachten.

Im Ganzen genommen kann der Fremde jetzt frei und ohne sich einer Beleidigung auszusetzen die Strassen Cantons durchwandern. Man begegnet zwar der Isegrimme mancherlei Art, denen man es auf den ersten Blick ansieht, dass sie uns Europäer gerne dorthin wünschten, wo der Pfeffer wächst, aber bei derlei Wünschen hat es auch sein Bewenden. Die Engländer haben ihnen einen so gewaltigen Respect eingeflösst, dass sie sich in Acht nehmen, ihren angebornen Nationalhass gegen die Fremden zum Ausbruche kommen zu lassen.

Nur die Gassenjungen, wenn sie sich sicher wissen und Raum zum Davonlaufen haben, benützen manchmal die Gelegenheit, den Fremden einen lächerlichen Possen zu spielen, indem sie *Franki* schreiend sich mit der einen Hand beim Zopfe fassen und mit der anderen am Halse eine schneidende Bewegung machen. Es ist leicht zu verstehen, was sie damit sagen wollen.

Wir müssen gestehen, dass wir auf unseren Spaziergängen überrascht wurden, wenn uns manchmal Kaufleute auf höfliche Weise zum Besuche ihrer Buden einluden und uns eine Tasse Thee anboten. Diese Höflichkeit war aber eigentlich nur ein Köder, um ein gutes Geschäft zu machen. In solchen Fällen ist Vorsicht sehr zu empfehlen, denn die Bude ist oft nur das Nebengeschäft, hinter welchem das Hauptgeschäft in Form eines Vergnügungslocales schlimmer Art verborgen ist. Das Laster der Prostitution scheint in Canton tiefe Wurzeln gefasst zu haben und zu einem unheilbaren Krebsschaden der Gesellschaft geworden zu sein.

Da man sich dort wenig um die Moralität kümmert, die dem Cultus des Lasters gewidmeten öffentlichen Häuser ohne Aufsicht lässt und die Ausübung der Heilkunde den Händen der Quacksalber anvertraut, so ist es nicht zu verwundern, wenn man auf den Strassen nicht selten jenen unglücklichen Opfern begegnet, welche die Spuren ihrer Verirrungen an sich tragen und von der Natur verurtheilt und gebrandmarkt, elend durch das Leben schleichen.

Die Handels-Factoreien.

Der Hauptverkehr der Fremden concentrirt sich in den Factoreien. Diese wurden anno 1762 von den Holländern gegründet, denen die chinesische Regierung für die ihr geleistete Kriegshilfe einen Act der Erkenntlichkeit erweisen und einen theilweisen Ersatz für die ihnen verloren gegangene commercielle Position auf Formosa bieten wollte. Diese Begünstigung blieb längere Zeit blos den Holländern zugemessen, aber nach und nach errangen sich auch die übrigen europäischen seefahrenden Mächte und ebenso auch die Vereinigten Staaten von Amerika die gleichen Rechte.

Trotz der gegebenen Versprechungen und Privilegien hat die chinesische Regierung die Beamten und Agenten der Factoreien stets schmählich und rücksichtslos behandeln lassen und ihnen nur gestattet, sich auf einem übelriechenden Moraste Cantons, dem man nur durch mühevolle Einrammung langer Pfähle einen festen Boden zur Erbauung der Hongs oder Comptoirs und der Lagerhäuser abgewinnen konnte, niederzulassen.

Vor jeder Factorei mussten Flaggenstöcke mit den Nationalfahnen aufgepflanzt werden, denen die Chinesen Spottnamen gaben, die bis heutigen Tages geblieben sind.

Hinter den Factoreien befand sich eine Bucht, in welche sich alle Cloaken der Stadt ergossen und bei der tropischen Hitze stets Tod und Verderben ausbrüteten. Der Gesundheitszustand der Europäer litt unter diesem Umstande fürchterlich. Alle Vorstellungen und Bittgesuche um Abhilfe dieser Noth begegneten nur tauben Ohren und es blieb nur der neuesten Zeit vorbehalten, die unumgänglich nothwendige Verbesserung der Lage, die auf gütlichem Wege nicht zu erzwecken war, mit Gewalt zu erzwingen.

Die Factoreien im heutigen Zustande bilden ein erfreuliches Zeichen der unaufhaltbar vorwärtsstrebenden Zeit und des wachsenden europäischen Einflusses im fernen Orient. So sehr die früheren Handelsniederlassungen verachtet, verspottet, in ihren Unternehmungen gehemmt und in der Verbreitung der Civilisation verhindert waren, ebenso geachtet stehen sie jetzt da. Die Chinesen denken gegenwärtig nicht mehr daran, die Factoreien zu beleidigen oder die europäischen Flaggen zu verhöhnen und diese flattern nun so keck und lustig im Winde, als ob auch sie vom Geiste der gewonnenen Macht aufgebläht wären.

Den Zusammenhang der Factoreien mit der Stadt bildete einerseits die schon erwähnte Chinastrasse und andererseits das finstere, übelriechende und charakteristisch benannte „Schweinegässchen", welches nur die Hefe des Volkes beherbergt und dem Laster und Verbrechen zum Schlupfwinkel dient, wesshalb es von den Europäern auf das sorgfältigste gemieden wird. Auch dieser Schattenseite hofft man bald abzuhelfen, wenn es den Europäern gelingt, den ganzen Platz käuflich zu erwerben. Die Hongs haben sich in der neuesten Zeit sehr zu ihrem Vortheile verändert und sind comfortabel eingerichtet. Der schönste unter den Hongs ist unstreitig der der Engländer, die es verstanden haben, dort unter den beschränktesten Verhältnissen zu drainiren, zu ventiliren, zu säubern und sich ein trauliches Heim zu gründen, in welchem sich Geschäftsleute ein Rendezvous geben.

Die europäischen und einheimischen Kaufleute, die zusammen in Geschäftsverbindung stehen, pflegen untereinander freundschaftliche Beziehungen, die darin ihren Ausdruck finden, dass sie sich gegenseitig zu Familien- und Nationalfestivitäten einladen. Auch uns wurde die Ehre zu Theil, im Hause eines reichen chinesischen Handelsherrn zur Tafel geladen zu werden. Da für die Leser eine Schilderung, wie die Europäer die Chinesen bei sich empfangen und bewirthen, von wenig Interesse sein dürfte, so lassen wir lieber eine Beschreibung folgen, wie die Chinesen die Europäer bei sich aufnehmen, fêtiren und amüsiren.

Ein chinesisches Diner.

Einem solchen Feste geht gewöhnlich eine höfliche, ein paar Tage zuvor abgefertigte Einladung voraus, welche

schön auf Seiden-Luxuspapier geschrieben ist und der betreffenden Person ins Haus geschickt wird. Die chinesische feine Sitte will es, dass solche derlei Einladung im musterhaften Style und in humilistischen Ausdrücken abgefasst sei. Desshalb ist der Einladende bemüht, sich so demüthig und unbedeutend als möglich darzustellen und sucht zu zeigen, wie er sich durch die seinem Hause zu Theil werdende Ehre, von einem Freunde besucht zu werden, ganz ausserordentlich geschmeichelt fühlt. Es ist wirklich ekelhaft, die bombastischen Ausdrücke zu lesen, mit welchen der Freund gelobhudelt, becomplimentirt und bis zum Himmel erhoben wird. Da man es in China als ein gutes Omen betrachtet, bei Tage geboren zu werden, so stellt sich der Einladende als ein in der Nacht geborenes Aschenbrödel dar, während er dem Gefeierten die Ehre andichtet, bei Tage das Licht der Welt erblickt zu haben. Ebenso ist es dort auch Sitte, Freunden mit hohem Alter zu schmeicheln und ihnen dadurch einen hohen Grad von Erfahrungen und menschlicher Weisheit beimessen zu können.

Der Tag und die Stunde des Anfanges des Festes werden natürlich in der Einladung zu erwähnen nicht vergessen und müssen solche genau berücksichtigt werden. Die Ablehnung der Einladung würde eine ewige Feindschaft zur Folge haben, wenn man nicht wichtige Ursachen als Entschuldigung anführen kann. Am bezeichneten Tage lässt man sich nun in einer Sänfte vor das Haus des Festgebers tragen, hält eine bestimmte Zahl von Schritten vor der Hausthür an und schickt ihm seine Visitenkarte oder wenn man besonders höflich sein will, seine Photographie zu. Hierauf wird der Ankömmling je nach seinem Range oder seiner Bedeutung im Salon, im Vorzimmer oder an der Hausthüre empfangen, ja sogar auch von der Sänfte abgeholt. Dieselbe strenge Rangordnung wird auch bei der Tafel beobachtet, bei welcher es in der Regel sehr vornehm zugeht und wobei aller Pomp und Reichthum des Hauses zur Schau getragen wird.

Nachdem die Gäste vollzählig waren, wurden wir vom Wirthe unter beständigen Complimenten in den Speisesaal geführt. Dieser bildete eine grosse längliche Halle, deren Einrichtung und Ausstattung im nationalen Geschmacke ge-

halten war. Tische, Stühle, Schränke, Etagère, sowie auch die Bilder- und Laternrahmen waren sämmtlich Muster der Bildhauerkunst. Die rechts und links mit den Wohnzimmern und der Credenz in Verbindung stehenden medaillonartigen ovalen Thüröffnungen stachen gut von der Umgebung ab.

Der Saal war auf der Gartenseite offen und mit einem breiten Vestibule versehen, in welchem zahlreiche exotische Pflanzen in Porzellantöpfen aufgestellt waren. Nebenbei diente dasselbe auch zur Schaubühne, auf welcher während der Tafel abwechslungsweise Musikanten, Declamatoren und Taschenspieler ihre Kunststücke zum Besten gaben.

Der Garten, den man von der Speisehalle aus übersehen konnte, war nicht gross, aber in Wirklichkeit eine Kunstanlage zu nennen. Wuchtige schattenreiche Bäume und üppige Gesträuche bildeten symmetrische Figuren. In der Mitte befand sich ein Teich, in welchem sich Goldfische, Mandarinen-Enten und Schwäne herumtummelten. Auch eine Miniaturinsel fehlte daselbst nicht, zu welcher eine zierliche Bambusbrücke führte.

Der Tisch war mit feinsten Leinen bedeckt und mit Blumenvasen geziert, zwischen welchen zierliche mit Parfümerien angefüllte Schalen aufgestellt waren, welche die Atmosphäre mit süssen Wohlgerüchen erfüllten. Die Plätze waren so geordnet, dass jeder Gast während des Essens den Garten und die producirenden Künstler im Auge halten konnte, was zur Unterhaltung und Stimmung der Gesellschaft nicht wenig beitrug.

Die Dienerschaft war sehr zahlreich, nett in Seide gekleidet und hatte die Köpfe glatt rasirt. Hinter den Stühlen der Gäste standen junge Burschen mit eleganten Federwedeln, um von den Herrschaften die Fliegen zu vertreiben und ihnen gleichzeitig Kühlung zuzufächeln. Der Luxus, der mit der grossen Zahl der Dienerschaft getrieben wird, ist dort nicht besonders hoch anzuschlagen, wenn man weiss, dass ein Aufwärter nicht mehr als fünf Kreuzer Lohn per Tag zu erhalten pflegt.

Die chinesischen Herren sassen in ihren schönen seidenen, reich mit Gold und Silber gestickten Gewändern behaglich auf ihren Plätzen und trugen ein recht respectables

Aussehen zur Schau, während wir Europäer in unseren enganliegenden Kleidern ein jämmerliches Bild von Geschmacklosigkeit darstellten und um unsere Zwangscostüme keineswegs beneidet wurden.

Während des Diners ging es sehr ceremoniös zu. Der Wirth sass auf einem erhöhten Stuhle und die Gäste rechts und links neben ihm her. Anstatt des Tischgebetes hielt er eine kleine Anrede, in welcher er seine Gäste wiederholt bewillkommte, ihnen für die Ehre ihres Besuches dankte und sie bat, mit dem Wenigen, was seine Wenigkeit zu bieten vermag, verlieb zu nehmen. Hierauf erscholl der *Gong* und die Dienerschaft begann mit dem Auftragen der Speisen. Jedes Gericht wurde im Voraus durch eine Art Herold angekündigt und mit kurzen Notizen eingeführt.

Ein chinesisches Gastmal hat mehr Aehnlichkeit mit einem französischen als mit einem englischen, weil es mit einem *Entrée* oder *Hors d'oeuvre* beginnt und dann alle Gerichte einzeln in Porzellangefässen zu Tische gebracht werden. Das Voressen bestand in Gemüsen, Eingemachtem und süssen Rahmkäsen, welch' letztere sich bezüglich ihrer ausgezeichneten Güte einer allgemeinen Beliebtheit erfreuten. Hierauf folgten diverse Suppen mit Trepang und Vogelnestern, die aber unserem Geschmacke wenig zusagten. Nach diesen kamen die Amphibien und Reptilien an die Reihe, die in sehr pikanten Saucen erschienen, welche wahre Leckerbissen der Chinesen bildeten. Demnächst traten Vierfüssler und Geflügel im gerösteten oder geschmorten Zustande auf, worunter auch junges Hundefleisch figurirte. Als halbausgebrütete Eier, eine grosse Delicatesse der naschhaften Chinesen, angekündigt wurden, hätten wir wohl von der Tafel fern sein mögen. Das folgende Gericht bestand in Kuchen und Pasteten, die vortrefflich waren und unseren Geschmack vollkommen befriedigten. An diese schlossen sich die sehr beliebten Haifischflossen, verschiedene in Schweinschmalz geschmorte Wurzeln und Salat von jungen Bambussprösslingen an. Das Dessert bildeten die grössten Wunderwerke der chinesischen Kochkunst, nämlich weisse, mit diversen Confecten gefüllte Hühnereier, candirte Früchte und das *nonplusultra*, gebratenes Eis. Hinterher wurde noch hartgekochter und mit einer

scharfen Brühe übergossener Reis verabreicht, der statt des Brodes zur Reinigung des Mundes und der Zähne dienen sollte. Hierauf brachte man Schalen mit lauwarmen Wasser und papierne Handtücher, um sich Hände und Gesicht zu waschen und zu guter Letzt fanden sich auch noch die Pfeifen und der Thee ein.

Der Becher machte während der Mahlzeit fleissig die Runde. Die Chinesen verstehen alle beliebten europäischen Weinsorten und Liqueure auf das trefflichste nachzuahmen. Sie halten zu diesem Behufe Präparate in Pulver- oder Pastillenform in Bereitschaft, die sich schnell im Wasser auflösen. In Geschmack und Farbe kommen diese Getränke den Originalweinen in der That sehr nahe. Die Präparate führen den allgemeinen Namen „*Kin-tsi*". Unser Wirth hielt davon in einem reich verzierten Elfenbeinkästchen einen guten Vorrath für seine Gäste in Bereitschaft. Auch echter Champagner fehlte nicht.

Das Toastiren spielte bei der Mahlzeit eine grosse Rolle. Der Gastgeber trank allen Gästen einzeln dem Range nach die Gesundheit zu, wobei er jedem ein langes Leben, Reichthum und eine zahlreiche Nachkommenschaft wünschte. Die Art und Weise, wie er den Becher hielt, richtete sich nach dem Range der betreffenden Person und musste von dieser genau nachgeahmt werden. Unser liebenswürdiger Wirth sprach ziemlich gut englisch, war sehr heiteren Temperaments und wusste die Gesellschaft durch eine Reihe lustiger Anekdoten in guter Stimmung zu erhalten. Die Chinesen bedienen sich bei Tische keiner Messer, Gabeln und Löffel, sondern nur kunstvoll eingelegter elfenbeinerner Stäbchen, mit welchen sie nicht nur substantiöse Speisen, sondern auch ihre dicken Suppen zu sich zu nehmen verstehen. Für die europäischen Gäste hatte man die Aufmerksamkeit, sie mit einer Zahl silberner Gabeln und porzellanener Löffel zu versehen. Messer waren nicht nöthig, denn alle Fleischgattungen erschienen in dünne kleine Stückchen zerschnitten und meist in Brühen schwimmend auf dem Tische. Jedem Gaste wurde sein Antheil in einer kleinen Porzellanschale zugestellt. Die klein zerschnittenen Speisen haben das Gute, dass sie dem Zermalmungs- und Verdauungsprocesse bedeutend zu Hilfe

kommen. Der *Gong* gab das Zeichen, dass die Tafel zu Ende war, worauf sich die Gäste wieder unter vielen gegenseitigen Bücklingen und Complimenten entfernten.

Die Bevölkerung von Canton ist so dicht, dass man sich, wohin man auch gehen mag, stets von einem Gewimmel von Menschen umgeben sieht. Es ist auffallend, dass man nirgends angebettelt oder von Strolchen incommodirt wird, obgleich es auch dort genug dieser Leute gibt. Alles läuft und schreit durcheinander, jedermann scheint seine gewisse Beschäftigung zu haben und im Stande zu sein, sich nicht unschwer seinen täglichen Unterhalt zu verdienen. Die Arbeitslöhne sind zwar sehr klein, dafür sind aber auch die Bedürfnisse des Volkes nicht gross und die Preise der Lebensmittel sehr niedrig. Der Trieb zur Arbeitsamkeit und Emsigkeit ist bei diesem Volke dermassen entwickelt, dass ihm keine Beschäftigung zu lästig oder verächtlich ist, wenn nur dabei etwas zu verdienen ist. Da in China das ganze Jahr, mit Ausnahme des Neujahrs- und Laternenfestes, einen langen Arbeitstag bildet, so muss dadurch der Nationalreichthum sehr befördert werden, denn Arbeit ist Geld und Arbeit hat wenig mit Verschwendung und Ueppigkeit zu schaffen.

Man darf zwar im allgemeinen den Berichten der Chinesen wenig Glauben beimessen, doch wenn man von den Andeutungen, welche die in Bezug auf die Schilderung ihrer nationalen Zustände nichts weniger als mittheilsamen Kaufleute hin und wieder fallen lassen, nur die Hälfte als bare Münze annimmt, so müssen auf manchen Plätzen im Innern des Reiches wirklich fabelhafte Schätze und Reichthümer aufgestapelt sein. Es ist auch kaum anders denkbar, als dass dieses überaus active und mässige Volk von circa 460 Millionen Einwohnern, welches von Jugend auf zu Fleiss und Sparsamkeit angehalten ist, im Laufe von Jahrhunderten verhältnissmässig wenig von Nationalunfällen heimgesucht und in seiner maschinenartigen Beschäftigung gestört worden ist, nicht auch viel erspart haben soll.

Dieses Volk ist der Einführung aller Neuerungen ungemein abhold und liebt es daher nicht, seine Regierung auf dem Wege des Fortschrittes zu sehen, begreifend, dass dadurch die Staatsausgaben vermehrt und die Steuern vergrössert würden, die

sich dermalen nur auf circa fl. 1.60 ö. W. per Kopf berechnen.

Der Handel ist in China noch sehr schwach entwickelt. Während in Oesterreich-Ungarn z. B. vom gesammten Aus- und Einfuhrhandel auf den Einwohner circa 42 fl., in Russland 18 fl., in Japan 3 fl. entfallen, kommt in China gar nur 1 fl. auf den Kopf. Das einzige Erfreuliche dabei ist nur, dass die jährliche Ausfuhr um circa 20 Millionen Gulden die Einfuhr übersteigt, welcher Posten daher der Vermehrung des Nationalreichthums gutzuschreiben ist.

Gerichtspflege. Es wurde schon erwähnt, wie die Polizei allenthalben eine grosse Thätigkeit entfaltet und auf die Feinde der gesetzlichen Ordnung lauert. Wenn ihnen ein Langfinger oder irgend ein anderer Missethäter in die Hände fällt, wird er unmittelbar vor den betreffenden Mandarin geführt, der verpflichtet ist, ohne Zögern über denselben Gericht zu halten. Eine Menge Volkes folgt in der Regel dem Verhafteten bis in den Gerichtshof nach. Der Mandarin macht mit dem Delinquenten kurzen Process, nimmt ihn ins Verhör und dictirt ihm, wenn er seine Schuld eingestanden, die Strafe, die auch sogleich an Ort und Stelle vollzogen wird. Wir liessen uns auch einmal bei einer solchen Gelegenheit durch einen dichten Menschenknäuel vorwärts schieben und sahen einer Gerichtsprocedur zu. Der betreffende Sträfling hatte einen jungen Hund gestohlen, und da er seine Schuld frei und offen bekannte, wurde er zu einer Bastonnade *(Pantsi)* von 30 Streichen verurtheilt. Er musste sich auf dem Boden niederlegen, worauf ihm der Gerichtsdiener mit einem langen, circa 1½ Zoll dicken Bambusrohre die dictirten Prügel auf die Waden aufmass. Der Schmerz muss nicht sehr gross gewesen sein, weil er (Sträfling) während der Execution keine Miene verzog. Als sie vorüber war, sprang er auf, warf sich vorschriftsmässig dem Richter vor die Füsse und dankte ihm für die gnädige Strafe, worauf er ungehindert seiner Wege gehen durfte. Die ganze Procedur hatte kaum ½ Stunde Zeit in Anspruch genommen. Manche Mandarinen, welche die Strafe gewissenhaft und in gehöriger Qualität ausgetheilt wissen wollen, pflegen die Mandschuren durch die Mongolen und umgekehrt abstrafen zu lassen; denn zwischen

beiden Völkern existirt ein uralter Hass, der dem gewissenhaften Richter treffliche Dienste leistet. Kleine Verbrechen werden fast immer nur mit der Bastonnade bestraft.

Bei Beamten und Personen aus den höheren Ständen wird aber mehr der Halspranger *(Kia)* als Strafmittel in Anwendung gebracht. Dieser besteht in einem hölzernen circa $1^1/_2$ Meter im Durchmesser haltenden Blocke von diversem Gewichte mit drei Löchern für den Hals und die Handgelenke. Der Mann, der einen solchen Pranger tragen muss, sieht aus wie ein spanischer Ritter mit einer immensen Halskrause. Sein Zustand während der Strafzeit ist ein so hilfloser, dass er wie ein kleines Kind gepflegt und gefüttert werden muss. Bis nicht die Strafzeit vorüber ist, darf ihm die *Kia* nicht abgenommen werden, aber es ist ihm gestattet, sich Leute zu miethen, die ihm dieselbe tragen helfen. Das Gewicht der *Kia* richtet sich nach der Grösse des Verbrechens. Eine Verschärfung dieser Strafe besteht darin, dass der Sträfling in den besuchtesten Strassen herumwandeln muss, in welchem Falle dann an die *Kia* Papierstreifen angeheftet werden, auf welchen die Ursache der Strafe geschrieben steht.

Bei den Strafen der Frauen wird viel auf guten Anstand Rücksicht genommen und weder die *Kia* noch die *Pan-tsi* in Anwendung gebracht, dagegen bedient man sich eines breiten Riemens, mit welchem an die Betreffenden im knieenden Zustande eine Anzahl Backenstreiche abgegeben wird.

Die Verhafteten nehmen bei dem Verhöre in der Regel nicht zu Lügen Zuflucht, weil sie wissen, dass dadurch eine lange Untersuchung entstehen würde, während welcher sie ihren Angehörigen und Verwandten zur Haft und Verpflegung überantwortet werden. Dies fürchten sie mehr als den Aufenthalt im Gefängnisse, denn diejenigen, die für die Sicherheit des Inhaftirten bis zum letzten Manne einstehen müssen und ausser der Last der Verpflegung noch viele Unannehmlichkeiten zu ertragen haben, bereiten meist ihren Pflegebefohlenen eine sehr schlimme Aufnahme. Dieses Strafverfahren ist in China allgemein gang und gäbe und hat insofern einen Werth, als einerseits der Regierung für die Gefangenhaltung keine Unkosten erwachsen und andererseits die Sträflinge

nach kurzer Procedur über kleine Vergehen wieder ihren Arbeiten oder Berufsbeschäftigungen nachgehen können.

Für Criminal- und politische Verbrechen werden in China die Strafen der Enthauptung, des Erdrosselns und der Verbannung verhängt, welche letztere vom Volke allgemein als die schrecklichste betrachtet wird.

Achtung vor den Gesetzen, der Obrigkeit, den alten Leuten und namentlich Verehrung der Eltern wird den Kindern schon von der frühesten Jugend an eingeprägt und den Erwachsenen mehrmals im Jahre in Erinnerung gebracht, wobei auch der grossen Strafen gedacht wird, die den Uebertretern der Gesetze bevorstehen. In China wird dermalen der patriarchalische Zustand noch mit grosser Sorgfalt gehegt und gepflegt und man freut sich höheren Ortes im Stillen seiner bizarren und monströsen Blüthen. Blinder Gehorsam ist das Fundament, auf welchem das chinesische Staatsgebäude aufgeführt ist, und dieses würde alsogleich aus den Fugen gehen, wenn einmal die Bande der Disciplin gelockert werden sollten.

Das Leben auf dem Flusse.

Wenn man sich stundenlang in den dumpfen Strassen der Stadt herumgetrieben hat, fühlt man ein grosses Bedürfniss nach frischer Luft und man wendet sich dann gerne dem Tigerstrome zu, auf dem es nicht weniger lebhaft zugeht als in den Strassen Cantons selbst. Besonders reizend ist es dort in der Frühe, bald nach Sonnenaufgang, wenn reiche und vornehme Leute ihre zur Mode gewordenen Lustfahrten, oder wie sie sagen ihre Luftbäder zu nehmen pflegen.

Wir stiegen auch in ein Boot ein, um uns, begünstigt von einer frischen Brise, auf dem breiten Strome dahintreiben zu lassen. Die Jagd um den täglichen Lebensunterhalt hat bereits allenthalben begonnen. Zahlreiche *Sham-pans* und Schiffe aller Art kreuzen auf dem Wasser gleich den flüchtigen Möwen hin und her, um sich dem Handel und Wandel dienstbar zu machen. Zwischen ihnen flattern mit Segeln und Wimpeln elegante, weiss - blau - roth angestrichene und mit seidenen Zeltdächern versehene Ruderboote, ähnlich den venetianischen hochschnabeligen Gondeln, dahin. Ihre vornehmen Insassen liegen in leichten Morgenanzügen nachlässig auf Matratzen hingestreckt, um während der Fahrt das

übliche Luftbad zu nehmen, bevor noch die Sonne höhersteigt und ihr Glutmeer um sich ausgiesst.

Manchmal sieht man junge niedliche Zofen an der Seite ihrer Herrinnen knieen und Theetassen in den Händen haltend, während sich die Damen stumm mit ihren Fächern amüsiren und ihre stolzen Blicke umhergleiten lassen. Es scheint dort zum fashionablen Tone zu gehören, bei derlei Gelegenheiten eine möglichst apathische Rolle zu spielen, und nur wenn sich gute Bekannte begegnen, die Hände fingernd auszustrecken und das übliche „*tschin-tschin*“ zu murmeln. Man sieht gern diese bunten schwimmenden Schmetterlinge an sich vorbeihuschen, denn sie erhöhen die Staffage des Panoramas ganz ausserordentlich und stechen angenehm von den schwerfälligen Dschonken, Kauffahrteischiffen und den steifen Dampfern ab, die auf beiden Seiten des Stromes in langen Reihen vor Anker liegen. In der Mitte wird die Passage stets offen gehalten, denn der strenge Wassermandarin mit seinen Argusaugen fährt fortwährend auf und nieder und macht seine Landsleute durch seine Arroganz und seine despotischen Massregeln erzittern.

Die Chinesen haben eine ausgeprägte Vorliebe, ihre Wohnsitze auf Schiffen aufzuschlagen und es gibt daher Tausende von Familien, die nie ein anderes Heim als ein Schiff gehabt haben. In Europa glaubt man zwar, dass dies nur bei armen Leuten der Fall ist, welche sich kein eigenes Stück Land zu erwerben vermögen; aber wir haben auch Flösse gesehen, auf welchen nicht nur regelmässige Wohn- und Wirthschaftsgebäude errichtet, sondern sogar nette Gärtchen angelegt waren, deren Ensemble den Stempel von Wohlhabenheit an sich trug. Und so begegnet man auch auf dem Tigerstrome unter den zahlreichen verschiedenen Schiffen riesigen hohen Fahrzeugen, die zu Gasthäusern, Restaurationen, Thee- und Kaffeehäusern, Clubs, Theatern, Bädern, Tanzsälen etc. Verwendung finden. Diese schwimmenden Paläste haben durch ihren heiteren Baustyl, durch den reichen Blumenschmuck, durch ihre farbenreichen Lackanstriche und schnörkeligen Verzierungen ein sehr lebendiges und einladendes Aussehen. Das Innere ist elegant, ja sogar oft luxuriös ausgestattet. Die schönsten unter ihnen sind unstreitig die sogenannten Blumenschiffe, wahrhaftige

Tempel der Flora, nur Schade, dass in denselben nicht nur allein der lieblichen unschuldigen Göttin gehuldigt, sondern auch der Venus Opfer dargebracht werden.

Canton hat reizende Umgebungen, die sich durch reinliche und geschmackvolle Anlagen auszeichnen. Am meisten werden von den dortigen Ausländern die Gärten von Fa-ti besucht, die sich am Flusse ein paar Kilometer oberhalb der Stadt befinden. In früheren Zeiten dienten sie nur vornehmen chinesischen Familien zum Aufenthalte, aber nach und nach gingen sie in die Hände von Speculanten über, die ihnen eine dem europäischen Geschmacke mehr entsprechende Einrichtung gaben, sie mit allen Bequemlichkeiten ausstatteten und mit einem Worte zu Anstalten machten, in welchen die Fremden für ihr Geld eine angenehme, höfliche und liebevolle Aufnahme finden. Im Sommer, wenn unter dem Wendekreise des Krebses die Hitze manchmal einen fast unerträglichen Grad erreicht, suchen die Europäer von Canton gern die lieblichen Gärten von Fa-ti auf, um sich in dem kühlen Schatten der tropischen Bäume zu erquicken und die Lungen mit frischem, reinem Sauerstoffe zu speisen.

Fa-ti.

Wir waren unseren Freunden in Hong-Kong zu doppeltem Danke verpflichtet, dass sie uns zur Zeit des Mondenwechsels nach Canton adressirten. Das Erscheinen des Neumondes wird bei den Chinesen mit gleicher enthusiastischer Freude begrüsst wie bei den Mohammedanern. Man würde sich eines grossen Vergnügens berauben, wenn man sich nicht dem allgemeinen Jubel anschlösse, welchen das Licht des jungen Mondes bei jedermann verursacht. Viele Leute geberden sich hiebei gerade wie kleine Kinder und brüten die bizarrsten Ideen aus, um ihrer Schwärmerei Ausdruck zu geben und die Aufmerksamkeit Anderer auf sich zu lenken. Ist schon an gewöhnlichen Abenden die Beleuchtung der Strassen, der öffentlichen Plätze, der Terrassen und der Schiffe eine feenhafte, so übersteigt die Zahl der buntfärbigen und in tausenderlei verschiedenen Formen vor die Augen tretenden Laternen, der Schimmer der bengalischen Feuer, das Blitzen der aufsteigenden Raketen und der brillanten Kunstfeuerwerke am Feste des Neumondes jede, auch die lebhafteste Einbildungskraft, und es kommt einem

Fest des Neumondes.

gerade vor, als wenn die ganze Stadt in Brand stünde und das Wasser des Stromes sich in Feuer verwandelt hätte. Ungeheuere Volksmassen wälzen sich lärmend mit Laternen in den Händen durch die Strassen und drängen sich dem Flusse zu, wo sich ein unbeschreiblich buntes Treiben entfaltet. Von allen Seiten ertönt barbarische Musik, die ein Höllenconcert bildet, bei welchem die *Gongs* mit ihren tiefen, donnerähnlichen Tönen den Bass brummen, die *Tam-Tams* den Tact geben und das Zischen der Raketen und das Prasseln der Feuerwerke die Knalleffecte ausmachen. Hunderte von Menschen wogen mit transparenten, an Bambusstangen befestigten Laternen, die häufig die Gestalt von Fischen und Drachen haben, am Ufer auf und ab, oder kauern am Gelände, um sich mit dem Schiffsvolke zu unterhalten. Während diesem eilt die vornehme Welt den schwimmenden Vergnügungslocalen zu, um dort den Abend, ja oft sogar die ganze Nacht in heiterer Gesellschaft zu verbummeln. Diese Locale bilden in Wirklichkeit ein Unicum ihrer Art, welches wir nirgends sonst wo gesehen haben. Alles athmet Freude bei diesen Festen aus Tausend und Eine Nacht, denn der magische Glanz des Lichtes im Vereine mit dem Dufte der Blumen und der kühlen vom Meere heraufströmenden Abendluft, wirkt bezaubernd auf die Sinne des schwachen Menschen.

In den Restaurationen findet man wohlbesetzte Buffets mit allen beliebten in- und ausländischen Erfrischungen und Delicatessen zu raisonnablen Preisen, auch stehen dort Cabinete zur Aufnahme kleiner geschlossener Gesellschaften in Bereitschaft. Jedermann bewegt sich frei und ungenirt. Der Europäer sitzt an der Seite des Chinesen und geniesst seine Hammel-Cotelette und Rothwein ebenso unbekümmert wie der andere seine Trepang- oder Vogelnestsuppe und den *Kin-tsi*. Das ist das Bild von Canton, wie es lebt, isst, trinkt und sich unterhält, an das wir uns stets gerne erinnern.

Japan.

Wir hatten, seit wir in Liverpool die Reise um die Erde angetreten, auf englischen Dampfschiffen bereits eine Strecke von circa 22.400 Seemeilen zurückgelegt, als wir uns anschickten, auf dem „Danais", einem der *Messageries maritimes* gehörigen Dampfer, die Reise von Hong-Kong nach Yokohama zu machen.

Da die beiden grossen Concurrenzgesellschaften, die *Messageries maritimes* und die *Peninsular and Oriental Compagnie,* bei ihren Fahrten gleiche Preise halten, so verdient die erste immerhin den Vorzug und zwar nicht bloss desshalb, weil sie den Reisenden die grössten Aequivalente bietet, sondern auch weil sie am schnellsten fährt.

Die Entfernung zwischen den besagten beiden Plätzen beträgt nicht mehr als 1590 Seemeilen und kann daher bei gewöhnlichem Wetter bequem in sechs Tagen zurückgelegt werden.

Unsere Fahrt fiel in die Zeit des nordöstlichen Monsuns, welcher dem „Danais" in der Strasse von Fukian, die durch das chinesische Festland und die Insel Formosa gebildet wird, gewaltig viel zu schaffen machte. Die Reisenden verschwanden einer nach dem anderen aus dem Salon, um sich in ihren Cabinen zu verkriechen; denn der Capitän machte

ihnen die unerfreuliche Mittheilung, dass es während der nächsten zwei Tage bei der Durchfahrt des Toung-Hai oder chinesischen Ostmeeres ziemlich stürmisch hergehen dürfte. Und so war es auch, denn wir hatten es nicht allein mit dem Monsun, sondern auch mit einem Taifun zu thun, der im gelben Meere wüthete und den wir glücklicherweise nur tangirten. Der Sturm wälzte ungeheuere Wogen vom Norden herab. Unser Dampfer stampfte und ächzte, als wenn er aus den Fugen gehen wollte, und musste die höchste Kraft anstrengen, um nicht zu weit aus dem Curse verschlagen zu werden. Zum Glücke erreichten wir ohne Unfall die Höhe der Insel Kiu-siu (Neuland), hinter deren breitem Rücken das Schiff allmählich wieder Ruhe fand und seinen regelmässigen Lauf fortsetzen konnte.

Die Reisenden kamen mit blassen Gesichtern wieder zum Vorscheine, um sich an den Freuden der Tafel zu stärken. Diese thaten wie gewöhnlich ihre Wunder und bald war das ausgestandene Ungemach vergessen. Erst jetzt rückten sich die Reisenden einander näher. Da sich unter denselben keine Damen befanden, so nahm die Unterhaltung bald eine ungezwungene Heiterkeit an und jedermann war bestrebt, irgend eine interessante Reisebegebenheit zum Besten zu geben.

Die Gesellschaft war nicht gross, aber recht nett. Der grösste Theil derselben bestand aus europäischen in Japan domicilirenden Geschäftsleuten und unter den übrigen waren zwei höhere Beamte der französischen Gesandtschaft in Tokio, ein Doctor und zwei junge Japaner, die in Paris ausgebildet wurden und nun in ihr Vaterland zurückkehrten. Als wir längs der Insel Nippon (Ursprung der Sonne) dahinfuhren und unserem Reiseziele Yokohama zusteuerten, drehte sich die Unterhaltung ausschliesslich nur um Japan, wobei vieles und höchst interessantes topographisches und ethnographisches Materiale zu Tag gefördert wurde. Ganz besonders werthvoll waren die Mittheilungen des Schiffscommissärs, eines jungen intelligenten und sehr liebenswürdigen Franzosen, welcher schon sechs Jahre lang die Strecke Hong-Kong — Yokohama befuhr und ein grosser leidenschaftlicher Sammler japanischer Kunstwerke und Antiquitäten war. Da das Dampf-

schiff seine regelmässige Station in Yokohama hat und nur einmal im Monate die Fahrt nach Hong-Kong und zurück machen muss, so steht ihm genug Zeit zu Gebote, zu diesem Zwecke Ausflüge in das Innere des Landes zu machen, wodurch er nebenbei auch zu einem gründlichen Kenner der japanischen Zustände geworden ist.

Seitdem wir Hong-Kong verlassen, waren wir bereits wieder 14 Breitegrade weiter nach Norden vorgerückt. Es war am 3. März, als am Morgen das Thermometer 1 Grad R. unter Null stand. Dieser schnelle Wechsel der Temperatur war allen denen, die vom Süden kamen, überaus fühlbar und sie wussten sich wegen Mangels an warmen Kleidern nicht anders zu helfen, als dass sie auf dem Verdecke des Schiffes in Flanelldecken eingehüllt herumgingen.

Als wir am Morgen das Verdeck betraten und den Capitän begrüssten, sagte er: „Sehen Sie jenen heuschoberähnlichen Berg dort, der wie in Nebel gehüllt aussieht? Es ist der Idzuyama*) ein Vulkan, den ich während meiner siebenjährigen Fahrten nie anders als wie einen Kohlenmeiler rauchen sah. Er ist übrigens nicht gefährlich, denn er ist noch nie, so weit man gedenkt, zu einem Ausbruche gekommen. Aber was nicht ist, kann eines Tages immerhin stattfinden.“

Alles, was wir von Japan hörten, war darnach angethan, unsere Neugierde aufs höchste zu erregen und wir vermochten unsere Ungeduld, den Boden dieses merkwürdigen Landes zu betreten, kaum mehr zu beherrschen. Endlich liefen wir in die circa 115 Kilometer lange Bai von Tokio ein und gingen auf der Rhede von Yokohama vor Anker.

Das Reich des Mikado.

Wir befinden uns nun im Reiche des Mikado, im Lande des Sonnenaufganges, das 25 Längen- und 22 Breitegrade bedeckt und seit es den Liu-Kiu oder auch Lu-Tschiu-Archipel in sich aufgenommen hat, aus circa 3900 Inseln und Inselchen besteht, welche mit dem Wassergebiete zusammen 390.625 geographische Meilen von der gesammten Oberfläche unseres Planeten einnehmen. Die Rhede von

*) Idzu Name einer Provinz und yama = Berg.

Yokohama liegt in der gleichen geographischen Breite wie die Insel Malta und sein Bezirk nimmt auch ungefähr den gleichen Flächenraum ein.

Das gesammte Areal der gemessenen und ungemessenen Inseln dürfte, wenn man den Angaben der Japaner Glauben schenken darf, circa 12.750 geographische Meilen ausmachen, auf welchen 34 Millionen Menschen wohnen. Also im Durchschnitt per Quadratmeile 2666 Einwohner. Grösse und Bevölkerung.

Die vier grössten Inseln haben einen Flächenraum, wie folgt:

Nippon (Ursprung der Sonne)	4189	Quadratmeilen
Kiu-Siu (Neuland)	745	"
Jesso (Land der Wilden)	627	"
Sikok (Land der vier Provinzen)	328	"
	5889	Quadratmeilen.

Japan wurde zuerst im Jahre 1543 von den Portugiesen entdeckt und mit denselben in freundschaftlichen Verkehr gezogen. 66 Jahre später traten dort auch die Holländer auf, um gleichfalls Handelsverbindungen anzuknüpfen.

Beide Nationen bekämpften sich auf das erbittertste um den Einfluss. Dieser hielt sich aber so lange auf der Seite der ersteren, bis sie und ihre Missionäre anfingen das Land durch politische Umtriebe in Unruhe zu versetzen. Dies sowohl als auch die Hetzereien der Holländer brachten sie endlich zum Falle, der 1737 mit der gänzlichen Vertreibung derselben endete.

Von jener Zeit an waren die Holländer die einzigen Europäer, die mit Japan in Verbindung blieben, bis 1854 die Vereinigte Staatenregierung von Nordamerika durch eine klug ausgeführte Expedition es verstand, sich die Pforten Japans zu eröffnen und das Niederlassungsrecht zu erwerben, welches sich dann nach und nach auch alle europäischen Grossmächte errangen.

Bis dato sind den Ausländern ausser dem Gebiete der Residenzstadt Tokio die folgenden sieben Hafenplätze eröffnet worden: Die den Ausländern zugänglichen Hafenplätze.

Osaka mit	550.000	Einwohnern.
Yokohama mit	80.000	"

Nangasaki mit 80.000 Einwohnern.
Kanasawa mit............. 60.000 „
Hakodade mit............. 58.000 „
Hiogo mit 50.000 „
Niigata mit 33.000 „

Yokohama.

Alle ausländischen schifffahrenden Nationen haben auf der Rhede von Yokohama ihre vorgeschriebenen Ankerplätze, auf welchen die zum Schutze des Handels und der Landesangehörigen dort anwesenden Kriegsschiffe stationirt sind, um welche sich alle ankommenden Post-, Passagier- und Handelsschiffe im Kreise herum gruppiren.

Bei unserer Ankunft sah die Rhede ganz öde und verlassen aus, Handel und Wandel lagen gänzlich danieder, denn es war zur Zeit des wüthenden Bürgerkrieges, der sich gerade im Stadium der Krisis befand.

Der eigentliche Hafen, der — im Vorbeigehen gesagt — keine grosse Bedeutung hat, ist nur der Praxis der japanischen Schiffe vorbehalten.

Eine Anzahl von Booten, deren Führer sich das Ausschiffen unter einander lärmend und schreiend streitig machten, lauerten auf die Ankömmlinge. Man thut gut, mit dem Ausschiffen nicht zu eilen und lieber abzuwarten, bis die Hôtel-Agenten mit ihren bedeckten Gondeln erscheinen.

Diese Leute vermögen den Fremden bei der überaus lästigen zollämtlichen Visitation sehr nützliche Dienste zu leisten.

Wir hatten dies leider übersehen und liessen uns durch ein gewöhnliches Boot an's Ufer bringen.

Zollämtliche Durchsuchung.

Am Landungsplatze hatten wir eine hölzerne Bude zu passiren, in der sich die Zollbeamten befanden. Diese gingen mit der Untersuchung der Gepäcksstücke mit einer solchen Strenge und Gründlichkeit zu Werke, als wenn sie das Geschäft in Russland erlernt hätten. Da unsere Bagage ziemlich umfangreich war und einige Gegenstände enthielt, die ihrer Praxis fremd waren, so wurden wir auch sogleich ohne Gnade zur Bezahlung eines Eingangszolles verurtheilt, trotz unseres Protestirens und Behauptens, dass wir nur auf einen kurzen Besuch nach Japan gekommen seien, dass die fraglichen Objecte Theile unseres Reisegepäckes ausmachen

und keineswegs zum Verkaufe bestimmt sind. Schon machte man Anstalten, unsere Colli nach dem Hauptzollamts-Gebäude zu schaffen, als wir den Einfall hatten, zu erklären, dass wir es vorziehen, unsere Effecten wieder unverzollt auf den französischen Dampfer bringen zu lassen. Darüber konnte man keine Einwendung erheben. Wir liessen daher vorläufig Alles zurück, traten auf die Bunda (die lange breite macadamisirte Quaistrasse), wendeten uns dem Grand-Hôtel zu, welches von einer französischen Actiengesellschaft gehalten wird, und liessen uns dort als Pensionäre eintragen.

Nachdem wir dem Director des Hôtels, einem sehr liebenswürdigen Deutschen, unseren Vorfall mit dem Zollamte mitgetheilt hatten, erwiederte er: „O diese Sache lässt sich leicht ordnen, heute ist es wohl schon zu spät, aber morgen um 9 Uhr Früh werden Sie Ihr Reisepäck unverzollt auf Ihrem Zimmer haben.“ Und so war es auch.

Erster Besuch im Innern der Stadt.

Wir traten noch Abends eine Wanderung an und liessen uns auf einem *Tschinrikischà*, einem leichten, zweirädrigen, von einem Manne gezogenen Fuhrwerke, durch den europäischen und japanischen Stadttheil führen.

Yokohama besteht aus zwei Stadttheilen, dem europäischen und dem japanischen.

Die Gebäude und die Strassenanlagen des europäischen Stadttheiles tragen durchaus einen europäischen Charakter an sich. Die Magazine sind überaus zahlreich und geschmackvoll, mit allen erdenklichen europäischen Waaren angefüllt, welche im Preise natürlich sehr hochgehen. Die Häuser sind der häufigen Erdbeben halber meist einstöckig und aus Holz gebaut, haben aber durch die Cementstuccatur ein elegantes Aussehen. In den Strassen der europäischen Stadt wimmelt es von Japanern, während man in dem japanischen Stadttheile verhältnissmässig nur wenigen Europäern begegnet.

Beide Stadttheile sind durch einen grossen Platz von einander getrennt, auf welchem sich das imposante Hauptzollamts-Gebäude befindet. Der europäische Stadttheil von Yokohama ist kein *Porto franco*, wie manche Geschäftsleute in Europa glauben, sondern enthält nur die Generaldepôts aller importirten verzollten Waaren.

Die japanischen Handelsleute kommen von weiter Ferne nach Yokohama, um sich ihren Bedarf zu holen, und ziehen diesen Platz jedem anderen des Reiches, selbst Tokio nicht ausgenommen, vor. Der Verkehr ist daher zu gewöhnlichen Zeiten ein sehr reger und lebhafter.

Münzen, Masse und Gewichte.

Um uns in die dortigen Verkehrsverhältnisse hinein zu leben, waren wir bestrebt, uns vorerst mit den herrschenden Münzen, Massen und Gewichten bekannt zu machen und lernten, dass in Silbermünze:

1 Yen = 1 amerikanischer Dollar = 100 Sen (Cents) = 2 fl. ö. W. (Nominalwerth),

1 Sen = 10 Rin = 100 Mon = 2 kr. ö. W.; 1 Mon = 0·02 kr.

In Kupfermünze:

1 Doozen	= 10 Mon	= 0·2 kr. ö. W.	
1 Bunkiusen	= 15 „	= 0·3 „ „ „	
1 Aosen	= 20 „	= 0·4 „ „ „	
1 Temps	= 80 „	= 1·6 „ „ „	

In Papiergeld:

1 Rio	= 1 Yen	= 2 fl.
1 Bu	= $^1/_4$ Rio	= $^1/_2$ „
1 Schi	= $^1/_{16}$ Rio	= $12^1/_2$ kr.

Silbergeld war zur Zeit des letzten Bürgerkrieges fast ganz aus dem Verkehre verschwunden und wurde in den Hôtels und Geschäftslocalen mit hohem Agio angenommen. Diesen Umstand benützten japanische Falschmünzer und brachten falsche Dollarstücke in Umlauf, die mit den echten eine grosse Aehnlichkeit hatten. Als wir uns auf der Eisenbahnstation eine Fahrkarte nach Tokio lösten und mit den sonst überaus gerne gesehenen *Trade Dollars* bezahlten, die wir von Hong-Kong mitbrachten, wollte sie der Cassier nicht annehmen, bis er sich nach langwierigen Prüfungen die Ueberzeugung verschafft hatte, dass sie wirklich echt waren. Auch in Japan gibt es der Falschmünzer nicht wenige.

Längenmasse.

1 Rin	= 0·0003 Meter.	
1 Bu	= 0·003	„
1 Sun	= 0·03	„

1 Schaku	= 0·3 Meter.			
1 Tscho	= 3	„		
1 Ken	= 6 Schaku	= 1·8 Meter.		
1 Tsin	= 60 Ken	= 108	„	
1 Ri	= 36 Tsin	= 3888	„	
1 Ri	= circa ½ Postmeile	= 1 Stunde Weges.		

Flächenmasse.

1 Po	oder Tschubo	= 1 □ Ken	= 3·3057 □ Meter.	
1 Se	„ „	= 30 Po	= 99·171	„
1 Tan	„ „	= 10 Se	= 991·71	„
1 Tsyn	„ „	= 10 Tan	= 9917·1	„

Hohlmasse.

1 Sai		= 0·00180 Liter.	
1 Syaku	= 10 Sai	= 0·018	„
1 Gu	= 10 Syaku	= 0·18	„
1 Sigó	= 10 Gu	= 1·8	„
1 To	= 10 Sigó	= 18	„
1 Kohu	= 10 To	= 180	„

Gewichte.

1 Rin	= 0·0376 Gramm.	
1 Fun	= 0·376	„
1 Mommé	= 3·76	„
1 Kin (jap. Pfund)	= 601·0518	„
1 Kamné	= 3756·574	„

In den Magazinen und Geschäftslocalen der europäischen Colonie arbeiten fast ausschliesslich Japaner und in den Banken vorzüglich Chinesen.

Diese Leute haben vermöge ihrer Intelligenz, ihrer Localkenntniss, Nüchternheit und Gehorsamkeit und namentlich wegen ihrer höchst bescheidenen Ansprüche den europäischen Commis schon längst den Vorzug abgelaufen. Der Zustrom der jungen Japaner nach den europäischen Geschäftshäusern ist ganz ausserordentlich gross, umsomehr, da es sogar vornehme Familien nicht verschmähen, ihre Söhne dort untergebracht zu sehen. Diese finden um so lieber Aufnahme, weil für sie die besten Garantien geboten werden.

Die Japaner in Diensten der europäischen Colonie.

Nicht nur die männlichen, sondern auch die weiblichen Individuen trachten in europäischen Häusern Beschäftigung zu finden. Die letzteren sind wegen ihrer Emsigkeit, Sauberkeit und Treue in den Haushaltungen gerne gesehen. Meist kommen die Papas der jungen Mädchen selbst in die Häuser, in welchen sie glauben, dass eine Haushälterin erwünscht sein dürfte, um die Tugenden und schönen Eigenschaften ihrer Töchter anzupreisen und die nöthigen financiellen Unterhandlungen zu führen.

Nach abgemachtem Geschäfte nehmen sie sogleich den halben Jahreslohn als Maklerage für sich selbst in Anspruch. Die Mädchen haben hiebei kein Wort mitzureden und müssen mit dem zufrieden sein, was ihre Papas abmachen und ihnen übrig lassen. Hierauf ziehen sie mit einer Bambusmatte und einer Makura, das ist ein niedriger, concav eingebogener und mit einem elastischen Rohrgeflechte überzogener Schemel, welcher die Stelle des Kopfpolsters vertritt und mit der Matte ihr ganzes Bett ausmacht, in ihr neues Heim, um es daselbst auf dem Boden eines Stübchens aufzuschlagen. Diese Wesen sind überaus genügsam, versehen ihre häuslichen Verrichtungen mit grossem Fleisse und Pünktlichkeit und sind ihrem neuen Brodgeber unendlich dankbar und ergeben.

Ein bischen Reis und Cury, Thee und Fische sind ihre Nahrung und die lange japanische Blouse, die keiner Mode unterliegt, ihre Kleidung. Sie verrichten im Hause alle vorkommenden Arbeiten, die schweren ausgenommen, und sind dabei stets heiter und wohlgemuth. Die Führung der Hauswirthschaft lernen sie schon in der Schule, wo sie den hauptsächlichsten Theil des Unterrichtes ausmacht. Mit der Zubereitung der Speisen nach europäischer Art finden sie sich bei ihrer angebornen Intelligenz bald zurecht. Sie warten bei der Tafel auf und belustigen die Gäste durch ihren Gesang, welchen sie mit dem *Schamisen* oder dem *Koto* (einer Art liegender Harfe) begleiten.

Bei der Beurtheilung dieser musikalischen Productionen darf zwar kein europäischer Massstab angelegt werden, aber sie musiciren mit vieler Geläufigkeit und nicht ohne Anmuth. Gesang und Saitenspiel sind auch Gegenstände des Schul-

unterrichtes und die jungen Künstlerinnen scheinen sich auf ihren Vortrag nicht weniger einzubilden als bei uns zu Hause eine gefeierte Primadonna.

Schöner Zug einer japanischen Zofe.

Einen schönen Zug von Treue und Anhänglichkeit eines japanischen Kammermädchens lernten wir in dem Hause eines unserer Freunde in Yokohama kennen, welcher sich zur Führung der ausgebreiteten Wirthschaft seine Schwester von Melbourne in Australien kommen liess. Diese war eine sanftmüthige Dame und behandelte ihre Zofe mit Güte und Nachsicht. Leider starb sie bald eines jähen Todes. Das Mädchen war hierüber untröstlich und lief jeden Abend, obgleich sie keine Christin war, mit einem Räucherpfännchen, Parfümerien und einem Spiegel*) auf den Kirchhof, um auf dem Grabe ihrer Herrin ein Rauchopfer darzubringen. Als nach einiger Zeit der Bruder der Heimgegangenen ein Denkmal errichten liess, drang sie so lange mit Bitten in ihn, bis er ihr versprach, auf demselben nach japanesischer Sitte auch ein Näpfchen zum Verbrennen von Räucherwerk anbringen zu lassen.

Die Japanerinen gehen in den Strassen frei herum und verkehren mit den Fremden auf eben so ungezwungene Weise wie mit ihren eigenen Landsleuten. Ein auffallender Zug ihres Charakters ist die Heiterkeit und Höflichkeit. Dieser kommt bald zum Vorschein, wenn man sich mit ihnen in eine Unterhaltung einlässt.

Geistige Fähigkeiten der Japanerinen.

Sie besitzen einen praktischen Verstand, eine schnelle Auffassungsgabe und eine grosse Schlagfertigkeit in Antworten. Sie verstehen ungemein liebenswürdig zu sein und begleiten jedes Compliment mit einer tiefen Verbeugung. Dagegen sind sie aber auch für Artigkeiten sehr empfänglich. Die Frauen, selbst auch die der höheren Classen, scheinen es mit der Erfüllung ihrer mütterlichen Pflichten sehr genau zu nehmen, denn man sieht sie überall, ihre kleinen Sprösslinge auf dem Rücken tragend, herumwandeln. Sie gehen hierbei ganz praktisch zu Werke, indem sie die Kleinen in die langen Volants ihrer Kleider *(Kirimon)* einwickeln und

*) Der Spiegel ist in Japan das Symbol der Treue, Aufrichtigkeit und Seelenreinheit.

die Zipfel derselben über der Brust zusammenhalten. Die auf diese Weise entstehenden Bündel sind Vogelnestern ähnlich, aus denen schwarzäugige Kinderköpfchen herausgucken.

Wie man sich dort kleidet.

Während die Frauen in ihr malerisches Nationalcostüm gekleidet sind, spazieren die Männer der gebildeten Classen zum grossen Theile in europäischen Anzügen einher. Elegant und tadellos sind aber nur jene Männer gekleidet, die ihre Erziehung in Europa oder Amerika genossen haben. Die Staatsbeamten, denen das Tragen der europäischen Kleidung gesetzlich vorgeschrieben ist, nehmen es mit der Toilette nicht sehr genau. Diese Herren sind leicht an ihren vernachlässigten Anzügen zu erkennen. Wir hatten in Yokohama oft Gelegenheit, sie mit dünnen, kurzen, nur bis zu den Knöcheln reichenden Beinkleidern, dicken Winterröcken mit ausgerissenen Knopflöchern und Knöpfen und einer preussischen Dienstmütze auf dem Kopfe herumgehen zu sehen. Da das Reglement der Fussbekleidung nicht erwähnt, so bleiben sie bei der nationalen, d. i. den Sandalen und Holzschuhen, welche viel bequemer und bei weitem billiger sind als unsere Lederschuhe.

Die arbeitende Volksclasse will aber von den europäischen Moden durchaus noch nichts wissen und bleibt trotz aller civilisirenden Anordnungen hartnäckig bei ihrem primitiven Costüme, welches einzig und allein nur in einer Art Schlafrock besteht, der lose über den Hüften zusammenhängt und auf blossem Leibe getragen wird, weil in Japan keine Leibwäsche im Gebrauche ist. Die Männer dieser Volksclasse sind meist klein, sehen aber sehr stramm und abgehärtet aus. Arme und Beine sind bei vielen stark mit Haaren bewachsen, was ihnen das Aussehen von Faunen gibt.

Eine Kopfbedeckung kennen sie nicht. Sie sind in der Regel von trotzigem und recht antipathischem Aussehen und bilden oft höchst unanständige Gruppirungen. Sie müssen eine wahrhaft riesige Körperkraft besitzen, denn wir sahen sie häufig zu sechs nebeneinander angespannt ungeheuere Lasten durch die Strassen ziehen, indem sie im Tacte dahin schreitend, die Köpfe nach rechts und links neigend, dabei die Mundwinkel verziehend, sich gegenseitig zuriefen: *hai! huidah! ho! hai!*

Bettler bemerkten wir nirgends, aber dafür überall nur arbeitsame Leute. Bei den billigen Preisen der Lebensmittel, wie Reis, Fische, Eier, einiger Gemüse und Thee, vermag sich jedermann leicht seinen täglichen Unterhalt zu verdienen. Ein mit den dortigen Verhältnissen sehr vertrauter Freund theilte uns mit, dass der gemeine Mann mit zwei Yen = circa fl. 4 ö. W. und eine kleine anständige Familie mit 10 Yen per Monat recht gut auskommen könne.

Aber Mässigkeit und Sparsamkeit ist nicht jedermanns Sache, auch dort gibt es der Gelegenheiten in Hülle und Fülle, bei welchen man sein Geld leicht los werden kann. Namentlich sind es die sogenannten *Tschonkinas* oder Lustgelage, bei welchen die Männer in Gesellschaft der *Geschias*, d. i. junger, schöner tanzender und musicirender Mädchen in Orgien die Nächte verbringen und ihre Baarschaft vergeuden. *Saki* (Reisbranntwein) ist das nationale Getränke, dem bei solchen Gelegenheiten am liebsten zugesprochen wird.

Tschonkinas und *Geschias*.

Die Thee- und Wirthshäuser sind in Japan verhältnissmässig zahlreicher wie bei uns in Oesterreich, und diese entrichten der Regierung jährlich sehr bedeutende Abgaben. Die neuen administrativen Einrichtungen haben dem Lande sehr viel Geld gekostet, desshalb ist auch seit dieser Zeit die Steuerlast des Volkes viel schwerer geworden. Namentlich werden in dieser Beziehung — und zwar mit vollem Rechte — die Vergnügungslocale stark taxirt. So z. B. soll von den *Geschias*, welche die Gäste mit Tanz, Gesang und Musiciren unterhalten, ein jährlicher Tribut von circa 1 Million fl. ö. W. erhoben werden.

Hohe Besteuerung der Vergnügungs-Localitäten.

Ebenso sind auch die Tschinrikischàs, deren es im kleinen Districte Yokohama allein an 5000 Stück geben soll, sehr stark besteuert.

In und vor den Gast- und Theehäusern spielt sich stets ein interessantes Stück japanischen Lebens ab. Die Japaner sind ein heiteres und geselliges Volk, das nach seiner Art immer zum Zechen aufgelegt ist. Gelächter und lustiges Geplauder tönt dem Besucher schon von weiten entgegen. Vor den Localen sieht man stets Vehikel jeder Art, wie: Tschinrikischàs, Norimons, Kangos, Schubkarren mit Mast und Segel, mitunter auch Pferdegespanne und

Das Leben in und vor den Theehäusern.

Arrestanten-Convois. Die letzteren sind geeignet, die Aufmerksamkeit der Fremden in einem ganz besonderen Grade zu erregen.

Die Gefangenen der gefährlichsten Art pflegt man zu je einem Individuum in starken Käfigen zu transportiren, welche von zwei Männern auf den Schultern getragen werden. Man sieht sie darin gleich den wilden Thieren einer Menagerie zusammengekauert liegen. Auf der vorderen Seite der Käfige sind hölzerne Tafeln aufgehängt, auf welchen die Ursache der Strafe zu lesen ist. Gassenbuben und neugieriges Volk umstehen die transportablen Gefängnisse, um deren Insassen zu betrachten, zu hänseln oder zu beschimpfen, die stille, aber knirschend vor Wuth den wohlverdienten Spott über sich ergehen lassen müssen.

Auf der Erde hocken Victualienhändler, die den Besuchern der Restaurationen Fische, Eier, Reis, Hühner, Gemüse, Cury und eingemachte Früchte etc. zum Kaufe anbieten. Dem Besucher steht es frei, die Rohmaterialien und Ingredienzien, aus welchen sein Schmaus bestehen soll, zum Restauranten selbst mitzubringen, in welchem Falle er dann weiter nichts als für die Zubereitung des Essens und für die Bedienung zu bezahlen hat. In der Regel kommt man aber billiger weg, wenn man sich mit den Speisen aus der Wirthsküche aufwarten lässt. Wir bezahlten auf diese Weise

Wirthsrechnung.

für eine Portion Mockturtle-Suppe . .	8	kr. ö. W.
„ „ „ Aal	10	„ „
„ „ „ Reis	2	„ „
„ ein Stück Weissfisch	4	„ „
„ eine Portion eingemachte Früchte .	8	„ „
„ drei Eier .	6	„ „
„ ½ Huhn .	25	„ „
„ einen Teller Pfirsiche	8	„ „
„ ein Nachtquartier	20	„ „
zusammen . .	91	kr. ö. W.

Die Zubereitung der Speisen lässt nach unserem Geschmacke natürlich viel zu wünschen übrig, um desto mehr, als die Eingebornen weder Milch noch Butter und statt diesen

nur scharfe Soya und Cury gebrauchen. Nur dort, wo Europäer wohnen, gibt es auch kleine Meiereien, deren Milchproducte bereits angefangen haben auch bei japanischen Familien Eingang zu finden.

Nationale Gasthäuser.

Die nationalen Gasthäuser *(Tschibojas)* mit ihren primitiven, patriarchalischen Einrichtungen sind sowohl in den Städten als auf dem Lande immer die gleichen. Die hölzernen einstöckigen Häuser haben keine Oefen, somit auch keine Schornsteine. Das Innere dieser Gebäude besteht gemeiniglich nur aus einem grossen Raume, der sich nach Belieben durch die in den Wänden versteckten Bambus- oder Strohschirme in mehrere Zimmer verwandeln lässt. Längs den Wänden sind öfters niedere Bänke *(Tokonóma)* angebracht, welche sowohl zu Tischen als auch zu Schlafstellen dienen. Die Japaner ziehen beim Eintritt in einen solchen Raum ihre Sandalen und Holzschuhe aus und setzen sich auf ihre Fersen nieder. Geöltes Papier vertritt die Stelle des Fensterglases. Das Meublement der Gemächer ist höchst mangelhaft und besteht nur aus einer Bambusmatte und einer Makura, auf welche statt des Kopfkissens der Ruhesuchende sein müdes Haupt, eigentlich aber nur den Hals legen kann. Das Geflecht wird vor jedem Gebrauche mit reinem weissen Papiere überzogen. Auf einem solchen Kissen schläft es sich gerade nicht übel. Das schöne Geschlecht hat die Makura auch aus dem Grunde gern, weil während des Schlafens ihr Kopfputz nicht in Unordnung gebracht wird. Wenn wir zu diesen Objecten noch den Tschibatschi, einen dem italienischen Scaldino ähnlichen Kasten mit glimmendem Kohlenstaube, den Tabokobon, ein alle Rauchrequisiten enthaltendes Kästchen, und den Handon, eine viereckige auf einer Säule stehende Nachtlampe, und während der Sommermonate auch ein Mosquitonetz hinzufügen, so sind wir mit der Aufzählung der Möbel einer japanischen Wohnung zu Ende.

Die Speisen werden auf breiten Schemeln ohne jegliches Tischzeug servirt. Man lässt sich hiebei einfach auf den Boden nieder und greift mit den Essstäbchen oder den Fingern zu, wie man es gerade am besten gewohnt ist. Statt eines Tellers bedient man sich der Baum- oder Papierblätter.

Die Bedienung sowohl in öffentlichen als Privathäusern wird ausschliesslich nur von jungen Mädchen besorgt, und diese ist in der Regel so vortrefflich, dass sie nichts zu wünschen übrig lässt.

Gleich beim Eintritte in das Nachtquartier kommt dem Gaste ein junges Mädchen mit einer höflichen Ansprache und tiefen Verbeugung entgegen und ist bereit, ihm die Schuhe und Strümpfe auszuziehen. Während ein zweites mit einem Wasserbecken erscheint und Anstalten macht, dem Ankömmling die Füsse zu waschen, nähert sich auch schon ein drittes und offerirt ihm zur Labung eine Tasse Thee.

In Privathäusern herrschen in dieser Beziehung die gleichen Einrichtungen und Gebräuche vor, nur in den vornehmsten Häusern gibt es auch Appartements, welche auf europäische Art luxuriös meublirt und zur Aufnahme der Fremden bestimmt sind. Küche und Keller stehen dann mit denselben im besten Einklange. Bei feinen Diners darf das Fleisch castrirter Eber von der Insel Jesso, welches in der That eine grosse Delicatesse ist, niemals auf den Tischen fehlen.

Wenn die vornehmen Japaner auf europäische Art speisen, dann dienen ihnen die englischen Sitten und Manieren zum Vorbilde. In einer guten Gesellschaft würde man es als eine unverzeihliche Unart betrachten, wenn man sich mit einem Zahnstocher die Zähne reinigte, ohne sich dabei den Mund zu verhalten.

Die Theegärten, die in Japan eine recht volksthümliche Bedeutung haben, sind meist nur während der schönen Jahreszeit geöffnet und in der Regel an solchen Stellen angelegt, die eine hübsche Aussicht oder eine romantische Umgebung haben, wenn es nur halbwegs thunlich ist, wird man in derlei fashionablen Localitäten fliessendes Wasser mit Cascaden, einen kleinen Teich mit einem kleinen Inselchen und einer Brücke nie vermissen. Wir werden uns stets mit Vergnügen erinnern, wie wir öfters im dunklen Schatten blühender riesiger Camelienbäume und in der Nähe eines murmelnden Baches mit Wohlbehagen den herrlichen, aromatischen japanischen Thee schlürften und von der Ferne dem Tanze der reizenden *Geschias* zusahen.

Ausser den für den ausländischen Verkehr geöffneten Hafenstädten und den an dieselben angrenzenden Districten ist kein Europäer befugt, tiefer in das Innere des Landes einzudringen und die von der Regierung festgesetzte Demarcationslinie zu überschreiten. Jene Ausländer, die ihren Besuchen und Forschungen eine grössere Ausdehnung geben wollen, haben sich bei ihren betreffenden Legationen oder Consulaten um Reisepässe zu bewerben und in ihren Gesuchen alle jene Orte namhaft zu machen, die sie zu berühren beabsichtigen. Durch Vermittlung der Legation werden dann den Bittstellern vom kaiserlichen Ministerium die gewünschten Reisepässe ausgefolgt.

Reisepässe.

Mit der Ausgabe eines solchen Documentes werden gleichzeitig alle betreffenden Localbehörden über den bevorstehenden Besuch verständigt und angewiesen, wenn der Besucher eine distinguirte Persönlichkeit ist, demselben die von der Regierung zur Aufnahme in Bereitschaft gehaltenen Quartiere zur Verfügung zu stellen, jede erwünschte Auskunft zu ertheilen und ihm die nöthigen Dienste zu leisten. Nach der zurückgelegten Reise muss der Pass wieder durch die Legation dem Ministerium abgeliefert werden.

Vor derlei Ausflügen thut der europäische Reisende wohl, wenn er sich in Yokohama mit der nöthigen Provision kalter Speisen und einem guten Quantum von Insectenpulver versieht. Die erstere dient ihm, wenn er nicht selbst einen geübten Koch in seinem Gefolge hat, als Ersatz für die japanischen Gerichte, die nicht selten dem europäischen Magen gänzlich ungeniessbar sind. Das andere soll ihm während der Nacht Schutz gegen die Bisse der Flöhe gewähren, die sich zu Millionen in den zum Nachtlager dienenden Bambusmatten eingebürgert haben und gierig auf das Blut der Ruhesuchenden lauern.

Uebrigens ist in solchen Gasthäusern das Einschlafen nicht gar leicht, denn der tolle Lärm der Zecher, der Gesang der *Geschias* und der betäubende Klang ihrer musikalischen Instrumente dauert meist bis spät in die Nacht hinein. Die beliebtesten von dem schönen Geschlechte in Japan gespielten Instrumente sind, wie schon erwähnt, der Schamisen, eine Art dreisaitige Guitarre, und der Koto, eine Art liegender Harfe.

Schamisen und Koto.

Wir haben der Musik der japanischen Damen nie einen Geschmack abgewinnen können, aber ihren graziösen, leichtbeschwingten Tänzen haben wir stets mit grossem Vergnügen zugesehen.

Wenn es endlich zum Aufbruche kommt und man die Herberge verlässt, dann versammeln sich die Hausgenossen zum Abschiede und rufen dem Abreisenden, bis sie ihn aus dem Gesichte verlieren, unter tiefen Verbeugungen das freundliche „*Sayon-ara*“ (Lebe wohl) nach.

„*Sayon-ara.*“

Unter den zahlreichen in Yokohama und Tokio nach amerikanischem System gehaltenen Gasthöfen nimmt das Grand-Hôtel zu Yokohama unstreitig den ersten Rang ein und wird von den fremden Reisenden am meisten frequentirt. Man hat zwar für die Pension täglich zehn Gulden ö. W. zu bezahlen, aber was man dafür erhalten und geniessen kann, ist eben so viel werth.

Grand-Hôtel.

Eine französische Compagnie ist die Besitzerin dieser grossen Anstalt. Die Dienerschaft besteht nur aus Japanern. Diese Leute haben ihren Dienst ganz vorzüglich erlernt und sprechen mehr oder weniger gut eine der drei europäischen Hauptsprachen. Sie sehen durchgehends wohlgenährt aus, denn sie lassen sich die reichen Abfälle von der Tafel wohl schmecken, obgleich ihnen ihre Religion den Genuss des Fleisches untersagt. Einer von ihnen legte uns das schmeichelhafte Geständniss ab, dass er nicht mehr ohne europäische Kost leben könnte, und lieber unentgeltlich im Hôtel dienen würde, als den gewohnten Fleischspeisen zu entsagen.

Sowie man aber etwas über den Rayon von Yokohama oder Tokio hinauskömmt, hat es mit der europäischen Küche ein Ende. Von dort an ist keine andere Nahrung zu haben, als Reis, Fische, Eier, einige Hülsenfrüchte und schlechtes Gemüse. Fische gibt es überall und von ausgezeichneter Qualität. Es ist daher natürlich, dass sie nächst dem Reis die hauptsächlichste Nahrung des Volkes bilden.

Fische.

Die am meisten vorkommenden Fische sind: die Makrele, der Stöhr, der Bonito, die Sardelle, die Schleie und die Forelle. Der Aal ist ein seltener, aber der Kazbuschi,' ein Seefisch, ist am seltensten. Der letztere wird in der Luft getrocknet und

nimmt bald die Härte eines Steines an. Er wird bei den Droguisten nach dem Gewichte verkauft und kostet ein Dekagramm davon acht bis zehn Neukreuzer.

Wir wurden auf diesen Fisch zuerst im Hause eines japanischen Photographen aufmerksam gemacht, dessen Frau auf der Erde kauernd eine Art Hobel im Schoosse hatte und auf diesem sich abmühte, einen steinartigen Gegenstand zu zerkleinern, von welchem sich aber nur wenige und sehr feine Theilchen abtrennten. Nachdem wir ihr eine Weile zugesehen hatten, frugen wir, was sie mache, worauf sie nur erwiederte: „Kazbuschi." Ihr Gemahl war hierauf so freundlich, erklärend hinzuzufügen, dass seine Frau beschäftigt sei, für die Familie die Abendsuppe zu bereiten, zu welcher wir auf das gastfreundlichste eingeladen wurden. Wir waren gern bereit, von diesem seltsamen Gerichte zu kosten. Die Zubereitung war höchst einfach; man nahm einen Topf mit siedendem Wasser, in welchem etwas Reis und Grünzeug, wie: Seealgen und wilde Gänseblumen etc., schwammen, schüttelte schliesslich einen Löffel voll pulverisirten Kazbuschi dazu, liess dann das Ganze noch ein wenig aufkochen und die Suppe war fertig. Sie hatte einen sehr scharfen, aber ganz und gar nicht unangenehmen Geschmack.

Die Japaner halten den Kazbuschi bei ihren Mahlzeiten ebenso in Bereitschaft wie wir den geriebenen Pfeffer und machen davon einen ebenso grossen Gebrauch wie die Chinesen vom Trepang.

In den Küchen bedient man sich zur Verbesserung der Speisen auch noch eines anderen Präparates, welches ebenso unentbehrlich ist und den Namen „*Soya*" trägt.

Es ist dies eine Tunke, welche aus Bohnen, Salz und Wasser bereitet wird. Nachdem dieses Gemisch bis zu einer gewissen Consistenz eingekocht worden, wird es einem starken Drucke ausgesetzt und hierauf in Zinnbüchsen gefüllt, in welchen es drei Jahre aufbewahrt bleiben soll, bevor es zum Gebrauche kommt. Die beste Soya wird in Osawa bereitet, dort, wo sich auch die grösste Saki-Brennerei des ganzen Kaiserreiches befindet. Die Bereitung dieses beliebten alkoholischen Getränkes wird seit der Wiener Weltausstellung ebenso rationell betrieben wie bei uns die des Kornbrannt-

weines. Der Saki wird kalt und warm getrunken wie in Altengland der Grog. Der Genuss dieses Getränkes nimmt von Jahr zu Jahr auf eine recht bedenkliche Weise zu, ein Beweis, dass die sonst so frugalen Japaner dem zum Vorbilde gewählten Europa in keiner Weise nachstehen wollen. *)

Wein und Bier. Europäische Saftfrüchte, namentlich die Rebe gedeiht im Lande nicht, und die Weine, die in Yokohama lagern, werden fast ohne Ausnahme nur auf den Dampfern der „*Messageries Maritimes*" aus Frankreich eingeführt.

Die Japaner im Allgemeinen lieben die importirten Weine nicht, wenn sie sie bezahlen sollen, wenn man sie aber damit unentgeltlich tractirt, dann finden sie sie sehr gut und leisten bei Gelagen wacker Gesellschaft, ja sie thun ihnen sogar die Ehre an, sich mit ihnen ganz gehörig zu berauschen. Bier scheint in Japan eine gute Zukunft zu haben. Seit einiger Zeit existirt bei Yokohama eine englische Brauerei, die sehr gute Geschäfte macht. Bier nennt man dort „*Bier-Saki*".

Am meisten wird in Japan Thee getrunken, welcher dort in einer ganz besonders vortrefflichen Güte wächst. Derselbe besitzt zwar ein eigenthümliches pikantes Aroma, wenn man sich aber einmal an dasselbe gewöhnt hat, will man keinen anderen Thee mehr trinken.

Die Japaner widmen ihren Theeplantagen noch mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit als die Chinesen. Diesem Streben verdanken sie auch ihre ausgezeichneten Producte, die in Polynesien, Australien und Amerika so reissenden Abgang finden, dass die ganzen Ernteerträgnisse meist im Voraus verkauft sind. Im Detail kostet dort die beste Sorte des sogenannten Familienthees circa 85 bis 90 Nkr. per Kilo.

Das Land ist wunderbar schön cultivirt und wie in den dicht bevölkerten Provinzen Chinas jedes Fleckchen Erde mit so viel Fleiss, Mühe und Kraftaufwand nutzbar gemacht, dass sich unsere heimatlichen Bauern höchlich darüber verwundern würden. Kein Plätzchen ist zu steinig, steil oder sumpfig, als dass man es nicht versuchen würde, dasselbe für die

*) Bei Leuten der feineren Gesellschaft ist der Saki jedoch ebenso verpönt wie bei uns der Schnaps.

Cultur zu gewinnen. Alle animalischen und vegetabilischen Abfälle werden an geeigneten Stellen zu Dünger verwandelt und der Erdboden damit gesättigt. Eine grosse Rolle spielen zu diesem Behufe die Fische, an welchen Japan so unendlich reich ist. Diese werden daher in Massen in die Erde verscharrt, bis sie in ein gewisses Stadium der Verwesung übergegangen sind, um dann als Dünger verwendet zu werden, der die Fruchtbarkeit der Gärten und Felder ungemein erhöht.

Alle ländlichen Arbeiten werden mit den Händen verrichtet. Die Arbeitskraft ist billig, denn das Land ist sehr stark bevölkert. Auf der Insel Nippon z. B. kommen auf eine Quadratmeile circa 6300 Einwohner. Diese dichte Bevölkerung trägt unstreitig viel zu dem blühenden Zustande bei, in welchem sich die Landescultur befindet.

Das Volk besitzt eine grosse Fertigkeit in der Verrichtung der verschiedenen Geschäfte und benützt dabei zahlreiche praktische eigenthümliche und uns oft wunderlich vorkommende Handgriffe, aus welchen klar zu erkennen ist, dass es sich die Gesetze der Mechanik und Dynamik sehr zu Nutzen zu machen versteht. Geschicklichkeit der Arbeiter.

Es ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung, wenn man z. B. einen Grobschmied mit einem Fusse den Blasbalg in Bewegung setzen sieht, um die in der Esse liegenden Eisenstücke in den nöthigen Graden der Glühhitze zu erhalten, während er mit der einen Hand auf dem Amboss ein Eisen hält und mit der anderen hämmert und zu gleicher Zeit auch noch seinen beim Feuer stehenden Kochtopf beaufsichtigt.

Wir glauben, dass man sich Verdienste sammeln würde, wenn man es unternähme, die verschiedenen Arbeitsmethoden der Japaner zu studiren und das Resultat davon zu veröffentlichen.

Die Insel Nippon ist unter allen den zahlreichen Inseln, welche zusammen das Kaiserreich Japan bilden, in der Cultur am meisten vorwärts gekommen. Diese Insel ist ein Gebilde des Vulkanismus und wurde wahrscheinlich einmal durch die gigantische rohe Naturkraft aus den Tiefen des stillen Oceans emporgehoben. Die Formation der Gebirge, die grosse Zahl der heissen Quellen, die erloschenen und Vulkanischer Boden.

noch thätigen Vulkane und die überaus häufig vorkommenden Erdbeben sprechen deutlich für diese Hypothese. Durch die ganze Länge der Insel zieht sich ein mehr oder weniger hoch emporragender Bergrücken, der im Süden unter dem Namen „*Dai Nippon*" bekannt ist und sich der Halbinsel Korea bis auf circa 270 Kilometer nähert.

Zahlreiche Abzweigungen davon verbreiten sich über das ganze Land, so dass es nirgends bedeutende Ebenen aufweisen kann, sondern eigentlich nur aus grossen Thälern besteht, durch welche sich liebliche, klare Bäche und Flüsschen schlängeln, die von den vulkanischen Gebirgen auf das reichlichste gespeist werden. In orographischer Beziehung lässt sich also sagen, dass Nippon aus einer ununterbrochenen Kette von Gebirgen, Bergen und Hügeln besteht.

Die Berge erreichen im Allgemeinen nicht die Höhe jener Riesen von Savoyen, der Schweiz und Tirol, doch übertreffen sie diese in der Pracht des grünen Schmuckes, in welchen sie gekleidet sind, und in der zarten malerischen Schönheit der Formen, die die Augen der Fremden mit Macht auf sich ziehen.

Doch gibt es auf Nippon immerhin auch Berge, die von ansehnlicher Höhe und von grosser geschichtlicher Bedeutung sind, so z. B. der Fusi-Yama*) (der heilige Berg). Dieser ist ein scheinbar erloschener Vulkan, der sich 4250 Meter hoch über dem stillen Ocean erhebt. Er ist von Yokohama circa 100 Kilometer weit entfernt, befindet sich fast in der Mitte der Insel und ist weit und breit sichtbar. Sein Scheitel ist immerwährend mit einer glänzenden Eisdecke überzogen. Die Japaner haben für diesen Berg eine ganz besondere Zuneigung und verehren ihn allenthalben in Wort und Bild; man sieht wohl kaum eine landschaftliche Zeichnung, ein Schmuckkästchen oder eine Porzellanvase, auf welchen er nicht figurirt.

Fusi-Yama.

In seiner Umgebung sowohl als auch auf seinem Rücken haben Bonzen ihre Eremitagen errichtet, nach welchen alljährlich Schaaren frommer Pilger wallfahren, sich glücklich

*) Berg heisst auf japanesisch *Yama* oder *San*, Worte, die den Eigennamen stets nachgesetzt werden, wie: Asama-Yama, Tate-Yama oder Iwaki-San, Haku-San, Ontake-San etc.

schätzend und es als ein Zeichen der Vergebung ihrer Sünden betrachtend, wenn ihnen des Morgens oder Abends die eisbedeckte Spitze des Gletschers im rosigen Lichte entgegenstrahlt.

Nach einer japanischen Sage soll der Fusi-Yama 285 vor der christlichen Zeitrechnung aus dem Schoosse der Erde emporgestiegen und 1992 Jahre lang einer der furchtbarsten Vulkane gewesen sein, bis er endlich 1707 *anno domini* erlosch. Wenngleich er auch seit jener Zeit weder Rauch noch Flammen mehr ausspeit, so wühlen dennoch in seinen Eingeweiden die wilden Elemente fort, was daraus zu erkennen ist, dass bei den so überaus oft vorkommenden Erdbeben die Stösse und Erschütterungen in seiner unmittelbaren Nähe stets am meisten gefühlt werden.

Seine Hauptfeueresse scheint sich bloss verstopft zu haben, wesshalb sich der Strom der Gase und der glühenden Lava einen anderen Ausweg gesucht und ihn auch im Krater des benachbarten Osama-Yama (3000 Meter hoch) gefunden hat. Dieser steht an Greueln der Verwüstung seinem berühmten Vorgänger nicht nach, sondern übertrifft ihn noch weit in seinem jugendlichen Uebermuthe. Bei seinem Ausbruche 1783 hat er in einem Tage an 30 umliegende Ansiedlungen verheert, bei welcher Katastrophe 80.000 Menschen umgekommen sind. In friedlichen Städten nimmt es sich wunderschön aus, wenn er seine pechschwarzen Wolken zur azurblauen Himmelsdecke emporsendet.*)

Japan, namentlich aber die Insel Nippon, scheint sich über einem immensen Vulkane zu befinden, dessen Vorhandensein sich fast auf Schritt und Tritt nachweisen lässt. Es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, dass die Zahl der erloschenen Vulkane unendlich und jene, die sich noch in Thätigkeit befinden, zahlreicher sind als irgend anderwärts auf unserer Erde.

*) Im Jahre 1868 hat sich in Polynesien auf der Insel Haway ein ähnliches Naturereigniss abgespielt, als der verrufene Vulkan „Mauna Loa" plötzlich versiegte und dafür auf einer Seite ein Ventil öffnete, aus dem der fürchterliche „Kelanuea" entstanden ist, der in Bezug auf seine häufigen und wilden Ausbrüche unter den Vulkanen der Erde wohl nirgends seinesgleichen hat.

Erdbeben sind daher dort ganz an der Tagesordnung und es ist vorgekommen, dass man deren in einem Monate allein an 143 zählte.

Erdbeben. Bald nach unserer Ankunft in Yokohama besuchten wir einen dortigen Freund, der die Unterhaltung unter Anderen auch auf die Erdbeben lenkte. Als wir unsere Freude darüber äusserten, dass wir bis *dato* von denselben verschont geblieben, sagte er: „O! warten Sie nur, Sie werden Japan nicht verlassen, ohne Erdbeben erlebt zu haben.“ Und siehe da, seine Prophezeiung ging noch am selbigen Abend in Erfüllung. Als wir nämlich gegen 11 Uhr noch bei Tische sassen und mit unseren Notizen beschäftigt waren, vernahmen wir plötzlich ein Knistern in den Wänden und eine schwache schwingende Bewegung unter den Füssen.

Diese Erscheinung ging bald vorüber und war leicht als ein Erdbeben zu erkennen. Tags darauf lasen wir auch schon in den dortigen Morgenzeitungen den ausführlichen Bericht darüber. Drei Tage später wiederholte sich dieses Naturereigniss in einem viel grösseren Massstabe. Es war nach zwei Uhr Morgens, als wir durch ein heftiges Schütteln und das Gepolter der Möbel plötzlich aus dem Schlafe geweckt wurden. Das ganze Hôtel befand sich in Aufregung und die Corridore waren von dem Angstgeschrei der Frauen und dem Weinen der aus den Betten gerissenen Kinder erfüllt. Alles eilte im tiefen Negligé über die Treppen auf die Strasse. Bald befand sich die sämmtliche Einwohnerschaft auf der Bunda, dem breiten Quai vor dem Hôtel, um den Ausgang der Katastrophe abzuwarten. Es gab eine schreckliche Verwirrung. Das grosse Gebäude zitterte, krachte und stöhnte, als ob es aus den Fugen gehen wollte, und in der That erwartete man mit jedem Augenblicke seinen Zusammensturz. Doch es blieb stehen, die Gefahr ging nach und nach vorüber und nach einer halben Stunde der höchsten Aufregung durfte jedermann seine Schlafstelle wieder aufsuchen.

Es war dies das oben schon erwähnte Grand-Hôtel, welches wir bis zur Katastrophe für ein solides steinernes Gebäude hielten. Dem war aber nicht so, denn es war ganz von Holz und war nur täuschend steinartig stuccaturt. Die Dachsparren und die Wände sind daselbst so kunstvoll untereinander

verbunden, dass sie die Eigenschaft haben, sich etwas auszudehnen und somit der Erschütterung bis zu einem gewissen Grade Widerstand zu leisten.

In Folge dieser beständig drohenden Gefahren sieht man in den japanischen Städten, selbst die Haupt- und Residenzstadt nicht ausgenommen, meist nur niedere hölzerne Häuser. Je mehr diese aber Schutz gegen die Erdbeben zu bieten vermögen, desto weniger können sie der Wuth des Feuers widerstehen. Es ist wirklich schrecklich, wie oft die Städte von verheerenden Bränden heimgesucht werden, bei welchen Schadenfeuer. nicht selten Hunderte von Häusern in Flammen aufgehen. Die Betroffenen machen sich merkwürdiger Weise aus derlei Unglücksfällen nicht viel daraus, denn sie sind daran gewöhnt und wissen, dass sie auf die Hilfe ihrer Mitbürger rechnen dürfen, die in der That auch so ausreichend ist, dass sie schon nach ein paar Wochen wieder neue Häuser besitzen.

Assecuranzgesellschaften nach europäischen Begriffen gibt es nicht, weil sie bei den zu oft vorkommenden Schadenfeuern nicht existiren können. Dagegen bildet das Volk unter sich Corporationen, die sich die Verpflichtung auferlegen, in vorkommenden Fällen sich gegenseitig zu helfen.

Wir sahen nach einem grossen Brande in Yokohama, der in einer Nacht an 200 Häuser einäscherte, die Verunglückten schon Tags darauf lachend und scherzend auf dem rauchenden Schutthaufen stehen, um die Plätze für die neuen Wohnungen zu säubern. Da alle japanischen Häuser und Magazine nach einem gewissen Systeme gebaut werden, so gibt es dort grosse Holzlager, in welchen das Baumaterial zu Gebäuden schon vollständig zubereitet und zum Aufstellen fertig zu haben ist. Ein hölzernes Privathaus besserer Sorte kostet pr. 10 Cubikmeter circa 400 fl. ö. W., ein solches mittlerer Qualität circa 240 fl. ö. W., eines für die niedere Volksclasse 120 fl. und ein Bauernhaus 80 fl. pr. 10 Cubikmeter. Magazine aus Erde und Kalk (Pisè-Bau), die man dort feuerfest nennt, kommen in erster Qualität auf 200 fl. und zweiter Qualität auf 80 fl. pr. 6 Cubikmeter zu stehen.

Die europäische Colonie in Yokohama hat versuchsweise angefangen, grössere, solide steinerne Häuser aufzuführen, wozu sie sich die Ziegel vom Auslande kommen

liess. Diese haben aber noch keine Probe abgelegt, ob sie einem stärkeren Erdbeben widerstehen können.

Zahllos sind die Quellen, die in den japanischen Bergen und Hügeln entspringen und das Land auf das vortrefflichste bewässern. Die Flüsse leisten vermöge ihrer unbedeutenden Grösse und ihres kurzen Laufes der Schifffahrt wohl keine grossen Dienste, doch sieht man sie auf die sinnreichste und oft wunderlichste Weise zur Bewässerung der Felder und Gärten verwendet, so dass sie nach allen Seiten hin Segen und Fruchtbarkeit verbreiten. Die bedeutendsten Flüsse befinden sich auf der Insel Nippon. Davon sind nennenswerth: „Yodo-gawa,*) Awa-gawa, Toda-gawa, Tone-gawa etc., welche insgesammt am Fusi-Yama entspringen und sich theils in den stillen Ocean oder in das japanische Meer ergiessen.

Flüsse, Thermen und Erdölquellen.

Viele Quellen sind Thermen von sehr hohen Temperaturgraden und grosser wundervoller Heilkraft. Ihre Zahl ist so gross und ihr Erguss so mächtig, dass es den Anschein hat, als wenn das Innere der Bergkegel, aus denen sie hervorsprudeln, ganz mit dem segenspendenden Elemente angefüllt wäre.

Es gibt Schwefelquellen, die wie Geiser in die Höhe springen und regelmässig Ebbe und Flut verursachen. In mehreren Gegenden, wie in Schunan und Echigo, ist der Erdboden dermassen mit Brenngasen gesättigt, dass sich das Volk damit das Essen kocht und die Landwirthe es als Leuchtstoff bei der Verrichtung ihrer nächtlichen Arbeiten verwenden, indem sie Bambusrohre in die Erde stecken und dann deren Mündungen anzünden.

Petroleum quillt in Echigo, Suruga, Echizen und Yezo in solchen Massen aus der Erde hervor, dass der grösste Theil desselben dem Meere zuläuft und dasselbe mitunter mehrere Kilometer weit bedeckt. Das japanische Petroleum scheint aber nicht viel werth zu sein, weil dort viel amerikanisches verbraucht wird.

Klima

Das Klima ist der geographischen Lage**) und der geologischen Beschaffenheit des Landes nach sehr verschieden.

*) Das Wort *gawa* bedeutet Fluss und wird wie bei der Benennung der Berge den Eigennamen nachgesetzt.

**) Das japanische Inselreich liegt zwischen dem 25. und 44. Grad der nördlichen Breite und 143. und 167. Grad östlicher Länge.

Im Ganzen gleicht es aber so ziemlich dem des südlichen Europas. Die grösste Winterkälte beträgt im mittleren Japan nicht mehr als 1 Grad R. und die grösste Sommerwärme im August 27 Grad R. Das Land ist von Natur, noch mehr aber durch die ihm von seinen Bewohnern gewidmete aufmerksame Pflege ausserordentlich fruchtbar und bringt fast alle Producte des asiatischen Continents hervor.

Die regelmässigen frischen Brisen des Oceans und die Passatwinde mässigen die Hitze des Sommers und der von Süden nach Norden sich bewegende Küstenstrom die Kälte des Winters. Ein wolkenloser Himmel spiegelt wie im mittelländischen Meere sich im Ocean ab. Japan besitzt eine gesunde Luft, schöne Berge und Thäler, weit ausgedehnte, mit vielen Buchten und Häfen versehene Küsten, prachtvolle, mit Naturschönheiten aller Art geschmückte Landschaften, Ueberfluss an Nahrungsmitteln und intelligente Einwohner. Desshalb ist es auch begreiflich, warum dieses Volk so lange abgesperrt von der übrigen Welt leben konnte.

Der stolze Spanier Don Rodrigo de Vivero war einstens von dem Reize der Wälder und Haine Nippons so entzückt, dass er ausrief: „Wenn es mir nur möglich wäre, meinem Gotte und meinem König abtrünnig zu werden, so würde ich dieses Land meiner Heimat vorziehen.“ Leider ist es wegen seiner vulkanischen Natur mit beständiger Zerstörung, ja selbst mit dem gänzlichen Untergange bedroht.

Das gute Klima manifestirt sich ganz besonders in dem im Lande herrschenden ausgezeichneten Gesundheitszustande und in der langen Lebensdauer der Bevölkerung. Ein Alter von 130 Jahren ist in Japan nicht seltener als bei uns eines von 80 Jahren. Dort gibt es, wie man uns sagte, Dörfer, deren sämmtliche Einwohner, d. i. Söhne, Enkel und Urenkel, von einem einzigen noch lebenden Manne herstammen. Aus den japanischen Geschichtsbüchern ist zu erlernen, dass es 12 Mikados gab, von denen jeder über 100 Jahre alt wurde. Ihre durchschnittliche Regierungszeit betrug 68 Jahre. Einer von ihnen regierte 101 Jahr. Die Geschichte erwähnt auch des japanischen Methusalems „*Takenuki*“, der nahe an 300 Jahre alt geworden sein und als Ministerresident fünf auf einanderfolgenden Kaisern gedient haben soll?! Zu dem günstigen Gesundheits-

Hohes Alter.

zustande trägt unstreitig viel bei, dass die Japaner eine reinliche, mässige Nation und sehr wenig dem Trunke ergeben sind.

Zur Pflege der Gesundheit rechnet man vor allem Anderen das oftmalige Waschen mit frischem Wasser und den Gebrauch der Privat- und öffentlichen Bäder. Zu den letzten haben gemeinsam Männer, wie Frauen, Jünglinge, Mädchen und Kinder zu jeder Zeit freien Zutritt. Niemanden kommt es in den Sinn, an dem gemeinsamen Bade einen Anstoss zu nehmen, weil man weiss, dass keinerlei Unanständigkeiten geduldet werden. An solchen Orten sind Tafeln aufgehängt, die eine Zahl von Sittenregeln enthalten, die streng beobachtet werden müssen.

Obgleich das oftmalige Waschen auf einen regen Sinn für Reinlichkeit schliessen lässt, so findet man beim niederen Volke doch auch Gewohnheiten, aus denen das Gegentheil hervorleuchtet. Wie z. B. der gänzliche Mangel an Leibwäsche und der Gebrauch der dickwattirten Bettdecken, die für jedermann bestimmt sind, ohne je gereinigt oder ausgelüftet zu werden. Daher gehören dort auch böse, ansteckende Krankheiten, wie Blattern etc., nicht zu den Seltenheiten.

Medicinalwesen. In der Verbesserung des Medicinalwesens bleibt den Japanern noch unendlich viel zu thun übrig, trotzdem dass sie seit einer Reihe von Jahren ihre jungen Leute in Deutschland und Frankreich die Medicin studiren lassen. Einige von diesen haben schon recht tüchtige Werke in ihrer Landessprache publicirt. Gegenwärtig soll auch eine japanische Pharmakopöe im Erscheinen begriffen sein.

Unter dem Landvolke herrscht in Sachen der Medicin leider noch der primitivste Zustand. Zauberer und im besten Falle Quacksalber treiben dort noch immer ihren alten Schwindel und Unfug.

Landwege. Für gute Verkehrswege haben die Eingebornen des Landes, da es ihnen bei der überaus vulkanischen Natur des Bodens nicht an gutem Baumaterial fehlt, von jeher Sorge getragen. Wege und Stege gibt es so viele, dass das Land netzartig mit denselben bedeckt ist. Sie sind aber nur für den kleinen Verkehr, d. i. für Fussgänger, Reiter, Portechaisenträger und schmale zweirädrige Wägelchen, berech-

net. Auf Nippon gibt es nach europäischen Begriffen nur eine einzige breite Strasse und zwar die grosse Chaussée (*Tokaido*), welche die ganze Insel von Süden nach Norden durchschneidet und in Tokio (früher Yedo) ihren Knotenpunkt hat. *) Diese Strasse ist sowie früher auch jetzt noch für den grossen Verkehr von höchster Wichtigkeit. Sie wurde ursprünglich nur zu dem Zwecke angelegt, damit die Daïmios und Vasallen, die alljährlich in Begleitung eines grossen Gefolges nach Yedo reisen mussten, um dem Schogun ihre persönliche Aufwartung zu machen und den Tribut darzubringen, mit grösserer Schnelligkeit und Bequemlichkeit ihre Pilgerfahrten verrichten konnten. *Tokaido.*

Das Reisen in Japan ist den Umständen angemessen recht bequem und man wird entweder per *Kango, Norimon* oder *Tschirinkischá* weiter befördert. Die ersteren zwei sind Palankins, die wie in China, Sunda-Archipel und Ostindien von zwei oder mehreren Männern getragen werden. Reisen in Japan.

Die Zahl dieser Vehikel geht in das Unendliche und man begegnet ihnen überall auf Schritt und Tritt. Es gibt öffentliche, die wie bei uns die Fiakerwägen concessionirt, nummerirt und besteuert sind, und solche, die Privatpersonen gehören und nach dem Stande und Reichthume der Eigenthümer oft überaus luxuriös ausgestattet sind.

Der *Kango* steht meist nur im Dienste der mittleren Volksclasse und ist von sehr primitiver Construction. Man nehme ein $2^3/_4$ Meter langes und etwa 35 Centimeter breites und starkes Bambusgeflecht, von welchem in der Mitte $^3/_4$ Meter zum Sitze bestimmt sind, biege dann vorne und hinten die meterlangen Reste in einem Winkel von 140 Graden nach oben, verbinde sie mit einem Tragbalken und einem Nothdache, an dem zu beiden Seiten Rollschirme angebracht sind, und der *Kango* ist fertig. Wenn es sich der Reisende darin bequem machen will, dann versieht er den Sitz noch mit einem Polster. Frauen hocken darauf mit untergeschlagenen Beinen, während die Männer den Sitz wie einen Sattel gebrauchen und die Beine auf beiden Seiten herabschlottern

*) Die Tokaido wurde im XVI. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung von dem Schogun Toikosama gebaut.

lassen. Das Dach hat auch die Bestimmung, die Effecten des Reisenden aufzunehmen, welche in der Regel in nichts Anderem bestehen, als in den hölzernen Stöckelschuhen, dem Fächer und dem Sonnenschirme.

Das *Norimon* ist das Vehikel der vornehmen Welt und namentlich jener Damen, die viel auf Commodität und Luxus halten. Es ist ebenfalls aus leichtem Material gebaut und sieht aus wie ein kleines Haus mit Thüren und Fenstern zum Schutze gegen die Unbilden der Witterung. Es ist $1^1/_2$ Meter lang, $1^1/_4$ hoch, so dass man darin recht gut mit ausgestreckten Beinen sitzen und im Nothfalle sogar auch liegen kann. Das Innere ist meist fein austapezirt und elegant eingerichtet. Es wird so wie der *Kango* durch einen Balken von zwei Männern auf den Schultern getragen. Jeder von diesen ist mit einem circa $1^3/_4$ Meter langen Bambusstocke versehen, auf welchen sie den Tragbalken stützen, wenn sie rasten wollen, wodurch sie der Mühe enthoben werden, das *Norimon* auf die Erde niederzulassen und wieder emporzuheben.

Per *Kango* und *Norimon* pflegt man auf gewöhnlichen Wegen in einer Stunde eine Strecke von 4 Kilometer zurückzulegen. Zwei Träger erhalten dafür laut der gesetzlichen Taxe 36 Neukreuzer. Wenn der Weg gebirgig und steil ist, bekommen sie den doppelten Betrag.

Das *Tschinrikischá* ist, wie schon früher erwähnt, ein kleines zweirädriges Cabriolet, welches nur Raum für eine Person hat und von einem Manne gezogen wird. Dies ist das fashionabelste Vehikel, welches überall den Kangos und Norimons grosse Concurrenz macht. Manche dieser niedlichen Fahrzeuge sind wie unsere Kutschen mit einem beweglichen Dache und mit Stahlfedern versehen, auf welchen die Sitze ruhen.

Der Ninzoki, d. i. der Mann, welcher das Wägelchen zieht, erhält auf ebenen Wegen laut Tarif 12 Neukreuzer per Ri, d. i. circa 4 Kilometer. Wenn man aber schnell vorwärtskommen will, nimmt man ein doppeltes Gespann, in welchem zwei Mann hintereinander einhertraben.

Wer gut schmiert, fährt gut! Die Ninzokis kennen auch den Sinn dieses Sprichwortes, und wenn man ihnen ein Trinkgeld verspricht, ist es gar nicht ungewöhnlich, dass man

mit doppelter Bespannung in einer Stunde einen Weg von 12 Kilometer zurücklegen kann. Diese Leute sind in der Regel sehr liederlich und vergeuden meist schon auf den Raststationen in Gesellschaft der Geschias den hart verdienten Lohn. Es ist ganz ausserordentlich, was die Japaner im Laufen zu leisten vermögen! Wenn es sich irgendwo um die Errichtung eines Regimentes von Schnellläufern handeln sollte, könnte man in der That in Japan die besten Recruten dazu finden.

Die Ninzokis haben die unlöbliche Gewohnheit, dass sie gerne auf die Theilzahlungen vergessen, die sie auf dem Wege von den Reisenden erhalten haben. Diese thun daher gut, wenn sie sich mit Bücheln versehen, in welche sie durch den Localbeamten *(Bantu)* der Station den Betrag einschreiben lassen, welchen sie den Führern bezahlt haben. Der Beamte ist verpflichtet, dieses unentgeltlich zu thun, sowie auch den Reisenden jeden möglichen Vorschub zu leisten.

Das Reisen ist in Japan so vollkommen sicher, dass man seinen Weg bis spät in die Nacht hinein fortsetzen kann. In Folge eines Gesetzes müssen bei Nachtzeit Wägen, Palankins und Fussgänger mit buntpapiernen Laternen versehen sein, auf welchen die Namen der Eigenthümer transparent zu lesen sind. Es gewährt wirklich einen reizenden Anblick, wenn man nahe und ferne unzählige leuchtende Körper gleich wandelnden Irrlichtern im beständigen Wechsel auftauchen und verschwinden sieht.

Die Strassen der Städte sind nicht wie bei uns oval und mit Rinnsteinen auf beiden Seiten angelegt, sondern vertiefen sich gegen die Mitte hin und laufen in einem Abzugscanale zusammen, der sich durch die ganze Länge der Strassen dahinzieht und schliesslich in einen Hauptcanal einmündet, durch welchen aller Unrath aus der Stadt geleitet wird.

Das bunte Leben und Treiben, das sich auf den Strassen der Städte, ja sogar auch auf denen der Dörfer entwickelt, steht mit unserem heimatlichen Verkehrsverhältnisse in keinem Vergleiche. Zum Glücke sind dort weniger oder gar keine mit Pferden oder wie in Indien mit Ochsen bespannte

Equipagen zu sehen, denn diese würden dem Strassenverkehre nur hinderlich sein.

Das Thierreich.

Da Japan von jeher eine grosse Bevölkerung hatte, für deren Ernährung die ganze Kraft des Bodens in Anspruch genommen werden musste, so konnten weder Pferde noch Rinder und Schafe, noch viel weniger aber wilde Thiere überhandnehmen. Selbst die im Orient so allgemein beliebten Hunde und Raben, denen das Geschäft der Strassenreinigung oft fast allein überlassen ist, haben dort nur einen sehr beschränkten Wirkungskreis, weil die Japaner selbst alle thierischen Abfälle und Excremente sorgfältig auflesen und als werthvolle Ueberbleibsel betrachten, die von der Erde stammend derselben wieder übergeben werden müssen.

Es soll einmal ein abergläubischer, unter dem Einflusse des Hundsternes geborner Mikado gewesen sein, der eine solche Vorliebe für die Hunde gehegt hatte, dass er sie für heilig erklärte und unter seinen unmittelbaren Schutz stellte. Er befahl, dass sie im ganzen Reiche gut gehegt und gepflegt werden sollen. Er ging in der Verehrung derselben so weit, dass er öffentliche Spitäler für die Behandlung kranker Hunde errichtete und die Anordnung traf, dass sie nach ihrer Verendung auf den Spitzen der Berge beerdigt werden sollen.

Dies dürfte wohl das goldene Zeitalter des Hundegeschlechtes gewesen sein! Die Japaner erzählen sich über jene Periode ein hübsches Anekdötchen. Als nämlich einmal zwei Männer einen grossen verendeten Hund im Schweisse ihres Angesichtes auf einen hohen Berg hinaufschleppen mussten, um ihm dort die letzte Ehre zu erweisen, ruhten sie auf dem Wege aus und beklagten ihr hartes Geschick. Als der eine in Verwünschungen über die Schwere des Cadavers ausbrach, sagte der andere beschwichtigend: „Ach, sei doch still und danke lieber den Göttern, dass der Mikado nicht unter dem Zeichen des Pferdes das Licht der Welt erblickt hat, denn dann würde uns die Todtengräberarbeit noch viel mehr Mühe kosten.“

Wie schon oben angedeutet, gibt es in Japan wenig Pferde und diese wenigen werden fast nur zum Reiten und zur Bearbeitung der Reisfelder, insoferne sie nach europäischer Art cultivirt werden, benützt. Die japanischen Pferde sind klein und hässlich und an Gestalt schier dem Esel ähnlich. Um sie vor den Stichen der Fliegen und Bremsen zu schützen, pflegt man sie ganz mit Strohmatten zu bedecken. Der Hufbeschlag ist dort nicht eingeführt, statt dessen zieht man aber den Pferden Schuhe an, die aus Reisstroh geflochten sind und per Satz (4 Stück) 6 Neukreuzer kosten.

Als wir uns einmal mit einem Pferdehändler unterhielten und ihm die Zweckmässigkeit eines guten Hufbeschlages angepriesen, erwiderte er: „Das wissen wir auch, aber wir können vorderhand diese Neuerung nicht einführen, weil dadurch viele Menschen brodlos würden, die sich jetzt ausschliesslich mit der Anfertigung der Pferdeschuhe beschäftigen."

Ein japanisches Pferd der besten Gattung kostet ungefähr 50 bis 60 fl. ö. W. Von diesen Thieren ist zu bemerken, dass sie gutwillig und ausdauernd sind und sich mit sehr magerem Futter begnügen. Beim Reiten benützt man weniger Sättel als eine Art den Rücken der Pferde angepasster wattirter Plattformen, auf welche man sich mit ausgestreckten Beinen zu setzen pflegt. Die Pferde werden nicht vom Reiter selbst am Zügel geleitet, sondern von einem Knechte an einer langen Leine geführt. Rückwärts folgt, weil die Arbeitskraft sehr billig ist, meist ein Treiber, der, wie die Eselbuben in Cairo und Alexandrien, das Thier durch Schieben vorwärts drängt oder es mit einem spitzigen Stöckchen zu schnellerem Gange animirt.

Die edleren Pferde, die man dort hin und wieder vor den Equipagen vornehmer Leute sieht, werden meist aus Australien importirt.

Japan besitzt nur eine sehr kleine Zahl vierfüssiger Thiere und einen fast gänzlichen Mangel an Rindern und Schafen. Beim Volke ist für die Zucht dieser nützlichen Hausthiere kein Interesse vorhanden, weil ihm seine Religion den Genuss des Fleisches, der Milch und der Butter untersagt. Wo sollte man übrigens auch das Futter für die Heerden

solcher Vierfüssler hernehmen, da der Boden des Landes nur die Bestimmung hat, die Producte hervorzubringen, welche die Einwohner zu ihrer Ernährung und Industrie bedürfen?

Die Büffel, die es im Lande gibt, sind bloss für den Dienst des Feldbaues bestimmt. Schafe, Ziegen und Schweine werden nur in dem Masse gehalten, als es für die Verproviantirung der ausländischen Colonie und der fremden Schiffe für nothwendig erscheint. Der Vermehrung des Geflügels sind keine Grenzen gesetzt. Man hält Hühner, Enten, Tauben, wilde Gänse, Fasanen, Waldschnepfen etc. hauptsächlich der Eier wegen, die in Japan in enormer Menge verzehrt werden, und überlässt das Fleisch den Fremden, welche mit dieser Einrichtung vollkommen einverstanden sind.

Unter diesen Thieren gibt es keines, das als Abnormität Ziegen-Antilope. irgend eine Aufmerksamkeit verdiente, als nur die Ziegen-Antilope *(Capricornus crispus)*, die einer näheren Beschreibung würdig ist. Dieses interessante Thier ist von der Grösse einer gewöhnlichen Ziege, hat lange, struppige Haare, einen glatten Kopf und glatte Füsse. Der übrige Theil des Körpers ist mit 10 bis 12 Centimeter langen lichten Haaren bedeckt, die am Halse beginnen und dem Kopfe des Thieres ein Aussehen verleihen, als wenn er mit einem Heiligenscheine umgeben oder mit einer spanischen Halskrause geschmückt wäre. Die Ohren sind steif und unverhältnissmässig lang und die Hörner gerade aufwärtsstehend und sehr spitzig.

Diese Ziegengattung fängt an, in Japan selten zu werden und kommt nur mehr auf den höheren Bergen Nippons und Sikoks vor.

Zu den angeführten Thieren gesellen sich noch Hunde, schöne Katzen, Hasen, Affen, Füchse, kleine, niedliche Waschbären (Schuppen), Wiesel, Ratten und Mäuse ohne Zahl. Ferner noch Kraniche, Reiher, Störche, Lerchen und Nachtigallen.

Unter allen japanischen Thieren steht keines so sehr Kranich. in der Gunst des Volkes als der Kranich. Er hat es in seinem Ansehen bis zum Grade der Heiligkeit gebracht. Bei allem dem ist er aber populär und hält sich gern auf den Märkten auf, wo er unter dem dichtesten Menschen-

gedränge gravitätisch herumspaziert und vom Volke gewöhnlich mit dem respectvollen Ausrufe: „*O Tsurisama!*“ was ungefähr wie „O edler Herr von Kranich“ bedeutet, begrüsst wird. Dichter und Künstler verherrlichen ihn auf alle nur erdenkliche Weise, indem sie ihn in Gedichten und wie den gefeierten *Fusi-yama* auf tausenderlei hölzernen, papierenen, porzellanenen und metallenen Gegenständen figuriren lassen. Er ist das Symbol des Glückes, desshalb benützt man gern sein Bild wie bei uns das des Storches, um mit demselben Frauen über bevorstehende freudige Ereignisse zu necken.

Das Gegenstück zum Kranich bildet der Drache. Diese mythologische Figur geniesst gleichfalls die Ehre, in unzähligen Bildern als Schreckgespenst und allgemeiner Sündenbock dargestellt zu werden, gerade so wie bei uns der Teufel mit Hörnern, langem Schweif und Pferdefüssen.

Das Pflanzenreich.

Die Natur hat das Pflanzenreich auf den meisten der japanischen Inseln mit einer ganz besonderen Verschwendung, Pracht und Mannigfaltigkeit ausgestattet, so dass aus ihm unerschöpfliche Hilfsquellen für die Industrie, Kunst und Wissenschaft entspringen. Das Auge kann sich an den herrlichen immergrünen Sträuchern, vielartigen Coniferen, farbenreichen Magnolien und Rhododendrons, den imposanten Eichen und den entzückenden riesigen Camelienbäumen etc. fast nicht sattsehen.

Nicht minder interessant sind die zahlreichen medicinischen und subtropischen Gewächse, welche durch den wohlthätigen Einfluss der Monsuns weit über ihre natürliche Region hinaus gegen Norden vorgedrungen sind. In Tokio z. B. sieht man Palmensorten, die unter demselben geographischen Breitegrade in China nicht mehr fortkommen.

Die Waldcultur wird mit ungemein grosser Sorgfalt gepflegt. Die Wälder bestehen meist nur aus Kiefern, Cedern, Cypressen und Eichen. Die letzteren weichen von den europäischen Sorten insoferne ab, als ihre Früchte, die Eicheln, gekocht ein beliebtes Nahrungsmittel des Volkes abgeben. Die Pflege der Wälder wird von den Behörden strenge,

überwacht und es darf kein Baum gefällt werden, ohne dass nicht auf dem Platze sogleich wieder ein Setzling angepflanzt wird.

Wenn man in einen Wald eindringt, wird man fast berauscht von den süssen Düften und balsamischen Wohlgerüchen, die dort ohne Unterlass gegen den Himmel aufsteigen.

Allenthalben lacht einem die sorgsamste Reinlichkeit und Pflege entgegen und man freut sich über die Abwesenheit der Schling- und Schmarotzerpflanzen, die in der tropischen Region so gerne die Bäume zu einem wilden, undurchdringlichen Chaos verweben. Die meisten Strassen, Wege und Flussufer sind mit immergrünen Lorbeersträuchern und Maulbeerbäumen bepflanzt, die sich oft in endlosen Reihen bis zu den Spitzen der Berge hinaufziehen und selbst auf den Kämmen der Gebirge noch fortlaufen.

Die Wälder sind von keinen grossen Ausdehnung, da drei Viertel des Landes von Reisfeldern, Thee- und Maulbeerpflanzungen und vielen anderen nützlichen Gewächsen in Anspruch genommen sind. Die interessantesten dieser nützlichen Gewächse sind:

Uruschi-no-Ki.

Der Uruschi-no-Ki oder Lackbaum, von welchem der Saft zur Firniss- und Lackbereitung gewonnen wird. Dieser merkwürdige Baum wächst zwischen dem 36. und 42. nördlichen Breitegrade. Das beste Product geben aber die Bäume, welche in der Provinz Wakamatzu und zwar im Districte Aidzu zwischen dem 37. und 38. Grade cultivirt werden. Diese erreichen die Grösse unserer Wallnussbäume. Die Fasern der jungen Blätter enthalten eine weisse Flüssigkeit, welche Alles, was mit ihr in Contact kommt, dunkel färbt und Flecken zurücklässt, die schwieriger zu entfernen sind als jene, welche die grünen Nussschalen auf der Haut zurücklassen. Diese Bäume pflanzen sich besser durch Samen als durch Propfreiser fort. Erst in ihrem siebenten Jahre erhalten sie die Fähigkeit, die werthvolle Flüssigkeit zu erzeugen, welche dann in den Monaten Juni bis August gewonnen wird, indem man die Rinde des Stammes in wagrechten Linien schwach aufritzt und dann den herausfliessenden klebrigen milchartigen Saft auffängt.

Der männliche Baum erzeugt nur Saft, während der weibliche ausser wenigem Safte auch Früchte und Samen liefert, aus welchen ein talgartiger Stoff gewonnen werden kann, der zur Kerzenfabrikation vortheilhafte Verwendung findet. Noch viel wichtiger zu diesem Zwecke sind: die Wachsbäume *(Rhus succedaneum)*, aus deren Früchten das sogenannte vegetabilische Wachs in grosser Menge gewonnen wird. Wachsbaum.

Diese Bäume werden namentlich in den westlichen Provinzen Nippons stark cultivirt. Man pflanzt sie circa zwei Meter von einander entfernt in lockeren Boden, der stets vom Unkraut rein gehalten werden muss. Unter solcher Pflege wachsen sie sehr schnell und gelangen zu einer Dicke von $^1/_2$ und Höhe von 8 Meter. Im dritten Jahre kommen bereits Früchte in Gestalt weisser, erbsenförmiger und in Büscheln herabhängender Beeren zum Vorscheine. Das Wachs oder besser gesagt Pflanzenfett befindet sich zwischen dem Kerne und der äusseren Haut und wird erhalten, indem man die Beeren zerquetscht, dann auskocht, das obenauf schwimmende Fett abschöpft und schliesslich in erkaltetem Zustande in Formen presst und in der Sonne schön weiss bleicht. In diesem Zustande geht es in grossen Massen nach Amerika und Europa, wo es unter dem Namen *Cera japonica* bekannt ist und wie das Ceresin als Surrogat des Bienenwachses verwerthet wird.

In seiner Heimat wird aber dieses Product ausschliesslich nur zur Erzeugung von Kerzen verwendet, die im Lande einen ungemein grossen Abgang haben. Seit der grossen Wiener Ausstellung arbeiten die Japaner auch mit verbesserten Lichtergiess-Maschinen, durch welche ihre Kerzen ein viel gefälligeres und beliebtes Aussehen gewonnen haben. Ein Kilo dieser schönen, mit heller Flamme brennenden Lichter kostet ungefähr 24 Nkr.

Der Kampherbaum *(laurus camphora)* hat in Japan eine ziemlich grosse Verbreitung. Er erreicht eine Höhe von circa 10 bis 12 Meter und sieht, von einer Entfernung betrachtet, wie eine Linde aus. Er trägt dunkle, purpurrothe Beeren und macht sich durch seinen pikanten scharfen Geruch schon von weiten bemerklich. Sein Geruch, vermischt mit dem Aroma anderer ihn umgebender wohlriechender Bäume und Pflanzen, Kampherbaum.

bringt ein Parfüm hervor, welches die Geruchsorgane mit grossem Wohlbehagen einsaugen. Sein Holz ist ganz durchdrungen von einem flüchtigen Oele, das, wenn es regelmässig aufgefangen wird, sich zu dem uns bekannten Kampher krystallisirt. Zu diesem Behufe pflegt man Holz und Blätter zu verkleinern, auszukochen und das Decoct zu destilliren.

Cedern. An Cedern, Cypressen und Eichen gibt es wahre Prachtexemplare. Wir bezweifeln, dass je der Libanon grössere Riesencedern aufzuweisen hatte, wie solche noch gegenwärtig in Japan zu finden sind. Man sieht Cypressen, die eine Höhe von 20 Meter, und Eichen, die einen Umfang von acht Meter haben.

Aus diesen Bäumen bestehen meist die Haine der Vorhöfe der Tempel. Ihre Kronen sind so dicht in einander verwachsen, dass sie ein Dach bilden, durch welches weder Hitze noch Sonnenstrahlen eindringen können. Das Volk, vornehm und niedrig, Jung und Alt, läuft gerne, namentlich wenn es Festivitäten gibt, nach diesen Orten, weniger um sich zu erbauen, als sich zu amüsiren.

Bei solchen Gelegenheiten werden daselbst Buden für Restauranten, Bühnen für Komödianten, Possenreisser, Bänkelsänger und Geschias aufgerichtet, welche die stille Einsamkeit profaniren und zum lärmenden Tummelplatze wüster Leidenschaften machen. Die Bonzen der Tempel sind derlei Unterhaltungen nicht abgeneigt, weil sie ihnen Vortheil bringen. Sie benehmen sich dabei ganz jovial, selbst auch den Fremden gegenüber.

Schos-no-ki. Schos-no-ki, ein Eisenholz *(Baryxylum rufum)*, kommt ziemlich häufig vor und findet bei Wasserbauten mehrfache Anwendung. Dieses ist so hart, dass es nur mit den besten Stahlwerkzeugen bearbeitet werden kann. Vor einigen Jahren fand es seinen Weg sogar bis nach Frankreich, wahrscheinlich durch die Schiffe der „*Messageries maritimes*“. Gegenwärtig ist es aber von den dortigen Märkten durch die amerikanischen Hölzer dieser Gattung wieder vollständig verdrängt worden.

Pfefferbaum. Der Pfefferbaum spielt in der japanischen Volksküche eine sehr wichtige Rolle. In seinen Blättern soll sich nämlich eine bedeutende Menge eines scharf schmeckenden ätherischen

Oeles, Aepfelsäure und einige andere chemische Stoffe befinden, die einen sehr wohlthätigen Einfluss auf den Verdauungsprocess ausüben. Aus diesem Grunde werden die zermahlenen Blätter den Speisen beigemengt und wird von denselben, namentlich bei der Zubereitung des Reises, der Eier und der Fische, ein so grosser Gebrauch gemacht wie in Indien von dem Cury und in Ungarn von dem Paprika.

Der Bambus ist das Schoosskind der Japaner und wird daher mit besonderer Vorliebe gehegt und gepflegt. Er verdient in der That diese Auszeichnung, denn er liefert wie in allen Ländern der tropischen und halbtropischen Zone das Material zu einer Unzahl der verschiedensten Gegenstände der Haus- und Landwirthschaft und der Technik. Die Sympathie, deren sich der Bambus von Seite des Volkes zu erfreuen hat, wird noch dadurch gesteigert, als er, wenn sein Wachsthum nicht gehindert wird, von unbegrenzter Lebensdauer sein soll. Es ist daher verständlich, warum die Japaner demjenigen, dem sie wohlwollen, zurufen: „Mögest du so lange leben wie der Bambus!"

Der Rhabarber, von *Rha barbaricum*, scheint in Japan seine Heimat zu haben, weil er dort in ganz besonderer Grösse und Vollkommenheit gedeiht. Er ist wegen seiner doppelten Eigenschaften als Zier- und Medicinalpflanze sehr beliebt und seine Wurzeln sind in Europa stark begehrt. Die Eingebornen verspeisen die Stengel und Blumenköpfe dieser Pflanze als ein sehr beliebtes Gemüse. Die Japaner cultiviren mehrere europäische Obstarten, wie Kirschen, Aprikosen, Pflaumen, Limonien, Orangen und Wallnüsse etc. Die letzteren sind nicht nur von ausgezeichneter Güte, sondern besitzen überdies auch werthvolle Eigenschaften für die japanische Pharmakopöe. Der Kern enthält mehr als 50 Percent des feinsten, wohlschmeckendsten Oeles und die verkohlten Schalen liefern einen ausgezeichneten Stoff zu einer tiefschwarzen Tinte. Die ersteren Früchte dagegen sind gänzlich geschmacklos und werden nur wegen ihrer Blüthen gehalten, die man durch ein eigenthümliches Verfahren zu einer ungewöhnlichen Grösse zu entfalten versteht.

Rhabarber.

Die Japaner sind grosse Freunde von Abnormitäten und verstehen die Kunstgewächse willkürlich zu vergrössern

34 *

und zu verkleinern. Wir hatten mehrmals Gelegenheit, lebende Herbarien auf Gestellen in Form von Kunstgärten zu bewundern, die circa nur den Raum eines Quadratmeters einnahmen und nicht weniger als 200 diverse Gewächse in sich fassten, welche sich insgesammt in einem frischen blühenden Zustande befanden. Japan besitzt eine grosse Zahl der verschiedensten Blumen, die sich weniger durch ihren Duft als durch ihre feurige Farbenpracht auszeichnen. Unter diesen ist die *Camelia japonica* die Königin.

Perlhirse. Wir können nicht umhin, zum Schlusse dieses Artikels noch der Perlhirse (*Milium sativum japonicum*) zu erwähnen, welche als vortreffliches und leicht zu acclimatisirendes Futterkraut von so grosser Bedeutung ist, dass es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika seit Kurzem schon auf grossen Strecken eingebürgert worden ist. (*Vide* Seite 65 dieses Werkes.)

Das Mineralreich.

Dieses wundervolle, durch unzählige Sagen geschmückte und gefeierte Reich hat in Japan eine sehr grosse Ausdehnung. So viel bis *dato* mit Sicherheit bekannt ist, birgt es Kupfer, Zinn, Quecksilber, Gold, Silber, Eisen, Schwefel, Steinkohlen und Edelsteine in sich. Welche Hilfsmittel zur gedeihlichen Entfaltung einer grossartigen Industrie!

Die montanistische Ausbeute muss schon in früheren Jahrhunderten bedeutend gewesen sein, denn es ist bekannt, dass in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts die Portugiesen, als sie das Monopol des japanischen Exporthandels in ihren Händen hatten, in einem einzigen Jahre 2350 Kisten feines Silber im Werthe von 7 Millionen Gulden ö. W. nach Hause sandten.

In der beständigen Zunahme der Metallausfuhr und in der wachsenden Zudringlichkeit der Fremden glaubte die damalige misstrauische Regierung die Absicht zu erblicken, als wenn dieselben nur bestrebt wären, das Land gänzlich auszubeuten und zu entnationalisiren. Sie verbot daher die Ausfuhr der Metalle, und um dem Verbote den gehörigen Nachdruck zu geben, wurde der Bergbau vollständig eingestellt und alle hierauf bezüglichen Karten und Pläne ver-

nichtet. Auch wurden die Fremden noch enger als zuvor cernirt und ihrem Verkehr mit den Eingebornen Schwierigkeiten und Hindernisse jeder Art in den Weg gelegt. Zu gleicher Zeit wurden auch die Priester beauftragt, das Volk gegen die Ausländer aufzuhetzen. Dieses gelang nur zu sehr und bald kam die berüchtigte Christenverfolgung zum Ausbruche, die 42 Jahre wüthete, an 50.000 Christen das Leben kostete und, wie die Regierung wähnte, mit der gänzlichen Ausrottung des Christenthums endete. Auf den öffentlichen Begräbnissorten dieser Unglücklichen liess sie dann die folgende drastisch-blasphemische Aufschrift errichten: „So lange die Sonne fortfahren wird die Erde zu bescheinen, „möge es kein Christ mehr wagen, nach Japan zu kommen. „Möge es die Welt wissen, dass selbst der König von Spanien „oder der Gott der Christen, ja der grosse Gott selbst, falls „sie gegen dieses Gebot handeln, mit ihren Köpfen dafür „büssen müssen!"

Christenverfolgung.

In Folge dieses bedauerlichen Ereignisses fiel der Bergbau, der unter dem Einflusse der Fremden einen blühenden Aufschwung genommen hatte, wieder in seinen primitiven Zustand und sein Nichts zurück. Alle Zugänge zu den Erzlagerstätten wurden verschlossen und verschüttet und ihre Existenz lebte nur mehr in der Tradition der Eingebornen fort. Da gelang es den Holländern, die direct und indirect nicht wenig zu der Vertreibung der Portugiesen beigetragen hatten, sich bei der japanischen Regierung nach und nach in Gunst zu setzen und Privilegien zu erringen, die sie ein paar Jahrhunderte lang auf das vortheilhafteste auszunützen verstanden.

Die Ausfuhr von Gold und Silber wurde ihnen zwar hartnäckig verweigert, aber dafür die des Kupfers gestattet, womit die schlauen Holländer auch ganz zufrieden waren. Sie betrieben dieses Geschäft so energisch, dass sie schon im Verlaufe des ersten Säculums ihrer Privilegien in manchen Jahren bis $3\frac{1}{2}$ Millionen Kilo des besten raffinirten Kupfers wegführen konnten, was nach dem gegenwärtigen Preise dieses Metalles einen Betrag von circa $6\frac{1}{2}$ Millionen Gulden ö. W. repräsentirt.

In den neuesten Zeiten hat sich auf den in Rede stehenden grossen Inseln des asiatischen Ostens gar Vieles verändert.

Die Holländer haben die alten Begünstigungen verloren, oder besser gesagt dieselben sind auch allen übrigen seefahrenden Nationen zu Theil geworden.

Das ganze Inselreich ist gegenwärtig in einer inneren und äusseren Umgestaltung begriffen und von dieser wird besonders auch der Bergbau betroffen. In den Schulen lehrt man Geologie und macht die Schüler mit den Offenbarungen dieser interessanten Wissenschaft bekannt, die zwar oft das Gewissen frommer Gläubiger beunruhigen, dafür aber die Geister der Strebsamen erleuchten und ihnen zeigen, wo und wie der von Manchen so sehr verleumdete, aber dabei doch so geliebte Mammon zu suchen und zu heben ist.

Man bleibt dabei nicht stehen, sondern die Regierung sendet fortwährend eine Anzahl junger Leute in die Fachschulen nach Deutschland, damit sie sich das ganze Wesen des Bergbaues theoretisch und praktisch gründlich aneignen. Die jungen Japaner werden gewiss mit gesunden Ansichten nach Hause zurückkehren und vielfach Gelegenheit finden, die erworbenen Kenntnisse nützlich zu verwerthen, namentlich aber auch die Vorurtheile und den Aberglauben zu zerstreuen, von denen ihre landsmännischen Arbeiter noch gar so sehr befangen sind.

Die Kenntniss über die Erzlagerstätten ist in Japan traditionell und geht vom Vater auf den Sohn über. Nicht immer sind aber die Traditionen verlässlich. Wenn man all' diesen, meist in mystisches Dunkel gehüllten Sagen Glauben schenken dürfte, so müssten nicht nur fast auf allen Inseln des Reiches unschätzbare Gold- und Silberlager vorhanden sein, sondern auf der östlichen Seite Nippons sogar zwei Inseln existiren, die mit Recht die Namen Gold- und Silberinseln führen. Man fügt hinzu, dass diese von der Regierung mit Argusaugen bewacht werden und dass noch nie ein Fremder seinen Fuss auf dieselben gesetzt habe. Wir können diesen Prahlereien keinen Glauben beimessen und lassen uns bei unserem Urtheile von der Ansicht leiten, dass, wenn dem wirklich so wäre, die gegenwärtige Regierung bei ihrer financiellen Misère gewiss schon die Mittel und Wege ausfindig gemacht haben würde, diese Schätze zu heben und zu verwerthen.

Es wurde von jeher selbst in ausländischen Schriften viel über den japanischen Reichthum an Gold und Silber gefabelt und gefaselt. So z. B. schrieb schon im XVII. Jahrhundert ein spanischer Schriftsteller Folgendes: „Die Inseln sind ausserordentlich reich an Gold und Silber. Beide Metalle sind daselbst in unglaublichem Ueberflusse vorhanden. Zu Jedo ist nicht allein der Palast des Kaisers, sondern auch viele Häuser der Grossen des Reiches mit schweren Goldplatten bedeckt.“ Wie so Vieles in der Welt Humbug, so ist es auch dieses Geschwätz. Der Schreiber war wahrscheinlich nie in Japan, um sich von dem Gesagten zu überzeugen. Wir haben in Tokio (Jedo) von keinem Palaste gehört, der mit Goldplatten bedeckt wäre, wohl aber von solchen, deren Wände mit Flittergold belegt sind.

In letzter Zeit sind mehreren amerikanischen Gesellschaften Concessionen, nicht auf den Abbau von Gold und Silber, sondern auf Kupfer-, Zinn- und Steinkohlenminen ertheilt worden. Es ist auffallend, dass sich hierbei keine europäische Concurrenz bemerklich macht. Die Aussichten auf einen hohen Gewinn müssen denn doch nicht gar so gross sein. Uebrigens dürfte Japan gegenwärtig kaum mehr mit den Bura-Bura und anderen australischen Kupferminen concurriren können, die ihre ausgezeichneten Producte schneller nach den grossen europäischen Industriestaaten zu liefern in der Lage sind.

Das japanische Zinn ist jedenfalls an Feinheit und Silberähnlichkeit dem berühmten Banka-Zinne vorzuziehen.

Die Engländer haben dieses Factum anerkannt, indem sie ihre am besten und schönsten verzinnten Waaren „*japaned*“ nennen. Es ist aber noch nicht erwiesen, ob die Zinnlager wirklich so ergiebig sind, wie man spricht.

Die Japaner sind grosse Patrioten und schlaue Politiker, die Alles durch das Vergrösserungsglas betrachten, was nur irgend zum Ruhme ihres Landes gereicht. So machten sie seinerzeit viel Wesen über die Reichhaltigkeit und Ergiebigkeit ihrer Steinkohlenlager. In der That sind einige ihrer Flötze sehr mächtig, aber die Qualität des Productes lässt meistens viel zu wünschen übrig. Zum Beweise des Gesagten

diene, dass australische Dampfkohlen in Japan fortwährend einen guten Absatz finden.

Wir vernahmen aus dem Munde des Capitäns der deutschen Handelsbrigg „Pascha“, der schon seit längerer Zeit zwischen Australien und Japan hin- und herfährt, um New-Castle-Kohlen aus Neu-Süd-Wales nach Yokohama zu schaffen, dass er niemals noch wegen Mangel an Absatz in Verlegenheit kam und stets bei dieser Speculation gute Rechnung fand.

Naturproducte.

Die wichtigsten Producte des Landes nach den drei Naturreichen geordnet sind: Cocons, Raupeneier, Bärengalle (ein medicinisches Mittel gegen die Wurmkrankheit der Kinder), Bärenfelle, Honig, Muscheln; Reis, Thee, Oelsämereien, Bohnen, Baumwolle, Hanf, Tabak, Betel, 35 Gattungen diverser Kräuter, Färbestoffe, Rhabarber, verschiedene Früchte, Lack und Papierstoffe, vegetabilischer Talg, essbare Schwämme, Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Eisen, Steinkohlen, Schwefel, Salpeter, Edelsteine, Mühl-, Wetz- und Feuersteine, Porzellanerde, Bergkrystall etc.

Die bedeutendsten Industrie-Artikel sind: Lack-, Porzellan-, Stahl- und Bronzewaaren, Filigranarbeiten, Rohseide, Seiden-, Baumwoll- und Hanfwaaren, Saki, Oele, Tabake, Saucen, diverse, Papiere, Matten, Schnitzwerke, Kinderspielwaaren, vegetabilische Kerzen.

Wenn man in Tokio und Yokohama eine der unzähligen Lackwaaren-Fabriken besucht und die in endlosen Reihen aufgestellten verschiedenen Gegenstände betrachtet, dann wird man gewiss mit Bewunderung über den Fleiss, die Geschicklichkeit, den Geschmack und die reiche Erfindungsgabe der Japaner erfüllt werden. Das Grundmaterial all' der verschiedenen Objecte ist meist Holz, Papiermaché oder Metall.

Die Kenntniss der Kunst des Lackirens ist noch wenig über die Grenzen Japans und Chinas hinausgekommen. Das ganze Geheimniss dieser interessanten Kunst scheint aber in nichts Anderem als in grosser Accuratesse, Geduld und Ausdauer zu bestehen. Aus dem Folgenden lässt sich ermessen, in

welch' hohem Grade der aus dem Safte des Uruschi-no-Ki-Baumes bereitete Lack der Feuchtigkeit der Atmosphäre und selbst dem Meerwasser Widerstand leisten kann.

Einer der Fabrikanten zeigte uns einen lackirten Toilettekasten, der für die letzte Pariser Weltausstellung bestimmt war. Als derselbe auf der Rhede mit anderen Gegenständen verladen werden sollte, fiel er unglücklicher Weise in das Meer und musste dort wegen ungestümen Wetters zwei Wochen liegen bleiben. Als er endlich wieder gehoben worden, fand es sich, dass er mit Ausnahme der Schlösser und des übrigen Metallbeschlages in durchaus wohlerhaltenem Zustande war.

Nicht weniger werden die Augen in Magazinen und Privathäusern durch den Anblick von Porzellan-, Fayence- und Thonwaaren, sowie auch von Metallgusswaaren gefesselt, deren edle classische Formen oft zum Staunen hinreissen. Die Besucher der grossen Weltausstellungen werden das Gesagte nicht für übertrieben halten. Ein weiterer Beweis dafür liegt in dem enormen Absatze, den diese Gegenstände, namentlich wenn sie Alterthümer sind, gegenwärtig in Europa und Amerika finden. Antiquitäten.

Seit mehreren Jahren haben sich daher in Tokio und Yokohama europäische Agenten niedergelassen, welche japanische Kunstsachen und Antiquitäten jeder Art ankaufen und nach London, Paris und in neuester Zeit auch nach Oesterreich und Deutschland versenden. Der Werth der jährlichen Ausfuhr soll nach dem Ausweise des Hauptzollamtes zu Yokohama an drei Millionen Gulden ö. W. betragen.

Da dieses Geschäft sehr gewinnreich ist, so beschäftigen sich fast alle dortigen Handlungshäuser mit derlei Speculationen und halten zu diesem Zwecke eingeborne Unterhändler, die auch jene Gegenden der Provinzen durchschleichen und durchstöbern, die den Europäern noch wenig oder gar nicht zugänglich sind. Competente Personen wollen behaupten, dass von den werthvollsten alten japanischen Kunstschätzen sich bereits schon neun Zehntel im Auslande befinden.

Eine ganz hervorragende Stellung nimmt die Stahlbereitung, die Erzeugung von Schneide-Instrumenten und die

Kunst des Schwertfegens ein, in welchen die Japanesen den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht haben, was ihnen auf allen Weltausstellungen Bewunderung und Anerkennung eingebracht hat. Es ist eine merkwürdige Thatsache, dass man in Russland den deutschen, in Deutschland den englischen, in England den amerikanischen und in Amerika den japanischen Schneidewerkzeugen den Vorzug einräumt. Zu den grössten Wundern der Metallgiesserei gehören unstreitig die bronzenen Thore der Mausoleen der Schoguns im Parke der Todten zu Tokio, deren wir später noch gedenken werden. Eine Specialität in dieser Branche bilden auch die grossen Glocken.

Glocken. Die Japaner halten viel auf grosse Glocken und hegen für dieselben eine ganz besondere Vorliebe. Es ist in der That ein feierlicher Moment, wenn man in einer stillen Nacht während der Abhaltung eines Gottesdienstes die tiefen, klaren harmonischen Töne entfernter Tempelglocken ertönen hört. Das Volk begrüsst diese Klänge als alte treue Freunde, die ihren Charakter auch im Laufe der Zeiten nicht verändern.

Man schwingt sie beim Läuten nicht, wie es bei uns gebräuchlich ist, sondern hängt sie unbeweglich auf einem Gestelle auf. Sie haben auch keine Schwengel, sondern werden durch eine eigenthümliche, einem Mauerbrecher nicht unähnliche mechanische Vorrichtung in Vibration versetzt, indem man einen starken Balken anzieht und dann auf die Glocke los lässt.

Das Glockengiessen ist in Japan stets ein Freuden- und Volksfest. Wenn der Oberpriester einer Stadt ein solches verkündet, so werden dazu freiwillig die Materialien, wie Geld, goldene, silberne, bronzene, zinnerne und kupferne Gegenstände, von allen Seiten beigesteuert. Vornehme Damen geben mit eigenen Händen kostbare Geschmeide her und junge Mädchen legen ihre silbernen Haarnadeln und Ringe auf den Opferherd. Wenn das nöthige Material zum Gusse vorhanden ist, werden Schmelztiegel vorbereitet, Löcher in die Erde gegraben, die Formen angefertigt und grosse Blasbälge aufgestellt, die während des Schmelzens des Metalles von Männern in Bewegung erhalten werden. Endlich

wird der Tag der Feierlichkeit bestimmt. Ein allgemeines Gebet für das glückliche Gelingen des Werkes eröffnet das Fest. Der Platz dazu ist meistens ein Hügel oder sonstiger dominirender Ort. Das Volk erscheint in festlichen Kleidern, die Arbeiter in ihren Costümen und die Priester in ihren Ornaten. Die Feuer werden angezündet, die Blasbälge in Bewegung gesetzt, die Schmelztiegel erwärmt und der Inhalt im gehörigen Flusse unterhalten. Während dies Alles geschieht, unterhält sich das Volk mit Sang und Tanz. Während des Giessens wird die ganze Gesellschaft in den grössten Jubel und Enthusiasmus versetzt, welcher so lange andauert, bis die geschmolzene Flüssigkeit sich in den Formen befindet.

Nachdem dies geschehen, hat das Fest ein Ende. Bevor sich aber das Volk zerstreut, veranstalten die Priester noch eine Absammlung, indem sie seidene, baumwollene oder papierene Streifen verkaufen, welche mit einem Texte aus den heiligen Büchern bedruckt sind und als Zeugniss dienen, dass der Eigenthümer derselben der heiligen Handlung beigewohnt und sich den Segen des Himmels geholt hat.

Unter den Werken in Metall sind auch die Filigranarbeiten und die Anfertigung tausenderlei kleiner Nippsachen erwähnenswerth, die aus Gold, Silber, Bronze und Elfenbein zusammengesetzt und ciselirt, oder in halberhobener Arbeit oder auch emaillirt dargestellt sind und Zeugniss von gutem Geschmacke, grosser Geschicklichkeit und unendlichem Fleisse ablegen.

Die Seidencultur nimmt in der japanischen Nationalökonomie eine hohe Stellung ein. Millionen von Händen sind an derselben mehr oder weniger betheiligt und decken dadurch nicht nur den ansehnlichen Bedarf des eigenen Landes, sondern erübrigen von ihren Erzeugnissen noch einen grossen Theil für das Ausland. Es ist bekannt, dass jährlich viele Millionen Cocons nach Italien und an 150.000 Ballen Rohseide nach Europa zur Verschiffung kommen.

Die japanische Webekunst ist gerade bewunderungswürdig. Wir haben oft beobachtet, wie Frauen auf höchst primitiven, bloss aus zusammengebundenen Bambusstäbchen bestehenden Webstühlen die herrlichsten façonnirten Gewebe

erzeugten. Unwillkürlich entstand dabei in uns der Gedanke, was dieses Volk mit Hilfe unserer verbesserten Spinn- und Webemaschinen leisten würde und was unsere Arbeiter zu schaffen im Stande wären, wenn sie den Fleiss, die Geschicklichkeit und die Ausdauer der Japaner besässen.

So geschickt diese im Weben sind, ebenso ungeschickt und geschmacklos sind sie im Färben der Stoffe, ungeachtet dessen, dass sie im Besitze der besten und werthvollsten Färbekräuter sind.

Färbekräuter.

Mehrere von diesen verdienen die weiteste Verbreitung und ganz besonders gilt dies von der blauen Farbe, die aus dem auf der Insel Sikok in der Provinz Awa unter dem 34. Breitegrade wachsenden Indigo bereitet wird.

Diese Farbe ist weder im Wasser noch in der Sonne zu bleichen und wäre daher unseren Manufacturisten auf das dringlichste zu empfehlen, zumal auch der Preis ein billiger ist.

Papiererzeugniss.

Von sehr grosser Wichtigkeit ist in Japan auch die Papierfabrikation, weil sie Producte liefert, die in unendlicher Mannigfaltigkeit sowohl im geistigen als auch im materiellen Leben des Volkes eine grosse Rolle spielen.

Dieser Industriezweig ist dort zu einem seltenen Grade der Vollkommenheit gebracht worden, wozu das reiche, im Lande in Ueberfluss wachsende Material wohl das Meiste beigetragen hat.

Der Faserstoff zur Papiererzeugung wird nicht wie bei uns hauptsächlich aus Hadern, sondern aus einer grossen Zahl vegetabilischer Gewächse entnommen.

Die wichtigsten davon sind:

Der Papiermaulbeerbaum *(Broussonetia papyrifera)*, in der Landessprache *Kadsi* genannt, die Papierblumen *(Xerantheum annuum)*, die jungen Sprossen des Bambus *(Bambusa arundinacea)*, diverse Nesselarten und die Rinde des *Morus papyriferus*. Daraus wird Papier in einer solchen Mannigfaltigkeit erzeugt, dass viele Behörden und Bankinstitute ihre besonderen Gattungen haben, die in Farbe und Qualität von einander leicht zu unterscheiden sind. Die Specialitäten sind so zahlreich, dass es sogar eine gibt, die bloss für *Water-closets*

berechnet ist und sich durch Weichheit und Zähigkeit auszeichnet.

Es ist daher nicht zu verwundern, dass in jenem Lande, wie in keinem anderen auf der Erde, das Papier zu den verschiedensten, selbst unglaublichsten Zwecken eine passende Verwendung findet.

Wenn man in Japan Magazine und Werkstätten besucht, fällt man von Ueberraschung zu Ueberraschung durch die Entdeckung zahlloser Gegenstände, deren Hauptbestandtheil Papier ist. Es würde wahrlich den Leser zu sehr ermüden, wenn wir all die papierenen Objecte anführen wollten, welche wir in der permanenten Industrie-Ausstellung zu Tokio zu sehen Gelegenheit hatten. Wir erwähnen davon nur der Hauptsache nach:

Erzeugnisse aus Papier.

Fächer, Sonnen- und Regenschirme, Gürtel und Laternen.

Mützen und Hüte, Leib-, Tisch- und Bettwäsche, Spitzen, Vorhänge, Herren- und Damen-Anzüge.

Fussteppiche, Bett-, Kamin- und Fensterschirme.

Schmuckkästchen, Bronze-Imitationen, wie Leuchter und Candelaber etc.

Früchte, Blumen, Thiere, Figuren aller Art.

Haus-, Salon-, Küchen- und Garten-Utensilien.

Möbel, Täfelwerke, Carniessen und andere architektonische Ornamente.

Asphaltirte Dachpappe, prachtvolle, solide Kioske aus stark gepresstem und mit Oel getränktem Papiermaché, ebenso auch elegante Palankins und kleine Boote. Alle diese Artikel sind praktisch und durchgehends von vortrefflicher Arbeit. Da hat man wohl mit Recht reichlichen Stoff, vom papierenen Zeitalter zu reden!

Die Spielwaaren-Erzeugung hat durch ihre Massenhaftigkeit und Mannigfaltigkeit eine grosse Bedeutung.

Das Spielzeug bildet bei der japanischen Kindererziehung einen wichtigen Factor und hat bei vielen Eltern eine so grosse Bedeutung, dass sie bei der Auswahl desselben sehr besonnen und gewissenhaft zu Werke gehen.

Es ist in der That keineswegs in Abrede zu stellen, dass durch ein zweckmässig gewähltes Spielzeug in den

jugendlichen Geistern Ideen erzeugt, Charakterzüge angeregt werden können, die oftmals auf den künftigen Lebensberuf einen mächtigen Einfluss haben.

Zu diesem Behufe werden jährlich in allen Städten und Flecken des Reiches zwei grosse Jahrmärkte abgehalten, bei welchen am vierten Tage des vierten Monats (4. Juni) nur Spielzeuge für Mädchen und am fünften des fünften Monates (5. Juli) bloss solche für Knaben verkauft werden.

Handel und Wandel.

Der Ausfuhrhandel beschränkt sich auf die folgenden Artikel: Reis, Thee, Seiden-Cocons, Rohseide und Gewebe davon, Baumwolle, Kupfer, Zinn, Stahl, Lack-, Bronze- und Porzellanwaaren und verschiedene Kunstgegenstände und Antiquitäten.

Im Jahre 1875 betrug die Ausfuhr von:

Rohseide	15	Millionen fl. ö. W.
Cocons	1	" " "
Raupeneiern	4	" " "
Thee	16	" " "
Kupfer	3	" " "
Diversen	9	" " "
	48	Millionen fl. ö. W.

und die Einfuhr von:

Baumwollwaaren . .	22	Millionen fl. ö. W.
Wollwaaren . . .	8	" " "
Reis, Kaffee, Zucker etc.	9	" " "
diversen Metallen . .	2	" " "
verschiedenen Waaren	7	" " "
	58	Millionen fl. ö. W.

Die Einfuhr-Artikel der Grösse des Betrages nach sind:

Tuch- und Manufacturwaaren,
Glaswaaren,
Leder- und Schuhwaaren.
Fertige Kleider,
Schwarze runde Filzhüte,

Chemikalien,

Physikalische und optische Instrumente etc.

Wollene Kleiderstoffe sind bei dem grossen, plötzlichen Veränderungen unterworfenen Klima und den rauhen Wintern von hervorragender Bedeutung. Da Japan keine Wolle erzeugt, so ist es in dieser Beziehung auf das Ausland angewiesen.

Die grossen ausländischen Tuch- und Manufactur-Waarenlager in Yokohama legen davon Zeugniss ab.

Die Lieferanten dieser Artikel sind gegenwärtig nur jene europäischen Nationen, welche mit Japan eine regelmässige Dampfschiff-Verbindung unterhalten. Doch haben die Japaner auf den Weltausstellungen auch von dem grossen Werthe der österreichischen Erzeugnisse Notiz genommen.

Es war 1876 in Philadelphia, als wir einen jungen Deutschen kennen lernten, welcher der österreichisch-ungarischen Ausstellungscommission zugetheilt war. Zu unserer Ueberraschung trafen wir ihn $1\frac{1}{2}$ Jahre später wieder in Yokohama. Wie wir vernahmen, war er im Auftrage einiger österreichischer Manufacturisten dorthin gesandt worden, um den Platz zu studiren und Geschäftsverbindungen einzuleiten. Er war eine sehr thätige und einnehmende Persönlichkeit und mit allem Eifer bestrebt, sich seiner Aufgabe gewissenhaft zu entledigen. Wir hörten daher kurz vor unserer Abreise mit vielem Interesse, dass er in Verbindung mit einer bedeutenden dortigen Firma nahe daran war, mit der japanischen Regierung einen Contract auf Tuchlieferung abzuschliessen, in Folge dessen über Jahr und Tag die ganze nach europäischer Schablone uniformirte japanische Armee in österreichische Tuche gekleidet sein sollte. Wir müssen bedauern, dass uns keine weiteren Nachrichten über die weiteren Verhandlungen in dieser interessanten Angelegenheit mehr geworden sind. Vielleicht hat auch die kritische finanzielle Lage des Staates dem angebahnten Geschäfte einen Strich durch die Rechnung gemacht.

Glaswaaren. Die Einfuhr derselben ist in beständiger Zunahme begriffen. Man findet davon in Yokohama und Tokio namhafte Niederlagen. Diejenigen, die aus Oesterreich stammen, sind durch ihren gefälligen Styl und ihre geschmack-

volle Ausstattung von den übrigen leicht zu unterscheiden und erfreuen sich einer allgemeinen Beliebtheit. Das ausländische Glasgeschäft wird sich mit der zunehmenden Civilisation auch vergrössern und zwar um so sicherer, als es im Lande keine Glasindustrie gibt, noch eine geben wird, weil die Materialien dazu nur in einem unzureichenden und wenig qualificirten Zustande vorhanden sind.

Leder. Der Werth, die Wichtigkeit und die Unentbehrlichkeit dieses Artikels wird von Jahr zu Jahr mehr erkannt.

Noch nicht vor langer Zeit war dasselbe, weil es von den Parias zubereitet wurde, ein Gegenstand der Verachtung und des Abscheues, namentlich von Seite der Damen. Seit es aber beim Hofe Anerkennung gefunden und zu der Ehre gekommen ist, dass die Füsse der gesammten Armee in dasselbe gekleidet werden, hat das blinde Vorurtheil den Todesstoss erhalten. Da das Land, wie schon früher erwähnt, einen grossen Mangel an geeigneten Thierhäuten und Fellen hat und auch keine bemerkenswerthen Gärbereien besitzt, so ist dem ausländischen Leder eine gute Zukunft zu prophezeien. Nicht minder gilt dies auch für fertige Schuhwaaren und Kleider. Schon jetzt gehört es bei allen gebildeten Leuten zum guten Tone, in europäischen Anzügen herumzugehen. Man weiss, welche proselytenmachende Tyrannin die Mode ist, als dass sich nicht voraussehen liesse, wie sie nach und nach auch das japanische Nationalcostüm verdrängen wird. Vorläufig ist es der runde, schwarze moderne Filzhut, der fast überall Eingang gefunden hat und den die Männer auch zu ihrer Nationalkleidung tragen.

Chemische Producte aller Art zu technischen, medicinischen und künstlerischen Zwecken sind überaus stark verlangt und werden in kolossalen Partien meist von England eingeführt. Besonders wichtig davon sind jene Artikel, die zur Photographie nothwendig sind, welche Kunst in Japan einen ganz besonderen Aufschwung genommen und grosse Popularität erreicht hat.

Physikalische und optische Gegenstände und Instrumente finden in Schulen, Instituten, Lehranstalten, als auch in Privathäusern einen guten Abgang. Der Werth der ein-

geführten Gegenstände macht jährlich einen namhaften Betrag aus.

Der gesammte Importhandel wird nur durch ausländische Kaufleute betrieben, von denen der grösste Theil in Yokohama etablirt ist. Die Deutschen nehmen durch ihre Activität und Solidität eine sehr geachtete Stellung ein und besitzen eine mächtige Stimme im Rathe der Colonie.

Die meisten Importeure sind vor dem letzten Bürgerkriege durch glückliche Unternehmungen zu ansehnlichem Vermögen gekommen. Eine speculative Idee war es auch, dass sie junge Japaner in ihre Geschäfte aufnahmen, wodurch einerseits die Principale unter den Eingebornen an Popularität gewannen, während andererseits die jungen Leute Gelegenheit fanden, sich mit den europäischen Handelsprincipien bekannt zu machen und sich in fremden Sprachen zu üben.

Die Japaner haben im Allgemeinen die guten Eigenschaften, dass sie treu, verschwiegen, fleissig, unternehmend, dankbar und gutherzig sind. Sie sind sehr gewandte Kaufleute, die mit den Zeitverhältnissen zu rechnen und jede günstige Gelegenheit auf das beste auszunützen verstehen. Wir glauben, dass keine andere Nation von der Wiener Weltausstellung so grosse Vortheile gezogen, als sie, indem sie in Tokio eine beständige Industrie-Ausstellung gründeten und auf vielen Plätzen des Reiches Gewerbe-Museen errichteten. Der Name Wien hat bei den Japanern die besten Erinnerungen zurückgelassen.

Wenn das Land nicht von dem grossen Unglücke des Bürgerkrieges betroffen worden wäre, würde es gegenwärtig mit den inneren und äusseren Handelsverhältnissen viel besser stehen.

Dieses bedauerliche Ereigniss hat dem Handel tiefe, schwer zu heilende Wunden geschlagen, indem es den Nationalreichthum stark beschädigt, die Finanzen des Staates zerrüttet, einen grossen Theil seiner Einnahmsquellen auf lange Zeit zum Versiegen gebracht und seinen Credit im Auslande untergraben hat. Aber was noch schlimmer ist, es hat das Volk misstrauisch und unzufrieden und bis zu einem hohen Grade charakterlos und unverlässig gemacht, so dass sich gegenwärtig die ausländischen Kaufleute nur

mit der allergrössten Vorsicht mit ihnen in Geschäftsverbindungen einlassen können. Dasselbe gilt auch in Transactionen mit der Regierung.

Während unserer Anwesenheit in Japan, als gerade der Krieg am heftigsten wüthete und von ängstlichen Gemüthern stündlich die Nachricht über die gänzliche Niederlage der Truppen des Mikado erwartet wurde, kam ein Regierungscommissär mit einem sehr bedeutenden Auftrage auf Kriegsmunition zu einem uns bekannten englischen Importeur, Herrn N. Es wurde hierüber nach England telegraphirt, aber die Unterhandlungen blieben ohne Erfolg, weil der Auftraggeber keine genügende Deckung darzubieten vermochte und kein Bankinstitut sich fand, welches die Garantie für die Regierung übernehmen wollte.

Glücklicherweise trat bald darauf für die Regierung der günstige Fall ein, dass die Insurgenten plötzlich ihres Führers *(Saigo)* beraubt wurden, worauf der Krieg auf einmal ein Ende nahm.

Seit jener Zeit der schweren Noth ist das allgemeine Vertrauen des Landes nicht wieder hergestellt worden. Das Volk murrt und seufzt unter der schweren Last der Abgaben, ohne eine Aussicht auf baldiges Besserwerden zu haben. Man laborirt und probirt eben Alles, ohne bis *dato* ein radicales Mittel zur Hebung der Uebelstände gefunden zu haben. Die Regierung ist auf der Suche nach neuen Einnahmsquellen und ist gerne bereit, Concessionen zur Eröffnung und Ausbeute von Bergwerken zu verleihen; aber die neuesten montanistischen Untersuchungen amerikanischer Fachmänner finden diese Unternehmungen viel zu problematisch, als dass die grossen ausländischen Finanzinstitute geneigt wären, das nöthige Geld dazu herzugeben. Hiezu kommt noch, dass die Regierung mit retrograden Tendenzen liebäugelt und die den Ausländern eingeräumten Privilegien zu verkürzen sucht. So z. B. steht nach neueren Verfügungen den ausländischen Kaufleuten unter keinerlei Umständen das Recht zu, eingeborne Schuldner zur Entrichtung ihrer Verpflichtungen zu zwingen, oder ihr Vermögen in Beschlag zu nehmen. Nachdem die ersteren das betreffende Gesetz dadurch zu umgehen suchten, dass sie Japaner zu Geschäftstheilhabern

Druck auf die Fremden.

aufnahmen, wurde diesen sogleich auf das stricteste verboten, sich mit ausländischen Firmen zu associiren. Dieser Zustand hat schon manche Europäer veranlasst, Japan für immer zu verlassen.

Glucklicherweise ist die Missgunst gegen die Ausländer keine allgemeine und kommt nur von etlichen Persönlichkeiten her, die dermalen an der Spitze der Verwaltung und Gesetzgebung stehen und das Wohlbefinden der Fremden mit schelsüchtigen Augen betrachten. Es ist eine allgemeine Erfahrung, dass, wenn man sich in einem fremden Lande Vermögen und Ansehen erworben, es Leute gibt, die Einen darum beneiden. Man braucht sich desshalb nicht zu grämen, wenn man auch in Japan davon keine Ausnahme macht. Habsucht und Egoismus gehören auch zu den Schwächen der Japaner, bei denen es als eine angeborne Maxime gilt, dass Nehmen seliger ist als Geben.

Zu den allgemeinen Eigenschaften, welche die Japaner zur Schau tragen, gehören die grosse Sinnlichkeit, die leichte Erregbarkeit, die leidenschaftliche Speculationssucht und die grenzenlosen Marotten, für welche sie mitunter grosse Summen ausgeben.

Da der Reis einen allgemeinen Handelsartikel bildet, so speculirt fast jedermann mit demselben. Wenn nun aber durch eine Reihe von aufeinanderfolgenden guten Ernten die Preise stabil werden, dann nehmen sie in den Bereich ihrer Speculation auch jeden anderen Artikel auf, von welchem sie etwas zu profitiren hoffen.

Einer unserer Bekannten in Yokohama z. B. liess sich auf seinem eigenen Handelsschiffe von England ein Paar Zuchtschweine kommen, welche sich während der langen Reise um etliche Stücke vermehrten. Kaum dass dieses bekannt war, lief auch schon ein Japaner mit der Frage zu ihm, ob er ihm nicht eines der Spanferkel verkaufen wolle und bot ihm dafür 10 Yen = 20 fl. ö. W. Gleich darauf erschien ein anderer in derselben Angelegenheit und offerirte dafür 15 Yen, und so ging es schnell hintereinander fort, bis der Preis 25 Yen erreichte. Auf die Weise wird auch in ausländischen Hühnern, Hunden, Kaninchen und Rosen etc. speculirt. Da diese Marotten meist in eine leidenschaftliche Manie ausarten, so fanden sich die

Behörden veranlasst, dem Unwesen durch ein Verbot Schranken zu setzen. Auch hierüber glaubten die Zeloten den Ausländern die Schuld beimessen zu sollen, weil sie durch die Importation solcher Objecte das Volk zu unsinnigen Speculationen verleiten. Aus diesem lächerlichen Vorwurfe ist zu lernen, dass derjenige, der Streit sucht, leicht eine Ursache dazu findet.

Die besseren Classen des Volkes sind den Neckereien abhold und wünschen, dass diesem Zustande ein baldiges Ende bereitet werde. Man fürchtet von den kurzsichtigen, lichtscheuen Politikern nur, dass sie eines Tages nicht auch die von den Fremden in's Leben gerufenen Schulen angreifen, um bei diesen die Hebel zu ihren retrograden Bestrebungen anzusetzen. Doch so lange in den Schulen der Jugend nützliche Kenntnisse, Aufklärung und die Grundsätze einer vernünftigen Freiheit unverkümmert gelehrt werden dürfen, hat es mit den retrograden Bestrebungen keine Gefahr, denn gute Schulen und eine gebildete, patriotisch erzogene Jugend versprechen dem Lande eine glückliche Zukunft.

Schulen.

Von den neuen Schulen, den Pflanzstätten des modernen Geistes, der europäischen Wissenschaften, Bildung und Humanität, ist ein grösserer, besserer socialer Umschwung zu gewärtigen, als bis *dato* durch politische Experimente erreicht worden ist.

Mit dem Schulwesen nimmt man es gegenwärtig in Japan sehr genau und gewissenhaft. Dasselbe ist so vortrefflich und praktisch organisirt, dass es schwerlich irgendwo in Europa besser der Fall ist. Namentlich verdient die Volksschule einer eingehenden Erwähnung. Die Schulpflicht ist allgemein. Die Kinder beiderlei Geschlechtes müssen beim Eintritt in die Schule die Kenntniss des *Irowa,* d. i. des aus den 40 Grundlauten bestehenden Alphabetes, mitbringen, das ihnen gewöhnlich schon von ihren Müttern beigebracht wird. Bei den Knaben erstreckt sich der Unterricht auf Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Physik und Geschichte des Landes, Zeichnen und in neuester Zeit auch Gymnastik. Bei den Mädchen kommt zum Lesen, Schreiben und Rechnen

noch der Unterricht in Handarbeiten, Führung des Hauswesens, Pflege der Kinder, Bedienung bei der Tafel, Singen, Musiciren und Tanzen hinzu, ohne welch' letzteren die Erziehung einer japanischen Frau nicht vollständig wäre. Lesen, Schreiben und Rechnen wird den Kindern nach den besten europäischen Methoden beigebracht, wozu zahlreiche illustrirte Bücher recht nützliche Dienste leisten. Alle Volksbücher sind mit hirokanischen, d. i. vereinfachten japanischen (Nippon) Schriftzeichen (eine Art Stenographie) gedruckt. Das Schreiben findet mittelst Tinte und Pinsel auf Papierrollen statt. Man schreibt so lange von oben nach unten, bis das Schriftstück vollendet ist und reisst es hernach ab. Wenn es sich darum handelt, kräftige Lapidarbuchstaben auf das Papier zu malen, dann wird auch mitunter der Finger statt des Pinsels zu Hilfe genommen. Bei der allgemeinen Correspondenz stehen gleichfalls auch die Hirokana-Buchstaben in Gebrauch.

Beim Rechnen bedient man sich einer mechanischen Vorrichtung, des sogenannten Rechenbrettes, welches wegen seiner Einfachheit seit langer Zeit auch in Russland allgemein in Gebrauch gekommen ist.

In höheren Schulen und beim Drucke wissenschaftlicher, literarischer und belletristischer Werke bedient man sich der Kata-kana'schen, d. i. einer vereinfachten Art der chinesischen Schriftzeichen. Mitunter werden aber Bücher mit rein chinesischen Buchstaben gedruckt. Die Veranlassung hierzu ist keine andere, als warum manche deutsche Bücher mit lateinischen Lettern gedruckt werden.

Die höheren Schulen sind ganz nach deutschem Modelle organisirt. Man geht in der Nachahmung derselben so weit, dass selbst die Programme der Lehrgegenstände nicht ausser Acht gelassen werden. Ein ganz besonderes Gewicht wird auf das gründliche Studium der fremden Sprachen gelegt, von welchen die englische, die deutsche und die französische absolut vorgeschrieben sind. Jede dieser drei Sprachen wird von einem nationalen Professor gelehrt. Jeder Schüler ist verpflichtet, eine dieser Sprachen zu erlernen. Wenn eine Familie mehrere Söhne besitzt, so ist es Gebrauch, dass jeder von ihnen eine andere fremde Sprache erlernt.

Als wir einstens in einem Hause ein Empfehlungsschreiben überreichten und sehr freundlich empfangen wurden, machte der Pater familias den Antrag, uns einen seiner Söhne als Führer durch die Stadt zu geben und frug, welcher der europäischen Hauptsprachen wir den Vorzug einräumten. Nachdem wir ihm unsere Nationalität bekannt gegeben, bestimmte er selbstgefällig seinen jüngsten Sohn zu unserem Begleiter, weil er des Deutschen kundig sei.

Im Malen und Zeichnen nach europäischer Art leisten die Japaner sehr wenig, denn es fehlt ihnen der Sinn für Schattirung und Perspective. Es hat fast den Anschein, als ob die Construction ihrer ovalen Augen sie am regelrechten Sehen verhinderte. Im Caricaturzeichnen sind sie aber wirklich geschickt und verstehen ihre Bilder mit viel gesundem Witz und Humor zu beleben.

Die Zahl der in Japan erscheinenden Zeitungen ist in beständiger und starker Zunahme begriffen. In Tokio erscheinen allein deren 50 in der Landessprache. Unter diesen figurirt auch eine Handelszeitung, die ausser den gewöhnlichen commerciellen und financiellen Nachrichten auch regelmässig ein Bulletin des Zollamtes von Yokohama publicirt, in welchem alle vom Auslande angekommenen Waaren und deren Eigenthümer verzeichnet sind. In Yokohama erscheinen ausser einigen englischen und französischen auch eine deutsche Zeitung.

Die Japaner, wenngleich sie unter sich in Abstammung, Sprache und Sitten verschieden sind, *) besitzen doch viel Vaterlandsliebe und Schwärmerei für die Zusammengehörigkeit ihrer Inseln.

Der echte japanische Typus ist nur auf der Insel Nippon zu finden. Dort sieht man die schönsten und niedlichsten Frauen dieser Menschenrace. Sie gleichen sich alle mehr oder weniger, aber insgesammt kommen sie in der kleinen üppigen Figur, den lachenden Gesichtern, den markirten Nasen, länglichen dunklen Augen, schwarzen Haaren und in der weissen rothangehauchten Gesichtsfarbe überein.

*) Im Norden des Reiches leben *Ainos,* d. i. Wilde, in der Mitte die eigentlichen Japaner und im Süden Leute von malayscher Abstammung.

Auch unter den Männern erkennt man immer dasselbe Geschlecht mit seinem lebhaften Temperamente, seinem geistigen, stolzen Wesen, seinem Leichtsinn, seiner Sorglosigkeit, seiner Vergnügungssucht, seinen grossen Fähigkeiten und seinen berechneten Absichten und Zielen. Von woher mag wohl dieses Volk gekommen sein?

Manche sind der Meinung, dass die Japaner von den Chinesen herstammen. Es ist wahr, dass im mittleren Zeitalter die ersteren viel von den socialen und politischen Einrichtungen der letzteren annahmen und sich die Schätze ihrer Civilisation aneigneten, doch blieben sie zu ihrem Glücke in ethnologischer, physischer und moralischer Beziehung von jeder weiteren Amalgamation befreit.

Die Japaner sind viel behendiger, offenherziger, zugänglicher und frugaler und treiben weniger Luxus in ihren Wohnungen und bei ihren Gastereien als die Chinesen.

Sitten und Gebräuche.

Wir haben kein anderes Volk auf der Erde kennen gelernt, welches so viel Sinn für Unterhaltung und gesellige Vergnügungen hegt, wie die Japaner. Diese werden von einem so glücklichen Temperamente beherrscht, dass sie auch bald dem Unglücke die heitere Seite abzugewinnen verstehen. Lachen und Scherzen verlassen sie nie, bis der Tod erscheint und der Maskerade des Lebens ein Ende macht. Ueberall, am Herde der Familie, auf den Strassen, bei öffentlichen Zusammenkünften, ja selbst bei religiösen Festen hat heiterer Sinn und Fröhlichkeit die Oberhand.

In dem fremden Ankömmling entsteht daher schier die Meinung, dass das Land ein Sanssouci sei und dass Kummer und Sorge aus demselben verpönt seien.

Theater.

Besonders heiter geht es bei Volksfesten und in den Theatern zu. Diese sind entweder offene, auf freien Plätzen errichtete Bretterbuden, vor welchen das Volk steht und abwechslungsweise dem Spiele des Königs Jocus und dem Wüthen, Toben und Bramarbasiren des Krampus zuschaut, oder Schaubühnen in geschlossenen Räumen nach unserer Art, nur mit dem Unterschiede, dass sich unter den darstellenden Künstlern keine

Frauen befinden. Der Anstand verbietet in Japan den Frauen das Auftreten auf der Bühne, ihre Rollen werden daher durch Knaben substituirt.

Der Zweck der theatralischen Vorstellungen ist, das Volk moralisch zu bilden, desshalb liegt allen Stücken die Tendenz zu Grunde, dass Laster und Verbrechen stets ihre Strafe finden.

Die von der vornehmen Welt besuchten Theater haben meist drei Logenreihen, deren erste nur von der Elite junger lediger Damen eingenommen wird, die auch in jenem Lande die Kunst verstehen, durch feine Toiletten die Aufmerksamkeit der Männerwelt auf sich zu lenken und ihre Blicke zu fesseln.

Die theatralischen Vorstellungen beginnen meist um 10 Uhr Vormittags und dauern bis 10 Uhr Abends. Die Zwischenacte werden durch Musik ausgefüllt. Auch wird während derselben gegessen und getrunken. Es gibt sogar Stücke, deren Aufführung zwei bis drei Tage in Anspruch nimmt (ganz in der Art unseres grossen Meisters Richard Wagner). Aus diesem lässt sich ermessen, welch' passionirte Theaterliebhaber die Japaner sein müssen.

Diverse Gebräuche.

Die Japanerinnen, wenn sie aus den Kinderjahren herausgetreten, sind meist schon complete Frauen in jeder Hinsicht. Wie wir schon früher mitzutheilen Gelegenheit hatten, wird bei der Erziehung der Mädchen ganz besonders dahin gewirkt, dass sie zu vollkommenen Hausfrauen ausgebildet werden. Sie dürfen aber dabei keineswegs der Nationalliteratur unkundig sein, die, nebenbei gesagt, manche berühmte weibliche Verfasserin aufzuweisen hat. Die Eigenschaften tüchtiger Hausfrauen verstehen sie in einem solchen Grade zu prakticiren, dass sich im Hause ein wirklicher Comfort und eine wahre Gemüthlichkeit ohne ihre Anwesenheit gar nicht denken lässt.

Ueberall begegnet man ihrem emsigen Walten, ihren klugen Anordnungen und ihrer liebevollen Fürsorge. Heiterkeit und rosenfarbener Humor sind ihre steten Begleiter, die sie auch bei den anstrengendsten Arbeiten nicht verlassen. Dabei ist es ein höchst seltenes Ereigniss, dass sie gegen die Ehrlichkeit, Ehrbarkeit und Bescheidenheit ver-

stossen. Die Pflege des Hauswesens kann daher kaum besseren Händen anvertraut werden.

Dieses praktische und nützliche Erziehungssystem hat im ganzen Orient nicht seines Gleichen, nur in der höheren Töchterschule zu Punahù bei Honolulù bemerkten wir, dass Mädchen nach ähnlichen Grundsätzen erzogen werden.

Mit dem 14. Jahre haben in Japan die Mädchen ihre Erziehung vollendet und dann werden sie in die Gesellschaft eingeführt und wenn sich eine passende Partie findet, auch sogleich verheiratet.

Sehr oft werden die Mädchen so wie in Indien schon in ihrer zartesten Jugend verlobt. Die Hochzeit findet ohne Vollziehung irgend einer kirchlichen Ceremonie statt. Die Vorführung diverser allegorischer Zeichen und Figuren, aus denen die Eltern und Verwandten der angehenden Frau die Pflichten des Ehestandes erklären, und die Vorlesung der contractlichen beiderseitigen Abmachungen vertreten die Stelle der kirchlichen Ceremonien. Hierauf folgt ein heiteres Festmahl, nach welchem die junge Frau den Namen des Mannes annimmt und ihm in das Haus seiner Familie folgt. Wenn aber das junge Ehepaar bei den Eltern und der Familie der Braut ihren Wohnsitz aufschlägt, so muss der Mann auch ihren Namen annehmen.

Zur Erinnerung an dieses freudige Ereigniss wird ein Bäumchen gepflanzt, welches von da an als Familienheiligthum und als Aufenthalt des häuslichen Schutzgottes betrachtet wird.

Eine Woche nach der Hochzeit veranstalten die beiderseitigen Verwandten ein solennes Fest, nach welchem sich die junge Frau als Zeichen, dass sie sich von nun an nur ganz ihrem Manne widmen will, die Augenbrauen rasirt und die Zähne mittelst Betels schwarz färbt, eine Ceremonie, der sich unsere europäischen Damen wohl schwerlich unterwerfen würden, um ihre Männer der aufrichtigsten Zuneigung und Treue zu versichern.

Die Polygamie ist zwar in Japan noch nicht abgeschafft, doch kommt sie von Jahr zu Jahr mehr ausser Gebrauch, weniger aus moralischen als ökonomischen Rücksichten. Wenn

sich aber ein Ehemann auch Concubinen hält, so stehen sie alle unter dem Regimente seiner rechtmässigen Frau, welcher im Innern des Hauses grosse Rechte zugemessen sind. Trotzdem darf sie sich aber über die Untreue ihres Mannes nicht beklagen, noch viel weniger auf eine Scheidung antragen. Ein derartiger Antrag steht nur dem Manne zu und zwar, wenn er seiner Frau einen triftigen Vorwurf über Unfolgsamkeit, Unfruchtbarkeit, Ehebruch, Diebstahl, Eifersucht und Hysterie machen kann.

Frauenspersonen, denen ein convenabler Ehebund nicht beschieden ist, müssen, wenn sie nicht reichen Familien angehören, darnach trachten, ihren Lebensunterhalt auf irgend eine Weise zu verdienen.

Die meisten dieser Wesen unterhalten zärtliche Bekanntschaften, arbeiten und sparen unaufhörlich, um möglichst bald einen eigenen Herd gründen zu können. So gross auch die Zuneigung und die Anhänglichkeit ist, die sie für ihre Verehrer hegen, ebenso tief und tödtlich ist auch der Hass und die Verachtung, die sie gegen einen abtrünnigen Liebhaber an den Tag legen. Wenn sich ein Mädchen von der Untreue ihres Geliebten überzeugt hat, dann wallfahrt sie so lange zum heiligen Familienbaum, bis ihr Schmerz nachgelassen und die Zeit die Wunde geheilt hat. Hierauf begibt sie sich an einem gewissen Tage zu mitternächtlicher Stunde in weissen phantastischen Kleidern und fliegenden Haaren, einen Spiegel und ein Strohmännchen in den Händen, zum heiligen Baume, nagelt es an denselben an und setzt es in Brand. Dadurch hat die alte Rechnung ihren Abschluss gefunden.

Ein solcher *in effigie* Verbrannter hat die Achtung der Frauen für lange Zeit verloren.

Andere junge Mädchen, die an der Arbeit keinen Gefallen finden, lassen sich in einem der zwei grossen Nonnenklöster zu Kioto oder zu Kamakura incorporiren, um wie in Russland müssig gehend und bettelnd das Land durchstreifen zu dürfen. Für das Recht der Angehörigkeit haben sie ihren Klöstern von den erbettelten Summen einen jährlichen Tribut zu entrichten.

Das grösste Contingent für Bettelnonnen *(Bikunis)* liefern die Priesterfamilien, die sich, sowie auch anderwärts, einer recht zahlreichen Nachkommenschaft erfreuen und sich mit Recht brüsten können, die schönsten Töchter des Landes zu haben. Es ist eine gute Speculation, sie im Gewande der Nonnen betteln gehen zu lassen, wohl wissend, dass Schönheit bestrickt, die Freigebigkeit erweckt und den Geldbeutel öffnet. *Bikunis und Dschamados.*

Wohl müssen sie sich den Vorschriften des Ordens unterziehen und sich die Kopfhaare abrasiren lassen; sie wissen aber den Verlust derselben durch Perrücken und verschiedenen anderen Kopfputz zu ersetzen. Im Uebrigen gehen sie wie die anderen Frauen des Landes reinlich gekleidet und sind in ihrem Wesen weder frech noch zudringlich.

Gegen freigebige Reisende sind sie liebenswürdig und galant und gehen mit der Schaustellung ihrer Reize, soweit es der Anstand erlaubt, nicht besonders sparsam um.

Die meisten Priester und Bettelmönche *(Dschamados)* wählen wieder ihre Frauen aus dem Heere der Bikunis und auf diese Weise ist auf das beste Sorge getragen, dass die Bettelorden in Japan nicht aussterben.

Eine andere Art nichtsnutziger Herumtreiber und Landstreicher sind die Samurais. Diese sind alte fanatische, im Dienste der früheren Daimios gewesene Söldlinge, die nach alten, gegenwärtig aber abgeschafften Privilegien das Recht hatten, zwei Schwerter zu tragen. Ihrer sind nicht mehr viele übrig und die, welche noch existiren, lässt man um ihrer früheren Verdienste willen ruhig absterben. Samurais.

Sie ziehen stolz wie alte spionirende Gendarmen im Lande umher und leben von den Tischen und Taschen des Volkes. Sie hegen einen ausgeprägten Widerwillen gegen alle neuen staatlichen Einrichtungen und eine tödtliche Feindschaft gegen alles Ausländische. Es ist nicht gut, mit ihnen in einen Conflict zu gerathen, denn sie sind alle Raufbolde, die in jedem Augenblicke bereit sind, vom Leder zu ziehen. Als wir einmal in Gesellschaft eines Engländers und eines europäisch gekleideten jungen Japaners einen Ausflug in die Umgebung Yokohamas machten, begegneten wir zufällig einem solchen Samurai. Dieser blieb stehen, betrach-

tete mit wüthenden Blicken seinen Landsmann und sagte: „Warum trägst du solch' verfluchte Kleidung? Du bist ja doch ein Japaner, denn ich erkenne dich an deinem Gesichte.“ Bei diesen Worten hatte er auch schon sein Schwert aus der Scheide gerissen, um auf ihn einzuhauen. Wir hatten alle Drei vollauf zu thun, um den Wüthenden zu entwaffnen.

Bei einer ähnlichen Gelegenheit wurde vor einigen Jahren der deutsche Consul Haber in Hokodade von einem Samurai angefallen und ermordet.

Seit diesem Falle werden sie wohl ein bischen schärfer beaufsichtigt, aber es verstreicht doch kaum ein Monat, ohne dass sie durch ihre Trunksucht und ihr rohes Gebaren nicht von sich reden machen. Es wird nicht mehr lange dauern und das Land wird auch von diesem Ueberreste der alten Zeit und dem wilden hie und da noch vorkommenden barbarischen Gebrauche gesäubert sein, dessen Anblick, ja selbst schon der Gedanke daran die gebildete Welt mit Abscheu und Entsetzen erfüllt. Wir meinen das Harakiri oder das Bauchaufschlitzen, welches zwar seit mehr als einem Decennium verboten ist, aber unter den Anhängern der sogenannten guten alten Zeit sowohl in Ehrensachen, als auch nach stattgehabten Verbrechen noch immer freiwillig an sich selbst prakticirt wird. Wir liessen uns hierüber eine drastische Geschichte erzählen.

Harakiri.

Eine vornehme Dame wurde während der Abwesenheit ihres Gemahles von einem seiner Freunde besucht und durch List und Gewalt zum Falle gebracht. Sie ertrug ihre Schande stillschweigend bis zur Rückkehr ihres Gatten, den sie liebevoll, aber mit einer gewissen Traurigkeit und Zurückhaltung empfing. Auf sein Drängen, ihm über ihren veränderten Gemüthszustand Aufschluss zu geben, sagte sie, dass sie ihm morgen, wenn die Bekannten und Freunde des Hauses sich zum Mittagsessen einfinden werden, die gewünschte Aufklärung geben werde.

Nachdem nun Alle versammelt und das Mahl vorüber war, legte sie öffentlich ihr Geständniss ab und bat ihren Mann, sie an dem Urheber ihrer Schande zu rächen. In demselben Augenblicke zog sie einen Dolch hervor, stiess

sich ihn in die Brust und sank todt nieder. Während die ganze Gesellschaft, unter der sich auch der Verbrecher befand, vom Entsetzen ergriffen war, zog sich dieser in eine Ecke des Saales zurück, kniete nieder und schlitzte sich durch einen Kreuzschnitt den Bauch auf. Einer der Freunde des Unglücklichen machte dann dem blutigen Drama ein Ende, indem er sein Schwert zog und ihm den Kopf abhieb.

Die Kunst des Harakiri wurde früher in denselben Schulen, in welchen gegenwärtig europäische Wissenschaft gelehrt wird, auf das gründlichste explicirt und die Ausübung desselben den jungen Männern bei vorkommenden Fällen als ritterliche Tugend empfohlen.

„*Tempora mutantur, et nos mutamur in illis!*"

Religion.

Durch die Schilderung der Sitten und Gebräuche werden wir *nolens volens* zu einigen Bemerkungen über die in Japan herrschenden Religionen veranlasst.

Die erste Religion hat ihren Ursprung in der Mythologie. Dieser zu Folge erhob sich einstens aus dem Chaos, wie die Sonne in ihrem Glanze aus dem Meere emporsteigt, der höchste, allmächtige, allwissende und allgütige Gott durch eigene Kraft, um in dem obersten Himmel seinen herrlichen Thron aufzuschlagen.

Da er aber in seinem Wesen viel zu erhaben ist, als dass er je von irgend einem irdischen Geschöpfe erblickt werden durfte, so schuf er sich sechs Nebengötter und 492 Kami, d. i. Heilige, Fürbitter, Vermittler, Helden, mittelst welchen er mit der Welt in beständigem Verkehre steht.

Aus diesem Mythos entstand der Sin-Syn oder Götterglaube, der bis zur Stunde noch als Sinto-Religion existirt und Staatsreligion ist. Die Zahl der Kami wurde mit der Zeit durch menschliches Dazuthun um 2640 vermehrt, so dass sich gegenwärtig die Gesammtzahl derselben auf 3132 beläuft.

Der japanischen Mythe zu Folge soll einst die siebente der Gottheiten, der Iza-na-mino-mikado, die heutige Insel Nippon aus dem Wasser emporgehoben und da er das neue

Land schön und fruchtbar fand, zu seinem bleibenden Aufenthalte erkoren haben. Die Sage erwähnt zwar nicht, von wo sich dort die Bewohner eingefunden, aber genug, die Gottheit hielt es von da an nur mit den Erdgebornen, nahm sich schliesslich eine der Ihrigen zur Frau, verlebte lange und glückliche Tage und liess eine grosse Nachkommenschaft zurück, aus welcher die gegenwärtige Nation und *anno* 660 vor der christlichen Zeitrechnung der Zin-mu-ten-wu, der erste Mikado, hervorgegangen ist, der sich zum unumschränkten Selbstherrscher aufwarf und beide, die geistliche und weltliche Macht in seiner Hand vereinigte. Dieser war der Gründer der Mikado-Dynastie, von welcher der Reihe und Zahl nach der gegenwärtig regierende Mutzo-hito der 123. ist.

Genealogie der Mikados.

Bis Ende des VI. Jahrhunderts war in Japan die Sinto-Religion die alleinige. Zur selben Zeit erschienen aus China (Korea) gelehrte Mönche, die allerlei neue Sämereien, Pflanzen und Gewächse mitbrachten, die Eingebornen in der Kunst des Acker-, Strassen- und Brückenbaues unterrichteten und schliesslich anfingen ihnen den Buddhaismus zu predigen. Hierauf erbauten sie schöne Tempel, umgaben selbe mit schattigen Hainen und stellten darin phantastische Götzenbilder auf, von denen einige zwei oder mehrere Köpfe, andere 12 Arme und Füsse, wieder andere sechs Augen oder auch grosse Brüste hatten, aus welchen Attributen sie die Allgegenwart, Allmacht, Allwissenheit und Güte des höchsten Gottes Buddha versinnlichten. Jedem dieser Götzenbilder legte man eine besondere gnadenspendende Kraft bei, deren man aber nur durch die Fürbitte der Mönche und Bonzen theilhaftig werden konnte. Diese Allegorien fanden so grossen Beifall, dass heutzutage $^9/_{10}$ der Einwohner Japans Buddhaisten sind.

Die Mikados legten der Verbreitung der neuen Religion keinerlei Hindernisse in den Weg. Sie hatten ihre Residenz in Miako, dem heutigen Kioto, und liessen um dieselbe zahlreiche prächtige Tempel entstehen, die gegenwärtig die Zahl 1040 erreicht haben und von mehr als 200.000 Priestern bedient werden, wesshalb die Stadt den Namen „Das japanische Rom“ erhalten hat. Unter den Tempeln befindet sich einer, der allein 33.333 diverse Götzenbilder enthält, die dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreiche entnommen sind.

Die Sinto-Religion, die sich ursprünglich bei ihrem Cultus keiner Götzenbilder bediente, hatte sich nach und nach mit dem Buddhaismus dermassen amalgamirt, dass daraus verschiedene Religionen und Secten entstanden, die alle, was sehr lobenswerth ist, den Mikado als Oberhaupt anerkennen und ihm die höchste Ehrfurcht erweisen.

Entstehung des Dualismus.

Da sich dieser als Stellvertreter Gottes zur gänzlichen Zurückgezogenheit vor der Welt verpflichtet glaubte, und da sich mit der zunehmenden Bevölkerung auch die geistlichen und weltlichen Regierungsgeschäfte vermehrten, so betraute er mit dem Oberbefehle des Heeres und mit der Leitung der Gerichtspflege den Schogun, den grossen Fürsten oder auch Generalissimus Die Regierung nahm von jener Zeit einen dualistischen Charakter an und es wurde gar bald bemerklich, dass diese Einrichtung nicht gut war; denn bald gab es Missverständnisse und Zwistigkeiten und zuletzt Spaltungen, die so weit gediehen, dass mit der Zeit die Schoguns die ganze weltliche Macht widerrechtlich an sich rissen, den Mikado nur mehr als geistliches Oberhaupt anerkannten und ihm dafür einen jährlichen Tribut bezahlten. Wohl kam es durch die Usurpation zu Kämpfen, diese waren aber nur von kurzer Dauer, denn der friedfertige Mikado vermochte der Gewalt der Waffen des Usurpators auf die Länge keinen Widerstand zu leisten und nahm schliesslich dessen Vorschläge an.

Nachdem er sich in sein Schicksal gänzlich ergeben hatte, fing er an in seiner Residenz ausser der geistlichen Obsorge auch die Künste und Wissenschaften zu pflegen und an deren Früchten das Volk auf die uneigennützigste Weise theilnehmen zu lassen. Er und seine Nachfolger liessen gelehrte Mönche aus China kommen, errichteten Klöster und Lehranstalten, aus welchen vorzügliche Volkslehrer hervorgingen. Sie machten die Bonzen (Buddhapriester) zu tüchtigen Männern und Bildnern, welche durch ihre Gelehrsamkeit und Erfahrung überall in den Schulen und in den Werkstätten der Gewerbsleute und der Künstler fördernd einwirkten und sich dadurch zahllose Verdienste erwarben. Selbst auch die Bettelmönche machten sich insoferne nützlich, als sie das Land nach allen Richtungen durchzogen und zu dem Zwecke auskundschafteten, um sich mit dessen Klima, Naturproducten, den topographischen

Verhältnissen und dem Zustande des Volkes bekannt zu machen.

Das Volk hatte volle Ursache, mit den geistlichen Vätern zufrieden zu sein, von denen es so viele Wohlthaten empfing, und gab seine Dankbarkeit dafür durch grosse Verehrung und Achtung zu erkennen.

Unter der herrschenden religiösen Toleranz führten alle verschiedenen Secten untereinander ein friedliches Leben und wetteiferten gegenseitig, durch Einführung allgemeiner Gebräuche sich mehr anzunähern. Aber alle stimmten in der Befolgung der drei religiösen Hauptgesetze überein, welche lauten:

1. Du sollst deine Götter ehren und dein Land lieben.

2. Du sollst den Gottesdienst und die Pflichten gegen deinen Mitmenschen gründlich verstehen.

3. Du sollst den Mikado als deinen Kaiser ehren und seinen Vorschriften gehorchen, ohne zu untersuchen, ob die Gesetze recht oder unrecht sind.

Zahlreiche Einrichtungen im japanischen kirchlichen Ritus erinnern unwillkürlich an äussere Gebräuche der katholischen Kirche. Desshalb ist es auch begreiflich, dass die mit den Portugiesen in das Land gekommenen Missionäre in ihren Bestrebungen zur Verbreitung des Christenthums von so unerhörtem Erfolge begleitet waren. Dieser war so gross, dass viele der hervorragendsten japanischen Priester, für ihre Existenz fürchtend, *in corpore* vor dem damaligen Schogun „Nobumanga" erschienen und ihn baten, dass er auf die Vertreibung der katholischen Missionäre hinwirken möge. Auf die Frage desselben, wie viele es denn eigentlich in Japan verschiedene Religionen gäbe, sagten sie: 35. Hierauf erwiderte der tolerante Fürst: „Wohlan, wo 35 geduldet sind, kann es auch die 36. sein. Lasst sie in Frieden!"

Man ist in Japan allgemein der Meinung, dass, wenn es die damaligen Leiter der Mission hätten über sich bringen können, sich nach Billigkeit den herrschenden Landesgesetzen zu unterwerfen und sich der Einmischung in die Regierungsgeschäfte zu enthalten, dann weder eine Christenverfolgung stattgefunden hätte, noch sie aus dem Lande verwiesen worden wären, sondern heute dort das Christenthum allgemein herr-

schenwürde. Gegenwärtig haben die katholischen Missionäre in Japan kein so leichtes Spiel mehr.

Die Missregierung der Schoguns, der Aufstand von 1867 und die darauffolgende neue Regierung.

Kehren wir nun wieder zu den Mikados zurück. Während diese ausser der Verwaltung des Hohenpriesteramtes unermüdet fortfuhren, die Künste und Wissenschaften zu schützen und zu fördern, das Volk zu bilden und sich dadurch dessen Liebe und Anhänglichkeit zu erwerben, war die Regierung der Schoguns in Jedo weniger glücklich. Diese waren meist Despoten im vollen Sinne des Wortes und bekümmerten sich im Vertrauen auf ihre Macht wenig um die Gunst des Volkes. Zum Beweise, wie barbarisch ihre Herrschaft war, mag dienen, dass einmal ein junger Mann dem Schogun, als er gerade in einem Norimon eine Brücke passirte, eine Bittschrift überreichte. Diese wurde zwar sogleich bewilligt, aber dafür, weil er es gewagt, sich ihm zu nähern, wurde er sammt seiner Frau und seinen Söhnen zur Kreuzigung verurtheilt.

Die Schoguns buhlten nur um die Gunst der Daimios, der Adeligen, aus deren Wahl sie hervorgingen. Einmal gewählt, konnten sie unumschränkt schalten und walten. Sie führten oft blutige und kostspielige Kriege, die dem Lande grossen Nachtheil brachten, legten dem Volke übertriebene Erpressungen auf, um ihre Macht und ihren Reichthum zu vergrössern, und waren meist nur bestrebt, ein epikuräisches Leben zu führen und schliesslich nach ihrem Heimgange in den sich selbst errichteten prachtvollen Mausoleen die ewige Ruhe finden zu können.

Die Wahl eines neuen Schoguns gab stets, wie es in den Wahlreichen gang und gäbe ist, zu grossem Unfug, Streit, Zank und unheilvollen Feindschaften Veranlassung, indem alle die ersteren, einflussreichsten Familien des Landes einen ihrer Angehörigen zu dem einträglichen lebenslänglichen hohen Ehrenposten zu bringen trachteten.

Staatsstreich des letzten Schoguns.

Unter den vielen Missgriffen, welche der letzte Schogun beging, war der grösste, dass er zu einem Staatsstreiche die Zuflucht nahm und seine Macht für erblich erklärte. Dadurch griff er die Rechte der Adelsgeschlechter an, machte sich diese abspänstig und reizte sie zur Fehde. Und so ging es fort, bis im Jahre 1867 die Unzufriedenheit den höchsten Grad erreichte und ein allgemeiner Aufstand ausbrach, der den Schogun „Stotsbaschi" zur Abdankung nöthigte und der despotischen feudalen Wirthschaft und dem Dualismus ein plötzliches Ende bereitete.

Ausbruch des Aufstandes.

Der abgesetzte Fürst schor sich Bart und Haare und begab sich für einige Zeit in ein Kloster, von wo aus er aber noch eine kleine Weile die geheimen Fäden der Umtriebe leitete, in Folge dessen es im Norden der Insel zu kleinen Zusammenstössen zwischen seinen Anhängern und Widersachern kam. Selbst auch in Kobé, der den Ausländern eingeräumten Vorstadt von Hiogo, kam es zu derselben Zeit zu einem kritischen Auftritte, der geeignet war, der neuen Regierung grosse Verlegenheit zu bereiten. Die Veranlassung dazu war folgende: Die Minister der fremden Mächte waren gerade in Osaka, dem japanischen Venedig (so genannt, weil es zwischen den sechs Mündungen des von Kioto kommenden Flusses Yodogawa erbaut ist), versammelt, um auch dort, wie in Kobé, den Ausländern das Niederlassungsrecht zu erwirken, als der Aufstand ausbrach, welcher sie nöthigte, sich nach Kobé zurückzuziehen. Als sie am 4. Februar 1868 in einem Zelte in der Nähe des Meeres ihre Berathung abhielten, zog plötzlich ein japanischer Truppenkörper dahin und gab auf das Commando eines jungen Officiers auf die vor dem Zelte aufgestellten Wachposten eine Salve ab, wobei mehrere französische und amerikanische Soldaten verwundet wurden.

Die versammelten Minister, auf das höchste überrascht, signalisirten die Gefahr den nicht weit vom Lande vor Anker liegenden Kriegsschiffen, von denen sogleich zahlreiche Truppen mit Kanonen zu Hilfe kamen und um das Zelt Verschanzungen aufwarfen. Die Angreifer zogen sich hierauf ohne Weiteres zurück und der Putsch nahm vor der Hand ein Ende.

Die Wahl eines neuen Regenten liess nicht lange auf sich warten und die Nation kam allgemein darin überein, dass der Mikado wieder in seine altangestammten Rechte einzusetzen sei. Mutzu-hito, geboren 1852, der Reihe nach der 123. Mikado, wurde im Triumphe nach Jedo gebracht, welches vom Volke einstimmig zur Residenz und Reichshauptstadt mit dem neuen Namen „Tokio", d. h. östliche Residenz, erklärt wurde. Ende des Dualismus.

Die erste Handlung der neuen Regierung war, den ausländischen Mächten für die zugefügte Beleidigung Genugthuung zu verschaffen. Sie verurtheilte den jungen Officier, der Feuer commandirte, zum Tode durch das Bauchaufschlitzen und lud die fremden Minister ein, dieser feierlich-tragischen Execution als Zeugen beizuwohnen. Dies war das letzte officielle Harakiri, welches in Japan stattgefunden hat.

Nachdem nun der neue Kaiser ausser dem Abzeichen seiner geistlichen Würde wieder das Scepter in der Hand hatte und mit dem Schwerte umgürtet war, berief er eine Volksversammlung ein, aus der die neuen Beamten und Würdenträger des Reiches hervorgingen. Diese hatten die Aufgabe, neue Gesetze zu geben, eine Art Constitution auszuarbeiten und die religiöse Toleranz als ein Staats- und Gesellschaftsprincip festzusetzen.*) Constitution.

Alle despotischen Gesetze und barbarischen Strafen — wie das Kreuzigen und das Harakiri — wurden abgeschafft, und damit nicht zufrieden, ging man auch auf die Ausrottung aller alten administrativen Einrichtungen und zwar mit einem so übertriebenen Eifer, dass man auch deren Namen veränderte, ja selbst wenn es möglich gewesen wäre, die Erinnerung an dieselben vernichtet hätte.

Es fehlte gar nicht viel, dass man im Jahre 1868, wo man mit der Aufräumung der Institutionen der alten Regierung am radicalsten zu Werke ging, nicht auch auf die alten Paläste der früheren Machthaber und die Grabmäler der Schoguns mit ihren ehernen Kunstwerken losgegangen ist, um sie der Erde gleich zu machen. Man kann glücklicher-

*) Zu einem freieren Verkehre mit dem Auslande wurde bereits 1855 unter der Regierung des Schoguns Yeyoscho gelegentlich der berühmten amerikanischen Expedition der Grund gelegt.

weise noch vorher zu ruhiger Ueberlegung und fand es schliesslich besser, die ersteren als Staatseigenthum einzuziehen und zu Casernen und anderen öffentlichen Anstalten zu verwenden und die letzteren unberührt zu lassen, nicht aus Pietät, sondern nur, um nicht als Vandalen verschrieen zu werden. Seit jener Zeit scheinen die herrlichen Denkmäler dem Verfalle preisgegeben zu sein, denn die Fonds sind verschwunden, aus denen dieselben sonst erhalten worden sind.

Der Sturm der Aufregung ist nun vorüber, die Leidenschaften haben sich ausgetobt, die Gemüther beruhigt und das Geschehene gehört der Weltgeschichte an. Die neue Regierung befindet sich auf der Bahn des Fortschrittes und steuert planmässig einem bestimmten Ziele zu. Es ist nur zu wünschen, dass sie diese Bahn niemals mehr verlassen möge. Der Umschwung, der bis jetzt in politischer und socialer Beziehung in Japan stattgefunden hat, greift tief in das Leben des Volkes ein und wird dessen Charakter, Sitten und Gewohnheiten radical umgestalten. Viele und mannigfaltige Factoren haben dabei ihre Hände im Spiele, wie z. B. die neue Administration, das neue Heer- und Marinewesen, die neuen Schulen, die freie Presse, die Einführung des Telegraphen, des Telephons, der Eisenbahnen und Dampfschiffe, die theilweise Eröffnung des Landes für den ausländischen Verkehr und die Beschickung der Weltausstellungen.

Man kann mit Recht sagen, dass das Land des Sonnenaufganges gegenwärtig einen grossen Tauschhandel mit dem Abendlande betreibt, indem es von dem letzteren neue Ideen und gesellschaftliche Einrichtungen importirt und dafür seine Alterthümer exportirt. Es ist nicht schwer zu ersehen, auf welcher Seite der grösste Vortheil liegt.

Weise Einrichtungen der Regierung.

Japan hat nach langer Ueberlegung und Prüfung bei seinen Reformen für das Heerwesen Frankreich, für die Marine England, für Wissenschaft und die Schule Deutschland, für die Chemie Holland, für die schönen Künste Italien und für den Bergbau und Handel Amerika sich zu Vorbildern gewählt und man muss hiebei gestehen, dass die Wahl seinem praktischen Verstande zur Ehre gereicht.

Die Früchte seiner Bestrebungen machen sich bereits in den Schulen und in der Industrie bemerkbar. Mehrere

Fabrikanten haben schon angefangen, nach europäischen Mustern zu arbeiten und Artikel zu erzeugen, die allgemeinen Beifall gefunden haben.

Da die japanischen Industriellen über reichhaltige und billige Rohstoffe und über geschickte und billige Arbeitskräfte verfügen können und ausser diesen grossen Vortheilen Erfindungstalent, Nachahmungsgabe, Unternehmungsgeist, Ehrgeiz und eine grenzenlose Geduld und Ausdauer besitzen, lauter Eigenschaften, die für das Geschäftsleben von hohem Werthe sind, so steht es fast zu erwarten, dass die Japaner eines Tages auf den grossen Weltmärkten erscheinen und mit manchem ihrer Erzeugnisse in Concurrenz treten werden. Die betreffenden europäischen Fabrikanten werden daher gut thun, auch im fernen Osten rechtzeitig für den Schutz ihrer Fabrikszeichen wirken zu lassen.

Die östliche Residenz des Mikado.

Tokio.

Wenn man zum ersten Male im Begriffe steht, Tokio, der neuen Residenz des Mikado, einen Besuch abzustatten, ist man überaus gespannt auf die Physiognomie der grossen Stadt, die, obwohl erst seit 1. Jänner 1869 den Ausländern zugänglich, doch schon viele europäische Elemente in sich aufgenommen hat. Wir erwarteten von derselben nicht wenig, als wir uns ihr — wie in den Culturländern — per Eisenbahn näherten, die meist von einheimischen Ingenieuren erbaut ist und deren Einrichtungen von derselben Art sind wie im westlichen Europa.

Eisenbahn.

Die ganze 26 Kilometer lange Strecke zwischen Yokohama und Tokio brachte auf uns eine ununterbrochene Reihe angenehmer Eindrücke hervor. Wenn man sich nicht inmitten einer japanischen Reisegesellschaft befunden und die uns umgebende Landschaft einen nicht gar so fremden Charakter an sich getragen hätte, würden wir geglaubt haben, dass wir uns in Europa befinden. Die landschaftliche Scenerie war wirklich köstlich, herrlich!

Die Bahn läuft fast immer der Küste entlang. Nachdem sie ein scharfes Vorgebirge umkreist, bestreicht sie wechselweise schräge, mit dichtem dunklen Gestrüppe bewachsene

Bergabhänge, zwischen welchen hie und da Häuschen, wie Almhütten zum Vorscheine kommen, oder breite Thäler mit Reis- und Theepflanzungen. Zur rechten Hand liegt die schöne grosse Bucht des nördlichen stillen Oceans, die sich circa 115 Kilometer lang bis über Tokio hinaufzieht. In der See, einige Kilometer vom Lande und nicht weit von der Hauptstadt entfernt, liegt zum Schutze der Residenz eine

Festungen.

Reihe imposanter Festungen. Diese sehen zwar recht martialisch aus, haben aber noch keine Gelegenheit gehabt, einen Schuss auf eine feindliche Armada abzugeben.

Endlich tauchte das grosse Babel des Ostens vor unseren Blicken empor und der Zug lief 50 Minuten nach der Abfahrt von Yokohama im Bahnhofe zu Tokio ein. Dort erwartete uns das übliche Bahnhof-Ceremoniel und auf dem äusseren Perron eine Zahl von Agenten, die uns in japanischer Sprache oder in englischen Kauderwälsch Quartiere empfahlen. Ein einziges Pferdegespann befand sich auf dem Anstande und war für den englischem Ministerresidenten bestimmt. Für die übrigen Passagiere aber standen Hunderte von Tschinrikischàs und Norimons zur Verfügung.

Leben und Treiben in Tokio.

Tokio liegt auf der grossen Ebene vom Kantú und an der Mündung mehrerer Flüsse und Canäle. Es hat eine so grosse Ausdehnung, dass es kaum vollständig übersehen werden kann. Es ist in polizeilicher Beziehung in 30 Stadttheile eingetheilt und von 3500 Constablern beaufsichtigt. Diese sind in recht nette europäische Uniformen gekleidet und nur mit dem Stabe bewaffnet, ganz so wie ihre Collegen in England. Ueberall herrscht Ordnung und Sicherheit, so dass der Fremde, wenn er sich ruhig benimmt, die Stadt nach allen Richtungen ohne Gefahr durchwandern kann. Tokio zählt gegenwärtig nach verlässlichen Angaben circa 1,300.000 Einwohner, während es zur Zeit, als es die Residenz der Schoguns war, mitunter zwei bis drei Millionen aufzuweisen hatte. Die Hofhaltung manches Schoguns bestand öfters aus 200.000 Köpfen und die der einzelnen Daïmios, welche verpflichtet waren, einen grossen Theil des Jahres mit ihrem gesammten Gefolge ihre Paläste in der Residenz zu bewohnen, in nicht weniger als fünf- bis zehntausend Personen.

Heutzutage ist dies nicht mehr der Fall, alle diese Paläste stehen leer, oder dienen zu administrativen Zwecken.

Im östlichen Theile der Stadt liegt der Hondscho oder die Stadt des Handels mit der Vorstadt Tskitschi, in der allein nur die Ausländer das Recht haben, sich ansässig zu machen.

Im Hondscho herrscht ungemein viel Leben und Geschäftsthätigkeit. Canäle durchziehen die Stadt, auf welchen in unzähligen Booten die Producte des Landes herbeigeschafft und in den Magazinen und Lagerhäusern aufgespeichert werden, die in endlosen Reihen auf beiden Seiten der Canäle erbaut sind. Leider sind alle diese Gebäude aus Holz und daher ein beständiges *Mene Tekel* vor Feuersgefahr.

Die europäische Colonie in Tokio.

Im Tskitschi dagegen geht es recht still und ruhig zu. Die Zahl der dort etablirten Fremden ist kaum etwas über 300 hinausgekommen. Diese kleine Colonie vegetirt nur, denn mit dem Handel ist dort gegenwärtig nicht viel zu verdienen, weil alle Japaner, die mit europäischen Erzeugnissen Geschäfte machen, gewohnt sind, ihre Einkäufe in Yokohama zu besorgen. Wir würden momentan keinem Landsmanne rathen, sich in Tokio niederzulassen. Auf moralische, noch viel weniger materielle Unterstützung darf von Seite der Japaner unter keinerlei Umständen gerechnet werden, denn Grossmuth ist bei jenem Inselvolke eine unbekannte Tugend, dagegen sind Eigennutz und Habsucht die massgebenden Motive beim Verkehre mit den Fremden. Das Volk lässt sich die religöse Toleranz gefallen, weil es daraus Vortheil zieht, aber von der bürgerlichen will es nichts wissen. Wir glauben nicht, dass man sich gegenwärtig auf eine treue Bundesgenossenschaft dieses Volkes viel verlassen dürfte, denn die Grundsätze der europäischen Civilisation befinden sich bei ihm noch in einem fermentirenden Zustande und unsere Rechtsbegriffe in keinem besonderen Ansehen. Der Egoismus hat im Rathe dieses Volkes noch einen mächtigen Einfluss, der sich nicht treffender ausdrücken lässt, als: „Der mir am meisten gibt, der hat mich.“

Im südlichen Stadttheile befinden sich Hamagoten und Sinagawa, die Niederlassungen der gewerbetreibenden Bevölkerung und der Bahnhof.

Gegen Westen liegt der Sato-Siro, der Stadttheil der Paläste und Schlösser der früheren Grossen des Reiches, das eigentliche Tokio. Diese Gebäude zeichnen sich keineswegs durch architektonische Schönheit als vielmehr nur durch ihre immense Ausdehnung aus. Sie sind sämmtlich aus Holz gebaut und entbehren jeglicher architektonischen Schönheit. Sie sehen mit ihren schwarzen Anstrichen und vergitterten Fenstern eher riesigen Staatsgefängnissen ähnlich als den Palästen der hohen Aristokratie. An diese schliessen sich breit angelegte Parke mit zahlreichen Nebengebäuden an, die früher für die Aufnahme des Gefolges bestimmt waren. Gegenwärtig dienen die Gebäude, wie schon gesagt, zu Kanzleien, Schulen, Casernen und Hospitälern.

Permanente Industrie-Ausstellung.

In einer dieser alten Residenzen befindet sich die permanente Industrie-Ausstellung, welche bald nach ihrem grossartigen Vorbilde der Wiener Weltausstellung ins Leben gerufen worden ist. Die weiten Räume enthalten eine reiche Sammlung von Ausstellungsobjecten sowohl des In- als auch des Auslandes. Unter den inländischen Erzeugnissen fehlt wohl kaum ein namhafter Artikel von der älteren Zeit angefangen bis zur Gegenwart, der in Japan von der Natur, Industrie und Kunst geschaffen worden ist. Die ausländischen Gegenstände bestehen grösstentheils aus Maschinen, Geräthschaften, Apparaten und anderen irgend praktischen Zwecken dienenden Dingen. Viele davon stammen aus Oesterreich. Unter diesen sahen wir auch einen Pflug von der Firma G. Siegel in Wiener-Neustadt. Dem Ganzen lag in Betreff der Anordnung und Classificirung der geniale Plan der Wiener Weltausstellung zu Grunde.

Die Residenz des Mikado.

Das Castell nimmt den achten Theil des ganzen Umfanges der Stadt in Anspruch und befindet sich im Mittelpunkte derselben. Es ist eine Stadt in der Stadt, wie der Kremlin in Moskau und hält nicht weniger als 400.000 Einwohner in sich. Es liegt auf einer dominirenden Anhöhe und ist mit hohen, gigantischen Quadersteinmauern und tiefen Gräben umgeben, die mit stagnirendem, höchst übelriechenden Wasser angefüllt sind, auf dessen Oberfläche diverse Pflanzen und darunter die heilige Lotosblume sich breit machen. Der Eintritt ist nur in jener Region erlaubt, wo sich die Casernen

der Garden, die höheren Lehranstalten, die Reichskanzleien und die ausländischen Gesandtschaften befinden. Der eigentliche Palast des Mikado ist Allen unzugänglich, die nicht zu seinem engeren Hofstaate gehören. Vor zwei Jahren brannte der hölzerne Palast gänzlich nieder, dafür ist gegenwärtig wieder ein neuer aus Holz und Stein im Baue begriffen, dessen Kosten auf vier Millionen Gulden ö. W. veranschlagt ist.

Es ist erst fünf bis sechs Jahre her, seit man in Tokio angefangen hat, nach dem Vorbilde der Europäer in Yokohama steinerne Häuser aufzuführen. Seit jener Zeit sind schon etliche moderne Strassen im Entstehen begriffen. Die schönste darunter ist die sogenannte „Ziegelstrasse", welche mit schattigen Alleen bepflanzt ist und das Stelldichein der vornehmen und eleganten Welt bildet.

Der Hauptfluss, der Tokio bewässert, ist die Ogawa. Diese theilt die Stadt in zwei Hälften. Ihre Ufer sind schön regulirt und mit Quadern eingedämmt. Zahlreiche hölzerne Brücken führen über dieselbe, unter welchen die Nipponbaschi den ersten Rang einnimmt. Dieser Bau erinnert uns lebhaft an den *Ponte rialto* in Venedig. Wenn man auf der Höhe dieser Brücke stehen bleibt und den Blick flussaufwärts richtet, dann hat man ein prächtiges Panorama vor sich, das einen grossen Theil der Stadt in sich birgt. Der mit unzähligen Booten belebte Fluss eröffnet eine wahrhaft reizende Perspective, die sich erst in der fernen Hügelkette verliert. Gerne möchte man sich in den Anblick der lieblichen Landschaft vertiefen, die so reich mit einer dichten, schwärzlich grünen Vegetation bekleidet und mit zahlreichen Landhäusern und Façaden geschmückt ist, wenn man nicht durch das Drängen, Stossen und Lärmen des Volkes daran gehindert wäre. Ogawa.

Ein unbeschreibliches Gewühl bunter Volksmassen wogt auf der Brücke beständig hin und her und nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Rund um sie herum herrscht ein Thun und Treiben wie in den belebtesten Strassen von London und Paris. Das Placatwesen ist höchst originell und ebenso gang und gäbe wie in London und New-York. Man lässt es nicht allein bei Ankündigungen in Zeitungen und Maueranschlägen bewenden, sondern schickt auch in den

Strassen Männer und Buben herum, die, gleich Harlekins, förmlich in Annoncen gekleidet sind, auf hohen Stangen Placate zur Schau tragen und nebenbei auch noch aus vollem Halse Reclame machen.

An schönen Abenden nach hereingebrochener Dunkelheit bietet der Nippon-baschi ein anderes Vergnügen dar, nämlich den Anblick der Regattas und Spazierfahrten auf dem Wasser. Unzählige mit bunten Lampions und Transparenten beleuchtete Gondeln schweben geisterhaft auf dem Flusse auf und ab. Auf manchen derselben geht es sehr lustig zu, wenn junge Leute gerade eine Tschonkina abhalten und sich während der Malzeit von schönen Geschias aufspielen und vorsingen lassen.

Die Grabmäler der Schoguns.

Der Fremde, den sein Weg nach Tokio führt, soll es ja nicht versäumen, den Grabmälern der Schoguns in Schiba und Ueno einen Besuch abzustatten, denn daselbst findet er grosse Schätze der plastischen Kunst und die erhabensten Illustrationen *) zur Geschichte der früheren Machthaber.

Eines Tages machte uns ein Freund den Antrag, uns nach Schiba zu begleiten. Zwei Ninzoki brachten uns bald dorthin und setzten uns am Eingange des Todtenparkes ab. Ein tiefer Schatten und ein geheimnissvolles Walten nahm uns daselbst auf. Nachdem wir flüchtig bei mehreren Grabmälern vorbeigegangen, die mit Mauern umgeben waren und abgesonderte Parke im Parke bildeten, wandten wir uns geraden Weges dem Mausoleum des VI. Schoguns zu, das sich an Pracht und nationalen Kunstgebilden vor allen anderen auszeichnet.

Gleich nachdem wir das schwerfällige Eingangsthor hinter uns hatten, kam uns ein junger, wohlbeleibter und recht heiter aussehender Priester mit gelbem Talar und rasirtem Kopfe entgegen und fragte nach unserem Begehr. Nachdem wir ihm unseren Wunsch zu erkennen gegeben hatten, bot er sich gleich als Führer an und fragte aber auch, was wir ihm dafür bezahlen werden. Wissend, dass diese Herren nicht

*) Die bronzenen Basreliefs enthalten Allegorien, die auf die vollbrachten Thaten der Abgeschiedenen Bezug haben.

leicht zu befriedigen sind, überliessen wir es ihm, den Preis für seine Bemühung zu bestimmen.

Hierauf nannte er schmunzelnd einen verhältnissmässig sehr hohen Betrag, den wir natürlich zu zahlen verweigerten. Er war darüber nicht im Geringsten alterirt und sagte in ziemlich gutem Englisch: „Meine Herren, Sie sind Engländer, die, wie ich weiss, nicht lieben, beim Betreten der heiligen Orte die Stiefel auszuziehen. Wohl kommt Ihnen der Preis hoch vor, wenn Sie aber bedenken, dass ich Sie dort werde herumtragen müssen, dann werden Sie gewiss finden, dass ich nicht zu viel verlangt habe.“ Sehend, dass wir es mit einem gebildeten und recht toleranten Priester zu thun hatten, waren wir bald Handels eins und überliessen uns seiner Führerschaft.

Bevor er aber noch einen Schritt gethan hatte, bat er um eine Cigarre, die ihm unser Freund auch sogleich aus seinem Porte-tabac verabreichte. Nachdem er sie in starken schnellen Zügen verraucht hatte, holte er von seiner Wohnung einen Bund Schlüssel und darauf traten wir den Rundgang an.

Ueberall herrschte feierliche Stille, die nur durch das Gezwitscher der Vögel und das Rauschen der alten ehrwürdigen Cedern und Cypressen unterbrochen wurde, welche meist schon bei dem Ableben der dort ruhenden grossen Herren gepflanzt worden und daher ihr Alter nach Jahrhunderten zählen.

Die Gebäude selbst sind nicht in dem edlen, zierlichen, luftigen arabischen Style erbaut, welcher in Indien bei dergleichen Denkmälern die Besucher so sehr entzückt, sondern einfach aus massivem Holze aufgeführt. Um dieselben herum sieht man weder plätschernde Fontainen noch Teiche, in welchen ernste Schwäne herumrudern und den Abgeschiedenen Klagelieder singen.

Das schwerfällige metallene Eingangsthor ist überaus kunstvoll, mit herrlich ciselirten Figuren und Emblemen verziert, welche auf die grossen Thaten des Verewigten anspielen.

Beim Eintritte in das Mausoleum klatschte unser Führer dreimal mit den Händen (andere läuten mit Glöckchen), um

die Manen des grossen Herrn und die in seiner Gesellschaft befindlichen Gottheiten auf unseren Besuch aufmerksam zu machen. Wir hatten uns kaum viel umgesehen, als wir auch schon von Bewunderung über die Pracht und Herrlichkeit, die uns von allen Seiten umgab, erfüllt wurden.

Zahlreiche kunstvolle Ampeln hingen von den Decken herab, die für die ewigbrennenden Lichter bestimmt waren, die aber schon längst erloschen sind.

Unzählige phantastische Gebilde und Götzen, zu deren Darstellung meist die Thierwelt ihre Gestalten herleihen musste, blickten uns überall freundlich oder feindlich entgegen, je nachdem ihnen in der Composition des Künstlers eine Rolle zugedacht war.

Da wir in der Symbolik des Buddhaismus nicht bewandert waren, so vermochte uns natürlich diese götzenbildliche Gesellschaft in keine Begeisterung zu versetzen, nur die höchst vollkommene Arbeit in der Ausführung der Figuren und Thiere und die phantasiereiche Zusammenstellung der Gruppen riss uns zum Staunen und Bewundern hin.

Unser Cicerone ging bei seiner Erklärung sehr gründlich zu Werke und gab sich alle erdenkliche Mühe, uns mit den Symbolen und Mysterien seiner Religion bekannt zu machen, indem er beständig feine vergleichende Anspielungen auf die Mythologie der Griechen und Römer machte; allein wir enthoben ihn bald dieser Mühewaltung und waren mit der Betrachtung der schönen Kunstwerke zufrieden. Auf vielen hervorragenden Stellen sahen wir Spiegel, das Symbol der Wahrheit, Aufrichtigkeit und Seelenreinheit, angebracht. Uns kam es vor, als ob sie den Stolz und die Eitelkeit reflectirten, welche wohl die hauptsächlichsten Triebfedern zum Baue der kolossalen Mausoleen gewesen sein dürften. Diese aber sind bei all ihrer Pracht und Herrlichkeit nicht im Stande, in dem Beschauer fromme Gefühle zu erwecken, denn dort, wo die Gottheit durch Thiergestalten repräsentirt wird, ist nicht der Ort, der das Gemüth zur Andacht entflammen kann.

Bei der Aufführung der Mausoleen der Schoguns muss mit Kunst, Zeit und Geld auf das verschwenderischeste umgegangen worden sein. Heutzutage versteht man auch in

Japan mit diesen kostbaren Mitteln einen nützlicheren Gebrauch zu machen.

Als wir das Grabmal verliessen, griff der Cicerone in unseres Freundes Rocktasche und holte sich eine Cigarre heraus, indem er lächelnd bemerkte: „Die Besichtigung des Grabmales des VI. Schoguns ist wohl noch eine Cigarre werth.“

Auf dem Rückwege öffnete unser freundlicher Begleiter eine Thüre und zeigte uns seine Familie, indem er mit wichtiger Miene bemerkte, dass seine Frau ihm im Priesteramte assistire, i. e. ministrire. Dieses Vergnügen musste wieder mit einer Cigarre bezahlt werden.

Schliesslich begleitete er uns noch bis zur Brücke eines Bächleins am Ausgange des Parkes und sagte pathetisch: „Hier ist der Styx, der Charon bin ich und der Obolus wird noch mit einer guten Cigarre bezahlt. „Mit diesen Worten nahm er von uns Abschied. Das war gewiss jovial und nicht dumm.

Ueno ist ein anderer Begräbnissort der Schoguns, von deren Denkmälern wenig mehr zu berichten ist, als dass sie zum grossen Theile in Ruinen liegen. Was dort noch erwähnens- und sehenswerth, ist eine gut erhaltene kolossale Bronzestatue des Buddha. Diese Riesenfigur thront auf einer steinernen Terrasse, im Kelche einer Lotosblume sitzend und die Hände wie zum Gebet emporhaltend. Sonderbarer Weise hat man ihr eine Art phrygische Mütze auf den Kopf gesetzt.

Die Bewohner von Tokio sind sehr intelligent und fleissig, aber auch, wie die meisten Bewohner der grossen Städte, vergnügungssüchtig. Wenn es Abend geworden, zieht jedermann den gewohnten Unterhaltungsplätzen nach, für welche zu Lande und zu Wasser auf das beste gesorgt ist. Kein Ort ist aber für Vergnügungen mehr geeignet als die heiteren grünen Anhöhen, die im Norden der Residenz gelegen und mit zahlreichen Villen, Restaurationen und Theehäusern bedeckt sind. Eines der schönsten und beliebtesten Gartenlocale ist die Restauration auf dem Atago-Yama; dort erwartet den Besucher nicht nur ein vortrefflicher europäischer Tisch und eine überaus freundliche und aufmerksame Bedienung

sondern auch der Genuss einer herrlichen Aussicht über einen grossen Theil der Stadt und der Landschaft bis hin zum fernen schneebedeckten Fusi-Yama.

Was man in Tokio sehr vermisst, das ist eine europäische Musik. Das ewige Geklimper auf dem Schamisen und dem Koto und der monotone kreischende Gesang, selbst wenn er aus dem Munde der schönsten Geschia erschallt, kann einen schliesslich doch fast zur Verzweiflung bringen. Die Residenzstadt des Mikado besitzt bis *dato* kein europäisches Orchester. Der Restaurateur sagte uns, dass er schon oft von seinen Landsleuten, die in Europa gewesen sind, aufgefordert worden ist, sich eine Musikbande aus Oesterreich kommen zu lassen. Derselbe wäre wohl geneigt, eine solche unter vortheilhaften Bedingungen zu engagiren, aber mit dem Risico und den Reisespesen will er selbstverständlich nichts zu thun haben.

So gerne wir nach Tokio gingen, um zu sehen, wie es leibt und lebt, ebenso gerne verliessen wir es wieder, als wir uns an seinem öffentlichen Leben und seinen Kunstschätzen sattgesehen hatten, und kehrten um so lieber zurück nach

Yokohama,

um, bevor wir das Reich des Mikado verlassen, noch einige Tage in der europäischen Colonie zu verleben, wo wir eine unvergessliche freundliche und herzliche Aufnahme gefunden haben.

Obgleich wir anfangs und im Verlaufe der vorliegenden japanischen Notizen öfter dieses Platzes gedachten, so wenden wir uns doch nochmals zu ihm zurück, um mancherlei nachzutragen, was von allgemeinem Interesse sein dürfte. Diese Stadt verdient es, denn sie ist unstreitig das grösste Emporium und übertrifft jetzt schon alle übrigen See- und Handelsstädte des Reiches. Ihre Entwicklung ist rapid von Statten gegangen. Im Jahre 1854, zur Zeit der famosen amerikanischen Expedition, noch ein armseliges Fischerdorf, finden wir heute
Bevölkerung. in Yokohama eine Bevölkerung von nahe 90.000 Einwohnern, unter welchen sich ungefähr 2300 Ausländer befinden. Die Bevölkerung ist noch in beständiger Zunahme begriffen und

es dürften wohl nur einige Jahre vergehen, dass auch die Vororte Homure, Hata etc. in das Stadtgebiet einverleibt sein werden und dann wird die Einwohnerschaft schnell auf das Doppelte steigen.

Die gesammte europäische Colonie beträgt circa 1300 Personen. Die Zahl der österreichisch - ungarischen Staatsangehörigen ist nicht gross und beläuft sich auf etwas mehr als zwei Percent, während die Franzosen 12 Percent, die Angehörigen des deutschen Reiches 13 Percent und die Engländer 50 Percent ausmachen.

Die Deutschen nehmen durch ihre Activität und Solidität eine sehr geachtete Stellung ein und besitzen eine mächtige Stimme im Rathe der Colonie. Ihr Clublocal, eines der elegantesten und besuchtesten, ist mit einem prachtvollen amerikanischen Concertflügel ausgestattet.

Die Colonisten sind bis *dato* auf ihre Selbsthilfe angewiesen, und Alles, was sie besitzen, haben sie sich allein ohne japanische Hilfe erworben. Der gegenwärtigen Landesregierung darf man in Bezug auf die den Ausländern zugemessenen Gunstbezeigungen keineswegs Grossherzigkeit zum Vorwurfe machen, denn sie glaubt schon das Höchste zu leisten, wenn sie halbwegs den Bestimmungen der Verträge nachkommt, die ihr seinerzeit abgerungen worden sind, und die in der That nicht viel mehr ausmachen als das, was sich unter dem Namen internationale Duldung versteht.

Zu den der Colonie zugestandenen Begünstigungen gehört auch die, dass alle von Seite der japanischen Commune auszuführenden Verbesserungen und Verschönerungen der Stadt auch dem ausländischen Stadttheile zuzuwenden sind. Nun wurde vor einigen Jahren in Yokohama, natürlich unter Mitwirkung der Colonie. die Gasbeleuchtung eingeführt. Die Leitungsröhren wurden zwar auch im ausländischen Viertel gelegt, aber die Beleuchtung blieb aus und den Colonisten selbst überlassen. Und so geschah es, dass bis heutigen Tages Benten, die japanesische Stadt, im herrlichen Lichte strahlt, während die europäische in Finsterniss glänzt. Darüber kam es zwischen der Colonie und der städtischen Commune zu einem langwierigen Processe. Die

Ausländer haben desshalb schon zweimal an das Ministerium recurrirt, aber immer eine abschlägige Antwort erhalten.

Es kommt, wie wir schon früher bemerkten, immer auf eines und dasselbe hinaus: Japan will bloss nehmen, aber nicht geben. Dieses zeigt sich bei allen öffentlichen Unternehmungen, wie Eisenbahnen, Dampfschiffen und Fabriksanlagen etc. Die Organisation derselben lässt man den Ausländern gerne über, aber von der Exploitation werden sie hartnäckig ausgeschlossen. *)

Wir glauben nicht, dass die Japaner je durch die Colonie Schaden gelitten haben, denn sie würden dies in das grosse Schuldbuch eintragen und nie aufhören den Ersatz mit Zinsen und Zinseszinsen zu reclamiren; aber wohl ist uns bekannt, dass sie oft als schlechte Debitoren in den Handlungsbüchern der Colonisten figuriren, denen keine Hoffnung bleibt, je zu ihren Forderungen zu gelangen.

Die Japaner lieben sich zu prahlen, dass es den Ausländern unter dem Schutze und Schirme ihrer Regierung so wohl ergehe. Es ist zwar wahr, dass es dort mit der Sicherheit der Person und des Eigenthumes, einige Ausnahmen abgerechnet, keine Gefahr hat; aber wir können nicht sagen, wie es mit derselben beschaffen sein würde, wenn die zum Schutze der Colonisten dort stationirten Kriegsschiffe heute oder morgen die japanischen Gewässer für immer verliessen.

England, Frankreich, Deutschland und Amerika entfalten dort eine militärische Macht, die den Japanern Respect

*) Japan besitzt gegenwärtig 86 Kilometer Eisenbahnen und zwar 26 Kilometer zwischen Yokohama und Tokio und 60 Kilometer zwischen Hiogo, Osaka und Kioto, auf welchen, wie man annimmt, täglich im Durchschnitte circa 9000 Personen befördert werden. Man hat sich bereits so weit von der Wichtigkeit und Nützlichkeit der Eisenbahnen überzeugt, dass schon vielfach das Project besprochen und ventilirt wird, eine Bahn anzulegen, welche die ganze Insel Nippon durchziehen und ihre Haupthafenstädte unter einander in Verbindung bringen soll. Diese Bahn dürfte ganz sicher schon in der nächsten Zukunft in Ausführung kommen und circa 1800 Kilometer lang werden. Da hiezu die Bahnschienen, Locomotiven, Waggons und Brücken etc. vom Auslande eingeführt werden müssen, so dürfte es jetzt schon zeitgemäss sein, wenn unternehmungslustige Lieferanten ihre Schritte darnach richten. Alle Eisenbahnen werden in Japan unter Garantie des Staates gebaut.

und Furcht einflösst. Diese Mächte haben auf dem Mandarin-Bluff, einer im Südosten vor der Stadt gelegenen und beide, Stadt und Meer, dominirenden Anhöhe, auf welcher sich viele schöne Landhäuser der Europäer befinden, auch Militär-Hospitäler errichtet. Die Franzosen halten manchmal in der Stadt sogar Paraden ab, wie wir zur Osterzeit zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, als französische Marinetruppen beim heiligen Grabe in der katholischen Kirche die Ehrenwache hielten und am Ostersonntage nach der Kirchparade mit klingendem Spiele durch die Stadt zogen, um sich auf ihre Fregatte zu begeben.

Eine ungeheuere Menge Eingeborner wohnten der feierlichen Kirchenceremonie bei und lauschten andachtsvoll den Worten eines italienischen Priesters, der in der japanischen Sprache predigte. Wie wir aus der Zahl der Anwesenden ersahen, muss in Japan die Verbreitung des Christenthums Dank der herrschenden Toleranz wieder bedeutende Fortschritte gemacht haben. Möge mit der religiösen auch die bürgerliche Duldsamkeit Hand in Hand gehen, möge die Regierung auf dem betretenen Wege des Fortschrittes nicht erlahmen und ihrer erhabenen Mission, für das geistige und materielle Wohl des Volkes Sorge zu tragen, nie untreu werden und möge es den Schulen gelingen, die junge Nation zu bilden, ihren Charakter zu veredeln und ihrem Herzen Erkenntlichkeit einzupflanzen, damit nicht eines Tages das hochherzige Europa für die beigebrachte Civilisation, wie es leider so oft gang und gäbe ist, mit der bekannten Moral abgefertigt werde: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen!“

Von Hong-Kong via Saigon und Singapore nach Ceylon.

Wir gingen in Hong-Kong an Bord der „Dschemna", um nach Ceylon zu gelangen. Es ist einer der grössten Postdampfer der Gesellschaft *„Messageries Maritimes"*. Comfort, Verpflegung und Bedienung übertreffen jede Erwartung. Dieses Schiff ist auch ein vortrefflicher Schnellfahrer, der regelmässig per Stunde 13 Knoten zurücklegte. Das Schiff braucht in der That auch die Kohlen nicht zu sparen, denn die Gesellschaft erhält von ihrer Regierung so grosse Subsidien wie keine andere Gesellschaft der Welt. Wir erreichten schon am dritten Tage Saigon.

Saigon.

Dieser am gleichnamigen Flusse gelegene und vom Meere circa 60 Kilometer entfernte Ort ist die Hauptstadt der französischen Colonie in Cochinchina. Das Land ist etwa so gross wie das Königreich Böhmen und zählt ungefähr 300.000 asiatische Einwohner, die aus Anamiten, Chinesen und Indiern bestehen. Die Hauptstadt hat eine Bevölkerung von 4000 Seelen, darunter sich — Militär und Beamte nicht inbegriffen — nicht mehr als 560 Europäer befinden, meist Franzosen.

An der Mündung des Flusses Saigon haben die letzteren einen musterhaften Leuchtthurm erbaut. Der Fluss hat Fahrwasser für die grössten Seeschiffe, aber die Fahrt bis

zur Hauptstadt ist im höchsten Grade monoton. Sein gelbes Gewässer wälzt sich in unzähligen Windungen träge dahin und wird bloss beim Eintritte der Flut in einige Aufregung versetzt. Auf den beiden Ufern sieht man nur Moräste und Dschungeln, die den Schlangen und Alligatoren zum Aufenthalte dienen. In der Nähe der Stadt kommen wohl schon mehrere grössere unter Cultur befindliche Länderstrecken zum Vorscheine. Die Hauptstadt selbt macht auf den Fremden keinen besonderen Eindruck. Sowie die Engländer ihren Colonialstädten ihren nationalen Typus aufzuprägen suchen, so machen es auch die Franzosen. Alles in der Stadt Saigon trägt ein französisches Gepräge an sich. Die Residenz des Gouverneurs, die Regierungsgebäude und der botanische Garten sind insgesammt nach einem grossartigen Plane angelegt. Ausser diesen gibt es noch viele sehr ansehnliche Gebäude, Magazine und Cafés chantants. Der Handel ist bedeutend. Im Jahre 1876 belief sich die Einfuhr auf circa 29 Millionen und die Ausfuhr auf circa 50,500.000 Francs. Reis und Zucker spielen in der Ausfuhr die Hauptrolle.

Das Klima ist sehr ungesund und überaus heiss. Während unserer Anwesenheit im Monate April zeigte das Thermometer im Schatten nicht weniger als 29° R. Die französische Regierung zahlt in Berücksichtigung dieses Umstandes ihren Beamten doppelte, ja sogar dreifache Löhnung.

Nach einem Aufenthalte von 24 Stunden setzten wir die Reise nach Singapore fort, welches wir nach zwei Tagen erreichten, und nach einer Rast von 20 Stunden lichtete die „Dschemna“ wieder die Anker, um der Elephanteninsel Ceylon zuzusteuern.

Die Fahrt dauert sechs bis sieben Tage. Am Ende des sechsten Tages wurde vom Capitän den Passagieren mitgetheilt, dass, wenn das Wetter günstig bleibe, das Schiff am nächsten Morgen frühzeitig in Point de Galle anlangen und daselbst bis sechs Uhr Abends vor Anker bleiben werde.

Am anderen Morgen fanden wir uns frühzeitig auf dem Verdecke ein. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, das Meer war ruhig. Ein grauer dünner Nebel schwebte auf der spiegelglatten Fläche.

Endlich stieg die Sonne über den Horizont herauf und ihre feurigen Strahlen schossen über die Gewässer nach allen Richtungen dahin, überall Leben und Thätigkeit entzündend. Es war ein prachtvolles Schauspiel. Mittlerweile stieg sie höher und entschleierte das Meer, so dass wir plötzlich, wenngleich noch im fernen Westen, die Insel Ceylon vor Augen hatten. Sie lag vor uns in einer purpurnen Beleuchtung, die nach und nach mit unserer Annäherung in ein dunkles Grün überging. Die Spitzen des Pedro und Adam badeten sich in dem dunklen blauen Aether und strahlten wie von Gold übergossen. Die südöstlichen Contouren der Insel traten immer deutlicher hervor und trugen ihren schönsten Schmuck, die Palmenwälder, zur Schau. Der Loogmann verkündete mit lauter Stimme, dass die „Dschemna" mit einer Geschwindigkeit von 12 Knoten fahre und der Steuermann lenkte das Schiff dem äussersten südöstlichen Vorgebirge zu, welches noch zu umschiffen war. Der Lootse kam an Bord, um die Führung des Schiffes zu übernehmen. Noch eine kleine Wendung und wir sahen den hohen Leuchtthurm von Point de Galle und bald darauf öffnete sich die gastliche Bucht, um den Dampfer aufzunehmen.

Die Insel Ceylon liegt im indischen Ocean zwischen 5° 56′ und 9° 46′ nördlicher Breite, 79° 51′ und 81° 51′ östlicher Länge. Die grösste Länge von Norden nach Süden beträgt circa 60 und die grösste Breite circa 30 geographische Meilen. Die Bevölkerung betrug Anfangs 1875 die Zahl von 2,418.641 und zwar 1,330.240 männliche und 1,088.401 weibliche Individuen. Der Flächenraum der Insel beträgt 66.296 Quadratkilometer, daher auf den Quadratkilometer circa 37 Einwohner. Zu Ende des Jahres 1877 war die Zahl der Bevölkerung auf 2,600.000 gestiegen. Die Insel wurde im Jahre 1505 von den Portugiesen in Besitz genommen, welche sie aber schon 1658 an die Holländer, wie diese sie 1796 an die Engländer abtreten mussten, von denen sie unter die Verwaltung von Brittisch-Indien gestellt wurde. Aber schon 1801 trat sie aus dem Verbande mit Indien und errichtete eine eigene Regierung, die vom Mutterlande erst 1831 durch ein königliches Patent

anerkannt und 1833 in die bis heutigen Tages bestehende Verfassung umgewandelt wurde. Die gegenwärtige Regierung ruht in den Händen eines brittischen Gouverneurs, eines aus 15 Mitgliedern bestehenden gesetzgebenden und eines aus fünf Mitgliedern zusammengesetzten vollstreckenden Rathes.

Der Pedrotallagálla, der höchste Berg Ceylons, ist 8295 Fuss hoch über dem Meere. Mahawelliganga, der grösste Fluss, ist 31 geographische Meilen lang.

Producte des Pflanzenreiches sind: Kaffee, Thee, Zimmt, Reis, Kokosöl, Balsambäume, Orchideen, Ebenholz, Satin- oder Atlasholz, Palmen, Bambus etc. — Das Thierreich weist auf: Elephanten, Tschitas (kleine Leoparden), Bären, Schakale, Affen, Eichhörnchen, Elenthiere, Eber, Stachelschweine, Krokodile, Cobras etc. Naturproducte.

Im Jahre 1873 betrug die Bevölkerung von Ceylon 2,405.000 Einwohner, hievon kamen auf Bevölkerung.

Colombo	150.000	Einwohner.
Point de Galle	48.000	„
Tschaffna (Jaffna) . . .	35.000	„
Matára	18.000	„
Kandy	17.000	„
Trincomale	9.800	„
Puttalam	5.000	„
Kurunegálla	3.700	„
Matella	3.500	„
Ratnapúra	3.500	„
Bádulla	3.400	„
Baticáloa	3.300	„
Mauaar	2.500	„
Hambantótte	1.900	„
Nuwara Elliya (spr. Nurélia)	1.700	„
Anuradapúra	700	„

Man kann wohl kaum irgendwo eine lieblichere, voll Saft und Kraft strotzendere Landschaft sehen als von der Rhede von Galle aus. Das zunächst gelegene Land ist nur wenig über die Oberfläche des Meeres erhaben und ruht auf vulcanischen Felsengebilden, an denen sich die Wogen des Oceans schäumend brechen. Ringsum, beinahe kreisförmig, Point de Galle.

läuft ein hoher Festungswall, noch aus der Zeit der Portugiesen stammend, innerhalb dessen die Stadt wie auf einem grünen Grasteppiche ausgebreitet liegt. Ueberall zwischen den Häusern ragen Bäume, namentlich Palmen, empor und verleihen dem Orte ein idyllisches, friedliches Aussehen. Lässt man den Blick darüber hinausschweifen, so gewahrt man einen langausgebreiteten, halbrunden und in grünen Farbenschattirungen schillernden Höhenzug, der mit Landhäusern, Kirchen und Buddha-Tempeln geziert ist, die entweder frei daliegen oder zwischen Bäumen versteckt hervorblicken. Noch weiter zurück folgen Hügelketten auf Hügelketten, bis endlich im fernen Hintergrunde sich ein heller Felsenkoloss erhebt. Dies ist der sogenannte Adams-Peak, der zweithöchste Berg der Insel.

Kaum waren die Anker ausgeworfen, näherten sich zahllose ceylonische Boote dem Dampfer. Die Insassen sind Hôtelagenten und Juwelenhändler, die kommen, um ein Geschäft zu machen und wenn es angeht, die Reisenden recht tüchtig zu prellen. Jeder will zuerst an Bord kommen, der Andrang ist so gross, dass sich nicht alle der Schiffbrücke bedienen können, sondern mehrere sogar an der Wandung des Schiffes mit einer katzenartigen Behendigkeit hinaufklettern. Sie sind durchgängig hässlich, besonders die alten Männer und der grosse Mangel an Kleidung macht sie nur noch um so hässlicher.

Die Jugend kleidet sich anständiger. Die jungen Leute haben sich eine ganz nette Mode geschaffen, welche in einem baumwollenen weissen oder schottisch quadrillirten Tuche besteht, das sie sich wie einen Weiberrock um den Unterkörper wickeln; den Oberkörper bedeckt eine weisse oder schwarze kurze Jacke und den Kopf ein englischer runder schwarzer Filzhut. Wenn sie keinen Hut haben, dann tragen sie das Haar mit einem feinen, halbrund gebogenen Schildpattkamme rückwärtsgekämmt. So aufgeputzt sehen sie wie die Weiber aus, von denen sie oft wegen ihrer bartlosen Gesichter sehr schwer zu unterscheiden sind.

Inzwischen hatte sich auf dem Verdecke ein förmlicher Jahrmarkt organisirt. Jeder packte seinen Kram aus, der entweder in echten oder falschen Edelsteinen, Perlen, Ringen,

Hals- und Ohrgeschmeiden, verschiedenen Arbeiten in Schildpatt und Elfenbein bestand, für welche ganz unverschämte Preise gefordert wurden.

Das ist nun ein Feilschen und Handeln, denn Jeder möchte gern irgend ein Andenken an Ceylon erstehen. Die Singalesen sind gewandte Kaufleute und machen sich kein Gewissen daraus, wenn sie jemand tüchtig beschwindeln können; man muss daher die Augen scharf offen halten und wenn man kein Kenner von Edelsteinen ist, sich um den Rath eines Fachmannes bewerben.

Nachdem wir uns von unserer liebgewonnenen Reisegesellschaft verabschiedet hatten, bestiegen wir zum ersten Male eines jener berühmten ceylonischen Boote, um uns an das Land rudern zu lassen. Aber welch primitives Machwerk ist dieses! Es besteht nur entweder aus einem ausgehöhlten Baumstamme oder aus einem aus Brettern zusammengezimmerten Troge von circa 5 bis 6 Meter Länge, $\frac{1}{2}$ Meter Breite und circa $\frac{3}{4}$ Meter Höhe. Vorn und hinten spitzt sich das Fahrzeug etwas zu und ist auf den äussersten Enden mit schräg aufwärts gerichteten Brettchen beschlagen. Um dieses Boot vor dem Umschlagen zu bewahren, sind auf der linken Seite circa 13 Centimeter dicke gebogene Bambusstäbe angebunden, die, quer circa 3 Meter nach auswärts laufend, an den Enden an einem starken Balken befestigt sind, der mit dem Schiffskörper parallel läuft und das Umkippen verhindert. Ein solches Boot kann, so lange seine Theile zusammenhalten, natürlich nicht untergehen. Nachdem unser Reisegepäck neben uns mit Stricken an das Boot gebunden war, stiessen wir ab und schwebten auf den glatten Wellen dem Ufer zu, das wir auch bald glücklich erreichten.

Am Strande fanden wir keinerlei Fuhrwerk, aber desto mehr Eckensteher, auf deren Schultern wir unser Gepäck weiter transportiren liessen. Sie führten uns zuerst in einen grossen, casemattenähnlichen, kühlen Raum, in welchem sich die Kanzlei des leitenden Zollbeamten befand. Nachdem wir demselben die Versicherung auf Ehrenwort gegeben, dass wir weder Branntwein noch Tabak mit uns führen, wurden wir sogleich freigelassen, ohne unsere Colli geöffnet zu haben.

Der Beamte war ausserordentlich höflich und zuvorkommend und gab uns mehrere gute Rathschläge, die uns später trefflich zu statten kamen. Von demselben erfuhren wir auch, dass sich gerade in Galle zwei sehr unbeliebte Gäste aufhielten, nämlich die Cholera und die schwarzen Blattern, die zwar bisher nur sporadisch aufgetreten waren, aber immerhin zur Vorsicht mahnten.

Wir liessen uns nun nach dem renommirtesten Gasthofe, dem „Oriental-Hôtel", führen und fanden, dass dasselbe gerade ziemlich viele Besucher hatte. Man zeigte uns dort ein disponibles Zimmer, als man aber die Thür desselben öffnete, kam uns eine Backofenhitze und ein so übler Geruch entgegen, dass wir uns alsogleich, ohne einen Schritt über die Schwelle zu thun, davonmachten. Wir zogen nun nach dem hart am Meere gelegenen „Sea-Vue-Hôtel", wo wir eine sehr freundliche und gesunde Wohnung und gute Aufnahme fanden.

Wir behandelten dort die vollständige Pension per Tag mit 5 Rupies (circa 5 fl. ö. W.), ein Preis, der nach dortigen Verhältnissen als ein anständiger, nicht überhaltener betrachtet werden kann.

Unser erster Besuch galt dem Agenten der „*Messageries Maritimes*", an den wir von Hong-Kong aus empfohlen waren. Wir fanden bei demselben eine recht liebenswürdige Aufnahme und Auskünfte in Hülle und Fülle.

In Berücksichtigung des Umstandes, dass ein längerer Aufenthalt in Galle während der heissesten Jahreszeit nicht rathsam und besser in die Monsuns-Periode zu verlegen sei, entschlossen wir uns, Galle noch am selben Abende zu verlassen und uns über Colombo und Kandy nach dem Hochlande von Nuwara Elliya (spr. Nurélia), dem Mittelpunkte der Kaffee- und Theepflanzungen, zu begeben.

Fahrt nach Colombo.

Wir liessen die entbehrlichsten Sachen unseres Gepäckes in Galle zurück und besorgten uns einen Platz in der königl. Diligence, die zweimal täglich zwischen Galle und Colombo verkehrt. Wir fuhren um 6 Uhr Abends ab. Ein paar Strassen der kleinen Stadt waren bald durchfahren, ebenso auch die kolossalen alterthümlichen Festungswerke, welche vor 370

Jahren von den Portugiesen angelegt wurden. Als wir das letzte Festungsthor hinter uns hatten, kamen wir durch eine circa zwei Kilometer im Durchschnitte haltende ebene und schön cultivirte Grasflur und bogen in die Vorstadt ein, welche gleichzeitig den Anfang einer beinahe ununterbrochenen, circa 127 Kilometer langen Ansiedlung zwischen Galle und Colombo bildet. Die Chaussée ist vortrefflich.

Die westliche Küste erhebt sich nur wenige Meter über die Oberfläche des Oceans und der Weg läuft zum grossen Theile parallel mit demselben, einige Landzungen ausgenommen, die sich hin und wieder weit in denselben hinein erstrecken.

Gleich nachdem wir die besagte Ansiedlung erreicht hatten, fuhren wir in ein tiefes Waldesdunkel ein, welches von der kaum verlassenen, von der Sonne so blendend beschienenen Landschaft auf das grellste abstach. Wir befanden uns in einem dichten tropischen, aus Kokospalmen, Bananen, Mangos und Brodfruchtbäumen bestehenden Walde, der sich der Länge nach von Galle bis Colombo ausdehnt. Auf beiden Seiten der Strasse befinden sich Häuser und Hütten der Eingebornen, Ansiedlungen, die abwechslungsweise bald den Charakter eines Dorfes, bald den eines Marktfleckens an sich tragen. Mitunter werden auch vornehme Gebäude sichtbar, die von reichen Eingebornen bewohnt werden. Nach längerer Fahrt erreichten wir einen breiten Fluss, über welchen eine elegante eiserne Brücke führt. Es ist die Gindura, die mit grosser Schnelligkeit dem nahen Ocean zueilt. Kaum dass die Brücke passirt war, trat wieder das trauliche Dunkel des Waldes ein und bald lag die erste Poststation vor uns. Vier Pferde standen dort in Bereitschaft; das Umspannen ging schnell von statten und der Wagen setzte sich wieder in Bewegung. Vorn oder neben der Diligence lief ein amtlicher kaffeebrauner Herold ohne Kopf- und Fussbekleidung, mit einer alten verbogenen Trompete in der Hand, aus welcher er die widerlichsten Misstöne herausquetschte. Wenn diese verklungen, dann versah er gewöhnlich seinen Mund mit einer Portion Betelkaustoffes, den er sich von seinen mitreisenden Landsleuten fortwährend erbettelte. Schon begann es dunkel zu werden und die Sonnen-

strahlen drangen nur selten und schräg zwischen den dichtbelaubten Aesten durch.

Zugleich mit dem Untergange der Sonne begannen die Schatten der Nacht sich auf die Erde herabzusenken. Eine Dämmerung gibt es in den tropischen Ländern nicht. Die Augen gewöhnten sich bald an die hereinbrechende Dunkelheit und schon nach ein paar Minuten ward an der schwarzblauen Himmelsdecke ein Heer von Sternen sichtbar.

Während uns so die himmlische Illumination entzückte, ging auf der Erde ein Schauspiel vor sich, das das Herz des Naturfreundes nicht weniger mit Wohlgefallen und Bewunderung erfüllte, denn mit dem Einbruche der Nacht kamen nach und nach Tausende von Leuchtkäfern, oft von der Grösse kleiner Vögel, aus ihren Schlupfwinkeln hervor und schwirrten in der Luft und zwischen den Blättern der Bäume umher, während auf dem mit der *Mimosa pudica* überwucherten Waldboden Myriaden von Leuchtwürmern ihre anspruchslose Thätigkeit entfalteten.

Wir kamen zunächst in Bentota an, wo sich ein Resthouse*) befindet, in welchem ein Aufenthalt von einer Stunde genommen ward. Das Resthouse ist ein geräumiges, comfortabel eingerichtetes Gebäude mit einem grossen Speisesaale, in dem schon das Abendessen unser wartete. Um allen Missverständnissen vorzubeugen, sind an den Wänden Tarife und Anzeigen aufgehängt, aus denen der Reisende ersehen kann, aus wie vielen Gerichten die diversen Malzeiten zu bestehen haben. Trinkgelder zu geben ist wie in Amerika und Australien nicht gebräuchlich. Vom Speisesaale führt eine Thür in ein langes, reich mit Blumen geziertes Vestibule, in welchem eine Reihe chinesischer Ruhestühle aufgestellt ist, deren sich in der Regel nach dem Essen die Gäste bedienen, um eine kurze Ruhe zu halten.

Das Rasthaus in Bentota hat eine äusserst liebliche und interessante Lage. Es befindet sich auf dem Rücken eines ziemlich hohen, scharf in den Ocean sich hineinziehenden Vorgebirges und ist mit tiefem Baumschatten bedeckt. Bei Tage geniesst man von der Gallerie des Rasthauses eine

*) Resthouse = Rasthaus, eigentlich Gasthaus.

reizende Aussicht in das Innere der Insel und ihre Gebirgszüge, sowie auch auf den grossen Kaludára-Fluss, der, aus den Gebirgen kommend, sich am Fusse Bentota's in das Meer ergiesst.

Der Ort Bentota hat ein städteartiges Aussehen und viele wohlhabende singalesische Einwohner. Gegen den Fluss hin, über welchen gegenwärtig eine grosse eiserne Brücke im Baue begriffen ist, sind zwei Reihen neuer, eleganter Häuser entstanden, die bis zum Brückenkopfe reichen. Die Brücke wird ein Meisterstück moderner Baukunst werden und den doppelten Zweck der Solidität und der Eleganz in sich verbinden. Der Fluss ist circa $^3/_5$ Kilometer breit und hat eine sehr reissende Strömung wie alle Flüsse, die von Hochgebirgen herabkommen und keinen langen Lauf haben.

Fast in der Mitte des Flusses liegt eine Insel, eigentlich ein Felsenkoloss, mit neuen stattlichen Gebäuden, durch welchen die Brücke in zwei Hälften zerfällt.

Der alte Weg läuft circa 2000 Schritte lang eine schiefe Ebene hinab, bis er die alte gebrechliche hölzerne Schiffbrücke erreicht, welche die zwei gegenüberliegenden Ufer verbindet. Auf der anderen Seite angekommen, erneuert sich wieder die frühere Scenerie, nur mit dem Unterschiede, dass wir oft zu lichteren Stellen kommen, auf welchen Zimmtgärten angelegt sind. So ging es fort, bis am östlichen Himmel die Herolde des jungen Tages erschienen.

Es war nahe an 5 Uhr Früh, und wir befanden uns bereits in dem Bereiche von Colombo. In der Landschaft ging eine grosse Veränderung vor, der Wald verschwand allmählich und ging in Park- und Gartenanlagen über. Zahlreiche Villen traten auf und moderne Gascandelaber beleuchteten die Strassen und erloschen erst mit der aufgehenden Sonne. Colombo

Die Villen sind meist im breiten, vornehmen europäisch-indischen Style aufgeführt. Sie sind alle von Palmenhainen umgeben, die sich nach der Strassenseite zu öffnen. Die Gebäude haben geräumige Vorhäuser, eigentlich Säulenhallen, und vor diesen eine dem Ganzen entsprechende gedeckte Auffahrt. Von der Strasse liegen sie so weit entfernt, dass die Insassen von den Blicken der Vorbeigehenden nicht

belästigt werden können, diesen aber doch noch reichlich Gelegenheit bleibt, durch die eisernen Gitter den Luxus und den Geschmack der Eigenthümer zu bewundern. Von der Strasse aus führen nach den Wohnsitzen regelmässig zwei Einfahrten, die nach der Oertlichkeit entweder einen Halbkreis oder eine Parabel beschreiben. Der Grund, der dazwischen liegt, bildet meist eine schöne ebene Grasflur. Die Pfeiler an den Einfahrten schmücken Gascandelaber und grosse Metallplatten, auf denen der Name der Villa, aber nicht der des Besitzers eingegraben ist. Die Namen klingen europäisch, wie z. B. Brighton Nizza, St.-Remo, Monaco, Sorrento etc.

Der Conducteur fragte die Reisenden, nachdem er das Postfelleisen abgeliefert hatte, um ihre Absteigequartiere und brachte dann jeden einzelnen nach seinem Ziele.

Wir stiegen im Compagnie-Hôtel ab; die Zeit der allgemeinen Ruhe war bereits vorüber und schon kehrten die Gäste des Hôtels einzeln von ihren Morgenpromenaden zurück. Es ist dort allgemein gebräuchlich, früh mit Tagesanbruch aufzustehen und ein paar Stunden hindurch in der kühlen Morgenluft Bewegung zu machen; dann kehrt man zurück, nimmt ein Bad und den Kaffee, kleidet sich an und hält Siesta, bis der Frühstücks-Gong erschallt.*)

Das Compagnie-Hôtel hat eine sehr grosse Ausdehnung und enthält eine bedeutende Zahl von Schlafgemächern, Salons, Hallen und breiten Corridoren. Die Eigenthümer nennen es nur provisorisch, weil es gegenwärtig im gänzlichen Umbaue begriffen ist und um mehr als das Doppelte vergrössert wird. Dem aufliegenden Plane zufolge wird es nach dem Palast-Hôtel zu San-Francisco in Californien das grösste Hôtel auf der Erde werden. Die Wohnungen sind nach einem ganz eigenthümlichen Principe eingerichtet. Sie sind circa 7 bis 7½ Meter hoch, während die Wände zwischen den Zimmern und Corridoren nur die Hälfte der Höhe erreichen, um der Luft möglich viel Zugang zu lassen. Zu

*) Der Gong ist eine circa 1½ Meter im Durchmesser haltende concave Metallscheibe, welche mit der linken Hand emporgehalten wird, während die rechte einen mit Hirschleder überzogenen Schlägel führt und mit demselben das Instrument bearbeitet.

eben diesem Zwecke sind auch die unteren Theile der Zwischenwände durchbrochen und mit feinen Drahtgeflechten geschlossen. Man kann sich zwar für's Erste nicht leicht mit dieser Einrichtung befreunden, denn solche Zimmer sehen aus wie die Ständer eines Pferdestalles, aber wenn man einmal in jenen heissen Ländern ein solches Gemach bewohnt hat, dann will man kein anderes mehr.

Es ist 8½ Uhr und der erste Gong erschallt und gewährt den Gästen noch eine halbe Stunde, um Toilette für den Frühstückstisch zu machen. Mit dem Schalle des zweiten länger anhaltenden Spieles des Gongs begeben wir uns in den Speisesaal. Der europäische Ceremonienmeister begrüsst uns mit einer respectvollen Verbeugung und fragt nach der Nummer unseres Zimmers, worauf er uns einen Platz an der Tafel anweist. Die Gäste versammeln sich nach und nach und wir haben, bis der Schmaus eröffnet wird, noch hinreichend Zeit, uns die Einrichtung des Locales zu betrachten. Der Saal ist ein grosses längliches Viereck von 7 bis 7½ Meter Höhe. Fenster gibt es dort nicht, aber dafür kolossale jalousienartige Thüren, die beinahe bis zum Plafond hinaufreichen. Zwei Seiten des Saales sind offen, die eine gegen den Garten und die andere gegen den Hof zu. Zwei Tafeln stehen parallel laufend in der Mitte, eine grosse mit circa 80 bis 100 Gedecken und eine Credenztafel, auf welcher in bedeckten silberplattirten Geschirren alle im Speisezettel aufgeführten Gerichte aufgestellt sind. Die Dienerschaft besteht nur aus Singalesen. Sie haben ihre Unterkörper mit weissen Leintüchern umwickelt, tragen weisse kurze Jacken, aber selbstverständlich keine Schuhe. Am Vorderscheitel haben sie feine Schildpattkämme gleich Diademen stecken, die die Haare nach rückwärts halten. Einige von ihnen hatten am Vordertheile des Kopfes eine Glatze ausrasirt, was das Kennzeichen einer besonderen religiösen Secte ist. In der Mitte vor dem Credenztische stand eine hohe corpulente, dunkelkaffeebraune Figur, welche in ein langes weisses, frischgewaschenes Hemd gekleidet war und mit ernsten Augen, ohne ein Wort zu sprechen, die Dienerschaft im Zaume hielt. Es war dies der Vorschneider, der sein Geschäft meisterhaft verstand. Er hielt in den Händen ein grosses Tranchirzeug, welches er fort-

während wetzte, bis ihm der Ceremonienmeister einen Wink zum Beginne seiner Function gab. In der Mitte längs des ganzen Saales waren zwei riesige Bunkas*) angebracht, welche durch Schnüre von aussen in Bewegung erhalten wurden, um den Gästen Kühlung zuzufächeln.

Eines überraschte uns dort ganz besonders, es war die Anwesenheit einer Zahl von Raben, die schnabelwetzend auf den Thüren und Vorhangstangen sassen und auch auf das Essen zu warten schienen. Und in der That kaum war dasselbe eingeleitet, so begannen sie im Saale herumzuflattern und fielen über die von der Tafel weggetragenen und auf Seitentische hingestellten Teller her, um von denselben die Speiseüberreste wegzupicken, ohne dass sie irgend jemand an diesem Geschäfte hinderte.

Diese Thiere scheinen sich dort förmlich eingenistet zu haben und als Hausgenossen zu betrachten. Einige von ihnen haben einen gewissen Grad von Zähmung erreicht, denn sie wagen sich manchmal selbst bis auf die Tafel, um irgend einen unbewachten Bissen hinwegzustehlen.

Ein Tischnachbar, dem wir unser Missfallen an dieser Gesellschaft zu erkennen gaben, antwortete: „Ach, wir machen uns nicht viel daraus, denn wenn die Raben nicht wären, würden wir das ganze Jahr hindurch die Cholera in der Stadt haben, aber diese Thiere machen sich nützlich und kommen der Gesundheitspolizei auf das wirksamste zu Hilfe, nebstbei machen sie uns auch manchmal viel Spass, desshalb thut ihnen niemand etwas zu Leide. Schauen Sie jenen alten Raben dort oben an, wie er seine Augen unverwandt auf mich gerichtet hält und nur auf ein Zeichen wartet, um herabzukommen und seinen Antheil in Empfang zu nehmen. Wir

*) Bunka-Wedel ist eine austral-asiatische Erfindung, welche man dort in allen Wohnungen der öffentlichen und Privathäuser, der Hôtels und Dampfschiffe findet. In den letzteren wird sie manchmal schon durch die Dampfmaschine in Bewegung erhalten. Die Einrichtung einer Bunka ist sehr einfach. Ein hölzerner oder metallener Stab wird an Schnüren horizontal ober dem Tische aufgehängt und an demselben ein dickes 1 bis $1^1/_2$ Meter breites Zeug befestigt, welches bis nahe an die Köpfe der bei Tische Sitzenden herabhängt. Um der Bunka eine grössere Schwungkraft zu geben, wird die untere Hälfte des Zeuges mit zwei- bis dreifachem Unterfutter verstärkt und dann diese Vorrichtung durch eine Zugschnur in Bewegung gebracht.

leben schon seit zwei Jahren zusammen in guter Freundschaft.“ Nach diesen Worten steckte er ein Stück Fleisch auf die Gabel und streckte den Arm damit nach hinten aus, worauf der Rabe wie ein Pfeil herabschoss und im Fluge das Fleisch von der Gabel wegpickte. Das andere Rabenpack, das diesem Manöver zusah, wollte ihm nun seine Beute abjagen und trieb ihn krächzend in den Garten hinaus.

Nach dem Frühstücke zogen sich die Damen in ihren Salon und die Herren in das Vestibule zurück, um in den Ruhestühlen die neu angekommenen Telegramme und Zeitungen zu lesen, ihre Cigarren zu schmauchen und zu conversiren. Dort befand sich auch der Schanktisch *(Bar)* mit kühlenden Getränken, denen fleissig zugesprochen wurde.

Die Hitze machte sich schon so fühlbar, dass man wenig Europäer mehr auf den Strassen sah und nur die Eingebornen sich noch daselbst herumtrieben. Diese wohnen nur ausnahmsweise in Colombo. Die Stadt der Singalesen heisst Pettah, ist circa $1^1/_2$ Kilometer von Colombo entfernt und am Knotenpunkte zweier Eisenbahnen gelegen.

Um 11 Uhr machten wir uns auf, die nothwendigen Besuche zu machen und die mitgebrachten Empfehlungsbriefe abzugeben. Die Reihe eröffnete unser Consulatsvertreter, ein Mann, der in Colombo viel Achtung und Einfluss geniesst. Wir wurden sehr höflich aufgenommen und da wir unsere Absicht aussprachen, einige Zeit im Inneren der Insel zu verweilen, mit guten Empfehlungen in den Kaffee- und Theedistrict versehen.

Andere Häuser boten uns ähnliche Begünstigungen an. Ein Herr lud uns ein, den Abend in seiner Villa zuzubringen, wo wir in der That im Kreise einer kleinen heiteren Gesellschaft ein paar sehr vergnügte Stunden zubrachten. Beim Abschiede machte man uns den Vorschlag, uns am nächsten Morgen mit Tagesanbruch im Hôtel zu einer Spazierfahrt in die Umgebung abzuholen. Nachdem wir unsere Besorgniss aussprachen, nicht zur rechten Zeit wach zu werden, erwiderte man uns lächelnd: „Ach, das lassen Sie nur gut sein, dafür werden schon die Raben Sorge tragen.“

Als wir ins Hôtel zurückkehrten, fanden wir zu unserem Erstaunen, dass auf den Zwischenwänden unseres Zimmers

etliche dieser freien Pensionäre ihr Nachtquartier aufgeschlagen hatten, die auch wirklich mit Tagesgrauen zu krächzen anfingen.

Am selben Tage um 10 Uhr Früh verliessen wir das Hôtel, um uns nach Pettah auf die Eisenbahnstation zu begeben und unsere Reise nach Kandy anzutreten. Um auf die Station zu gelangen, muss man erst einen guten Theil Pettahs durchfahren. Pettah ist keine Stadt in europäischem Style, aber eine stark bevölkerte Ansiedlung inmitten eines dichten, weit ausgebreiteten Palmenhaines, in welchem man so vielen der niedlichsten Landhäuser und traulichen schattigen Wohnungen begegnet, dass es uns natürlich nicht wundert, wenn die Eingebornen vorziehen, lieber in Pettah als in dem steifen und sehr heissen Colombo zu wohnen. Wasser ist dort im Ueberflusse vorhanden und Bewässerungscanäle durchziehen die Ansiedlung nach allen Richtungen. Zwischen den Dämmen sieht man buntbefiederte Papageien und hässliche Raben herumflattern. Die letzteren übertreffen an Zahl alle anderen Bewohner der Luft. Sie geniessen dort eine allgemeine Verehrung; man betrachtet sie gewissermassen als Functionäre der Gesundheitspolizei. Da sich die Eingebornen meist nur von Reis, Früchten und stark gewürzten Gemüsen nähren, so fällt natürlich für das Rabenvolk nicht sehr viel ab, wesshalb sich viele von ihnen lieber bei den Fleischtöpfen der Europäer in Colombo niedergelassen haben.

Pettah.

Handel und Wandel sind in Pettah im besten Gange. Man findet dort kolossale Lager von einheimischen Producten und europäischen Erzeugnissen aufgespeichert, welche entweder exportirt oder nach dem Inneren der Insel verhandelt werden. Trotzdem dass die dortigen Magazine aus einfachen, nichts weniger als einbruchsicheren Localitäten bestehen, so ist doch die öffentliche Sicherheit wahrhaft mustergiltig.

Endlich deutete unser Fiaker auf ein kleines Gebäude mit den Worten: „Das ist der Bahnhof." Wirklich, wenn wir nicht das Pfeifen der Locomotive gehört, den Steinkohlenrauch gerochen und die einfache Aufschrift: „*Government Railway*" gelesen hätten, wir würden durchaus nicht geglaubt haben, dass wir uns vor der Hauptstation der ceylonischen Eisenbahnen befanden. Man hat hier bei dem Baue derselben das amerikanische und australische Princip angenommen, die

Bahnhöfe wohl solid und bequem, aber möglichst einfach zu errichten und jeden Luxus zu vermeiden, dagegen aber besser für Anschaffung eines reichlichen rollenden Betriebsmateriales und für gute Instandhaltung desselben Sorge zu tragen, was die Bahnen einträglicher macht. Der ganze Betrieb ist überaus einfach, geräuschlos und doch dabei sicher; das ganze Commando besteht nur in Zeichen mit der Hand oder in Feuersignalen. Während der Fahrt wird nie nach den Billeten gefragt, was sehr für die Ehrlichkeit und Ordnungsliebe der Singalesen spricht.

Fahrt nach Kandy.

Fast auf allen Stationen zwischen Colombo und Kandy wimmelte es von Tamils, die erst vor Kurzem aus dem südlichen Theile der Madras-Präsidentschaft angekommen waren und nach den Kaffeedistricten gingen, um dort in Arbeit zu treten. Diese sind von viel dunklerer Hautfarbe als die Singalesen, haben aber mitunter recht angenehme Gesichtszüge. Ihr Wuchs ist durchgängig schön, und unter den Frauen sieht man nicht selten welche von grosser plastischer Schönheit. Die Tamils verstehen durchgängig zu lesen und zu schreiben, und ihre Zahl ist auf Ceylon bereits so gross geworden, dass man angefangen hat, mit diesem neuen Elemente zu rechnen. Die Namen der Stationen sind in drei Sprachen aufgeschrieben, nämlich mit englischen, singalesischen und Tamil-Buchstaben.

Die Namen der Stationen haben einen so fremden, aber dabei nicht unangenehmen Klang, dass wir sie im Interesse der Etymologen hier anführen.

a) Linie Colombo-Kandy, Länge = 128 Kilometer, Fahrzeit 9 Stunden, Colombo (Pettah), Kelaníja, Mahára, Henerátgoda, Vejángoda, Ambepúra, Polyahawélla, Rambukkána, Peradeníja, Kandy.

b) Die Zweiglinie von Peradeníja über Gámpola und Nawalapitíja nach Dímbula im Haupt-Kaffeedistricte, Länge circa 40 Kilometer Gebirgsbahn, Fahrzeit circa 4 Stunden.

c) Die Linie Pettah-Moratówa in einer südlichen Richtung längs des Oceans, Länge 17 Kilometer, Fahrzeit 52 Minuten. Pettah, Fort Colombo, Slave-Island, Kolupitíja, Bambulapitíja, Wellawátta, Dehiwella, Mount Lavínia, Angulána, Moratowa.

Die Umgebung von Colombo bildet eine weit ausgebreitete Ebene von ganz ausserordentlicher Fruchtbarkeit. Zahllose Bäche und kleine Flüsse, von den entfernten Gebirgen herabkommend, durchziehen die Landschaft nach allen Seiten und spenden der Vegetation Leben und Erfrischung. Es ist unglaublich, wie schnell sich dort das Wachsthum des Pflanzenreiches entwickelt. Welche Riesenbäume, welch' prachtvoller Blätterschmuck! Die Blätter sehen aus, als wenn sie mit Lack überzogen wären, so dass sich die Sonnenstrahlen in denselben abspiegeln und ein reizendes Farbenspiel bereiten.

Und die Blumen, in welch' feurige Farben sind sie gekleidet! Wir vermissten zwar bei ihnen das Zarte und Niedliche und die feinen Wohlgerüche, welche die mittel- und südeuropäische Flora so sehr auszeichnen, aber dafür bewunderten wir die Macht und Stärke der Natur, die dort den Halm zum Stamme, den Saft zum Oele oder Gummi, den Wurm zur Schlange, die Mücke zum Mosquito und die Katze zum Tiger werden lässt.

Die Wände der Eisenbahnwaggons sind jalousienartig und erlauben der Luft überall freien Durchzug. Wenn der Train in Bewegung und der Luftzug recht im Gange ist, so fühlt man sich so behaglich und leicht, als wenn der Körper von einer grossen drückenden Last befreit worden wäre. Die Atmosphäre ist dermassen mit Feuchtigkeit geschwängert, dass sie kaum mehr die Transpiration der Körper in sich aufnehmen kann. Es bildet sich ein heisser, drückender Dunstkreis, der mit Folterqualen auf die Menschen, namentlich auf die Fremden, wirkt und das Athmen erschwert. Ein solcher Zustand könnte auf die Länge nicht ertragen werden, wenn nicht die Zugluft wäre, die der Transpiration wenigstens momentan freien Raum und dadurch den Passagieren Erleichterung verschafft.

Man braucht sich übrigens bei Tage nicht vor Erkältung durch Zugluft zu fürchten, denn so wie nur der Train in eine Station einläuft und zum Stehen kommt, so stellt sich auch sogleich die Qual wieder ein, und der Schweiss quillt wieder in grossen Tropfen aus dem Körper hervor. Die armen Hausthiere haben bei der grossen Hitze ungemein

viel zu leiden, alle lechzen und strecken die Zungen heraus, die Vögel verstecken sich in den dichtesten Schatten der Bäume und halten die Schnäbel weit offen, die Kühe laufen den Flüssen oder Wassertümpeln zu und legen sich in dieselben hinein, so dass nur deren Köpfe mit den breiten Mäulern, die ihnen das Aussehen von Flusspferden geben, aus dem Wasser hervorstehen. Die Hitze ist so gross, dass man keinen metallenen Gegenstand, wenn er nur kurze Zeit der Sonne ausgesetzt war, mit blosser Hand anfassen kann.

Die Bahn steigt nach und nach aufwärts und das Terrain beginnt nach der vierten Station, Vejángoda, hügelig zu werden. Die Kokos- und Catechu-Palmen, der Bambus, die Zimmtgärten etc. verschwinden und machen den Laubhölzern Platz.

Eine grosse Thalmulde öffnet sich gleich einer schillernden Muschel und gestattet uns, einen tiefen Blick in den Hintergrund zu werfen, wo grosse Felsenstücke emportauchen. Was uns in dieser Region am meisten interessirt, das sind die Paddy-Pflanzungen,*) welche nicht nur das grosse, weite Thal bedecken, sondern sich oft noch auch an den kleinen Anhöhen hinaufziehen. Es ist wirklich bewunderungswürdig, mit welchem Fleisse und mit welcher Geduld die Menschen dort dem ungünstigen Boden jedes zur Anlage von Pflanzungen geeignete Stückchen abringen. Unsere heimatlichen Landwirthe würden mit Schauder erfüllt werden, wenn sie sähen, wie viel Mühe und Plage hier zur Bearbeitung und Bestellung des Bodens nothwendig ist. Das gesammte Terrain ist in kleine unregelmässige Felder eingetheilt, die mitunter nicht mehr als circa 100 Quadratmeter Raum enthalten und terrassenartig angelegt sind. Jede, auch die kleinste Quelle wird benützt, um das Wasser — oft in langen Rinnen — nach der Stelle zu leiten, wo es zur Ueberrieselung des Feldes nothwendig ist. Von einem Felde zum anderen sind kleine primitive Schleusen errichtet, um das Wasser abzulassen, wenn es das Erdreich gesättigt hat. Ausser diesen sind Canäle

*) In Indien und ganz Australien benennt man den Reis, so lange er noch im Halme ist, mit Paddy, und erst das ausgedroschene Korn nimmt den Namen Reis an.

angelegt, welche dasselbe in sich aufnehmen, wenn der Boden dessen nicht mehr bedarf.

Die Bahn hatte bereits eine Höhe von 830 Metern erreicht. Die Gebirge werden auf beiden Seiten zusehends schroffer und die Locomotive keuchte mit grosser Anstrengung dahin. Endlich sahen wir uns ringsum von Felsenkolossen eingeschlossen und blickten uns vergeblich nach einem Punkte um, durch welchen wir aus diesem Labyrinthe hinauskommen werden. Der Zug lief in eine Station ein, wo ihm ein kleiner Aufenthalt gestattet ist und eine zweite Locomotive vorgespannt wurde. Jetzt ging es mit doppelter Kraft aufwärts, denn es mussten innerhalb zweier Stationen noch einmal 360 Meter erstiegen werden.

Die Passage durch dieses Gebirge bietet viele schöne Scenerien dar. Hochaufstrebende Gebirgsstöcke liegen chaotisch neben- und hintereinander. Sie sind meistens schön bewaldet und glänzen in frischer smaragdgrüner Färbung. Es ist ein wahres Wirrwarr, das uns umgibt, aber die Ingenieure haben, alle Schwierigkeiten überwindend, den rechten Ausweg aus demselben gefunden und die Natur auf allen Seiten überwältigt. Die Bahn läuft bei fortwährender Aufsteigung zwischen Bergen hindurch, überschreitet Brücken und Viaducte, durchbraust Tunnels und Felsenthore, beschreibt scharfe Curven und zieht oft am äussersten Rande gähnender Abgründe vorbei, wo der kleinste Unfall zu einer unausweichlichen grauenvollen Katastrophe führen müsste.

Manchmal öffnet sich die Aussicht in Thäler mit stufenförmigen Paddy-Pflanzungen und dunklen Wäldchen, aus welchen die primitiven Bungalows*) der Eingebornen hervorgucken.

Wir erreichten jetzt ein grösseres Plateau, welches mit einem ungemein dichten Walde bewachsen ist, dessen Baumwipfel gewissermassen die Bahn überwölben. Zwei wilde Waldbäche brausen unter derselben durch und stürzen sich in einen Abgrund hinab. Wenn sich nicht etliche Gebäude hier befänden, so würde es die schönste Waldeinsamkeit

*) Bungalows (sprich Bŭngalo) nennt man alle im indischen Style erbauten ländlichen Wohnungen.

sein, die man sich denken könnte. Es ist Rambukkána, die letzte Station, bevor die Bahn den Culminationspunkt erreicht.

Wir waren am östlichen Ende des grossen Thales angekommen und der Zug schlug nun eine südliche Richtung ein. Eine wundervolle Aussicht öffnete sich hier unseren Blicken. Die Sonne neigte sich schon stark zum Untergange und beleuchtete das ganze Thal. Durch die Veränderung der Lage traten neue Ansichten vor uns, von denen ganz besonders ein Felsenkegel die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, welcher mit einer kolossalen Ruine gekrönt ist. Die Tradition sagt, dass sie vor Zeiten die Residenz eines Königs war. Ueberaus lieblich macht sich in der blauen Ferne der Adams Peak bemerklich, der dem Reisenden auf dem grössten Theile von Ceylon als freundlicher Wegweiser dient.

Noch einige Minuten und der Culm war erreicht und bald auch Peradeníja, die letzte Station vor Kandy. Eine angenehme Abendkühle wehte uns dort an, reiche Quellen sprudeln aus der Erde hervor und Kinder boten uns frisches Trinkwasser dar. Peradeníja ist ein niedlicher Ort und eine beliebte Sommerfrische der Kandyaner.

Die Höhe beträgt circa 1220 Meter über dem Ocean. Mehrere elegante, ganz weissgekleidete Damen und Herren standen auf dem Perron, um die angekommenen Freunde zu begrüssen oder die Fremden zu mustern. Es musste eine feine Gesellschaft sein, denn wir hörten sie unter einander französisch sprechen.

In Peradeníja zweigt die Bahn nach Gámpola und Nawallapitíja ab, der Anfang des Schienenweges nach dem Herzen des Kaffeedistrictes. Peradeníja hat einen berühmten von der Regierung unterhaltenen botanischen Garten. Die letzten Strahlen der Sonne verglommen bereits auf den Spitzen der umliegenden Berge, schon senkte sich die nächtliche Dunkelheit herab und der Zug setzte sich in Bewegung nach der gewesenen Königsstadt Kandy, welche nach 10 Minuten erreicht wurde.

Kandy liegt in einem tiefen Thalkessel, 1190 Meter über dem Meere. Das Pflanzenleben entfaltet sich dort auf Kandy.

eine unglaublich mächtige Weise. Man kann ausser den Strassen und Wegen kaum eine Stelle erspähen, die nicht mit Pflanzen und Gewächsen jeder Art bedeckt ist. Selbst viele der kleinen Häuser sind thatsächlich mit Schlingpflanzen überwuchert. Das überall reichlich hervorquellende Wasser sammelt sich in einem See, der mit dem Mahawelligánga, dem grössten Flusse der Insel, in Verbindung steht.

Kandy ist in der That wie ein Paradies und es ist nicht zu verwundern, dass es sich die früheren Könige von Ceylon zu ihrer Residenz erkoren hatten. Die Luft ist zwar sehr gesund und aromatisch, aber bei all' dieser Herrlichkeit überaus heiss und daher für Europäer nicht geeignet, um sich Kandy zum bleibenden Aufenthalte zu wählen, wenn sie sich nicht singalisiren und mit Feigenblättern bekleidet herumwandeln wollen.

Es leben nur wenig Europäer in Kandy und diese sind meist Engländer, die im Civil- oder Militärdienste stehen und von der Regierung hohe Besoldungen erhalten. Das gesellschaftliche Leben ist daher dort nicht bedeutend und beschränkt sich hauptsächlich auf das Clubhaus, wo den Besuchern eine grosse Zahl von Zeitungen und eine gewählte Bibliothek zu Gebote stehen.

Viele der Einwohner sind von europäischer Abstammung. Diese sind an ihren citronengelben Gesichtern zu erkennen. Sie kleiden sich singalesisch, tragen dazu hohe Cylinderhüte und lieben sich Portugiesen zu nennen.

Der grösste Theil der Kandyaner beschäftigt sich mit Handel. Man sieht dort lange Strassen, die nur aus Reihen von Magazinen bestehen, in denen sich grosse Waarenmassen, meist nur englische Erzeugnisse, befinden. Auch böhmische Glaswaaren finden sich dort, die sich einer grossen Beliebtheit zu erfreuen scheinen.

Bei einem dortigen Liquoristen fanden wir zwischen Porter und Ale auch eine Flasche, welche die Etiquette „Wiener Exportbier" an sich trug. Wir liessen uns dieselbe öffnen, tranken den Inhalt mit Eis und fanden ihn ganz gut erhalten. Der Preis der Flasche war 1 Rupie. Uebrigens soll Wiener Flaschenbier auf Ceylon kein Curiosum sein und

hin und wieder durch die Triester Lloyddampfer nach Colombo gebracht werden.

Der beste Gasthof ist das „Queens-Hôtel", in welchem man für fünf Rupies täglich eine sehr anständige Pension findet. Seine Lage ist sehr malerisch, auf der einen Seite ein See, auf der anderen ein grosser viereckiger Platz, der mit einem feinen Grasteppiche bedeckt ist, auf welchem Abends die Militärmusik zu spielen pflegt. Die Capelle besteht nur aus einheimischen Musikern unter der Leitung eines deutschen Capellmeisters. Wir waren sehr überrascht, italienische Opernstücke und Strauss'sche Tanzmusik vortragen zu hören.

Den Hintergrund des Platzes bildet der berühmte, dem Cultus des Buddha geweihte Deladatempel. Er ist ein styl-loses kolossales Gebäude, welches mehr einer Festung als einem Tempel gleicht. Es ist daselbst ein immenser Schatz von Edelsteinen in Sicherheit aufgehäuft, Opferspenden für Buddha. Die Priester sind aus Misstrauen nicht gern geneigt, den Europäern den festverschlossenen Schatz zu zeigen, aber einer der Hôteldiener war eine Art Kirchen-Aeltester, der uns durch seine Vermittlung gegen ein kleines Geschenk leicht Eingang verschaffte. Als der grösste Schatz dieses Tempels wird ein Zahn Buddha's betrachtet, welcher daselbst aufbewahrt, aber *in natura* Niemanden gezeigt wird. Sowie Buddha selbst, so wird auch seinem Zahne von den Gläubigen göttliche Ehre erwiesen.

Man zeigte uns auch ein Gebäude, in welchem der letzte König von Kandy residirt hatte. Derselbe lebte und regierte dort bis 1815. Er erhielt von der brittischen Regierung, die seit 1796 bereits im Besitze aller Küstenprovinzen war, bedeutende jährliche Subsidien, aber trotzdem bildete sein Lebenslauf eine Kette beständigen Treubruches und stets erneuter Aufreizung gegen die Engländer, bis deren Regierung endlich dieses Treibens müde war, gegen den König zu Felde zog und sein Land eroberte. Er entfloh und verbarg sich mit seiner Familie in einer Felsenhöhle bei Medamahanuwára, wo man ihn entdeckte und in die Verbannung nach Madras brachte. Seit dieser Zeit herrscht auf Ceylon Friede.

Der botanische Garten von Peradeníja ist eines Besuches werth. Derselbe ist Eigenthum der Landesregierung Peradeníja.

und steht unter der Leitung eines Engländers, der als Botaniker grosses Ansehen geniesst. Die Flora Ceylons weist, so viel bis jetzt bekannt, 2832 einheimische Specialitäten auf, das ist doppelt so viel, als England aufweisen kann, und der 30. Theil der bekannten Flora der Erde.

Nachdem wir eine gute Weile unter den lieblichen Kindern Flora's herumgewandelt, nahmen wir Abschied von jenem freundlichen und traulichen Orte, um unsere Reise nach Nuwara-Elliya, Nurelia, fortzusetzen.

Fahrt nach Nurelia.

Wir benützten die Bahn bis Gampola, einem stark bevölkerten Flecken mit hübschen Bungalows, in welchen während der heissen Jahreszeit viele reiche Kandyaner wohnen, und verschafften uns dort einen Platz auf der königlichen Diligence, die uns über Pussellawa und Ramboddy nach dem Sanitarium Ceylons bringen sollte. Nachdem die Reisenden von ihren Plätzen Besitz ergriffen, stiess der laufende Herold in's Horn und der vierspännige leichte Wagen setzte sich in Bewegung.

Bald hinter Gampola erreichten wir einen breiten Fluss mit einer schönen eisernen Gitterbrücke, von wo aus sich ein herrliches Panorama nach den Mahaweliganga- und Pussellawagebirgen eröffnete. Jenseits der Brücke fing die Strasse nach und nach zu steigen an und lief an den Abhängen eines Hügelzuges dahin, welcher dicht mit Laubhölzern bewachsen ist, die die Strasse öfter wie ein Blätterdach überdecken. Nach einer circa einstündigen Fahrt erreichten wir ein grosses Plateau. Ein langes, zackiges Thal lag vor uns, welches von beiden Seiten durch stets höher ansteigende Berge eingeschlossen ist. Schon machen sich niedrige Kaffeestauden bemerklich, Wegweiser, die uns den Weg nach der Region der Plantagen angeben. Die Aussicht bleibt von jetzt an lange Zeit hindurch eine freie und liess uns gegen Südwesten hin den pittoresken Alaga-Gebirgszug und noch weiter zurück den Adams-Peak und die Gegend von Nawalapitija erblicken, die sich durch eine Reihe grüner Hügel erkenntlich macht. Die Strasse ist manchmal ziemlich enge, so dass zwei sich begegnende Wagen nur mit knapper Noth einander ausweichen können. Wir fuhren hier öfter an langen Zügen ganz eigenthümlicher Transportwagen vorbei, die mit

Fässern beladen waren, deren Inhalt einen höchst widerlichen Geruch verbreitete. Es war Fischdünger, der auf mehreren Seefischerei-Stationen aus verfaulten Fischen bereitet und nach den Kaffeeplantagen versendet wurde. Das Thal läuft zu Ende und sein Ausgang hat den Anschein, als wenn er durch übereinander geworfene Berge verbarricadirt wäre. Die Strasse weiss sich aber zwischen denselben durchzuschlängeln, bis sie Pussellawa erreicht. Dort ist ein Rasthaus, wo uns ein willkommenes Gabelfrühstück erwartete. Man scheint in diesem Lande bei der Anlage der Rasthäuser immer auf gesunde Lage und schöne Aussichten Rücksicht genommen zu haben. Pussellawa ist davon ein Muster. Es liegt auf einem Hügel, dessen Abhang zu einer freundlichen Gartenanlage umgestaltet worden ist. Pussellawa ist ein Flecken von bedeutender Ausdehnung, mit vielen kleinen Magazinen, in welchen man fast alle Artikel bekommen kann, an die wir Europäer gewöhnt sind.

Als wir in Pussellawa den Marktflecken durchwanderten, öffnete sich gerade das Schulhaus und entliess eine ungewöhnlich grosse Zahl von kaffeebraunen Schülern beiderlei Geschlechtes, welche wie bei uns mit Tornistern auf dem Rücken nach Hause eilten. Die Kinder hatten ein anständiges Aussehen und man sah es ihnen an, dass sie unter einer guten Zucht stehen. Ganz besonders hatten die Mädchen ein niedliches Aussehen, indem sie zu ihrem nationalen Anzuge auch zierliche, mit Blumen garnirte englische Strohhütchen trugen.

Man muss den Einrichtungen und Bestrebungen der englischen Colonialregierung volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass sie auf allen ihren Niederlassungen vorzüglich für die Errichtung praktischer Volksschulen besorgt ist. Die guten Früchte dieser Bestrebungen sind noch nirgends ausgeblieben. Der Jugend wird in denselben hauptsächlich nur das gelehrt, was sie in ihrer bevorstehenden Lebenssphäre bedarf. Man ist wirklich oft überrascht, unter der jüngeren Generation der Singalesen einen solchen Grad von Intelligenz und Schulbildung zu finden, dass sie als Muster hingestellt zu werden verdienen.

Viele der in den Kaffee- und Theeplantagen beschäftigten europäischen Beamten nehmen sich Singalesinen zu Frauen und die Erfahrung hat gelehrt, dass aus solchen Verbindungen eine intelligente, gesunde und für die dortigen klimatischen Verhältnisse geeignete Nachkommenschaft hervorgeht. Der Colonialregierung scheinen derlei Conjugationen nicht unlieb zu sein, denn sie sieht nach und nach ein neues Element emporwachsen, welches bildsam, folgsam und für europäische Cultur empfänglich ist, eine neue Menschenrace, mit welcher die Geschichte einst zu rechnen haben wird.

Die Gegend wird von hier aus sehr romantisch und die Luft merklich kühler. Wir waren am Eingange zu den Kaffeepflanzungen angekommen. Ein enges rauhes Thal lag vor uns, aus dessen fernem Hintergrunde der finstere Gebirgspass von Ramboddy uns entgegengähnte. Hinter demselben steigen kolossale Felsenmassen empor. Der Pedro oder, wie ihn die Singalesen nennen, „Pedrotallagálla“ hat zwischen denselben sich seinen Thron aufgebaut und hebt sein Haupt bis in die Wolken hinein.

Kaffee-Plantagen.

Hier fährt man bald an Abhängen vorüber, welche ganz mit Kaffeestauden bepflanzt sind, bald kommt man zu Stellen, auf welchen Hunderte von Tamils mit der Ausrottung von Bäumen und Gebüschen beschäftigt sind, dann wieder zu einem Platze, wo erst vor Kurzem ein Wald niedergebrannt wurde und noch die halbverkohlten Strünke ein bis zwei Meter hoch aus dem Boden hervorragen. Zwischen ihnen sind bereits Kaffeestauden angepflanzt und scheinen dort sehr gut fortzukommen. Je mehr man sich dem Herzen des Kaffeedistrictes nähert, desto mehr nehmen die Pflanzungen an Ausdehnung zu und ziehen sich oft hoch in die Berge hinauf, von wo freundliche von den Aufsehern bewohnte Bungalows herabblicken. Da es dort oben keine Fahrwege gibt und der Transport des Kaffees von dort herab sehr beschwerlich ist, hat man diesem Uebelstande dadurch abgeholfen, dass circa ein Meter im Durchmesser haltende Zinkröhren nach abwärts gelegt wurden, welche in den Lagerhäusern im Thale ausmünden. Das obere Ende ist mit einem trichterartigen Mundstücke versehen, in welches der Kaffee sammt den Hülsen geschüttet und mittelst Wasser-

druckes abwärts geschwemmt wird. Auf diese Weise wird sehr viel Zeit und Arbeit erspart.

Auf den niedrigen, dem Thale zunächst gelegenen Anhöhen machen sich zahlreiche sogenannte Kaffeegärten bemerklich, die den Eingebornen gehören, welche Kaffeebau im Kleinen betreiben.

Der Weg führt nun über einen schrägen Abhang nach Ramboddy, einem furchtbaren Felsenneste, hinab. Ramboddy ist ein Ort, der nur aus wenigen Häusern und aus einem Rathhause besteht. Der Ramboddypass liegt circa 1655 Meter über dem Meere. Wir erhielten doppelten Vorspann, denn wir mussten in der Zeit von $2\frac{1}{2}$ Stunden noch weitere 458 Meter emporsteigen. Der Conductor empfahl uns, die Shawls in Bereitschaft zu halten, denn oben auf den Bergen würde sich die niedrige Temperatur der Luft sehr empfindlich machen.

Das Gebirgspanorama, das sich, nachdem wir Ramboddy im Rücken hatten, nach und nach entwickelte, war unstreitig das schönste und erhabenste, das uns auf unserer Reise, seit wir die Sierra Nevada in Californien passirt haben, vorgekommen ist.

Interessante Felsengebilde, Wasserfälle, kühne Brücken und Viaducte, Kaffee- und Theepflanzungen, merkwürdige Bäume und schöne Fernsichten, Alles dieses wechselte bunt durcheinander ab und nahm unsere Aufmerksamkeit ununterbrochen in Anspruch. Die Gebirgsformation ist durch und durch vulcanischen Ursprunges. Das Gebirge ist mitunter furchtbar zerrissen und stellt eine Menge phantastischer Figuren dar, denen die Phantasie der Eingebornen die wunderlichsten Namen gegeben hat. Wirklich charakteristisch sind die natürlichen Felsenthore, durch die uns der Weg führte, und ein Gebilde, das unter dem Namen „der Löwenrachen“ bekannt ist.

Die Scenerie gewinnt durch die oft vorkommenden Wasserfälle ein steigendes Interesse. Man sieht sie, meist cascadenartig von Felsen herabstürzend, zwischen Bäumen verschwinden und wieder zum Vorscheine kommen, bis sie den Thalgrund erreicht haben. Auf den Brücken- und Viaductenbau und auf solide Brustwehren hat die Landesregie-

rung sehr grosse Summen verwendet. Die Strasse ist ein schönes Werk der Ingenieurkunst und die Anlage derselben ist eine solche, dass die Diligence im beständigen Trabe aufwärts fahren kann. Manchmal windet sie sich spiralförmig die Berge hinauf, dergestalt, dass, wenn man von oben die Tour überschaut, nervenschwache Personen von Schwindel befallen werden. Wir haben einmal auf einer solchen Stelle acht Windungen gezählt.

Die Plantagen nahmen nach und nach ein besseres Aussehen an und waren nicht selten gut gepflegten Weingärten ähnlich. Was uns dort neu war, das waren die Thee-

Thee-Plantagen.

pflanzungen, die auf Ceylon schon in ziemliche Aufnahme gekommen sind. Man sagte uns, die Farmer seien der Meinung, dass die Theecultur weniger die Fruchtbarkeit des Bodens in Anspruch nimmt, als es mit dem Kaffee der Fall ist und daher eine grosse Ersparniss in der Anschaffung des kostspieligen Düngers zu erzielen ist. Ausserdem soll auch die Behandlung der Theestaude weniger Arbeit kosten. Ob dem wirklich so ist, hat man noch nicht hinreichend erörtert, und dann handelt es sich auch noch um die Frage, ob man in der Qualität mit den grossen theeproducirenden Ländern wird concurriren können. Das wird erst die Zukunft lehren.

Auf dem Wege sahen wir öfter ganz eigenthümliche Bäume, die wie ein Bündel vielfach unter sich verschlungener Wurzeln aus der Erde hervorkommen, zwei bis drei Fuss ober derselben sich zu einem festen Stamme vereinigen, etwas weiter aufwärts auf's neue in lose, unter sich verwebte Stämmchen auflösen, um endlich wieder zu einem soliden Stamme zusammenzuwachsen, der schliesslich mit einer breiten Blätterkrone geschmückt ist, von welcher Schlingpflanzen bis auf den Boden herabhängen. Die Höhe dieser Bäume dürfte circa vier bis fünf Meter betragen. Wir haben diese Bäume mehrmals gesehen, konnten aber leider nicht in Erfahrung bringen, ob sie eine besondere Gattung oder bloss ein Spiel der Natur sind.

Je höher wir stiegen, desto ausgedehnter wurden die Fernsichten, besonders gegen Westen hin. Der Conductor

deutete nach Beligama hin, wo sich die Felsenfiguren des Kusta-Raja oder des aussätzigen Königs befinden.*)

Da oben bemerkten wir eine grosse Veränderung, die sowohl im Klima als auch in der Thier- und Pflanzenwelt vor sich geht. Der Stand des Thermometers sank auf 12 Grad Réaumur herab; in den Gärten der Farmer, bei welchen wir vorbeikamen, sahen wir europäische Blumen und Gemüse. Die Vögel hatten nicht mehr das bunte Gefieder, das unser Auge in der Palmenregion so sehr erfreute, und in den Bäumen sahen wir das muntere Eichhörnchen herumhüpfen, welches uns lebhaft an die Heimat erinnerte. Auch die Gebäude waren mehr solid und nach englischem Style gebaut, mit Thüren, Fenstern und rauchenden Schornsteinen versehen.

Die Reisenden hüllten sich in ihre Shawls ein und rückten näher zusammen. Wir hatten den höchsten Punkt des Gebirgspasses (2110 Met.) bald erreicht und es handelte sich nur noch darum, eine schiefe Ebene hinaufzufahren, die ringsum mit Laubhölzern bewachsen war, in deren Blätterwerke der Abendwind schon gewaltig brauste. Endlich wurden die Pferde angehalten und der Vorspann entfernt, und nun ging es abwärts in das Thal von Nuwara-Elliya, das wir auch nach circa drei Viertelstunden glücklich erreichten.

Nuwara-Elliya ist bisher von Fremden wenig besucht worden; es ist ein Flecken von nur circa 2000 Einwohnern und weist daher nur eine sehr bescheidene Zahl von Localitäten auf, wo man ein Unterkommen finden kann, denn die reichen Familien aus Kandy, Colombo nnd Point de Galle, die alljährlich da oben Sommerfrische halten, besitzen ihre eigenen Villen und bedürfen daher der Gasthöfe nicht. Es war bereits stockfinstere Nacht, als wir anlangten und wir liessen uns in dem von den Pflanzern zumeist besuchten Rasthause absetzen. Es war dort schwer, für die erste Nacht eine Schlafstelle zu erlangen, denn das Haus hatte viele Besucher. Man sass bereits bei der Table d'hôte. Das Local

Nurelia.

*) Die Sage erzählt, dass einmal in Kandy ein König war, der am Aussatze litt. Als derselbe von der Unheilbarkeit seiner Krankheit überzeugt wurde, soll er sich freiwillig nach jener Felsenschlucht verbannt haben und daselbst gestorben sein.

war brillant beleuchtet, ein lustiges Feuer brannte im englischen Kamine und erwärmte gemüthlich den ganzen Saal. Nach dem Essen entwickelte sich unter den Herren eine lebhafte Unterhaltung, die sich hauptsächlich um die verschiedenen Culturmethoden, Preise der Producte, Arbeitslöhne, Anlage von Communicationswegen und Verlängerung der Eisenbahn nach Dimbula drehte.

Topographisches. Am anderen Morgen war es unser Erstes, den Platz näher kennen zu lernen. Unser Absteigequartier lag ausserhalb des Marktfleckens auf einem Hügel, der eine freundliche Aussicht auf einen grossen Theil des Thales darbietet. Nachdem wir uns orientirt hatten, wendeten wir uns an den Pächter des Rasthauses, einen Kaufmann in Nuwara-Elliya, um mit ihm ein Arrangement für einen längeren Aufenthalt zu treffen. Derselbe erhob ungeheuere Ansprüche, die mit den von der Regierung festgesetzten Preisen in keinem Einklange standen, und rechtfertigte dieselben namentlich dadurch, dass er den grössten Theil des Proviants von Colombo kommen lassen müsse, was ihm grosse Auslagen verursache. Der Mann liess aber mit sich handeln und so trafen wir schliesslich doch ein Uebereinkommen, das beide Theile befriedigte. Nachdem nun für unser Unterkommen gesorgt war, begannen wir unsere Spaziergänge. Nuwara-Elliya ist ein reizendes, circa 1890 Meter über dem Ocean gelegenes Thal. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 10 Grad Réaumur. Das Klima und die Lebensweise der Einwohner sind beinahe ganz so wie in England. Man begegnet vielen vornehmen Leuten. Damen und Herren sind auf das eleganteste und nach den neuesten Moden gekleidet und fahren oder reiten herum, um sich gegenseitig Besuche zu machen. In den Gärten flattern Kinder, von ihren Gouvernanten oder Ajas begleitet, umher und ergötzen sich an ihren Spielen. Manchmal hört man Clavier und Gesang erschallen. Für die Herren fehlt auch der nun einmal unentbehrliche Cricketplatz und eine grosse elliptische Pferde-Rennbahn nicht, auf welcher jährlich sehr besuchte Preisrennen stattfinden.

Die Saison neigte sich bereits ihrem Ende zu, denn in circa drei Wochen sah man der Ankunft des Südwest-Monsuns entgegen, den man in der Regel nicht abwartet und

sich beeilt, nach den Städten zurückzukehren. Wenn erst diese periodische schaurige Regenzeit hereingebrochen ist, dann hört dort alle Gemüthlichkeit auf. Die Temperatur fällt auf den Gefrierpunkt und auch noch tiefer herab, verheerende Ueberschwemmungen stellen sich ein, die den Verkehr der Postdiligence manchmal wochenlang unterbrechen und alle Geschäfte ins Stocken bringen. Jedermann, der dort zurückgeblieben ist, verkriecht sich in seiner Behausung und sucht sich das Leben so gut als möglich erträglich zu machen.

Das Thal von Nuwara-Elliya ist von ansehnlichen, mehr oder weniger steilen Gebirgen umgeben, welche alle durch den hohen Pedro überragt werden. Alle Berge sind schön bewaldet und deren Abhänge mit Plantagen bedeckt. Den Rumpf des Thales bildet das eigentliche Nuwara-Elliya. Es ist ein längliches Viereck, welches sich im Westen an den Ramboddy-Pass anlehnt und gegen Osten hin sich verflacht und in zwei Theile trennt. Ein reissender Gebirgsbach fliesst mitten durch und ist verschiedenen gewerblichen Zwecken dienstbar gemacht. Eine Zahl von Landhäusern liegt zerstreut umher, darunter auch das *Governments-House*, welches sich an der Poststrasse befindet. Etwas weiter östlich schliesst sich der Marktflecken an, der bis jetzt nur in zwei parallelen Haupt- und drei dieselben in rechten Winkeln durchschneidenden Querstrassen besteht, aber bei der grossen Beliebtheit und dem grossen Zuspruche, dessen sich die Gesundheitsstation erfreut, bald zu einer Stadt heranwachsen wird. Der Marktflecken ist meist nur von handel- und gewerbetreibenden Singalesen bewohnt.

Der rechte, über $3\frac{1}{2}$ Kilometer lange, gegen Südosten gerichtete Schenkel ist bis zu zwei Drittheilen von einem See mit klarem Wasser eingenommen, welcher noch vor ein paar Jahren ein widerlicher, übelriechender und Fieber aushauchender Morast war. Jetzt ist er von allen Seiten eingedämmt. Ein kolossales, aus Granitsteinen gebautes Schleusenwerk regulirt den Abfluss des Wassers durch eine lange Schlucht nach dem Thale von Dimbula, dem Hauptbezirke der Kaffeecultur. Eine prachtvolle macadamisirte Strasse

läuft rings um den See herum und steht mit zahlreichen Nebenwegen in Verbindung, die nach den an den Bergabhängen befindlichen Ansiedlungen hinaufführen. Wir haben während der Zeit unserer dortigen Anwesenheit oftmals am frühen Morgen den Spaziergang um den See gemacht und konnten nie satt werden, die zahllosen Schönheiten der landschaftlichen Scenerie zu bewundern, mit welcher die Natur das reizende, friedliche Thal so freigebig beschenkt hat.

Der linke Schenkel streckt sich über eine sanfte Anhöhe hinauf und mitten durch reiche Plantagen durch, die mit niedlichen und comfortablen Wohnungen und Oekonomiegebäuden besetzt sind. Der dazwischen liegende, circa zwei Quadratkilometer Flächenraum fassende Keil ist der schönste Theil des Thales von Nuwara-Elliya. Dort haben die Natur und die menschliche Intelligenz zusammengewirkt und ein Werk geschaffen, welches man nie müde wird, mit Wohlgefallen und Entzücken zu beschauen. Es besteht in einem ziemlich hochgelegenen breiten Bergrücken, der mit einem unvergleichlich schönen Laubwalde bewachsen ist. Er ist wie ein Park auf das sorgfältigste cultivirt, mit schönen Wegen und Strassen durchzogen, welche die zahlreichen Landhäuser unter sich in Verbindung bringen und dann wieder in Schlangenwindungen sich in das Thal hinabsenken.

Am Sattel des Bergrückens steht eine schöne, im altgothischen Style erbaute englische Kirche. Man kann sie vom Thale aus nicht sehen, denn sie ist tief im Schatten der Bäume versteckt. Rings um die Kirche befindet sich der Friedhof, der mit einer soliden Mauer eingefasst ist. Er ist mit schönen Denkmälern und sinnvollen Grabschriften geschmückt, in welchen die Trauer um die Heimgegangenen oft rührenden Ausdruck gefunden hat. Der Platz ist schon ziemlich mit Gräbern überfüllt und legt Zeugniss ab, dass auch da oben im ceylonischen Sanitarium der Tod schon reiche Ernten gehabt hat. Zwischen den Gräbern sind schöne halbtropische Gebüsche, wuchtige Cypressen und Trauerweiden gepflanzt, aus denen Vogelgesang erschallt.

In Nuwara-Elliya herrscht die Sitte, früh aufzustehen. Man sieht dort schon mit Tagesanbruch die vornehmsten Damen auf den Füssen oder im Sattel, um in der frischen

Morgenluft Bewegung zu machen. Die Luft ist dort ganz ausserordentlich rein und stärkend. Die Schönbein'sche Scala bezeichnete den Ozongehalt derselben beständig mit sieben.

Besteigung des Pedrotallagálla

Zu den fashionablen Vergnügungen gehört auch das Besteigen der Berge, und unter diesen steht der Pedrotallagálla in erster Linie. Die Höhe desselben über dem Thale von Nuwara-Elliya beträgt circa 645 Meter. Man hat einen sehr bequemen Reitweg bis zu dessen Spitze angelegt, so dass es den Damen möglich ist, ganz ohne Anstrengung hinaufzugelangen. Man macht die Tour immer in grösserer Gesellschaft. So fand sich auch eines Abends im Rasthause eine kleine Gesellschaft zu einem zu veranstaltenden Picknick auf dem Pedro zusammen. Es wurde zur Ausführung desselben schon der nächste Morgen bestimmt. Wir brachen früh auf und hatten schon ein ziemlich gutes Stück Weges zurückgelegt, als die Sonne sich über dem Horizont erhob. Unter der Gesellschaft befanden sich Herren, die schon seit einer Reihe von Jahren im Kaffeedistricte ansässig sind und schon öfterts den Pedro bestiegen haben. Diese waren so liebenswürdig, die Neulinge auf alle interessanten Punkte aufmerksam zu machen. Wir waren vom prachtvollsten Wetter begünstigt. Der Himmel war wolkenlos und die Luft so rein, dass sich unser Sehkreis sozusagen mit jedem Schritte vergrösserte. Als wir oben angekommen waren, wurden die Ferngläser sehr in Anspruch genommen, denn eine herrliche, in allen Farben glänzende Landschaft lag zu unseren Füssen ringsum ausgebreitet. Der Adams-Peak und der Haycok (Heuschober) glänzten im Purpurschimmer, das reiche Dimbola-Thal mit seinen dunkelgrünen Plantagen lag vor uns, die Huluganga-Wasserfälle wurden theilweise sichtbar und bei Maskelija liess sich ein Theil des berühmten Hufeisen-Wasserfalles erblicken. Gegen Westen lag der Thalkessel von Kandy, am fernen Horizonte Colombo und der blaue indische Ocean, und wenn man sich endlich gegen Nordosten wendete, so konnte man einen tiefen Blick in das bengalische Meer hineinwerfen.

Auf der Spitze des Pedro ist es sehr kühl, und wir nahmen daher gern das Anerbieten herbeigekommener Eingeborener an, uns ein Feuer anzumachen, um welches herum

wir uns lagerten und mit Fröhlichkeit den mitgebrachten Imbiss verzehrten. Bevor wir zum Rückwege aufbrachen, warf ein Jeder, wie es der Gebrauch mit sich bringt, zum Gedächtnisse einen Stein auf einen schon vorhandenen Steinhaufen, der bereits von bedeutendem Umfange ist. Im Abwärtssteigen kamen wir zu einer Stelle, wo ein furchtbar zerfetzter Cadaver eines Elenthieres auf dem Wege lag. Das Thier musste von *Tschitas* (eine Art kleiner Leoparden) erlegt worden sein, welche wir durch unsere Ankunft in ihrer Blutarbeit störten.

Besuch einer neuen Plantage.

Eines Tages sahen wir über den Bergen ungemein dichte schwarze Rauchwolken emporsteigen und hörten, dass sie von einem Waldbrande herrühren, der zum Behufe der Anlage einer neuen Theepflanzung angezündet worden ist. Nachdem wir mit dem Eigenthümer Bekanntschaft gemacht hatten, wurden wir von demselben eingeladen, sobald das Feuer gänzlich erloschen sein würde, einen Gang zur Besichtigung des neuen Terrains, sowie auch der im Betriebe befindlichen Plantagen zu machen. Als der geeignete Augenblick gekommen war, brachen wir eines Morgens frühzeitig auf und begannen einen steilen, mit Urwald bewachsenen Berg hinanzuklettern. Hunderte von Tamils waren dort gerade mit der Ausrottung des Gebüsches beschäftigt, um einen Zickzack-Reitweg nach dem Culme des Berges anzulegen, auf welchem mein Führer gerade ein solides und elegantes englisches Wohnhaus im Baue hatte. Der Platz ist sehr gut gewählt, denn von dort kann man mit einem Blicke das ganze Thal von Nuwara-Elliya übersehen. Die Hauptursache aber, die den Erbauer zur Wahl dieses Platzes führte, war die unmittelbare Nähe seiner Pflanzungen, da er ganze Tage auf denselben zuzubringen pflegt. Nachdem wir da oben ein kleines Frühstück zu uns genommen hatten, traten wir den Weg nach dem neuen Terrain an, das wir nach einem halbstündigen Gange durch frischen grünen Wald erreichten. Welches Bild der Verwüstung bot dort die Gegend dar! Alles Leben war verschwunden, halbverkohlte Baumstrünke und umgefallene Bäume lagen kreuz und quer untereinander und machten das Fortkommen unmöglich. Einige Dutzend Leute waren bereits mit der Reinigung des Platzes beschäftigt. Auf uns machte jene

Brandstätte einen trostlosen Eindruck. Dies mochte unser Führer auch bemerkt haben, denn nachdem er seinen Leuten einige Befehle gegeben, kehrten wir in den Wald zurück, gingen in demselben einen Abhang hinab und einen wilden Gebirgsbach entlang, den wir mehrmals auf quer überlegten Baumstämmen überschritten. Endlich erreichten wir die Theepflanzung und traten in ein Blockhäuschen ein, dessen Thüre nur angelehnt war. Die innere Einrichtung dieser Pflanzerwohnung war überaus bescheiden. Eine Art Pritsche, die zum Bette diente, war an der Wand angebracht, eine hölzerne Truhe nebenan. Am Fenster stand ein primitiver Tisch, auf welchem sich noch das Theegeschirr und einige Stückchen Brod befanden, die von Tausenden von Fliegen belagert waren, weiters sah man dort noch zwei hölzerne Bänke und etliche an die Wand genagelte Blätter einer illustrirten Zeitung. — Nachdem wir uns auf die Bänke niedergelassen hatten, frug uns unser freundlicher Führer: „Wie gefällt Ihnen diese Wohnung?" worauf wir erwiederten: „O, wir glauben, dass sie für einen Tamil ganz gut sei."

„Was wollen Sie, solche Wohnungen können wir den Tamils nicht geben, in solchen wohnen wir."

„Aber doch nicht Sie selbst?"

„Das zwar nicht, aber einer meiner besten englischen Beamten."

„Nun, für einen Engländer halten wir aber die Wohnung doch zu einfach."

„Was wollen Sie, wir kommen nicht hieher, um Luxus zu treiben, sondern um zu sparen und Vermögen zu machen, z. B. mein Oberaufseher, den Sie bald selbst sehen werden, ist noch ein junger Mann und erhält von mir monatlich 150 fl. ö. W. und 100 fl. extra als Kostbeitrag, mit welchem er hauszuhalten versteht. Ausserdem bekommt er noch einen kleinen Percentsaz von dem jährlichen Gewinne des Geschäftes. Nach zehn Jahren ist er ein gemachter Mann und kehrt entweder nach Hause zurück oder bleibt hier im Lande, um ein Geschäft auf eigene Rechnung zu gründen. So war es auch mit mir der Fall, und wie Sie sehen, habe ich es zu einem bedeutenden Vermögen gebracht, freilich waren mir die Umstände bei allen Unternehmungen sehr günstig."

Ein Gang durch die Theepflanzung bot uns ungemein viel Interessantes und Belehrendes dar. Dieselbe befand sich zwar auch auf dem Boden eines niedergebrannten Waldes, von welchem noch Tausende von Wurzelstöcken vorhanden waren, aber im Ganzen machen doch die Massen der grünen wohlgepflegten Theesträucher einen sehr angenehmen Eindruck. Auf unsere Bemerkung, ob es sich nicht verlohnen würde, die widerlichen und der Cultur hinderlichen Baumstöcke nach und nach auszurotten, wurde uns erwiedert: „Zum Theile thue ich es, wo sie mir zu sehr im Wege liegen, aber für eine gänzliche Reinigung des Bodens ist die Arbeit zu zeitraubend und kostspielig, und ich überlasse diese daher besser dem Zahne der Zeit. Doch auf manchen Stellen, wie z. B. auf sehr abschüssigem Terrain, sehe ich diese Strünke nicht ungern, weil deren tief in die Erde hineingreifende Wurzeln während der grossen Regenzeiten den Boden vor dem Abrutschen bewahren."

Durch die ganze Pflanzung ziehen sich Gänge hindurch, damit die Arbeiter überall leicht zukommen können und nichts der Beobachtung der Aufseher entgeht. Eine eigene Abtheilung ist zu einer Versuchsstation benützt, wo mit allen Theegattungen Japans, Chinas, Assams und Indiens experimentirt wird, um zu erproben, welchen von ihnen der Boden und die klimatischen Verhältnisse Ceylons am besten entsprechen. Wir bemerkten dort eine circa eine halbe Quadrat-Hectare umfassende Stelle, der eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird. Es sind Pflanzen aus dem Königreiche Assam, dessen Thee gegenwärtig als der beste gilt.

Oben auf der Anhöhe befanden sich mehrere lange casernenartige Blockhäuser, welche zur Aufnahme der Arbeiter bestimmt sind. In deren Nähe am Eingange eines Wäldchens lag ein schoppenartiges Gebäude, aus welchem uns langgezogene monotone Laute entgegenschallten. Es war die Schule. Wir gingen dahin, um dem Unterrichte beizuwohnen. Es war gerade Leseunterricht in der Tamil- und englischen Sprache. Eine Reihe schwarzer Kinder beiderlei Geschlechtes kauerte mit Büchelchen in den Händen am Boden, vor ihnen stand der Schulmeister, ein wohlgebauter Mann, und hielt Syllabirunterricht. Die illustrirten Büchelchen

sahen sehr nett aus; sie sind von einer Missionsgesellschaft in Madras herausgegeben. Jeder Pflanzer ist gesetzlich verpflichtet, für seine Rechnung Schulen zu unterhalten und die Kinder der Arbeiter unentgeltlich unterrichten zu lassen. Die laufenden Spesen sind aber nicht gross, da das Lehrmaterial meistens von Missionsgesellschaften gratis gespendet wird. Herumwandernde eingeborne Agenten des Ministeriums der Volksaufklärung überwachen den Zustand dieser Elementarschulen und statten Bericht über dieselben ab.

Nachdem wir ein frugales Gabelfrühstück eingenommen hatten, traten wir auf eine benachbarte Kaffeepflanzung über, deren Eigenthümer, ein Junggeselle, sich dort oben häuslich niedergelassen hatte. Er war sehr liebenswürdig und gern bereit, uns auf seinen Pflanzungen herumzuführen. Nachdem er uns alles Sehenswerthe gezeigt und manches Interessante und Belehrende aus dem Schatze seiner vieljährigen Erfahrungen mitgetheilt hatte, machte er uns den Vorschlag, seine Kaffeevorräthe zu besichtigen, die seit einiger Zeit gesammelt und in einem zweckmässigen, dem Austrocknen der Waare entsprechenden Lagerhause aufgespeichert waren. Der Kaffee soll mit dem Weine in der Eigenschaft übereinstimmen, dass er je älter, desto besser wird. Auf Ceylon wird grundsätzlich kein Kaffee consumirt, der nicht wenigstens drei Jahre alt ist, weil er sonst Durchfall erzeugt. — Nachdem wir einige Erfrischungen zu uns genommen, kam unser früherer Begleiter mit zwei Reitpferden an, die uns auf einem schattigen Saumwege nach Nuwara-Elliya zurückbrachten, von wo wir circa 10 Kilometer entfernt waren.

Eines Tages lief im Rasthause ein Telegramm ein, laut welchem sich der Obergerichts-Präsident von Ceylon *(High Judge)*, nach dem Gouverneur die erste Person auf der Insel, zu einem zweiwöchentlichen Aufenthalte ansagen liess. Obgleich das Gasthaus ganz besetzt war, so musste doch für diesen Herrn unter allen Umständen Platz gemacht werden. Die Gäste mussten daher zusammenrücken, und so traf es auch uns, dass wir einen jungen Mann aus Madras als Zimmergenossen aufzunehmen hatten.

Der Herr Obergerichts-Präsident war ein Mann in den Vierzigerjahren, mager, hoch gewachsen und mit ernstem

Gesichte, das sich nur selten zu einem Lächeln verzog, war aber bei alldem leutselig und liess sich gern in ein Gespräch ein. Er war Irländer und hatte bereits in den wichtigsten brittischen Colonien functionirt. Nachdem er vernahm, dass wir fremd und auf der Reise um die Erde begriffen seien, wurden wir öfter von ihm zu gemeinschaftlichen Spaziergängen aufgefordert. Eines Morgens waren wir zusammen am Fusse des One-Tree-Hills (der Berg mit einem Baume) angekommen und entschlossen uns, denselben zu besteigen. Der Morgen war schön und rein und wir liessen uns in einer Farm den besten Weg bezeichnen, den wir zum Aufstiege einzuschlagen hatten. Anfangs ging es sehr gut, aber nach und nach wurde der Weg immer schlechter, bis er schliesslich in eine enge steile Steinschlucht überging, die mehr zum Abflusse eines Waldbaches als zum Fusswege für Touristen geschaffen war. Wir kamen nur mehr mit grosser Anstrengung vorwärts und mussten uns öfter zum Ausruhen niederlassen. Das Dickicht um uns her wurde immer undurchdringlicher und hing dermassen in die Schlucht hinein, dass wir förmlich die Aussicht verloren. Wir sahen nun ein, dass wir vom rechten Wege abgekommen sein mussten, doch erinnerten wir uns, von unten eine dunkle Waldesstelle bemerkt zu haben, nach deren Lage wir nicht weit vom Rücken des Berges entfernt sein konnten. Wir boten daher alle unsere Kräfte auf und kletterten weiter aufwärts. Es war windstill und eine grosse Schwüle lag auf der Natur. Aus dem Boden stieg ein Qualm empor und vermischte sich mit dem widerlichen Geruche der Tschitas, die, den herumliegenden Thierknochen nach zu urtheilen, in dem Dickichte ihren Aufenthalt haben mussten. In dem hohen Gestrüppe kamen uns oft prächtige Dschungelhühner *(Talegalla Lathami)* zu Gesichte.

Besteigung des One-Tree-Hill.

Als wir unter so beschwerlichen Umständen noch eine Strecke weiter gekommen waren, vernahmen wir plötzlich menschliche Stimmen. Wir riefen ihnen zu. Sie antworteten uns und verhalfen uns bald auf den rechten Weg. Es waren zwei Pflanzer, die von Dimbola heraufkamen, um sich nach Nuwara-Elliya zu begeben. Als wir von denselben die nöthigen Auskünfte erlangt hatten, schritten wir dem Plateau

des Berges zu. Der Weg war stark von den Excrementen der Affen beschmutzt, deren kreischende Stimmen uns von allen Seiten entgegentönten. Schliesslich langten wir auf der Spitze des One-Tree-Hills an. Die Höhe dieses Berges beträgt circa 2165 Meter über dem Meere und 364 Meter über dem Thale von Nuwara-Elliya. Die Aussicht ist von zwei Seiten prachtvoll. Nach Osten gewendet hat man das liebliche Thal von Nuwara-Elliya mit seinem See vor sich, dessen Gewässer im Lichte der Morgensonne wie geschmolzenes Silber glänzte. Gegen Westen hin trägt die Landschaft einen ganz verschiedenen Charakter an sich, es wechseln Hügel und Thäler mit einander ab, die alle von der Cultur in Anspruch genommen sind. Dort ist das Herz der Kaffeepflanzungen und der Centralpunkt davon das reiche Dimbola. Auf dem Heimwege hielten wir uns an den grossen Weg und begegneten einer Schaar lärmender und unter sich raufender Affen. Es war ein unverschämtes, keckes Pack, dem wir den Weg räumen mussten. Einige von ihnen blieben nicht weit von uns stehen und fletschten uns mit den Zähnen an. Wir sahen uns bereits nach Knütteln um, um einen möglichen Angriff abzuwehren, als sie sich plötzlich aus dem Staube machten und ihren Kameraden nachliefen. Später begegneten wir einem Eingebornen, der im gestreckten Laufe, mit einem Glöcklein läutend, daherkam. Es war der Postbote, der den Briefranzen auf dem Rücken trug. Das Glöcklein ist das Zeichen seiner Amtswürde. Man findet diese Einrichtung in Ceylon überall.

Während unseres Aufenthaltes in Nuwara-Elliya hatten wir hinreichend Gelegenheit, die wichtigsten Theile des Kaffeedistrictes zu besuchen und kennen zu lernen. Es ist hier nicht der Ort, uns auf eine ausführliche Beschreibung derselben einzulassen, und es mag genügen, wenn wir darüber bemerken, dass mit wenigen Ausnahmen die verschiedenen Culturmanipulationen leicht auf ein Princip zurückzuführen sind, welches darin besteht, die Fruchtbarkeit des Bodens auszusaugen und, wenn dessen Kraft erschöpft ist, ihm durch Dünger wieder so viel Stärkung zuzuführen, als man glaubt, dass zur Hervorbringung einer ergiebigen Ernte nothwendig ist. Die Cultur beginnt stets mit dem Niederbrennen der Wälder. Man sieht wohl dort Plantagen, welche nach sehr

rationellen Grundsätzen behandelt und verwaltet werden, aber im grossen Ganzen begegnet man doch nur primitivem und halbem Wirken, was einen provisorischen Zustand kennzeichnet, aus dem nur zu sehr das Bestreben hervorleuchtet, sich durch die Ausnützung des Bodens auf das schnellste zu bereichern, dann den Schauplatz seiner Thätigkeit zu verlassen und die weitere Sorge für die Mutter Erde Anderen zu überlassen.

Man hört im Kaffeedistricte vielfach die Klage laut werden, dass die Ertragsfähigkeit des mehrere Jahre unter Cultur gewesenen Bodens nach und nach auf eine erschreckliche Weise abnimmt und dass man ohne reichliche Anwendung eingeführter Düngersorten zu keiner ergiebigen Ernte mehr gelangen könne. Nichts ist natürlicher als das, denn von wo soll denn die Ertragsfähigkeit kommen, wenn man dem Boden seine Urkraft entzieht und ihm weder Rast noch Ruhe gönnt? Und was die Anwendung der fremden Düngersorten betrifft, so steht es noch sehr in Frage, ob dieselben im Stande sind, der Erde Ceylons jene entzogenen Kräfte wieder zuzuführen, die aus dem Untergange und der Verwesung eines reichen, eigenthümlichen Thier- und Pflanzenlebens gebildet wurden und dem Boden die berühmte Fruchtbarkeit verliehen. Guano und Fischdünger stehen in Ceylon bereits in einem so hohen Preise, dass sie von der wenig bemittelten Classe der Pflanzer nicht mehr erschwungen werden können.*) Man nimmt daher zu diversen Düngersurrogaten Zuflucht, die von Speculanten auf die mannigfaltigste Weise fabricirt werden und überall leichtgläubige Abnehmer finden.

Die Theecultur scheint auf Ceylon starken Eingang zu finden, weil man dort der Meinung ist, dass sie weniger Spesen verursacht und die Fruchtbarkeit des Bodens weniger bedingt, als es mit dem Kaffee der Fall ist. Wir haben dort in der Behandlung des Thees sowohl während des Wachsthums als auch in der Zubereitung der Blätter nichts Neues, sondern fast nur dasselbe Verfahren in Anwendung gesehen,

*) Nach officiellen Ausweisen betrug im Jahre 1874 die Einfuhr des für die Kaffee-Plantagen bestimmten Düngers den Betrag von 812.560 fl. ö. W. Dieser Posten ist seither fortwährend gestiegen und dürfte gegenwärtig auf das Doppelte angewachsen sein

welches wir in Japan kennen gelernt. Nur will es uns scheinen, dass im letztgenannten Lande die Cultivirung und Zubereitung des Thees eine noch bedeutend sorgfältigere und vollkommenere ist, was zum Theile darin seinen Grund haben dürfte, dass dort die Arbeiter billiger, williger und anstelliger und mit den Eigenthümlichkeiten ihres Landes vertrauter sind, als dies mit den eingewanderten Tamils auf Ceylon der Fall ist. Wir haben auch von verschiedenen der besten Sorten Ceylon-Thees getrunken und selbe ganz vortrefflich gefunden, aber sie haben alle ein gewisses Aroma, an das man sich erst gewöhnen muss. Der Preis des Thees in Japan wie in Ceylon ist 1 bis 2 fl. per Kilo.

Was die Erzeugung der besten Sorten von Kaffee und Thee anbelangt, so sehen wir auch auf Ceylon wie überall in den verschiedenen Culturzweigen dieselben Erfahrungen sich erneuern, dass es nicht die Erdscholle und das Klima allein sind, die einem Producte eine hohe Güte und einen hohen Werth zu verleihen vermögen, sondern dass dies mehr oder weniger von dem Grade der menschlichen Fürsorge und Intelligenz abhängt, die bei der Hervorbringung mit thätig sind.

Die folgenden statistischen Notizen aus dem Kaffeedistricte dürften für Manche nicht ohne Interesse sein. Mit Ende des Jahres 1875 gab es auf Ceylon 37 Kaffeedistricte, in welchen sich 1351 Privat-Besitzungen befanden, deren Gesammt-Flächenraum 193.864 Hectaren betrug. Von diesen lagen nur erst 101.009 Hectaren unter Cultur.*) Die Jahresernte belief sich auf 850.000 Ctn., also per Hectar 1.$_4$ Ctn. im Durchschnitte.

Der Totalwerth der Ländereien der Kaffeedistricte ist auf 113,100.000 fl. ö. W. veranschlagt und zwar:

59.315	Hectaren	der 1. Classe	à 400 fl.	= 78,400.000 fl.
21.852	„	„ 2. „	à 300 „	= 16,200.000 „
40.467	„	„ 3. „	à fl. 7.50	= 750.000 „
52.607	„	Waldland	à 50 fl.	= 6,500.000 „
18.216	„	Kaffeegärten	à 250 „	= 11,250.000 „

*) Der Marktpreis von trockenen, auserlesenen Kaffeebohnen war Ende Mai 1877 in Colombo 41 fl. 50 kr. per Centner.

Die oberwähnten Plantagen wurden von Europäern und mit europäischen Capitalien angelegt. Die Besitzer sind meist Engländer, ebenso auch das Verwaltungs-Personale, das sich auf 1050 Ober- und Unterverwalter beläuft, von welchen die ersten ein jährliches Einkommen von 4000 bis 8000 fl. und die letzten von 2000 bis 3500 fl. haben.

In Nuwara-Elliya war es mittlerweile sehr stille geworden. Der Südwest-Monsun, der sich auf Ceylon immer ein paar Wochen früher einzustellen pflegt als in Indien, war im Annähern hegriffen und kündigte sich bereits durch schwere, schwarze Wolkenmassen an, die auf dem Gebirgspasse von Ramboddy lagen. Alle städtischen Familien hatten bereits das Thal verlassen, und man konnte jetzt die elegantesten, best eingerichteten Häuschen zu einem unglaublich billigen Preise auf sechs Monate miethen. Aber statt der abgereisten Städter hielt in Nuwara-Elliya ein anderer Gast seinen Einzug, die Cholera, welche durch eingeborne, aus Jaffna heimkehrende Kaufleute eingeschmuggelt wurde und den sonst so stillen und friedlichen Ort nicht wenig in Aufregung, Furcht und Schrecken versetzte. Wir erfuhren dieses unangenehme Ereigniss erst durch unseren Stubengenossen, welcher mittheilte, dass ein Kellner unseres Hôtels, der soeben vom Besuche seines an der Cholera verstorbenen Onkels zurückkam, über Unwohlsein klage. Unser Genosse war sogleich zur Abreise entschlossen und beredete auch uns dazu. Wir gingen daher auf die Station, um uns Plätze für die am nächsten Morgen abfahrende Diligence zu besorgen. Während der Nacht hatte das Unwetter mit fürchterlichen Regengüssen begonnen, aber dessenungeachtet stellte sich um 6 Uhr früh der Postwagen vor unserem Thore ein.

Rückreise. Auf unserer Fahrt nach Gámpola sahen wir schon grosse, braungelbe Wasserströme sich über die Berge herabstürzen und den Thälern zueilen. Der Monsun war mit aller Macht losgebrochen und sendete von Zeit zu Zeit ungeheuere Platzregen nieder. Die Wolken lagerten wie ein Nebel auf der Erde und benahmen uns jegliche Aussicht. Wir hätten wohl gern noch einmal das reizende Gebirgspanorama bewundert, aber unter den obwaltenden Umständen mussten

wir schon auf die Erfüllung unseres Wunsches Verzicht leisten. Das Wetter klärte sich erst etwas auf, als wir uns bereits wieder in der Palmenregion befanden.

Grosse Massen aller Gattungen tropischer Früchte wurden auf den Stationen den Reisenden zum Verkaufe angeboten. Wir bezahlten für ein Bündel von 20 Stück Bananen 1 Ana = $6^1/_4$ Kreuzer und für ein Prachtstück von Ananas $12^1/_2$ Kreuzer. Mangos und Kokosnüsse waren in besonders grosser Menge vorhanden. Die Eingebornen scheinen die letztgenannten Fruchtgattungen am meisten zu lieben, denn sie verzehren selbe in ungeheueren Massen.

Nach einer Fahrt von vierzehn Stunden kamen wir in der Hauptstadt wieder an. Colombo ist wirklich eine schöne und reinliche Stadt. Von den Gebäuden sind sehenswerth: die Festung, das Regierungsgebäude, in welchem alle die verschiedenen Behörden vereinigt sind, das Palais des Gouverneurs, das Museum der kön. asiatischen Gesellschaft, das Stadthaus, die Spitäler und die Casernen. Von den Privatgebäuden wird wohl das Compagnie-Hôtel den ersten Rang einnehmen, wenn es einmal ausgebaut sein wird. Die reichen europäischen Kaufleute wohnen alle in ihren Villen und Bungalows ausserhalb der Stadt und halten in derselben nur Lagerhäuser und Comptoirs, die zuweilen von riesiger Grösse sind. Man sieht in denselben ein Heer von Dienern und Beamten, die ruhig und geräuschlos arbeiten. Ausser den die Geschäfte leitenden Personen sind es meist Singalesen, welche der englischen Sprache vollkommen mächtig sind. Die guten Schulen sorgen dafür, dass an diesen Leuten kein Mangel ist. Man räumt ihnen in allen Geschäftshäusern, wo es immer nur angeht, den Vorzug ein, weil sie geschickt, fleissig, ehrlich und mässig sind und dabei keine grossen Ansprüche machen. Sie spielen in den Handlungshäusern von Colombo dieselbe Rolle wie die Chinesen in Singapore, Hong-Kong, Yokohama und auf den melanesischen Inseln.

Der Handel und die Producte Ceylons.

Der Exporthandel Ceylons ist kolossal und begreift die folgenden Artikel in sich: Kaffee, Kokosnussöl, Kokosnüsse, Arekanüsse, Reis (nur zeitweilig), Zimmt, Gewürznelken, Citronella, Bindfaden, aus den Fasern der Kokosschalen verfertigt, Graphit, Elfenbein, Edelsteine und Schild-

patt etc. Der Einfuhrhandel ist ebenfalls sehr bedeutend, beschränkt sich aber grösstentheils nur auf englische und französische Erzeugnisse.

Der Ein- und Ausfuhrhandel erreichte in den Jahren 1870—1874 die nachstehenden Beträge:

im Jahre	Einfuhr	Ausfuhr
1870	46,342.970 fl. ö. W.	38,037.310 fl. ö. W.
1871	47,979.520 „ „	36,348.530 „ „
1872	51,695.240 „ „	31.390.600 „ „
1873	55,745.380 „ „	54,395,910 „ „
1874	56,918.600 „ „	46,873.880 „ „

Ausdehnung und Werth verschiedener unter Cultur befindlicher Pflanzstätten im Jahre 1874.

	Acres	Werth per Acre in ö. W. fl.	Total-Werth ö. W. fl.
Reis	56.400	50	28,200.000
Diverse andere Körnerfrüchte . . .	102.000	20	2,040.000
Kaffee	300.000	400	120,000.000
Thee	1.080	300	324.000
Fieberrindenbäume .	3.000	2500	7,500.000
Baumwolle	500	50	25.000
Tabak	17.000	80	1,360.000
Kokospalmen . . .	250.000	600	150,000.000
Arekapalme	70.000	400	28,000.000
Zimmtbäume	28.000	25	7,000.000
Diverse andere Fruchtbäume	80.000	250	20,000.000
Cacao, Cardamomen und Weideland . .	500.000	10	5,000.000
	1,915.580		369,449.000

Im Jahre 1874 wurden von Ceylon 77 Stück Elephanten im Werthe von 41.230 ö. W. fl. ausgeführt, und zwar gingen davon 67 Stück nach Brittisch-Indien, 8 Stück nach England und 2 Stück nach Amerika. Diese Thiere halten sich am liebsten bei Anuradipira in der Nähe des Adams Peak auf, wo man früher erfolgreiche Jagden auf sie gemacht hat. Gegenwärtig sind solche von der Regierung auf das strengste untersagt.

Graphit kommt in Ceylon in grossen Massen vor. Die bedeutendsten Gruben davon sind bei Point de Galle, bei Colombo und bei Kandy. Im Jahre 1877 kostete in Point de Galle dieses Mineral

ö. W. fl. 120 bis 140 pr. Ctr. in grossen Stücken,
„ „ 16 „ 17 „ „ in kleinen Sücken je nach der Reinheit,
„ „ 9 „ 10 „ „ im pulverisirten Zustande.

Citronellaöl, eine angenehm riechende ätherische Essenz, welche am meisten in der Nähe von Point de Galle aus dem Citronengrase *(Andropogon Schoenanthus)* gewonnen wird. Dieser Artikel wird von Amerika zur Erzeugung von Wohlgerüchen stark verlangt. In Point de Galle und Colombo werden davon jährlich an 4000 bis 5000 Kilogramm versandt. 1877 kostete dort eine Flasche von 22 Unzen dieser Essenz ö. W. fl. 1.75.

Das Kokosöl wird erzeugt, indem man den in der Nuss enthaltenen käsigen Stoff zerquetscht und sammt der Milch so lange im Wasser kochen lässt, bis sich das Oel absondert. Das frische Kokosöl ist so süss und wohlschmeckend, dass es selbst auch in vornehmen Häusern zur Bereitung der Speisen verwendet wird. Die Kokosnuss ist eine so vortreffliche Frucht, dass jeder Theil von ihr werthvoll ist; so z. B. geben die nach der Oelgewinnung zurückbleibenden Bestandtheile ein vorzügliches Mastfutter und die Schalen ein Brennmaterial, das namentlich gerne von den Wäschern *(Dobies)* zur Erhitzung der Bügeleisen verwendet wird. Aus den äusseren Fasern endlich werden verschiedene Sorten Bindfäden, Stricke und Seile verfertigt, die sich durch eine grosse Stärke auszeichnen und einen bedeutenden Handelsartikel nach China und Japan bilden. Der Preis dieser Waare schwankte 1877 zwischen ö. W. fl. 8 und 16 per Centner. Die Fabrikation der Bindfäden und Stricke wird bloss von Weibern und Mädchen betrieben, die sich dazu ganz origineller einfacher Spinnrocken bedienen, welche sie mit ausserordentlicher Geschicklichkeit zu hantiren verstehen.

Wenn österreichisch-ungarische Industrielle auf Ceylon als Lieferanten auftreten würden, könnten sie in den nachstehenden Artikeln Absatz erzielen: Bier, Wein, Macaroni,

diverse Zwiebacke und Kaffeebrode, geräucherte Schinken, Stearinkerzen, Seifen, raffinirtes Tafelsalz, Papiere, Oelfarben, gehobelte Bretter zu Bauzwecken, fertige Wäsche, feine baumwollene weisse und schwarze Jacken für Männer und Frauen, runde Filzhüte, Schuhwaaren, Sonnen- und Regenschirme, Glaswaaren und verschiedene sogenannte Wiener Artikel.

Die Geschäftsführung ist den europäischen Handelsherren in Ceylon dadurch sehr erleichtert, dass sie eingeborne, der englischen Sprache kundige Mäkler und Compradors halten, die alle Einkäufe und Verkäufe mit ihren Landsleuten abschliessen. Diese Männer sind von verlässlichem Charakter und cautionsfähig und müssen für alle Verluste, die aus den von ihnen eingeleiteten Geschäften entstehen, haften. Sie sind in der Regel sehr reich und erfreuen sich einer grossen Achtung. Man titulirt sie so wie auch die anderen eingebornen Beamten des Geschäftes, indem man ihrem Zunamen das Wort „Abo" nachsetzt, was so viel wie Herr oder auch Väterchen bedeutet, gerade so wie es die Engländer mit dem Worte „*Esquire*" zu thun pflegen. Die Compradors sind meist Katholiken.

Bisher war Colombo ein äusserst ungünstiger Platz für das Ein- und Auslaufen der Seeschiffe. Während der Monsuns-Perioden hörte die Schifffahrt beinahe ganz auf. Point de Galle hatte daher einen guten Theil des Colombo-Handels an sich gebracht und einen schnellen und grossen Aufschwung gewonnen. Jetzt werden aber in Colombo Hafenbauten aufgeführt, die zu den grossartigsten auf der Erde zu zählen sind. Es wurde zu diesem Behufe von der ceylonischen Regierung ein berühmter englischer Ingenieur im Wasserbaufache berufen, um an Ort und Stelle seine Studien zu machen, aus welchen ein Plan hervorging, der alle Ansprüche befriedigte. Die Arbeiten wurden hierauf sogleich in Angriff genommen.

Der neue Hafen. Gegenwärtig werden die Hafendämme gebaut, welche bereits eine bedeutende Ausdehnung erreicht haben. Die Mauern sind von einer kolossalen Dicke und das zu denselben verwendete Material enorme Cementquadern, welche dort aus englischem Cement angefertigt werden. Man sieht

dort die sinnreichsten Vorrichtungen, um die Quadern zu heben, zu transportiren und zu versenken. Hohe provisorische Viaducte sind auf dem Arbeitsplatze errichtet und mit Schienen belegt, auf welchen grosse Dampfkrähne hin- und herlaufen, um die Arbeiten zu unterstützen und zu befördern. — In den Tagen vom 16. bis 19. Mai 1877 hatten diese Bauten eine schwere Probe zu bestehen, denn es herrschte dort einer jener furchtbaren Seestürme, wie sie vielleicht eine Generation nur einmal erlebt. Ganz Colombo befand sich in der grössten Aufregung. Alt und Jung lief mehrmals des Tages nach dem Hafenplatze hinab, um den Aufruhr der Elemente anzuschauen und sich zu überzeugen, ob denn der Ocean das von Menschen begonnene Werk noch nicht verschlungen habe. Immense Wogen folgten eine auf die andere und stürzten sich mit Wuth auf den Hauptdamm los, an dem sie sich schäumend brachen und sich 15 bis 16 Meter über den Viaduct hin ergossen. Wir standen in einer bedeutenden Entfernung auf dem Arbeitsplatze, die Erde zitterte und erdröhnte unter unseren Füssen, und es überfiel uns ein solcher Schauer, wie wir ihn einstens am Fusse des Niagarafalles empfanden. Die ganze Umgebung war in Wasserstaub gehüllt. Die erste Frage, welche die Leute in der Frühe beim Aufstehen stellten, war immer, ob der Damm noch stehe; aber er stand und blieb unbeschädigt stehen, trotzdem sich die allgemeine Meinung dem Glauben zuneigte, dass er untergehen werde. Am 19. Mai hatte der Sturm ausgetobt, der Ocean glättete sich und liess seine Wellen zitternd am Fusse des Dammes spielen. Noch nie zuvor hatte die europäische Wasserbaukunst einen grösseren Triumph gefeiert als am Tage nach dem besagten grossen Monsun-Sturme im indischen Ocean.

Es wird wohl noch mehrere Jahre dauern, bis die grossartigen Hafenbauten von Colombo ganz beendigt sein werden, deren Totalkosten schliesslich den veranschlagten Betrag von zwei Millionen Livres nicht unbedeutend überschreiten dürften; aber das verwendete Capital wird gut angelegt sein und reichliche Zinsen tragen, denn Colombo wird dann nicht nur eine beliebte Schifffahrtsstation werden, sondern auch seinen Handel wieder selbst in die Hand nehmen, der

von Point de Galle zeitweilig usurpirt worden ist. Man spricht dort bereits auch hin und wieder von dem Projecte, eine zweckmässige, gefahrlose Passage durch die sogenannte Adamsbrücke in der Meerenge zwischen Ceylon und Indien zu bauen, wodurch für die europäischen von Suez kommenden Schiffe die Fahrt nach Madras und Calcutta um ein Bedeutendes abgekürzt werden würde. Aber die Ausführung des Projectes liegt noch in weitem Felde.

Es ist eine herrliche Augenweide, die schön cultivirten Grasflächen *(grounds)* zu betrachten, die sich inner- und ausserhalb der Stadt befinden und der Kinderwelt zum lustigen Tummelplatze dienen.

Die ganze Umgebung von Colombo gleicht einem immensen natürlichen, mit den mannigfaltigsten Scenerien ausgestatteten Parke, in welchem sich eine grosse Bevölkerung angesiedelt hat. Gegen Osten liegt das malerische Pettah, welches sich tief in das Land hinein erstreckt, gegen Süden schliesst sich an die am äussersten Rande der Stadt befindlichen eleganten, in allen Stockwerken mit Säulengängen umgebenen Casernen eine niedliche circa $1\frac{1}{2}$ Kilometer lange und $\frac{3}{4}$ Kilometer breite Grasfläche an, die auf der westlichen Seite vom Ocean und auf der östlichen von einem grossen See bespült wird. Prächtige Wege und die nach Point de Galle führende Chaussée ziehen sich durch diese liebliche Flur. Das einzige Gebäude, welches sich circa in der Mitte befindet, ist das noble, mit allem modernen Comfort ausgestattete grosse Colombo-Clubhaus, von ovaler Form. Der Platz zwischen der Restauration und dem See ist von dem Cricketclub in Anspruch genommen. Auf der in Rede stehenden Grasfläche findet täglich vor Sonnenuntergang ein allgemeiner Corso statt, der besonders an Sonntagen stark besucht ist.

Ein reizendes, lebensvolles Bild entrollt sich auf dem Corso den Blicken des Zuschauers, wenn er sich einen passenden Platz zum Observatorium auserwählt hat. Der Corso von Colombo ist nicht mit jenem von Rom zu vergleichen, der sich nur im engen Rahmen zweier endloser Häuserreihen bewegt. Der Tummelplatz der vornehmen und eleganten

Welt von Colombo ist die freie Natur, eine wundervolle, sammtartige, von staublosen macadamisirten Wegen durchzogene Grasflur und der sie umgebende Rahmen bildet gen Westen der mysteriöse indische Ocean, gen Norden die stolzen Mauern von Colombo, gen Osten ein grosser See und gen Süden Kolupitija mit den zahlreichen Residenzen und Palmenhainen der europäischen Geldaristokratie.

Der Corso hatte bereits begonnen, als wir uns dort einfanden, und entfaltete den fabelhaftesten Luxus und die pikanteste Originalität. Ein Bild verdrängte das andere, so dass man wie der Guckkästner immer hätte rufen können: „Hier, meine Herren und Damen, ein anderes Bild!“ Gemächliche Fussgänger, stürmische Reiter und feine, mit feurigen arabischen oder australischen Rennern bespannte Londoner Equipagen, deren zahlreiche Insassen mitunter fahrenden Expositionen der neuesten Mode glichen, bewegten sich hin und her. Bald waren es europäische Damen in ihrer natürlichen Anmuth, bald kaffeebraune Schönheiten, die Frauen und Töchter der reichen Abos, die in die unvermeidlichen weissen Roben gezwängt und mit Pretiosen überladen sich in ihren Equipagen breit machten. Die singalesischen Damen treiben, wenn sie sich öffentlich zeigen, einen ungeheueren Aufwand, während sie in ihren Behausungen jeden Zwang und Tand auf die Seite legen und in ihren luftigen nationalen Gewändern herumwandeln. Es gehört bei ihnen zum guten Tone, alle Gala- und Brautanzüge directe vom Auslande kommen zu lassen.

In dem obenerwähnten See liegt die ausgedehnte Insel Slave Island. Diese ist mit einem Walde von Palmen, Bananen- und Brodfruchtbäumen bewachsen, zwischen welchen sich eine zahlreiche arme Bevölkerung niedergelassen und ihre Bungalows erbaut hat. Es befindet sich daselbst eine Station der Eisenbahn, für die am Ein- und Ausgange der Insel elegante eiserne Brücken errichtet worden sind.

In Kolupitíja, das von Slave Island aus in entgegengesetzter Richtung von Colombo liegt, hat sich im Gegensatze zu Pettah fast ausschliesslich nur die vornehme europäische Welt angesiedelt und eine endlose Reihe schöner Villen gebaut, die auf beiden Seiten der Poststrasse liegen. Kolupitíja.

In einer derselben, der Villa Sorrento, haben wir auf die freundliche Einladung unseres Consuls auf ein paar Wochen gastliche Aufnahme gefunden. Diese Villa liegt nicht weit vom Eingange von Kolupitija und besteht aus einem geräumigen Gebäude, welches auf der Strassenseite eine gedeckte Auffahrt und ein offenes Vestibule hat, in welchem zwischen tropischen Gewächsen Ruhe- und Lesestühle aufgestellt sind. Das Innere des Hauptgebäudes, welches mit englischem Comfort ausgestattet ist, enthält ausser den Gemächern für die Familie gegen die Strassenseite einen grossen Gesellschafts- und auf der Hinterseite einen kühlen Speisesaal, der auf eine breite Gallerie hinausführt, welche die ganze Länge des Gebäudes einnimmt und für die Siesta bestimmt ist. Ausserhalb der Villa liegt ein kleiner Palmengarten, der sich fast bis zu dem Gestade des Oceans ausdehnt, wo sich die Eisenbahnstation befindet. Wir haben von dort aus mehrmalige Ausflüge nach Colombo und dem Berge Lavinia unternommen. Auf demselben ist ein gutes Hôtel errichtet, welches wegen seiner schönen Aussicht auf Land und Meer stets stark besucht ist.

Am 21. Mai nach Sonnenuntergang beobachteten wir dort ein höchst merkwürdiges Phänomen. Das Meer war sehr bewegt, dichter Dunst stieg aus demselben empor, als wenn ein Riesen-Dampfkessel geöffnet worden wäre, und formirte sich zu Wolken, die, wie unter einander im Kriege begriffen, wirbelnd dahinjagten und eine blendendfeurige Farbe annahmen, die je weiter gegen Westen immer stärker wurde, so dass es den Anschein hatte, als ob das Firmament in Flammen stünde. Diese Erscheinung hielt ungefähr zehn Minuten an, bis sie allmälig mit der hereinbrechenden Nacht verlosch.

Der Aufenthalt auf der Villa Sorrento verschaffte uns mannigfaltiges Vergnügen. Wir sammelten Muscheln am Strande, besuchten das königliche Museum und machten Besuche und Ausflüge. Unser Bungalow befand sich im Schatten der Palmen. Die Fenster waren nach dem Ocean gerichtet und standen der Kühlung halber Tag und Nacht offen. Die Nächte, die wir unter dem Rauschen oder Rollen und Donnern des Meeres zubrachten, waren wirklich entzückend. Das phosphorescirende Leuchten der hochaufspritzenden, brandenden

Wogen erfüllte das ganze Zimmer mit einem gewissen Dämmerscheine.

Eine grosse Plage bilden dort, sowie in der Palmenregion überhaupt die Milliarden von Ameisen, deren Gefrässigkeit und Zerstörungswuth allgemein gefürchtet ist. Wir haben in einer Villa von Kolupitija ein Pianino gesehen, dessen inneres Holzwerk gänzlich zerfressen war. Man hatte die Unvorsichtigkeit begangen, das Instrument längere Zeit verschlossen zu halten.

Von der Villa Sorrento kehrten wir wieder nach Point de Galle zurück, um auch jenen Platz und seine Umgebung genau kennen zu lernen und uns für die Weiterreise nach Indien vorzubereiten. Das innere Aussehen der Stadt trägt einen europäisch-orientalischen Charakter. Die dort residirenden Europäer haben alle ihre Wohnungen, wie es durch den Einfluss des Klimas geboten erscheint, so viel als möglich der Zugluft zugänglich und nach dortiger Art comfortabel gemacht.

Die Festung, die Kirchen und andere grosse, jetzt meistens zu Regierungszwecken in Anspruch genommene Gebäude stammen noch aus den Zeiten der Portugiesen her. Es sind wohl, seit die Engländer die Herren auf der Insel sind, zahlreiche neue Häuser, wie das „Oriental-Hôtel", mehrere Banken und Comptoirs entstanden, die mehr oder weniger halboffenen Hallen mit den unerlässlichen Bunkas als traulichen, in sich abgeschlossenen Wohnungen gleichen. Alle Strassen der Stadt bilden rechte Winkel und sind vortrefflich macadamisirt, aber schlecht mit Kokosöl beleuchtet.

Ein namhafter Theil der Einwohner beschäftigt sich mit der Anfertigung von Juwelier-, Schildpatt- und Elfenbeinarbeiten, von welchen Waaren dort grosse Massen producirt werden. Bei Galle werden Diamanten, namentlich aber Rubine, Saphire, Opale etc. in bedeutender Menge gegraben. Dies ist auch die Ursache, dass sich das Prätiosengeschäft auf jenem Platze so fest etablirt hat.

Ein allgemein beliebter Spaziergang innerhalb der Stadt ist der Weg am Festungswalle, welcher zum Theile reich mit Bäumen bepflanzt ist. Derselbe läuft hart am Meere herum und schliesst die Stadt zu drei Viertheilen ein. Besonders ist die Stelle am Leuchtthurme interessant, wo man Millionen in allen Farben schillernde Fische im Wasser herumschwim-

men sieht. Gleich daneben und den Fenstern des „Sea-Vue-Hôtels“ gegenüber liegen, circa 200 Schritte vom Ufer entfernt, mehrere enorme Felsenkolosse im Ocean. Es ist ein erhabenes Schauspiel der Natur, zu sehen, wie sich das Meer abmüht, besonders zur Zeit der hereinbrechenden Flut, die ihm hinderlichen Felsen aus dem Wege zu räumen und sie unausgesetzt mit schäumenden Wogen übergiesst, die, im Anpralle sich brechend, hoch gegen den Himmel aufspritzen und im Scheine der indischen Sonne wieder als Myriaden glänzender Diamanten niederfallen.

Umgebung von Point de Galle.

Eine halbe Stunde von Galle entfernt, auf einem reizenden Hügel neben der nach Colombo führenden Strasse liegt die katholische Missionsstation, die von den italienischen Priestern geleitet wird. Diese Herren haben es verstanden, durch einen tadellosen Lebenswandel, getreue Pflichterfüllung, Wohlthätigkeit und durch einen leutseligen Charakter sich die Achtung, Liebe und die Dankbarkeit des ganzen Landes zu erwerben. Es ist ihren langjährigen Bemühungen gelungen, bloss durch milde Beiträge ein prachtvolles Gotteshaus und eine ausgezeichnete Elementarschule für die eingebornen Kinder beiderlei Geschlechtes, sowie auch ein Lazareth zu errichten. Ein grosser Theil der inneren Ausstattung der Kirche besteht aus Marmor und der Fussboden aus Mosaikplatten, die alle aus Italien gekommen sind. Vor der Kirche ist ein geräumiger schattiger Platz, von welchem aus sich eine liebliche Aussicht auf den Gindura-Fluss, auf Galle und den Ocean eröffnet.

Es gehört unter den Passagieren der Dampfschiffe, die im Vorbeifahren in Galle auf einige Stunden an's Land steigen, zum guten Tone, die Stadt zu durchlaufen und dann noch einen Ausflug nach Wakwélla und den Zimmtgärten zu unternehmen, von wo sie meistens unbefriedigt und enttäuscht zurückkehren, weil sie dort ausser einem schönen landschaftlichen Panorama nichts gesehen haben als einige halbvertrocknete Zimmtsträucher und eine erbärmliche Restauration.

In früherer Zeit befand sich der grosse sogenannte Zimmtgarten in blühendem Zustande und hatte seinen Besitzer reich gemacht. Demselben ist es aber nie in den Sinn gekom-

men, für die Verbesserung oder wenigstens für die Erhaltung der Plantage auch nur einen Heller auszugeben, und so wurde nach und nach der früher so fruchtbar gewesene Boden ausgesogen, bis er endlich seine Dienste versagte. Hierauf überliess er den Garten sich selbst und legte sein Geld in Speculationen an, die ihn aber bald gänzlich ruinirten. Jetzt ist der Garten zur Wildniss herabgesunken und fast werthlos. Die Reisenden würden viel besser thun, wenn sie die ihnen zur Verfügung gestellte Zeit dazu anwenden wollten, eine zwei- bis dreistündige Fahrt durch die schattenreichen Gärten zu machen, die längs der Gindura gelegen sind. Sie würden dort eine wundervolle Vegetation erblicken, wie sie ausser Java und anderen Sunda-Inseln nirgends sonst in der Welt in solcher Ueppigkeit und Reichhaltigkeit vorkommt. Tausenderlei Pflanzen treiben dort wuchernd und sich in einander verschlingend aus dem Boden hervor. Die ganze Gegend gleicht einem dichten Urwalde, durch den sich die Menschen eine herrliche Strasse erbaut und derselben entlang eine Zahl lieblicher Bungalows errichtet haben, vor welchen singalesische Frauen mit ihren originellen Spinnrocken sitzen, um Bindschnüre aus Kokosfasern zu drehen.

Auf diesem Wege begegnet man stets einer Zahl moderner Equipagen und dazwischen eleganten Cabriolets, die mit Ochsen bespannt sind, welche mit einer grossen rennthierartigen Geschwindigkeit dahineilen. Diese Thiere haben eiserne Ringe mit dem Leitseile durch die Nasenlöcher gezogen. Man begegnet dieser Einrichtung in allen Ländern Polynesiens und Melanesiens und von Japan angefangen bis nach Italien.

Der Wald besteht aus Kokos-, Areka- und Catechupalmen und Mango-, Bananen-, Ananas-, Bambus-, Brodfrucht- und Jackbäumen, von denen die mannigfaltigsten Schlingpflanzen herabhängen. Die Brodfrüchte hängen in der Grösse von Kürbissen an dünnen grünen Stielen an den Bäumen. Der Jackbaum bringt ein der Brodfrucht ähnliches Gewächse hervor, das beim Oeffnen einen ungemein widerlichen Geruch verbreitet und daher nicht genossen werden kann.

Die Umgegend des Adams-Peak ist in landwirthschaftlicher Beziehung überaus interessant. Es hat sich dort

eine fleissige Bevölkerung niedergelassen, besonders in der Nähe der westlichen Sümpfe, wo man sich stark mit der Paddycultur beschäftigt.

Im Allgemeinen hat in vielen Districten Ceylons die Landwirthschaft schon bedeutende Fortschritte gemacht; auch die Schulen sind sichtbar von gutem Erfolge und haben schon viel zu dem gegenwärtigen aufblühenden Zustande beigetragen.

Es ist sehr erfreulich zu sehen, wie die diversen Missionsgesellschaften im gegenseitigen Wetteifer auf Ceylon eine sehr segensreiche Thätigkeit entwickeln. Auf einer unserer letzten Wanderungen wurden wir durch unseren Begleiter im Badagama-Missionsbezirke auf eine Stelle aufmerksam gemacht, wo eine provisorische Capelle errichtet war. Dieselbe besteht aus nichts Anderem als einer riesigen Rosenhecke, in deren Mitte ein zum Altare bestimmter Tisch sich befindet, den die Rosen gleichsam liebend umschlingen. Ueber dem Ganzen ist ein primitives Dach aus Bananenblättern errichtet, unter welchem einmal wöchentlich Gottesdienst abgehalten wird.

Die Zukunft von Point de Galle scheint keine glänzende zu werden, denn es ist mit Gewissheit vorauszusehen, dass, wenn nur erst die Hafenbauten in Colombo vollendet sind, alle in Galle verkehrenden Dampfschifffahrts-Gesellschaften ihre Agentien einziehen und nach Colombo übertragen werden. Letzteres wird wohl, bis die Unkosten des Hafenbaues bezahlt sein werden, ein kostspieliger Einkehrplatz für die Schiffe werden, aber in Hinsicht der grossen Vortheile, die es dem Handel und dem Reisenden zu bieten vermag, eine mächtige Anziehungskraft auf die Schifffahrt ausüben und Point de Galle leicht den Vorrang wieder ablaufen.

Von Ceylon nach Indien.

Von Ceylon war unser nächstes Reiseziel Indien. Eine Reise in jenem Lande, namentlich während der Sommermonate, ist für den Europäer, wenn er auch schon mit dem tropischen Klima einigermassen vertraut ist, immerhin eine heroische Aufgabe.

Auf allgemeines Anrathen entschlossen wir uns auf die Reise nach Indien nur das Allernöthigste, namentlich Wäsche, mitzunehmen und den Rest unseres Reisegepäckes nach Aden voraus zu schicken, wo wir dasselbe bei unserer späteren Durchreise wieder in Empfang nehmen konnten. Wir packten daher Alles in sechs Colli zusammen, liessen selbe, um sie möglichst vor Feuchtigkeit zu schützen, in starke Palmenleinwand einnähen (nicht ahnend, dass diese die Leichentücher unserer Habseligkeiten werden würden *) und übergaben sie der Agentie der *„Messageries Maritimes"* zur Weiterbeförderung per ersten Passagierdampfer.

Am 10. Juni um 3 Uhr Nachmittags verliessen wir Point de Galle, begaben uns nach dem Hafen, bestiegen eines jener wunderlichen ceylonischen Boote **) und liessen

*) Das Schiff ist sieben Tage später untergegangen.

**) Katameran.

uns circa zwei Kilometer in die Bucht hinaus rudern, um uns dort einzuschiffen.

Drei grosse Postdampfer der französischen Gesellschaft lagen dort vor Anker.

Es waren der „Anadyr" von 600, der „Meikong" von 500 und der „Meinam" von 280 Pferdekraft. Der erste kam von Europa, um sich nach den chinesischen Gewässern zu begeben, der zweite kam von dort her und steuerte heimwärts zu und der dritte war für Calcutta bestimmt.

Wir bestiegen den letzten, stellten uns dem Capitän vor und nahmen von unserem Platze Besitz, hierauf liessen wir uns nach dem „Meikong" übersetzen, um uns zu überzeugen, ob dort unser für Aden bestimmtes Reisegepäck angelangt sei. Alles hatte seine Richtigkeit. Wir besahen hierauf das prächtige Schiff und liessen uns eine Limonade geben, für welche man aber die Annahme der Bezahlung verweigerte, da wir Passagiere des „Meinam" waren.

Unter den Passagieren des „Meikong" ging es recht ausgelassen lustig zu. Man trank, sang und musicirte und war voll von Freude, dass es der Heimat, la belle France, zuging. Unter den Reisenden befanden sich mehrere Familien, die eine Reihe von Jahren in Saigon oder anderen Plätzen des fernen Ostens verlebten, sich dort Vermögen erwarben und nun die herrlichsten Luftschlösser für die Zukunft bauten. Ach, die Armen! Niemand von ihnen hatte eine Ahnung von den furchtbaren Leiden, die sie schon nach einer Woche erwarteten.

Die Schiffe setzten sich endlich unter den allgemein üblichen Kundgebungen, wie Flaggenaufhissen, Kanonensalven, Abschiedsrufen und Tücherschwenkungen, in Bewegung. Zuerst fuhr der „Meikong" in der Richtung nach Aden ab, hernach kam die Reihe an den „Anadyr", welcher seinen Weg nach Singapore einschlug, und schliesslich verliess der „Meinam" seinen Ankerplatz, um dem Meerbusen von Bengalen zuzusteuern.

Wir blieben noch lange auf dem Verdecke und sahen der so lieb gewordenen und nun verschwindenden Insel nach, bis das Feuer des Leuchtthurmes aus unserem Gesichte verschwand. Die Nacht war längst hereingebrochen, dunkle

Wolken jagten am Firmamente dahin, zwischen denen nur hin und wieder das Licht der Sterne verstohlen durchblickte. Wir fühlten uns sehr ermüdet und gingen bald zu Bette, um uns von den Aufregungen des Tages auszuruhen. Als wir unsere Cabine betraten, machten wir zu unserer grossen Ueberraschung die Wahrnehmung, dass sich in derselben auch ein anderer Reisender einquartiert hatte, der noch dazu leidend war. Wir konnten dagegen nichts einwenden und legten uns stillschweigend auf unser Lager. Des anderen Tages war natürlicherweise eine nähere Bekanntschaft zwischen uns unvermeidlich und wir tauschten gegenseitig die Karten aus. Unser Zimmergenosse stand in unserem Alter, war amerikanischer Capitän, der den grossen Bürgerkrieg mitgekämpft hatte, und machte jetzt wie wir eine Instructionsreise um die Erde. Sein Leiden bestand hauptsächlich in einer Gemüthskrankheit, die in dem Wahne gipfelte, als ob er seine Familie nicht wieder sehen würde. Er sprach nur englisch und dies ist auf einem französischen Seedampfer ein sehr unangenehmer Umstand. Wir nahmen uns nun seiner nach Möglichkeit an, trösteten ihn, sprachen ihm Muth zu, machten den Dolmetsch zwischen ihm und dem Schiffsarzte, traten ihm unseren grossen Ruhestuhl auf dem Verdecke ab und hatten die Freude zu sehen, dass es nach ein paar Tagen mit ihm bedeutend besser ging. Unser Verhältniss wurde dadurch von Tag zu Tag vertraulicher und führte schliesslich zu einer Alliance, die Reise bis nach Europa gemeinschaftlich fortzusetzen.

Der „Meinam“ hielt sich in einer solchen Entfernung von der Insel, dass wir sie noch zwei Tage hindurch im Gesichte behielten. Wir konnten die zackigen, längs der Küste sich hinziehenden Felsengebilde und die saftig grünen Kokosnusswälder sehr deutlich beobachten, selbst der Pedro und der Adams-Peak wurden noch manchmal sichtbar, die Stadt Trincomale im Gegentheile erschien nur noch als ein wirrer Knoten und endlich ging auch die letzte Düne, Point Palmyra, am südlichen Horizonte unter. Wir konnten nun unsere ganze Aufmerksamkeit dem Schiffe und seinen Insassen zuwenden.

Es machte sich uns bald fühlbar, dass wir uns nicht mehr auf der grossen Heerstrasse des Oceans, sondern auf

einem Seitenwege desselben befanden. Wir waren nicht mehr auf einem jener kolossalen, splendiden und luxuriösen Dampfschiffe, die den Reisenden einen fürstlichen Aufenthalt bieten, wo sich feine Gesellschaften zusammenfinden und wo aristokratische Höflichkeiten dominiren. Unser „Meinam" war viel bescheidener und es herrschte auf demselben ein kleinlicher, spiessbürgerlicher Ton. Das Schiff war übrigens ein guter Segler und machte bei mittlerer Geschwindigkeit 10 bis 11 Knoten. Seine Construction und seine innere Einrichtung entsprach ganz den stereotypen Regeln, die sich die Compagnie bei Erbauung ihrer Seeschiffe zur Norm gemacht zu haben scheint, die bis jetzt bei allen Reisenden den ungetheilten Beifall gefunden haben.

Alle Schlafcabinen sind gross und enthalten gewiss 2- bis 3mal so viel Luft und Licht, als es auf den englischen Schiffen der Fall ist. Alles darin ist comfortabel und an der Wand neben dem Bette fehlt sogar das „*Memento mori*", ein aus Korkstückchen zusammengesetzter Rettungsgürtel, nicht. Die Speisesäle sind geräumig und gut ventilirt. Auf beiden Seiten der Maschinenkammer laufen Corridore entlang, die die Plätze der ersten und zweiten Classe zusammen in Verbindung bringen und in deren Zwischenräumen sich die Officierscabinen, die Bäder und sonstige nothwendige Localitäten befinden. Der Tisch und die Bedienung lassen nichts zu wünschen übrig. Von 6 Uhr Morgens, das ist die Zeit, wo man die Bäder zu gebrauchen pflegt, stehen Kaffee, Thee, oder Chocolade mit frischem Brod und Butter zur Verfügung. Um $^1/_2$10 Uhr gibt es ein grosses Frühstück, mit Wein nach Belieben, um $^1/_2$1 Uhr ein zweites Frühstück, um $^1/_2$5 Uhr ein feines Diner mit Bier, Tisch- und Dessertweinen, Kaffee und Cognac und um 8 Uhr Thee sammt Zubehör.

Rothwein, Eiswasser, Zucker und Citronen stehen den ganzen Tag hindurch auf dem Tische und dem Reisenden zu Gebote. Das Schiff ist ausserdem mit extrafeinen Weinen, Liqueuren, Mineralwässern, Cigarren etc. auf das beste versehen, die man zu festen mässigen Preisen gegen Ausfüllung eines bedruckten Bestellzettels bekommen kann, wofür die Rechnung wöchentlich oder nach Ankunft am Ziele der Reise beglichen werden muss. Ein erfahrener Arzt befindet

sich im Solde der Compagnie und verfügt über eine gut gewählte Apotheke, aus welcher die Medicamente gratis verabfolgt werden.

Die Reisegesellschaft war sehr gemischt. Während sich auf der ersten Classe nur sehr wenig Passagiere befanden, war die zweite fast überfüllt und ohne Ausnahme nur von Franzosen eingenommen, denen der Capitän auch die Begünstigung einräumte, das Verdeck der ersten Classe benützen zu dürfen. Diese Gesellschaft bestand aus einigen Beamtenfamilien und katholischen Priestern und der Rest aus Kaufleuten und Professionisten jeglicher Art; die meisten von ihnen hatten Pondichéry zum Bestimmungsorte. Alle zogen dahin, um dort ihr Glück zu machen.

In demselben Verhältnisse, wie die Insel Ceylon nach und nach aus unserem Gesichtspunkte verschwand, steigt auf der anderen Seite der Palksstrasse Indien successive aus dem Wasser empor. Anfangs ist es nur der Gischt der brandenden Wogen, der über zahllose Untiefen dahinrollt, später kommen mehrere schwärzliche, garstige, den Ueberresten verdorbener Zähne gleichende Felsenriffe zum Vorscheine und schliesslich dehnt sich eine weite, trostlose, von jeglicher Vegetation entblösste und von Menschen verlassene Sandebene aus und das ist das goldene Indien! Welche Enttäuschung! Nirgends bemerkt man eine Spur von menschlicher Thätigkeit. Leben herrscht nur im Wasser und in der Luft, denn Schaaren gieriger Seevögel flattern kreischend hin und her, um auf Fische Jagd zu machen und um die von dem Dampfschiffe weggeworfenen essbaren Küchenabfälle aufzupicken. **Indien.**

Aber das trostlose Panorama war von keiner langen Dauer. Schon machte sich auf dem Schiffe eine gewisse Beweglichkeit bemerkbar. Die unteren Schiffsräume wurden geöffnet, Reiseeffecten und Waaren auf das Verdeck gebracht und die Passagiere bereiteten sich zum Ausschiffen vor. Wir näherten uns Pondichéry, einer der Hauptstationen der französischen Dampfschiffe und das ersehnte Ziel eines grossen Theiles unserer Reisegesellschaft. Pondichéry, eine französische Colonie, besitzt weder einen Hafen noch einen Hafendamm zum Anlanden, die Stadt liegt unbefestigt da und das Schiff musste circa 800 Meter von derselben entfernt vor Pondichéry.

Anker gehen. Bald erschienen die Sanitäts- und Zollbeamten auf dem Verdecke und das Ausschiffen begann. Die Stadt hat ein freundliches Aussehen, die Kathedrale und mehrere andere Kirchen strecken ihre Thürme hoch empor und eine lange Reihe stattlicher, blendend weisser Gebäude an der Front der Küste winkt uns einladend entgegen. Wir konnten der Versuchung nicht widerstehen, bestiegen ein Boot und steuerten dem Lande zu, um die Stadt zu besichtigen.

Wir bemerkten dort überall eine grosse, den französischen Volkscharakter kennzeichnende Thätigkeit.

Die Strassen sind gut gepflastert und mit Trottoirs versehen, haben aber keine grosse Ausdehnung, so dass man selbe bald in ihren Hauptrichtungen durchwandern kann. Die innere Physiognomie der Stadt charakterisirt ein Gemisch indisch-europäischen Lebens und macht auf den Besucher keinen besonderen Eindruck. Modewaaren - Handlungen, Kleidermagazine, Friseurbuden mit unzähligen Cosmétiques, Weinstuben, Kaffeehäuser und Restaurants wechseln reichlich unter einander ab und ein neuangekommener Franzose kann natürlich mit Freude ausrufen: „*Tout comme chez nous!*“ Nur die Preise der Waaren weichen von den in Frankreich üblichen sehr ab. Es ist dort Alles ausserordentlich theuer und man muss jeden Artikel, der z. B. in Paris einen Franc kostet, in Pondichéry mit einer Silberrupie und auch noch mehr bezahlen. Es ist daher sehr begreiflich, dass die Kaufleute dort sich schnell ein Vermögen machen können.

Die Stadt ist im Ganzen ohne Bedeutung, sie zählt gegenwärtig nur circa 40.000 Einwohner. Das dazugehörige Land ist sehr klein und beträgt nicht mehr als 5·28 Quadrat-Kilometer. Auf der östlichen Seite wird es durch den versandeten Fluss Penar begrenzt.

Unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen hat es keinerlei Zukunft.

Vor etlichen Jahren wurde Pondichéry von einer englischen Gesellschaft der Vorschlag gemacht, eine Eisenbahn durch das Ländchen zu bauen und die Stadt zur Hauptstation zu machen, wodurch es nicht nur in directe Verbindung mit dem südindischen Eisenbahnnetze, sondern auch mit Bombay und selbst auch mit Calcutta getreten wäre, aber

der Vorschlag fand keine günstige Aufnahme und so wurde die Bahn ausserhalb der französischen Grenzen angelegt, die Station auf der südlichen Seite der Penar-Mündung errichtet und Pondichéry förmlich umgangen.

Der Küstenstrich zwischen Pondichéry und Madras, insoweit er sich vom Dampfschiffe aus beobachten lässt, trägt noch fortwährend den Stempel der Oede und Verlassenheit an sich. Nur ganz ausnahmsweise sieht man kleine einsame Palmengruppen auftreten, unter welchen, wie man uns versichert, sich primitive Laubhütten mit einigen Einwohnern befinden sollen. In der Nähe von Madras verändert sich aber das landschaftliche Bild auf eine sehr erfreuliche Weise, denn dort ist es der Europäer, der als Beherrscher der Natur auftritt, der sie in ihrem Wirken durch Intelligenz, Thatkraft und Geld unterstützt und veredelt, und wo es nothwendig ist, ihren rohen verderblichen Kräften auch Grenzen vorschreibt. Wir sahen nach und nach sich ein Panorama entrollen, das wir nur mit dem höchsten Entzücken betrachten können. Zahlreiche Landhäuser, Paläste, Institute und Kirchen, alle von lieblichen Parkanlagen umgeben, erscheinen und verschwinden, nur um anderen Platz zu machen, bis der Dampfer den Ankerplatz erreicht hat. Dort erkennt man es auf den ersten Blick, dass wir vor einer Stadt von grosser Wichtigkeit angelangt sind.

Madras zählt jetzt 440.000 Einwohner, ist die Hauptstadt der Präsidentschaft, der Sitz der Regierung und ein Welthandelsplatz, der sich durch die zahlreichen auf der Rhede liegenden Schiffe kennzeichnet. Madras.

Laut öffentlicher Tabellen ist die Zahl der alljährlich dort ankommenden und abgehenden Schiffe im beständigen Wachsen, denn Madras hat ein grosses an Producten reiches Land hinter sich, welches stark bevölkert, zum grossen Theile schon cultivirt und von guten Wegen, Eisenbahnen und Canälen (worunter der grosse Sunskosola) durchzogen ist. Ein Land, das gerade im Begriffe steht, mit den traditionellen, an Altersschwäche dahinsiechenden Verhältnissen aufzuräumen und neuen Geist in sich aufzunehmen, der sich gewiss mit der Zeit gut verwerthen und eine erfreuliche Zukunft herbeiführen wird.

Das Ausschiffen ist in Madras mit überaus grossen Schwierigkeiten verbunden, denn die Sturzwellen, die sich bei der geringsten Aufregung des Meeres auf die Gestade hinwerfen, sind von solcher riesenhaften Ausdehnung und von solcher gefährlichen Macht, dass sich ihnen nur ganz eigenthümlich construirte Boote und zwar unter ganz vortrefflicher Führung anvertrauen dürfen. Man zahlt daher sowohl für das Aus- als auch für das Einschiffen gewöhnlich fünf bis sechs Gulden ö. W. per Person. Wenngleich mit dem Aus- und Einschiffen unter gewöhnlichen Umständen keine Lebensgefahr verbunden ist, so geht es doch in der Regel nicht anders ab, als dass man bis auf die Haut durchnässt wird.

In Madras ist gegenwärtig ein grosser, des Platzes würdiger Hafen im Baue begriffen. Riesige Dämme werden weit in das Meer hineingeführt, um das Ein- und Auslaufen und das Laden und Löschen der Schiffe zu jeder Zeit leicht und ungefährlich zu machen.

Wir sahen zu, wie man gerade kolossale Cementquadern in das Meer versenkte. Es ist eine so gigantische Arbeit, wie wir ausser in Colombo auf Ceylon noch nie zuvor gesehen haben, und ist ein neuer Beweis, zu welchem Grade der Vollkommenheit sich der Geist der praktischen Wasserbaukunst in unseren Tagen emporgeschwungen hat. Der Kostenanschlag dieses Werkes beläuft sich an zwei Millionen Livres Sterling im Minimum und der Zeitraum für die Beendigung desselben ist auf sechs Jahre festgesetzt.

Von Madras drang unser Schiff tiefer in die See hinein, so dass wir das Land bald ausser Sicht hatten und nicht eher wieder erblickten, als bis wir uns innerhalb der Mündungen

Hughly. des Hughly (von *hoglá* = der rothe Fluss) befanden. Dieser Strom bildet den westlichsten Arm im Ganges-Delta und ist bei seiner Hauptmündung 20 englische Meilen breit. Sein Gewässer fliesst träge dahin, hat eine schmutziggelbe Farbe und riecht sehr übel; aber von den vielen Cadavern, die, wie man in manchen Schriften liest, der Strom hinabtreiben soll, sahen wir keine Spur, denn für deren Vertilgung sorgt die dortige Wasserpolizei, die zahlreichen Haifische und Alligatoren, die daselbst ein unbeschränktes Jagdrecht führen und Alles

wegschnappen, was ihnen Genussbares in den Weg kommt. Als Dritte im Bunde gesellen sich diesen auch die gefrässigen Marabus hinzu, welche bei der Vertilgung der Cadaver auch wackeren Beistand leisten.

Ein schwerer halbdurchsichtiger Dunstkreis hing über dem Wasser und machte die ohnehin so hohe Temperatur der Luft nur noch drückender. Keine Brise war fühlbar.

Der Schweiss quoll uns mit aller Macht aus den Poren der Haut heraus und die sogenannte *Prickle heat,* welche nur ein Product der tropischen Länder ist, verursachte uns auf den Armen und dem Rücken viel Schmerz und Pein.

Während wir früher, um der grossen Hitze zu entrinnen, Tag und Nacht auf dem Verdecke zubrachten, zogen wir es jetzt vor, uns in dem Salon aufzuhalten. Der Capitän war so freundlich und liess das Verdeck beständig mit Wasser begiessen und ordnete an, dass die Bunka den ganzen Tag über in Bewegung erhalten wurde.

Man ist unter solchen Umständen zu nichts Anderem aufgelegt als zum beständigen Trinken. Es kommt Einem vor, als wenn sich der Magen in ein Danaïdenfass verwandelt hätte.

Man kann es der Verwaltung der „*Messageries Maritimes*“ nicht hoch genug anschlagen, dass sie auf ihren Schiffen stets für einen kühlen Trunk besorgt ist.

Auf der langen Fahrt von Yokohama bis Calcutta hat es nie an Eiswasser und dem obligaten vortrefflichen Rothwein Nr. 84 gefehlt, der auf allen Schiffen der Compagnie von derselben Qualität ist, als wenn er aus einem und demselben Fasse flösse, und wenn die Compagnie ausser diesem keine anderen Verdienste aufzuweisen hätte, so würde sie schon desshalb bei den Reisenden in gutem Andenken bleiben.

Calcutta ist von der Strommündung 101 englische Meilen = $215\frac{1}{2}$ Kilometer entfernt, welche Strecke von dem Dampfer in zwölf Stunden zurückgelegt wurde. Erst nach circa 40 Meilen nähern sich die beiden Ufer so weit, dass man längs derselben flache grüne Dschungeln wahrnehmen kann, die für gewöhnlich den Tigern zum Aufenthalte dienen. Der Verkehr auf dem Strome ist ungemein gross. Zahllose Schiffe jeglicher Art fahren dort beständig auf und

nieder. Die Kauffahrteischiffe werden der vielen Untiefen und gefährlichen Stellen halber mit kleinen Dampfern hin- und herbugsirt. Man kann diesem Strom mit Recht eine kosmopolitische Bedeutung beilegen, denn man sieht auf demselben fast alle Flaggen der seefahrenden Nationen sich entfalten. Auf beiden Seiten der Ufer folgen zahlreiche Leuchtthürme hintereinander, während im Strome selbst hin und wieder Leuchtschiffe liegen. Zur Nachtzeit ist die Beschiffung des Stromes allen Privatschiffen untersagt und nur den Schiffen im Dienste der Regierung offen. Alles dies trug dazu bei, die hohe Meinung, die wir über die commercielle Bedeutung Calcutta's gehabt hatten, nur noch tiefer zu begründen und wir sahen daher nur um so ungeduldiger der Ankunft in jener Weltstadt entgegen. Inzwischen ging unser Wunsch mehr und mehr in Erfüllung, denn schon treten bald auf jener Seite Fabriksgebäude auf, die unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Diese sind ganz nach europäischer Art angelegt und es ist nicht schwer zu errathen, dass sie die Anfertigung der Baumwollstoffe zum Zwecke haben. Man hat es daselbst bis jetzt nur bei groben, ungefärbten, bloss für den Gebrauch der Eingebornen berechneten Calicos bewenden lassen; wer mag aber wissen, ob man bei diesen Anfängen stehen bleiben und nicht nach und nach auch auf die Fabrikation höherer und moderner Sorten übergehen wird. Indien ist nach unserer Meinung ganz dazu geschaffen, bei der Billigkeit des Rohmaterials, bei dem Reichthum an diversen Färbestoffen und bei den sehr niedrigen Arbeitslöhnen in diesem Fache viel zu leisten und dem Mutterlande mit der Zeit eine gefährliche Concurrenz zu bereiten. Bis jetzt sind es natürlich nur englische Capitalien, mit denen diese Geschäfte gegründet und betrieben werden; aber wer wird nicht fürchten, dass bei der im Lande um sich greifenden praktischen Bildung nicht eines Tages die eingebornen Geldfürsten diese Industrie in ihre Hände nehmen und mit ihren ungeheueren pecuniären Mitteln und vielen anderen zu Gebote stehenden Vortheilen die Europäer ganz von diesem Schauplatze der Thätigkeit verdrängen werden?

Der „Meinam" dampfte ungestüm den Strom hinauf und brachte uns dem Stadtgebiete näher. Wir befinden uns in

der Region der Ziegelbrennereien, denn Tausende von Ziegelöfen gähnen uns von beiden Seiten an und brachten uns auf den natürlichen Gedanken, dass in Calcutta eine grosse Baulust herrschen müsse. Noch blieb uns eine grosse Windung des Stromes zu durchfurchen, die auf beiden Seiten mit dichten Palmenwäldern besetzt ist, aber plötzlich lichtet sich die Gegend und wir hatten in einer Entfernung von circa einer Meile Calcutta vor uns. Calcutta.

Ein unübersehbarer Wald von Schiffsmasten dehnt sich dem Ufer entlang aus, hinter welchen Thürme mit vergoldeten Kuppeln emporragen.

Bevor wir noch in den Rayon der Festung kamen, fuhren wir an einer hohen, über eine Viertelmeile langen und mit mehreren schweren eisernen Gitterthoren versehenen Mauer vorbei, welche einen Park und einen Complex im indischen Style erbauter Paläste einschliessen. Es ist dies die Residenz des entthronten Königs von Audh, welcher dort als Staatsgefangener bewacht wird, weil er während des letzten grossen Aufstandes den Plan durchzuführen suchte, das Trinkwasser der Europäer zu vergiften. Seine Lage ist aber nichts weniger als bemitleidenswürdig, denn derselbe geniesst ausser seinen eigenen kolossalen Revenuen auch von der indischen Regierung eine monatliche Pension von ein Lakh Rupien = 100.000 fl. W. und kann daher wie ein Sultan in Saus und Braus leben, was er auch im vollen Sinne des Wortes thut. Seine Hofhaltung ist so exorbitant, dass zu deren Bestreitung sein enormes Einkommen nicht einmal ausreicht.

Er soll sich deshalb in beständigen Geldverlegenheiten befinden und Wucherern in den Armen liegen, bei denen er Anleihen zu ungeheueren Zinsen contrahirt, was ihn nach und nach ruiniren wird.

Calcutta hat eine furchtbare, nach menschlichem Dafürhalten uneinnehmbare Festung mit einer Besatzung von 15.000 Mann, welche geeignet ist, den Bewohnern der ostindischen Hauptstadt und der Präsidentschaft Bengalen zu imponiren. Auf der westlichen Seite hat sie den Hughly zur Basis, während sie auf den anderen Seiten über eine grosse breite Ebene dominirt, die in Friedenszeiten mit einem natür-

lichen Blumenteppiche bekleidet ist. Diese Ebene hat eine solche Ausdehnung, dass auf derselben eine Armee zweiten Ranges ihren vollständigen militärischen Apparat entfalten kann.

Durch die Festung wird Calcutta in die südliche oder europäische und in die nördliche oder sogenannte schwarze Stadt getheilt.

Wenn man von einem erhöhten Punkte den ersten Totaleindruck in sich aufnimmt, so hat es den Anschein, als ob das ganze vor unseren Blicken ausgebreitete chaotische Häusermeer, welches eine Million Einwohner in sich fasst, nur aus erhabenen Marmorpalästen, Domen, hohen Thürmen, Moscheen und schlanken Minarets bestände, deren Kuppeln mit Gold bedeckt sind. Alles funkelt und glänzt im intensiven Lichte der indischen Sonne und erweckt die Erinnerung an die bezaubernden Geschichten von Tausend und eine Nacht. Nach unserer treuherzigen Meinung wollte es uns dünken, als ob die im Hintergrunde glitzernden Prachtbauten die Residenzen der einheimischen Nabobs wären. Die Sonne ist eine wahre Zauberin, denn das, was sie mit ihren Strahlen vergoldet, ist nicht echtes Gold. Bald zerfliesst die goldene Illusion und löst sich in die nackte Wirklichkeit auf. Wenn man sich in den schwarzen Stadttheil begibt und Alles in der Nähe besieht, was man noch kurz zuvor für Marmor hielt, so findet man nichts Anderes, als ein mit einer weissen Tünche überzogenes Mauerwerk und die goldenen Kuppeln entpuppen sich in hölzerne Schindeldächer, die manchmal sogar sich in einem recht defecten Zustande befinden.

Im europäischen Stadttheile sieht es natürlich ganz anders aus. Dort verdient Calcutta wirklich das Prädicat „die Stadt der Paläste“. Ein Prachtgebäude reiht sich an das andere. Zu dieser Kategorie sind vor allen anderen die kolossalen Bauten auf dem Dalhousie-Square, auf der Courthousestrasse und im Maidan zu zählen, wo der Palast des Vicekönigs, das Regierungsgebäude, der hohe Gerichtshof, das Post- und das Telegraphenamt und das Rathhaus etc. den ersten Rang einnehmen.

Ausserdem gibt es in diesem Stadttheile, sowie auch in der Umgebung noch zahlreiche vornehme Residenzen, die den

einheimischen Grossen und den reichen europäischen Handelsherren gehören, welche untereinander in der Entfaltung orientalischen Pompes wetteifern.

Unter den wissenschaftlichen Institutionen stehen die asiatische Gesellschaft, die Martinière und der botanische Garten obenan. Der letzte ist nicht allein in wissenschaftlicher, sondern auch in ästhetischer und landschaftlicher Beziehung ein wahres Meisterwerk und daher zu jeder Tageszeit und von allen Volksclassen sehr gerne besucht. Er enthält auch einen Kinder-Spielplatz, auf dem sich die europäischen Sprösslinge in Begleitung ihrer Ajas ebenso aller Bekleidung baar herumtummeln wie die der schwarzen Race. Alle europäischen Kinder haben ein blasses, krankhaftes Aussehen und wir haben uns leider vergeblich nach einem rothwangigen Gesichtchen umgesehen.

Alles, was man im europäischen Stadttheile sieht, trägt den Stempel des Grossartigen an sich, die Gebäude, der Strom, das Thier- und Pflanzenreich, die Oceandampfer, die Institute, die Magazine und Waarenlager, ja selbst die eingeborne Menschenrace ist meistens schlank und gross gewachsen; nur die Europäer, wenn sie längere Zeit dort gelebt haben, sehen schwächlich und verkommen aus, ein Beweis, dass sie nicht für jenes Klima geschaffen sind.

Alle Europäer, welche die pecuniären Mittel besitzen, senden nach einem mehrjährigen Aufenthalte ihre Frauen und Kinder theils aus Erziehungs-, grösstentheils aber aus Gesundheitsrücksichten nach Hause, denn nichts ist dort kostspieliger als die Erziehung der Kinder und die medicinische Behandlung. Jeder halbwegs im guten Rufe stehende Arzt pflegt nicht weniger als 12 bis 15 fl. ö. W. für die Visite zu empfangen.

Wir lasen früher in verschiedenen Büchern viel über die aromatische, mit Wohlgerüchen geschwängerte Luft Calcuttas, aber wir müssen aufrichtig gestehen, dass wir, mit Ausnahme der europäischen Stadt, nirgends so übelriechende Strassen durchwandelt haben, als eben daselbst. Es mag aber sein, dass dies zur Zeit des Sommers, in welchem wir Calcutta besuchten, schlimmer ist als in der kühlen Jahreszeit; aber dem sei wie ihm wolle, wir sahen in vielen Seiten-

41 *

strassen Massen von in Verwesung übergegangenen animalischen und vegetabilischen Abfällen, deren Vertilgung nur den zahlreichen Raben überlassen zu sein schien.

Die Hitze ist im Sommer furchtbar. Während unseres dortigen Aufenthaltes betrug die Temperatur nie weniger als 29° R. im Schatten. Jedermann reducirt daher die Bekleidung auf das denkbarste oder wenigstens auf das bescheidenste Minimum. Während die Männer der unteren Volksclassen sich an das Costüm des Paradieses halten, bedecken die der besseren Gesellschaft Unterleib und Schenkel mit feinen weissen Zeugen und den Oberleib mit einer Art Beduinenjacke von demselben Stoffe. An den Füssen tragen sie Manila-Sandalen und für den Kopf bedienen sie sich der chinesischen papierenen Sonnenschirme.

Die Frauen sind etwas sorgfältiger gekleidet, d. i. in mehr Stoff gehüllt, über den Oberkörper tragen sie kleine Jacken moderner Art oder schlingen einen Shawl kreuzweise über die Büste. Ausser diesen haben sie viel Schmuck an sich, wie Gold- und Silberketten um Kopf und Hals, kostbare Gehänge an Ohren und Nasen, Braceletten, am Arme und Beine, und Ringe an den Fingern und Zehen. Unter den Frauen begegnet man vielen schönen, junonischen Gestalten, die graciös mit stolz aufgerichteten Köpfen durch die Strassen wandeln. Jedermann achtet sie und macht ihnen gern Platz und hütet sich, sie auf eine unanständige Art zu beleidigen, wohlwissend, dass sie in der Regel mit Dolchen bewaffnet sind, von denen sie in schlimmen Fällen ohne Umstände Gebrauch machen. Nur Eines ist, was ihre Gesichter oft widerlich macht, das ist das Betelkauen, welches dort noch allgemein Sitte ist. Viele führen zur Beschönigung an, dass dadurch die Zähne besser erhalten werden und dem Munde der üble Geruch genommen wird.

Der Handel Calcuttas hat seit der Eröffnung des Suez-Canales einen ganz ausserordentlichen Aufschwung genommen und bewegt sich in riesigen Dimensionen, so dass gegenwärtig der Werth der jährlichen Einfuhr mit circa 40 und die Ausfuhr mit 50 Millionen Gulden ö. W. beziffert werden darf. In einem ähnlichen Verhältnisse bewegt sich auch die Zahl der kommenden und abgehenden Schiffe. Für

die ostindischen Exportartikel ist China ein Absatzgebiet von sehr grosser Bedeutung.

Auf den Strassen Calcuttas herrscht ein unbeschreibliches Thun und Treiben. Alles rennt, drängt und schreit untereinander wie es beim Thurmbaue in Babylon zugegangen sein mag. Wir hörten noch nie zuvor in einem verhältnissmässig kleinen Raume gleichzeitig so viele verschiedene Sprachen reden, als in den dortigen Hauptverkehrsstrassen, wo sich Araber, Chinesen, Europäer, Hindus, Japaner, Malayen, Mohammedaner, Neger Parsen, Polynesier und Singalesen untereinander herumtreiben.

Der Handelsstand hat, seit die Engländer Ostindien beherrschen, aufgehört eine verachtete Kaste zu sein. Die einheimischen Grossen, selbst auch die Nabobs nicht ausgenommen, sind Geschäftsleute geworden und finden es nicht mehr unter ihrer Würde, ein Geschäftchen zu machen, wenn sich eine passende Gelegenheit dazu bietet. Der grösste Theil der Bewohner Calcuttas ist darnach bestrebt, durch den Handel reich zu werden. In der gleichen Absicht beginnen auch die nach der Stadt übersiedelten Culies, wenn sie nur erst im Besitze einiger Rubies sind, zu handeln und zu schachern.

Die Sucht nach Reichthum ist dort geradezu eine Manie geworden. Deshalb kommt es auch, dass es nirgend wo anders eine so grosse Zahl jener Emporkömmlinge gibt, die von ihren Reichthümern keinen anderen als gemeinen Gebrauch zu machen wissen und auf die ärmeren Classen mit Verachtung hinabsehen. *Asperius nil est humili, qui surgit in altum!*

Die Communicationsmittel, deren man sich in den Strassen Calcuttas bedient, sind sehr mannigfaltiger Art und bestehen in Sänften, gedeckten Tragbahren, Ochsen- und Pferde-Cabriolets, feinen Londoner Equipagen, Omnibussen und Tramwaywaggons. Für uns waren die Tragbahren und die Ochsen-Cabriolets wegen ihrer Originalität besonders interessant. Die ersteren werden namentlich gerne von den Mohammedanern benützt, die es lieben, in denselben nachlässig auf einem Teppiche ausgestreckt liegend und Tabak rauchend, sich durch die Strassen tragen zu lassen. Manchmal sieht

man auch solche, die mit einer Schaar kleiner Mädchen angefüllt sind, um in die Schule oder nach Hause getragen zu werden. Diese Tragbahren haben jalousienartige Wände, um den inneren Raum möglichst kühl zu erhalten.

Die Ochsen-Cabriolets sind ungemein leicht, aber doch solid gebaut und bieten meist Raum für vier Personen. Der Kutscher sitzt rittlings auf einem auf der Deichsel angenagelten Brettchen, um mit seinen Füssen das Gespann antreiben zu können. Das Dach des Fuhrwerkes ist überaus einfach und besteht in einer Art horizontalen Segels, welches sowohl den Wagen als auch die Ochsen bedeckt. Es wird nämlich am vorderen Ende der Deichsel ein hölzernes, öfter auch eisernes Gestell von der Form eines lateinischen T aufgesteckt und daran das Zeug angebunden und nach hinten gezogen, wo es wieder an zwei aufwärtsstehenden dünnen Bambusstäben befestigt ist. Das Ganze sieht wohl· recht primitiv aus, entspricht aber dem Zwecke und schützt gegen die Sonne.

Die meisten Banken und öffentlichen Geschäftslocale haben in Calcutta die eigenthümliche Einrichtung, dass sie nur offene Hallen bilden, die auf einer Zahl gemauerter viereckiger Pfeiler ruhen und mit breiten gedeckten Gängen umgeben sind. Man sieht dort weder Thüren noch Fenster, Alles ist offen, um nur recht viel Luft zu haben, und um diese in Bewegung zu erhalten, sind über allen Arbeits- und Schreibtischen Bunkas angebracht, die sich in unaufhörlicher Bewegung befinden. Nach Beendigung der Geschäfte werden zwischen den Pfeilern eiserne Rouleaux herabgelassen, welche die Locale hermetisch verschliessen.

In einigen Localitäten, in denen grosse Werthe aufbewahrt werden, sieht man die neue Einrichtung, die Fenster die Nacht hindurch mit starken Spiegelglastafeln verschlossen und die inneren Räume gut erleuchtet zu halten. Dieses Verfahren erleichtert den Dieben, wo es an Nachtwächtern nicht fehlt, keineswegs das Handwerk.

In Calcutta gibt es mehrere grosse norddeutsche Handelshäuser, die höchst bedeutende Export- und Importgeschäfte betreiben und in sehr guten Verhältnissen leben. Wir hatten Gelegenheit während der Fahrt von Ceylon

nach Calcutta mit dem Chef einer jener Firmen bekannt zu werden und viel Interessantes über den dortigen Geschäftsgang zu erfahren. In Calcutta besuchten wir mehrere ihrer Waarenlager und bei der Besichtigung der Importartikel drang sich uns bald die Ueberzeugung auf, dass auch viele Erzeugnisse unserer heimatlichen Industrie guten Absatz finden könnten, aber es fehlt leider hierzu an einem geeigneten österreichischen Hause.

Calcutta ist für die europäische Industrie ein ungemein wichtiger Platz und wird es durch die stetig umsichgreifende Civilisation Indiens und der übrigen ostasiatischen Reiche von Jahr zu Jahr mehr. Eisenbahnen, Telegraphen, Dampfschiffe, vorzügliche Canal- und Strassenbauten, Handel, liberale Gesetze, Schulen und Missionen machen zusammen einen Factor aus, welcher der europäischen Cultur die Wege ebnet und Thür und Thor öffnet.

Das brittisch - indische Kaiserreich hatte 1877 circa 10.000 Kilometer Eisenbahnen und circa 25.000 Kilometer Telegraphenlinien im Betriebe und beherrschte eine Bevölkerung von circa 247 Millionen Einwohnern, unter welchen sich kaum $^1/_2$ Million Christen befanden.

Das Great Eastern-Hôtel nimmt in Calcutta unter den zahlreichen Gasthöfen unstreitig den ersten Rang ein. Es ist eine kolossale, im modernen Geschmacke aufgebaute Caserne und Fütterungsanstalt, in welcher der Reisende für sechs Rupien (à 16 Annas = 1 fl. ö. W.) täglich ein behagliches Unterkommen, reichliche Verpflegung und aufmerksame Bedienung erhält. Es ist in der That ein immenses Gebäude und zum Zwecke der leichteren Verwaltung in Rayons eingetheilt. Von der Centralhalle, in welcher sich die Geschäftslocale der Verwaltung befinden, laufen lange Corridore aus, an deren beiden Seiten sich numerirte Wohnungen mit mehr oder weniger luxuriöser Einrichtung befinden. Jede Wohnung ist mit einer oder zwei Bunkas versehen, um Kühlung zu verbreiten und die Mosquitos zu verscheuchen. Die ganze Dienerschaft des Hôtels besteht in Culies. Jeder Passagier erhält mit dem angewiesenen Zimmer auch einen Diener, der sich sogleich vor der Thür seine Matte ausbreitet, für die

ganze Zeit des Aufenthaltes sein Leibtrabant bleibt und niemanden sonst aufwartet.

Für die Bunkazieher hat man extra zu bezahlen. Man miethet in der Regel zwei derselben, den einen für den Tag und den anderen für die Nacht und bezahlt jedem 5 Annas = circa 34 kr. Diese nehmen nun im Corridore neben der Hinterwand der Wohnung, durch welche die Zugschnur läuft, ihren Platz ein und beginnen ihr Werk. Es ist in jenem Hôtel zu einer besonderen Bequemlichkeit zu rechnen, dass man entweder seine Mahlzeiten im grossen Speisesalon einnehmen oder sich auf seinem Zimmer durch seinen Famulus serviren lassen kann. Die Badeeinrichtung des Hôtels verdient eine höchst lobenswerthe Erwähnung.

Eine andere Bequemlichkeit besteht darin, dass sich im unteren Stockwerke ein grossartiges Magazin befindet, in welchem man alle nur erdenklichen Reiseartikel zu nach dortigen Verhältnissen billigen Preisen erhalten kann.

Im Great Eastern-Hôtel lernten wir einen jungen Parsen aus Bombay kennen, der, nachdem er die dortige Universität absolvirt hatte, sich dem Ciceronedienste widmete, d. h. reisende englische Familien durch Indien zu begleiten. Da er vernahm, dass auch wir diese Tour zu machen beabsichtigten, bot er uns hierzu seine Dienste an. Dieser Mann hatte ein offenes, sehr für ihn einnehmendes Aussehen und besass ausgezeichnete geschichtliche, geographische und sprachliche Kenntnisse des Landes. Nachdem wir über ihn Erkundigung eingezogen, die sehr zu seinen Gunsten ausfiel, nahmen wir ihn in unseren Dienst auf und verpflichteten uns, ihm nebst freier Fahrt und Verpflegung bis zu unserer Ankunft in Bombay täglich zwei Rupien zu bezahlen. Hierüber wurde ein gesetzlicher Contract aufgenommen. Dies waren sehr annehmbare Bedingungen, auf die wir gern eingingen, und für den Cicerone war es sozusagen ein gefundenes Geld, denn da der Beginn der eigentlichen Reisesaison noch in ziemlich weiter Ferne war, hätte er auf eigene Rechnung nach Hause reisen müssen.

Es handelte sich zunächst, einen Plan für die Ueberlandreise zu entwerfen. Wir mussten vorerst auf unsere Absicht verzichten, den Mount Everest, den höchsten Berg der Erde,

zu sehen, da die Reise nach dem Königreiche Nepal wegen der daselbst gegen die Europäer herrschenden feindlichen Stimmung durchaus nicht angerathen war. Wir entschlossen uns daher zur Reise nach Benares, Lacknau, Delhi, Pendschab, Agra und Bombay.

Die Abreise wurde hierauf möglichst beschleunigt, um die nördliche Region Bengalens zu erreichen, denn die Hitze war noch immer im Zunehmen begriffen. Wir besorgten uns noch ein Kistchen mit amerikanischem Blockeis, welches im Coupé untergebracht dazu diente, um uns während der Reise einen kühlen Trunk oder Compressen bereiten zu können.

In Calcutta waren wir wieder in die Region eingetreten, wo das löbliche Trinkgeldgeben im Gebrauche ist. Als wir die Hôtelrechnung bezahlten, in der auch die Bedienung inbegriffen war, erschien trotzdem eine Zahl bekannter und unbekannter Individuen, die auf einen Bakschisch Anspruch machten. Zum Glücke hat das Geld dort noch einen Werth und sind daher diese Bettler leicht durch ein paar Annas zu befriedigen.

Nachdem wir nun glaubten allen Ansprüchen Genüge geleistet zu haben und im Begriffe standen, das Hôtel mit Sack und Pack zu verlassen, trat uns vor der Thür noch ein schwarzer Mann mit einer tiefen Verbeugung in den Weg, indem er, den üblichen „*Salam*" murmelnd, die rechte Hand an die Stirne hielt und die linke uns entgegenstreckte. Auf unsere Frage, wer er sei und was er für uns gethan habe, gab er zur Antwort: „*I am the dreckfink,*" Dreckfink! Das ist ja ein deutsches Wort, was will damit gesagt sein? Hierauf wurde uns erklärt, dass er der Mann sei, dem die Aufsicht über die Waterclosets anvertraut ist. Als nun auch der gute Dreckfink etliche Annas empfangen, waren wir frei und konnten unsere Wege ziehen. Später hörten wir, dass die in Calcutta wohnenden Deutschen ihren Hausknechten diesen Titel zu geben pflegen, die ihn, ohne den Sinn zu verstehen, gutmüthig annehmen und ihm so gewissermassen das Bürgerrecht verleihen.

Reise durch Indien.

Hábrah. Die Eisenbahn, die nach den Centralprovinzen und den Hochländern von Ostindien fährt, befindet sich in Hábrah, einer grossen neuen Stadt auf der rechten Seite des Stromes. Wir hatten, um dahin zu gelangen, erst viele Strassen zu durchfahren und es dauerte fast eine halbe Stunde, bis wir die neue prachtvolle, aus Stein und Eisen bestehende Hughlybrücke erreichten, welche erst vor Kurzem dem öffentlichen Verkehre übergeben wurde. In der Nähe derselben befindet sich der Terminus der ostindischen Eisenbahngesellschaft. Hábrah war früher ein ganz unbedeutender Platz, aber die Eisenbahn gab ihm den Impuls zu einem so fabelhaft schnellen Aufschwunge, dass er gegenwärtig eine grosse Strecke Landes dem Strome entlang und dem Innern zu einnimmt und sich noch von Tag zu Tag vergrössert.

Wir sahen daselbst ein ähnliches Leben sich entwickeln wie in Brooklyn gegenüber New-York, hier und dort kann man das beständige Wachsthum der Stadt und der Bevölkerung wahrnehmen. Auf den Landungsplätzen und den Hafendämmen herrscht ungemein viel Leben und Verkehr, denn unzählige Handelsschiffe aus allen Theilen der Erde kommen an, um ihre Landeserzeugnisse gegen andere umzutauschen. Man kann sich kaum, ohne es mit eigenen Augen

gesehen zu haben, eine Vorstellung von den riesenhaften Massen der verschiedensten Handelsgüter machen, die täglich dort aus- und eingeladen werden.

Die Eisenbahnstation ist von sehr grosser Ausdehnung. Um den geräumigen und eleganten Personenhallen und Warteplätzen, sowie den zahlreichen Schreibstuben und den Lagerhäusern Platz zu machen, hat die Gesellschaft die Werkstätten und die sogenannten Locomotivställe nach dem circa 299 Meilen entfernten Dschumulpúr am Ganges verlegt, welches nicht nur für die 1000 angestellten europäischen Arbeiter ein geeignetes gesundes Klima besitzt, sondern auch in technischer und administrativer Beziehung den Interessen der Gesellschaft entspricht.

Als sich der Zug in Bewegung setzte, fuhren wir über eine Meile lang zwischen Gebäuden und Fabriken dahin, die uns keinerlei Aussicht auf das Land gestatteten und uns immer nur das Getriebe des Stadtlebens darboten. Erst in Bálly, der ersten Station, streift die Landschaft den Charakter der Stadt ab und erscheint im einfachen Kleide der Natur. Reiche Pflanzungen dehnen sich nach allen Seiten hin aus, die durch einen kleinen Fluss auf recht praktische Art bewässert werden.

In Bálly leben mehrere Tausend Brahminen-Familien, von deren Vorvätern einstens einige in Calcutta der Hinrichtung eines gewissen Nandkumár, eines Stockbrahminen, zuschauten, welcher wegen Falschmünzerei und Verrath sein Leben verwirkt hatte. Von Schauder ergriffen, flohen sie von der Richtstätte nach den Ufern des Ganges zurück, um sich von der Befleckung zu reinigen, die sie sich durch das Anschauen des furchtbaren Schauspieles zugezogen haben, wobei sie schwuren, niemals wieder mit einem Fusse die Stadt zu betreten. Aber die modernen im Orte errichteten Schulen haben bereits die Wirkung hervorgebracht, dass man ihre Nachkömmlinge schaarenweise die Eisenbahn benützen sieht, um sich nach der Stadt zu begeben.

Tschándernagur ist eine französische Besitzung, welche eine Länge von circa 3½ und eine Breite von 2½ Kilometer einnimmt. Dieser Platz wurde 1688 vom Kaiser Aureng-Zeb

den Franzosen zu einer Handelsniederlassung eingeräumt, der sich ungemein schnell entwickelte, so dass er schon nach einem Zeitraume von 50 Jahren 4000 aus Ziegeln gebaute Häuser zählte, während in jener Zeit Calcutta nur eine kleine Zahl elender Schmutz- und Schlammhütten aufweisen konnte. Wie haben sich die Zeiten geändert! Heutzutage hat Tschándernagur keine Bedeutung mehr und bringt Frankreich keinen anderen Nutzen ein, als dass es jährlich von den Engländern 300 Kisten Opium erhält, wogegen es verpflichtet ist, sich weder in die Fabrikation dieses Artikels noch in das englische Salzmonopol einzumischen. Es ist der einzige Platz, den die Franzosen im Norden Indiens besitzen.

Die Eisenbahnstation befindet sich hart an der Grenze dieses Gebietes, denn die Franzosen haben es hier sowie in Pondichéry nicht erlaubt, die Eisenbahn durch ihr Land zu ziehen.

25 Meilen von Calcutta entfernt ist der wichtige Handelsplatz Hughly und gleich daneben der Bezirk Tschinsúra, früher eine Besitzung der Holländer, welche denselben 1826 im Austausche gegen Sumatra an England abgetreten haben, nachdem er 200 Jahre in deren Besitz gewesen war. Dort befindet sich das berühmte Hughly-Collegium, welches von dem französischen General Perron gegründet wurde, der sich im Dienste der Mahratten ein ungeheueres Vermögen erwarb. Das Collegium enthält über 600 Schüler und hat ein jährliches von Perron hinterlassenes Einkommen von 50.000 fl. ö. W. In der Nähe von Tschinsúra ist Sáptagram, d. i. sieben Dörfer, die Holländer und die Engländer nennen es gegenwärtig Sátgaon, *) ein schattiger Ort, wo die Holländer früher zu wohnen pflegten.

Tribenj, d. i. drei Ströme, am Hughly, ist ein von den Brahminen vielbesuchter Platz; ein wundervoller schattiger Weg führt zu dieser als einer der heiligsten Badeorte gehaltenen Stelle, wohin von meilenweiter Entfernung

*) Es ist wirklich zu bedauern, dass die europäischen Ansiedler die Orts-, Fluss- und Gebirgsnamen so häufig verunstalten, wodurch den etymologischen Forschungen grosse unnütze Schwierigkeiten bereitet werden.

Leichname geschafft werden, um sie den Gewässern des heiligen Stromes zu übergeben.

Pándua ist eine Station und muselmannisches Dorf, circa 39 Meilen von Calcutta entfernt.

Da wir daselbst einen vierstündigen unfreiwilligen Aufenthalt hatten, so benützten wir diesen Umstand, das gleich hinter dem Stationsgebäude ausgebreitete Schlachtfeld und das Grabmal Schah-Safis zu besuchen, der im Jahre 1300 nach einem blutigen Aufstande die Hindus vollständig schlug. Die Veranlassung des Aufstandes war folgende: Ein Mohammedaner gab bei Gelegenheit der Geburt seines Kindes ein Gastmahl, schlachtete zu diesem Zwecke im Geheimen eine Kuh und vergrub deren Gebeine, damit die Hindus nichts davon erfahren sollten. Aber während der Nacht scharrten die Schakale die Gebeine wieder aus, worauf sich die Hindus in Massen erhoben und wider den Mörder der Kuh um Rache schrien. Da sie das Kind als die Ursache des Verbrechens betrachteten, so tödteten sie es. Der Mohammedaner wandte sich deshalb klagend an den Raja (spreche Rätscha), konnte aber bei demselben kein Gehör finden. Hierauf sammelte er den Rest der Gebeine seines Kindes und eilte mit denselben nach Delhi zum Kaiser Firuz-Schah II., welcher seinen Verwandten Schah-Safi an der Spitze einer Armee nach Pándua sandte, um die Hindus für die verübte Frevelthat zu züchtigen. Unter den Hindus herrschte der Glaube, dass das Schlachtfeld durch einen in dessen Nähe befindlichen Wasserbehälter, welchem sie die Eigenschaft beimassen, die erschlagenen Soldaten wieder lebendig zu machen, von ihnen behauptet werden würde; aber die Mohammedaner bedienten sich einer List und warfen ein Stück Kuhfleisch in das Wasser, wodurch nach dem Glauben der Hindus das Wasser entheiligt und die wunderbare Kraft desselben ein Ende hatte. In Folge dessen überfiel sie eine solche Verwirrung und Muthlosigkeit, dass es den Mohammedanern ein Leichtes war, sie vollständig zu besiegen. In der Nähe jener Stelle befindet sich ein anderes nicht minder interessantes, bei den Mohammedanern in grosser Verehrung stehendes Reservoir, um welches herum eine Zahl von Monumenten ihrer Heiligen errichtet ist. Ein Fakir (Bettelmönch) hat sich dort

niedergelassen, um den Platz vor Entheiligung zu schützen, denn den Hindus gefällt es, den Mohammedanern bei jeder Gelegenheit muthwillige Streiche zu spielen und ihnen todte Katzen oder Hunde etc. in das Wasser zu werfen. Der Fakir hielt daselbst einige kleine zahme Alligatoren, die historische Namen hatten. Diese Thiere waren so gut abgerichtet, dass sie bei seinem Rufe sogleich auf der Oberfläche des Wassers erschienen, um den üblichen Bakschisch, der meistens in einem Vogel bestand, in Empfang zu nehmen. Als er z. B. Imambára rief, tauchte sogleich ein prachtvolles Thier aus dem Wasser empor und glotzte uns lange an. Wir warfen ihm ein Stückchen Brod zu. Dieses blieb aber von demselben unberührt. Hierauf warf ihm der Fakir einen todten Vogel hin, welchen es mit Begierde aufschnappte und damit schnell im Wasser verschwand.

Pándua, 39 Meilen nördlich von Calcutta, wird als die Grenzscheide betrachtet, über welche hinaus das Wachsthum der Kokospalme aufhört und nur noch einzeln vorkommt. Wir haben aber später bemerkt, dass hievon die Natur noch grosse Ausnahmen macht.

Die Eisenbahn durchschneidet jetzt einen historischen Boden, auf welchem einst das grosse Kaiserreich Mágadh, die Wiege des Buddhaismus, florirte. Es ist ein herrliches Land, in welchem Hügel, Thäler, Wälder, Felder und Gewässer miteinander abwechseln. Die nördlichen Hügel von Ranigani bilden eine Fortsetzung des Höhenzuges, der sich vom westlichen Ghatbirge abzweigt und bis nach Ratschmáhal am Ganges fortläuft. In dieser Hügelreihe haben die Flüsse Burakur, Subunrikha, Damudáh, Son und Atschái ihren Ursprung.

Nachdem das Kaiserreich Magadh in sich zerfiel, entstand daraus eine Zahl selbstständiger kleiner Reiche. Eines von diesen war auch das unabhängige Gebiet von Murschidabad, das von Schah Alám regiert wurde. Dieser Fürst, des Regierens müde, trat 1765 sein Land gegen eine jährliche Pension von 1,600.000 fl. ö. W. für sich und seine Nachkommen und mit Beibehaltung seines Titels der gewesenen ostindischen Compagnie ab.

Seit jener Zeit haben mehrere regierende Fürsten dieses Beispiel nachgeahmt und es wäre sehr zu wünschen, dass es

auch die noch übrigen thun würden, denn die brittische Regierung versteht es unstreitig besser, die Reichthumsquellen des Landes zu öffnen und gemeinnützlich zu machen als die kleinen indischen Fürsten mit ihren Missregierungen.

Die Einwohner der Metropole besuchen gerne für einige Zeit dieses Hügelland, um hierauf wieder neugestärkt zu ihren Berufsgeschäften zurückzukehren. Jagdfreunde finden dort einen grossen Reichthum an Geflügel und reissenden Thieren, deren Ausrottung für die armen waffenlosen Einwohner eine grosse Wohlthat wäre.

In Ratschmahál ist die Sprachenscheide, die bengalische Sprache hört auf und die hindostanische beginnt. Ratschmáhal liegt am rechten Ufer des Ganges.

Auf der linken Seite desselben und 20 Meilen von demselben entfernt liegt die wichtige Handelsstadt Maldah und in deren unmittelbarer Nähe die Ruine des einst berühmt gewesenen Gaur, Metropole von Bengalen, am östlichen Ufer des Bhagirathy. Die Ruinen haben eine Ausdehnung von 18 Meilen Länge und 6 Meilen Breite.

Verfallene Paläste, Moscheen und vielerlei andere über die weite Ebene zerstreute Ueberbleibsel von originaler architektonischer Schönheit legen von der vergangenen Grösse und Pracht der Stadt Zeugniss ab. Ungeheuere Massen Baumateriales wurden von dort geholt und man sagt, dass der grösste Theil der Stadt Murschidabad aus den dortigen Ruinen erbaut worden ist. Das Wegschaffen von Materialien ist jetzt Seitens der Regierung auf das strengste untersagt.

Die Geschichte erzählt, dass vor ungefähr 200 Jahren der Ganges plötzlich (wahrscheinlich durch eine vulkanische Erhöhung des Bodens) sein Strombett veränderte und dadurch eine furchtbare Pest verursachte, welche die dichte Bevölkerung zwang, die Stadt zu verlassen und sie dem Verfalle und den wilden Thieren preiszugeben.

Sahibgánj am Ganges ist eine recht freundliche Station und ein sehr angenehmer Aufenthalt. Die Regierung hat daselbst ein Zeltlager für invalide Soldaten errichten lassen. Das Klima ist vortrefflich. Der Ganges hat dort eine sehr bedeutende Breite.

Stromaufwärts, nicht weit von Sahibgánj entfernt, sieht man eine Gruppe von circa 20 Meter hohen Felsen aus dem Wasser hervorragen, deren phantastische Formen reich mit Bäumen und Gesträuchen bewachsen sind. Die Hindus, welche sich auf dem Bahnzuge befanden, drängten sich an die Fenster der Waggons und sandten inbrünstige Gebete nach dem Felsen hinüber, denn auf einem derselben hatte einst einer ihrer Eremiten einen der Göttin Mahadéwa geweihten Tempel gebaut und in demselben 50 Jahre lang dem Götzenbilde gedient. Nachdem er alt und schwach geworden, kam er zu dem Entschlusse, sich selbst der Gottheit zum Opfer darzubringen. Der Tag wurde hiezu festgesetzt und als eine grosse Menschenzahl zum Zeugniss versammelt war, stürzte er sich von dem Felsen in den Fluss und verschwand. Bald hernach brach auch der Tempel ohne eine besondere Veranlassung zusammen und mit ihm, wie die Hindus glauben, verliess auch die Gottheit Mahadéwa den Ort. Auf diese Weise sind in früheren Zeiten in Hindostan zahlreiche sogenannte heilige Orte entstanden, welche viel Aberglauben erzeugt und genährt, den Geist des Volkes entnervt und entsittlicht und dasselbe in einen verweichlichten, feigen und thatenlosen Zustand versetzt haben, durch welchen sein Verfall und schliesslich der Verlust seiner Selbstständigkeit herbeigeführt worden ist.

Ghóga ist ein wichtiger Platz, es führt dort eine solide lange Brücke über den Ganges und eröffnet die grosse Etapenstrasse nach Nepal. Diese Strasse wird wahrscheinlich einmal eine grosse Rolle spielen, wenn die Zeit zur Aufnahme jenes Landes in das brittisch-indische Kaiserreich gekommen sein wird.

Dschumulpúr. Dschumulpúr liegt am Fusse der Monghirhügel. Bevor der Zug in diese Station einläuft, passirt er einen circa 30 Meter langen Tunnel, der durch einem Quarzfelsen gehauen ist. Es ist der einzige Tunnel, der auf der ganzen langen Bahnstrecke vorkommt.

Dieser Ort wurde von der Eisenbahngesellschaft wegen seines gesunden Klimas und der günstigen Lage zur Errichtung grosser Werkstätten und Locomotivställe ausersehen. Alles was sich dieser Art früher in Hábrah befand, wurde nach dieser Station verlegt. Die Werke haben in der That

eine grosse, sehr imposante Ausdehnung. Ueber 1000 europäische Arbeiter mit ihren Familien sind dort ansässig, welchen die Compagnie nette und sehr solide Wohnungen bauen liess. Es ist eine im amerikanischen Systeme angelegte Stadt mit rechtwinkeligen Strassen, die gut gepflastert, bewässert und mit Gas beleuchtet sind. Weiters hat die Gesellschaft auf sehr liberale Weise für eine Kirche und Schulen, ein Hospital, ein Clubhaus, eine Bibliothek mit Lesezimmern, ein Theater, ein Schwimmbad und öffentliche Plätze für Pferderennen und Cricketspiel gesorgt, mit einem Worte für Alles das, an was ein echter Englishman gewöhnt ist. Wenn man hierzu eine schöne Lage an einem grossen prachtvollen Strome, billiges Leben und hohe Arbeitslöhne in Rechnung bringt, dann kann man wohl annehmen, dass sich die dortigen Arbeiter ganz behaglich fühlen müssen.

Pátna ist eine der grössten Städte des ostindischen Kaiserreiches und 333 Meilen von Calcutta entfernt. Die Stadt liegt am linken Ufer des Ganges und hat eine Ausdehnung von 16 Meilen in die Länge und 6 in die Breite. Die Bevölkerung ist sehr dicht und beläuft sich gegenwärtig auf circa 290.000 Einwohner, meist nur Hindus und Mohammedaner. Die Häuser sind klein und schlecht gebaut und die Strassen, mit einigen Ausnahmen, ungepflastert und oft so enge, dass sich zwei stark beleibte Personen in denselben kaum ausweichen können. Die Häuser haben keine Kamine und der Rauch der Küchen, insoweit sie solche haben, findet nur durch Thüren, fensterartige Oeffnungen oder durch Dachlöcher seinen Ausweg. Als wir in Pátna ankamen, war es Mittagszeit, das Thermometer wies auf 28° R. im Schatten. Ein ungemein dichter Staub hing über der Stadt. Der Rauch, der Staub, die Ausdünstung der dichten nichts weniger als reinlichen Bevölkerung mit dem Gestanke, den die in Massen herumliegenden und verwesenden Stoffe aus dem Thier- und Pflanzenreiche verbreiteten, erzeugte ein solches *mixtum compositum* von Gerüchen, denen man gerne schon von weitem aus dem Wege geht. Pátna.

Da der Zug in Pátna längere Zeit anhielt, so liessen wir uns durch bereitstehende Sänften nach dem Bazar tragen, um einen Begriff von dem dortigen Volksleben zu bekommen.

Auf beiden Seiten liefen uns Knaben nach, die uns mit ihren aus Bananasblättern bestehenden Fächern beständig Wind machten und dafür um Bakschisch schrien. Ein Rudel klaffender Hunde schloss sich dem Zuge an und wies uns Fremdlingen die Zähne. Auf dem Bazar herrschte viel Lärm und Geschrei. Es war ein grosser viereckiger Platz, der dicht mit gesticulirenden schachernden Leuten angefüllt war, unter denen sich eine Zahl herumwandernder Geldwechsler und Notäre mit den nöthigen Schreibrequisiten befanden und ihre Geschäfte auf der Erde kauernd abmachten. Der grösste Theil der Einwohner scheint sich dort mit dem Handel zu beschäftigen. Rings um den Bazar herum befanden sich offene Buden, die von aussen her nur durch eine Art Ladentisch abgeschlossen waren, auf welchen gemeiniglich die Eigenthümer auf Matten ausgestreckt lagen und Tabak rauchten oder Betel kauten. Die Waaren bestanden meist nur in indischen Erzeugnissen, unter denen wir schöne Teppiche, prachtvolle, mit Gold und Silber gestickte Seidenstoffe, feine Gewebe von Kaschmir, viele Juwelen und Galanteriewaaren und Massen von Waffen und Messerwaaren sahen. Die letzteren sind den englischen Fabrikaten auf das Täuschendste nachgemacht, aber durchwegs von sehr schlechter Qualität. Pátna, sowie auch das benachbarte Monghir hat viele Zeugschmiede, die ihre Waaren nicht nur im Lande absetzen, sondern auch Nepal und selbst die Länder jenseits des Himalaya mit denselben versehen. Pátna erzeugt auch viele Möbel und andere diverse Gegenstände aus Ebenholz, Elfenbein und Horn in originalen landesüblichen Mustern. Die Preise der Waaren sind im Allgemeinen sehr billig.

Der Son, der gegenwärtig 25 Meilen von Pátna entfernt in den Ganges fällt, floss früher hart an der Stadt vorbei, wo jetzt noch sein altes Flussbett zu erkennen ist.

Bei Dehri am Son sind gegenwärtig auf Rechnung einheimischer Capitalisten und unter der Leitung englischer Ingenieure grosse Schleusen im Baue begriffen, die mittelst eines Canalsystemes von 1000 Meter Länge ein Land von 1,800.000 □Acres bewässern werden. Dieses Canalsystem schliesst die Städte Pátna, Chunár, Benares, Buxar und Arrah in sich. Die Kosten sind auf 21 Millionen Gulden

ö. W. veranschlagt und wie berechnet ist, soll das Werk nach Vollendung den Unternehmern jährlich 10 Procent Nutzen abwerfen. Die Canäle werden eine solche Einrichtung bekommen, dass sie gleichzeitig sowohl zur Beschiffung als auch zur Bewässerung dienen. Bei Dildurnagár ist eine steinerne 156 Meter lange Brücke über den Fluss Kurumasá gespannt, welcher die Grenze zwischen Bengalen und den nordwestlichen Provinzen bildet.

Bald nach Ueberschreitung dieses Flusses läuft der Zug in Mogul-Serrài ein, wo die Waggons für Benares gewechselt werden müssen.

Und nun auf der Grenze von Bengalen stehend, wollen wir noch einmal unsere Blicke gleichsam von der Vogelschau in das herrliche, reiche untere Gangesthal zurückwerfen, um die durch die Landschaft auf uns gemachten Eindrücke, insoweit wir sie von der Eisenbahn in uns aufzunehmen vermochten, in einen Rahmen zusammenzufassen.

Das ganze Land von Calcutta bis Mogul-Serrài ist eigentlich nur eine grosse Ebene, auf welcher vereinzelte Hügelgruppen vorkommen, die den Anschein haben, als wenn sie von der Natur als Wächter oder Wegweiser dahingestellt worden wären. Das Land ist überaus fruchtbar und liegt, so weit wir nur sehen konnten, fast ganz unter Cultur.

Auf beiden Seiten wechseln Reis-, Baumwoll-, Zucker-, Kaffee- und Theepflanzungen, sowie Palmen-, Gummi-, Catechu- und Teakholzwälder miteinander ab, die mitunter oft von Dschungeln unterbrochen sind.

Die erste Ernte (Nordost-Monsun) war bereits vorüber und nur spärliche Reisstoppeln noch zu sehen, an welchen Rinder und Ziegen eine magere Nachernte hielten. Wenig Gras war mehr sichtbar, denn das ganze Land war bereits bis auf die tiefgelegenen feuchten Plätze und die Dschungeln vertrocknet, versengt und verbrannt. Die vielen Flüsse, die, nach den langen und soliden Eisenbahnbrücken zu urtheilen, während der Monsunregen eine grosse Ausdehnung nehmen müssen, waren entweder schon gänzlich ausgetrocknet oder zu Bächen zusammengeschrumpft, die nicht mehr Wasser genug mit sich führten, um alle die zahlreichen Bewässerungs-

canäle zu speisen, welche zumeist auf Kosten der Regierung angelegt worden sind.

Menschen waren auf dem Lande wenig wahrzunehmen, sie hatten sich entweder in ihre mit dichten Strohdächern versehenen Erdhütten zurückgezogen, oder sich nach den Eisenbahnstationen, den umliegenden Städten oder selbst sogar nach Calcutta gewendet, um daselbst täglich fünf Añas = $32^1/_2$ kr. durch Arbeit zu verdienen, von denen sie sich Reis und Betelkaustoff etc. anschaffen und dabei noch etwas ersparen müssen, denn ihre Familien würden ihnen einen schlechten Empfang bereiten, wenn sie bei dem Wiederbeginn der Feldarbeiten ohne Ersparnisse nach Hause zurückkehrten.

Eine Industrie besitzt die untere Volksclasse nicht, denn daran sind sie noch durch vielfach bestehende Vorurtheile und durch Mangel an praktischer Bildung abgehalten. Da es aber in Indien keine Sclaverei mehr gibt, da das Feudalsystem gebrochen und jedermann in der Wahl seiner Berufsgeschäfte frei ist, da der jungen Generation durch die Schulen neue wohlthätige Ideen eingeimpft werden, die den Stoff zu einer Reform der Geister in sich bergen und ganz gewiss mit der Zeit gute Früchte tragen werden, da auf der anderen Seite das Land unendlich reich an den mannigfaltigsten Stoffen des Thier- und Pflanzenreiches ist, die zu lohnenden fabriksmässigen Unternehmungen einladen und den Arbeitern guten Verdienst verschaffen, und da endlich im Lande vortreffliche Communicationsmittel und grosse Capitalien vorhanden sind und überall Ordnung und Sicherheit herrschen; so darf man sich wohl der Hoffnung hingeben, dass das schöne Indien bald auch schöne Tage sehen und ein Hauptsitz moderner Cultur werden wird.

Im Monate Juni befindet sich in den wasserarmen Districten Bengalens das gesammte Pflanzenreich durch die ausserordentliche Hitze in einem sehr leidenden Zustande. Das Wachsthum hört auf und eine gewisse, der Starrsucht ähnliche Ruhe tritt ein, die wahrscheinlich von der Natur zur Erfüllung desselben Zweckes bestimmt ist wie bei uns im Norden der Frost des Winters. Aber dieser Zustand hält nicht lange an, denn schon gegen den 20. bis 25. Juni stellt

sich der südwestliche Monsun ein und erweckt durch seine befruchtenden Regen die Vegetation aus der kurzen Ruhe zu neuem intensiven Leben.

Von Pándua an wird die Kokospalme immer seltener und zeigt sich nur noch in vereinzelten Gruppen in den Dschungeln, aus denen ihre gekrönten Wipfel gleich den Köpfen langhälsiger Giraffen hervorragen. Wenn die Palme ihre Früchte verloren hat, dann vertrocknen die Blätter und hängen trauernd danieder, aber gleichzeitig setzt sich oberhalb mit allen Reizen jugendlicher Schönheit ein neuer Blätterschmuck an. Die alten Blätter fallen dann ab und lassen nur parallele Ringe um den Stamm zurück, aus welchen zu sehen ist, wie oft die Natur ihr freundliches Wirken vollzogen hat.

In der Nähe der ländlichen Wohnsitze bemerkt man oft kleine Anlagen von Kaffee-, Thee- und Betelpflanzungen. Den letzten scheint man den Vorzug einzuräumen, weil deren Producte bei der allgemeinen Gewohnheit des Kauens immer und überall einen lohnenden Absatz finden. Es ist ganz unglaublich, zu welch' kolossalem Verbrauche der Betel bei allen Classen der Bevölkerung, Alt und Jung, gekommen ist. Man bedient sich des Betels vom rothen Meere angefangen durch ganz Südostasien, Melanesien, Polynesien und zum Theile auch noch in Australien. Die vornehmen Classen tragen den Kaustoff meist in blechernen Dosen bei sich, während das gemeine Volk diese Materialien in den Turbans oder in den Leibbinden verwahrt hält.

Zu den vielen Abwechslungen, welche die Augen des Fremden während seiner Reise durch Bengalen berühren, gehören die zahlreichen capellenartigen Hinduschreine, welche durch frommen Sinn dem Andenken der Abgeschiedenen errichtet worden sind. Wir nahmen davon gerne Notiz, weil wir glauben, dass ein Volk, wie sehr es auch verweichlicht und entnervt und in Materialismus versunken sein mag, das seine Todten und ihre Tugenden ehrt, ihre Geister in sich aufgenommen und in sich fortleben lässt, noch nicht auf den letzten Stufen seines Verfalles und seiner Auflösung angekommen ist.

Die Hindus sind im grossen Ganzen den Europäern nicht abgeneigt, besonders wenn sie von denselben gut, ehrlich, rechtschaffen, aber ja nicht spöttisch behandelt werden, was sie nicht vertragen können. Besonders muss man sich in Acht nehmen, ihre Leidenschaften und namentlich die Eifersucht nicht zu erregen. Sie verstehen fast alle mehr oder weniger die englische Sprache und so oft wir uns fragend an sie wandten, haben wir immer eine höfliche Antwort erhalten. Man sieht sie gegenwärtig zu Tausenden im Dienste christlicher Häuser, wo man sie sehr gerne hat und wo sie bald anfangen, besonders der weibliche Theil, sich züchtiger zu kleiden und zu betragen. Sie sind ausserordentlich gastfreundlich. Sowie nur ein Europäer in ihre Wohnung eintritt, so bieten sie ihm den besten Platz zum Ausruhen an und tischen ihm alle Gattungen Früchte auf. Geld lieben sie nicht dafür anzunehmen, sind aber erfreut, wenn ihnen irgend ein kleiner europäischer Galanterie- oder Toiletten-Artikel zum Geschenke gemacht wird. Hat man aber auf ihren Divans geschlafen, so wird, wenn man das Haus verlassen hat, schnell ein Ziegenböcklein geschlachtet und mit dessen Blut der Raum besprengt, um ihn zu reinigen und für sich wieder bewohnbar zu machen.

Auf unserer ganzen Reise durch Bengalen haben wir keine Tiger, Leoparden, Löwen und Schlangen gesehen. Sie weichen dem Gebiete der Eisenbahnen aus und halten sich nur in den entfernt gelegenen Dschungeln auf, wo es leider ihrer noch zu viele gibt. Büffelkühe, Affen und Elephanten sahen wir aber zur Genüge. Die letzteren werden bereits mit grossem Nutzen zur Verrichtung verschiedener Arbeiten verwendet, wie z. B. zum Pflügen und Balkenziehen in den Sägemühlen, wo sie eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit an den Tag legen.

Nachdem wir in Mogul-Serai von Bengalen Abschied genommen, begaben wir uns auf der sechs Meilen langen Zweiglinie nach der Ratschgate-Station am Ganges, um von dort auf einer Fähre, da sich die Schiffbrücke gerade in Reparatur befand, nach Benares überzusetzen.

Wir hatten Eile, uns auf der Fähre noch ein gutes Plätzchen zu verschaffen, denn das Gedränge, das Geschrei

und der Lärm waren auf dem Ufer so gross, dass wir kaum unsere eigenen Worte vernehmen konnten. Mit Ausnahme etlicher Europäer und von ein paar Dutzend Soldaten bestand die ganze Volksmenge aus Hindus, die sich im Angesichte der heiligen Stadt, dem Zielpunkte ihrer Pilgerreise, in grosser Aufregung befanden. Unter ihnen gab es mehrere Brahminen von ehrwürdigem Aussehen, die fortwährend mit gegen die Stadt ausgestreckten Armen zu den sie umringenden Glaubensgenossen sprachen, um sie zur Betretung der heiligen Erde zu begeistern. Das Volk antwortete auf ihre Reden mit Stöhnen und Seufzen. Bevor wir noch das andere Ufer erreicht hatten, stürzten sich mehrere der Pilger in die Fluten des Stromes und schwammen nach dem linken Gestade, um dasselbe an Leib und Seele gereinigt zu betreten. Auf dem Landungsplatze hielten mehrere Fiaker, die uns nach Secrole brachten, der Militärstation, in der alle ankommenden Europäer absteigen und in den dortigen guten und nicht theueren Gasthöfen ein sehr anständiges Unterkommen finden.

Benáres.

Es war bereits Abend, als wir dort ankamen, und wir hatten daher nichts Besseres zu thun, als ein erfrischendes Bad zu nehmen, das Abendbrod zu geniessen und frühzeitig zu Bette zu gehen. Am anderen Morgen waren wir schon vor der Sonne auf, um noch, bevor die grosse Hitze hereinbrach, die Umgebung zu besichtigen. Secrole, circa vier Meilen vom Landungsplatze entfernt und ausserhalb der Stadt, hat eine erhöhte und gesunde Lage. Es ist die neue Festung, die in ihren grossartigen Anlagen einen vollständigen militärischen Apparat in sich enthält, der geeignet ist dem Lande zu imponiren und wenn es nöthig sein sollte, schnell eine grosse Macht zu entfalten. Secrole ist eine Stadt in europäischem Style, es hat ein schönes Regierungsgebäude, eine Kirche, Post- und Telegraphenämter, Hôtels, einen Club, ein Theater, einen schönen öffentlichen Garten, vortreffliche Strassen und Wege und reizende, im tiefen Schatten der Bäume versteckte Landhäuser. Zu einer ganz besonderen Schönheit gereicht ihm ein kleiner Fluss, der die Stadt durchschlängelt und die umliegenden Gärten belebt und erfrischt. Eine elegante Brücke führt über denselben und steht mit dem Wege von Benáres nach Alláhabad in Verbindung.

Nachdem wir dem Gouverneur unsere Empfehlungsbriefe abgegeben und einen Municipalgardisten zur Begleitung empfangen hatten, schickten wir uns an, das Innere der heiligen Stadt zu besichtigen.

Benáres ist terrassenförmig auf einem Felsenriffe erbaut, dessen höchste Spitze circa 30 Meter über das gewöhnliche Niveau des Ganges emporragt. Der Strom ist daselbst 552 Meter breit und 15 Meter tief, während der Monsunperioden steigt er aber bisweilen um 12 Meter und nimmt dann eine Breite von circa 900 Meter an. Die Stadt dehnt sich dem Flusse entlang über fünf Meilen aus und besitzt eine Bevölkerung von beinahe 200.000 Einwohnern, die nur aus Hindus und einem ganz kleinen Theile Mohammedaner bestehen. Die ersteren sind stolz und bilden sich nicht wenig darauf ein, dass die heilige Metropole einzig und allein nur ihnen gehört und dass sich bis jetzt daselbst noch keine Fremden niedergelassen haben. Und in der That, Benáres ist unverkennbar der Hauptsitz des Hinduismus und durch und durch dem Götzendienste geweiht. Die Zahl der Tempel beträgt mehr als tausend, die zahllosen kleinen Schreine und Mauernischen, die von Götzenbildern eingenommen sind und denen man Schritt für Schritt begegnet, nicht inbegriffen.

Man nimmt an, dass die Zahl der Götzenbilder, die factisch vom Volke angebetet werden, nicht weniger als eine halbe Million beträgt.

Die Stadt hat früher Kasi oder Kasika geheissen und ist uralt. Ihre Hauptgebäude tragen den Charakter modernen Baustyles, dessgleichen auch viele Paläste reicher indischer Fürsten, die alljährlich nach Benáres kommen, um in den Fluten des heiligen Stromes ihre Sünden abzuwaschen.

Ueberall, wo wir nur hinschauen, thut sich eine neue Welt vor uns auf, die sich von dem Quodlibet des Lebens und Treibens der Völker, denen wir bis jetzt begegnet sind, unendlich weit unterscheidet. Wir haben es hier nur mit einem national-originalen Unicum zu thun, dessen Merkmale jeder einzelne Gegenstand an sich trägt. Die Hindus selbst kommen uns hier ganz anders vor, als wie wir sie bis *dato* kennen gelernt haben, und tragen ihre Eigen-

thümlichkeiten viel ungezwungener zur Schau, ganz so, wie man zu thun pflegt, wenn man bei sich zu Hause ist.

Wenn man in Benáres jene lange unregelmässige Passage hinabwandelt, deren rechte Seite der Ganges einnimmt, dessen hohe Gestade aus kolossalen Quadersteinen erbaut sind, die schon seit Jahrhunderten den Verheerungen des Hochwassers widerstanden haben und auch hoffentlich noch in kommenden Jahrhunderten widerstehen werden und deren linke Seite aus einer endlosen Reihe eigenthümlich gebauter Häuser, prachtvoller Paläste und reichverzierter Tempel besteht; wenn man die zahlreichen breiten Marmortreppen betrachtet, auf denen unausgesetzt Schaaren frommer Gläubigen auf- und niedersteigen, um sich in den heiligen Fluten des Stromes von ihren Sünden zu reinigen; wenn man dem Treiben der zahlreichen Gaukler und Quacksalber zuschaut, die mit Schlangen und Schwindeleien ihre Kunststücke machen und ihre wunderbaren, aus Bestandtheilen heiliger Thiere, heiliger Blumen und heiligem Gangeswasser bereiteten Medicinen anpreisen, die alle Krankheiten heilen und das Leben bis weit in die Ewigkeit hinein verlängern sollen; wenn man auf der Strasse den massenhaften Pilgern begegnet, deren Gesichter mit confusen phantastischen Zeichen bemalt sind, und Elephanten, die reichverzierte Kioske auf ihren Rücken tragen, in denen vornehme indische Damen auf Divans ausgestreckt liegen und von nebenherlaufenden Dienern begleitet werden, die ihnen mit Pfauenwedeln Kühlung zufächeln; wenn man die pechschwarzen Büffelkühe sieht, deren Leiber mit heiligen Sprüchen weiss bemalt und deren Hörner mit bunten Bändern und Schellen verziert sind, und schliesslich die zahllosen verschiedenen Fuhrwerke und mitunter auch eine feine Londoner Equipage mit europäischer Bespannung; wenn man Alles dies sieht: dann wird man sich nicht wundern, dass man von einer grossen Aufregung ergriffen und von einer gewissen Art Begeisterung beschlichen ist.

Alle Hauptstrassen der Stadt sind mit harten Sandsteinplatten gepflastert. Man kommt aber öfters zu Stellen, die sich wirklich in einem sehr schadhaften Zustande befinden.

Um mit der Besichtigung der Stadt möglichst schnell fertig zu werden, thut man am besten, sich eines Fiakers zu

bedienen, der einen für 3 fl. ö. W. vier bis fünf Stunden in den Hauptstrassen herumführt. Manche Sehenswürdigkeiten befinden sich aber in Seitengassen, die oft so enge sind, dass man mit dem Wagen nicht mehr durchkommen kann. In einem solchen Falle bleibt nichts Anderes übrig, als entweder zu Fusse zu gehen oder einen Elephanten zu besteigen, der nicht selten die ganze Breite der Strasse ausfüllt.

Kein Europäer wird unterlassen den „Durga Kund", das ist den der Göttin Durga geweihten Tempel, zu besuchen.*) Dieser ist ein erhabenes anmuthiges Gebäude in Pyramidenform, welches mit zahllosen Thürmen und Thürmchen geschmückt ist. Das Ganze ist mit sauber gearbeiteten Sculpturen überladen, welche alle heiligen Thiere der Hindu-Mythologie vorstellen. Dieser Tempel, der von den Hindus als ganz besonders heilig betrachtet wird, steht auf einem kleinen viereckigen Platze, der mit offenen Säulenreihen umgeben ist, an die sich ein schönes Wasserreservoir anschliesst. Man findet dort stets viele Menschen versammelt, die in den Hallen ihre Andacht verrichten und auf dem Altare der Göttin ihre Opfer darbringen.

Was dem Fremden bei dem Besuche des Durga Kund am meisten auffällt, das sind die Tausende von Affen, welche auf dem Tempel und dessen Kuppeln, sowie auch auf den benachbarten Häusern herumklettern. Man bemerkt unter ihnen viele schöne, wohlgenährte und mitunter sehr fette Thiere von hellgelber Farbe.

Es ist staunenswerth, mit welcher graziösen Leichtigkeit sie von Thurm zu Thurm springen und bis zu deren Spitzen emporklettern, im Scherze oder im Zorne Grimassen schneiden und schnell herabkommen, wenn ihnen eine Handvoll Reiskörner hingestreut wird, wobei sie nicht selten unter sich in heftige Raufereien verfallen.

Mit der Idee, den Affen göttliche Verehrung zu erweisen, konnten wir uns keineswegs befreunden. Wer je dieses schändliche Pack in grosser Zahl zusammen gesehen hat, der weiss, wie viele Unannehmlichkeiten sie ihrer Umgebung durch ihr widerliches Geschrei, durch ihren abscheulichen

*) Die Engländer nennen ihn geradehin den Affentempel.

Gestank, durch die boshaften Streiche und durch die Beschädigung der Häuser bereiten, wobei sie ihre Heiligkeit vor jeder Strafe oder Züchtigung schützt. Wenn ein boshafter Mensch seinem Nachbar einen schlechten Streich spielen will, braucht er nur eine Handvoll Reiskörner auf sein Ziegeldach zu streuen, um gewiss zu sein, dass es durch die Affen innerhalb einer Viertelstunde vollständig abgedeckt sein wird. Man sieht desshalb oft die Dächer dicht mit Dorngewächsen belegt. Auf Ceylon, Singapore, auf Pápua und anderen Inseln Melanesiens, wo die Affen auch in grossen Familien zusammen zu leben pflegen, aber nichts weniger als heiliges Ansehen besitzen, geht man mit ihnen ganz anders um und lässt sie mitunter schon hin und wieder leichte, ihren Eigenthümlichkeiten angemessene Arbeiten verrichten.

Das Observatorium Jai-Sing oder Man-Mandir wurde 1680 errichtet und soll eines der ältesten Gebäude von Benáres sein. Es ist ein grosser steinerner Bau, in welchem man noch manche früher in Gebrauch gewesene astronomische Instrumente findet. Zu diesen gehört auch der berühmte Mauer-Quadrant von mehr als drei Meter Höhe und bedeutender Dicke, durch welchen die Höhe der Sonne gemessen wurde, wenn sie durch den Meridian ging.

Die grosse Aureng-Zeb-Moschee mit schlanken, zierlichen Minarets und vergoldeten Kuppeln, ein wahres Meisterwerk maurischer Baukunst, wurde aus dem Materiale eines Wischnutempels erbaut, den Aureng-Zeb abbrechen liess, um dadurch den Sieg des Islam über den Brahmaismus zu bezeichnen. 100 breite steinerne Stufen führen zu der Moschee hinan, sind aber leider schon in einem sehr defecten Zustande.

Der Schiwa oder goldene Tempel enthält den „Bischeswar“ oder den Gott, der die Stadt Benáres regiert. Dieses Götzenbild steht in hohem Ansehen und geniesst mehr Verehrung als jedes andere. In demselben sind namentlich drei Gemächer sehenswerth, die zur Darbringung der Opfer bestimmt sind. Jedes dieser Gemächer enthält einen flachen conischen Stein, Mahadéo genannt, welchem eine übernatürliche Wirkung beigemessen wird. Auf denselben werden Reis, Blumen etc. gestreut und gleich darauf von einem Brahminen

mit einem Strahle Gangeswasser abgewaschen. Niemand Anderer als die Priester dürfen das Innere dieser Gemächer betreten. Die nächste Localität enthält den „Gyan-Papi", d. i. den heiligen Brunnen des Wissens, in welchen das Wasser nach Abwaschung der Mahadéos fliesst. Es ist ein ungemein übelriechender Ort, aber ungeachtet dessen stets von einer Menge von Andächtigen belagert. Den Gyan-Papi umgibt eine schöne aus 40 Säulen bestehende Colonnade. Gleich nebenbei steht ein steinerner zwei Meter hoher Stier, welcher dem Gotte Mahadéo geweiht ist.

Der schönste Anblick von Benáres ist zu gewinnen, wenn man sich in einem Kahne längst der Ghats vom Strome hinabtreiben lässt. Die terrassenförmige Lage der Stadt gewährt dabei einen höchst pittoresken Anblick. Nicht minder interessant erscheint die Totalansicht der zahlreichen, meist mit vielem Kunstsinne errichteten Marmortreppen *(ghats)*, die wie in Venedig die Paläste am Canal grande von den Grossen des Landes erbaut worden sind.

Die Ghats waren von Anfang her allen Gläubigen und frommen Pilgern gewidmet, damit sie leicht in die heiligen Fluten gelangen können. Manche dieser Treppen stehen im Rufe grosser Heiligkeit. Auf Züchtigkeit und Anständigkeit wird jedoch dort keinerlei Rücksicht genommen, denn die geistige Entzückung der Badenden soll keine unlauteren Gefühle aufkommen lassen und wenn es doch der Fall wäre, so würde das heilige Wasser des Ganges doch wieder Alles recht machen.

Müde, noch mehrere der Abgötterei gewidmete Orte zu besuchen, wendeten wir uns wieder dem praktischen Leben zu und besahen uns die in den frequentirtesten Strassen befindlichen Magazine. Man findet daselbst ungeheuere Massen indischer Erzeugnisse aufgestapelt, von den Artikeln für den täglichen Hausgebrauch angefangen bis zu den kostbarsten Luxusgegenständen. Der grösste Theil dieser Waaren wird in Benáres selbst verfertigt. Der Absatz dieser Güter, die durch Hunderttausende von Pilgern nach allen Richtungen des grossen Reiches verschleppt werden, ist wirklich kolossal. Europäische Erzeugnisse sind dort wenig zu sehen.

Wir begaben uns nun wieder nach Sekrole und besichtigten das grossartige Queen's-Collegium mit seiner herrlichen Bibliothek, seiner reichen Sammlung orientalischer Manuscripte und dem indischen Museum. Auf dem wundervollen Grasteppiche, der vor dem im gothischen Style aufgeführten Gebäude ausgebreitet liegt, steht ein steinerner Monolith mit Verzierungen und alten Inschriften, die tief in die Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung zurückführen.

Benáres ist der südliche Ausgangspunkt der Ande- und Rohilkund-Eisenbahn, welche sehr fruchtbare mit einer sehr dichten Bevölkerung bewohnte Districte durchläuft. Für den flüchtigen Touristen gibt es dort ausser den immer wiederkehrenden Reisfeldern, diversen Plantagen und mitunter sehr sinnvoll angelegten Werken für die Bewässerung des Landes nicht besonders viel zu sehen und zu notiren. Unsere Blicke waren daher nach Lacknau gerichtet.

Diese grosse Stadt mit circa 320.000 Einwohnern liegt an den Ufern des Gumtiflusses, über welchen eine alte steinerne und eine elegante eiserne Brücke führt, welche Ghazi-ud-din Hyder aus England kommen liess. Da er aber vor deren Ankunft das Zeitliche gesegnet hatte, so blieb sie 30 Jahre lang liegen und wurde erst in neuester Zeit aufgestellt. Vor dem letzten Aufstande soll Lacknau eine rein orientalische Stadt von grosser Ausdehnung gewesen sein. Seit aber die fürchterlichen Stürme der Revolution über dieselbe dahingebraust sind, Gutes sowie Böses mit sich weggerissen und alte chronische Gebrechen blossgelegt haben, die früher mit blumigen Teppichen und mit Gold und Purpur bedeckt waren, hat sich Vieles daselbst geändert und der Stadt das frühere ausschliesslich orientalische Aussehen genommen. Höhere Rücksichten für die allgemeine Sicherheit und Gesundheit forderten es, dass ganze Stadttheile niedergerissen wurden. Es galt eine grosse Arbeit zu verrichten, aber die brittische Regierung ging mit der gewohnten Energie zu Werke, entwarf einen zeitgemässen Plan und führte das kolossale Werk der Wiedergeburt auf eine solche Weise durch, dass man gegenwärtig eine Stadt vor sich sieht, die, wenn vielleicht nicht die schönste im Oriente, doch gewiss eine der schönsten ist.

Lacknau.

Wir haben wenigstens in Asien nirgends bessere Wege und Strassen und schönere Häuser und Gärten gesehen als in Lacknau. Die früheren grossen und historischen Gebäude bleiben nach Möglichkeit vom Abbruche verschont.

In Lacknau befindet man sich schon auf dem Boden der classischen Baukunst, die einst von dem kunstsinnigen Akbar Khan ins Leben gerufen und sich während des Verlaufes zweier Jahrhunderte unter seinen nicht minder kunstsinnigen Nachfolgern Schah Dschehan, Nawab Asaf uddaulah und Aureng-Zeb zu ganz ausserordentlicher Blüthe entfaltet hatte.

Gross ist noch in Hindostan die Zahl der durch die Munificenz jener Fürsten aufgeführten herrlichen Denkmäler, welche, so lange noch Ueberbleibsel von ihnen vorhanden, die gebildeten Menschen aller Nationen mit Bewunderung erfüllen werden.

Heutzutage ist in Lacknau von jenen berühmten Bauten noch übrig:

Der Dilkuscha-Palast, von nobler Bauart und von einem grossen Parke umgeben, der sonst von Heerden von Hirschen und anderem edlen Wilde belebt war. Dieser wurde von einem früheren Regenten zum Jagdschlosse erbaut und zum Sommeraufenthalte seines Harems bestimmt. Während des Aufstandes diente er einem englischen Befehlshaber zum Hauptquartiere und steht jetzt öde und verlassen.

Die Martinière oder auch Constantia wurde von einem wunderlichen Franzosen, Claude Martine, erbaut, der als gemeiner Soldat nach Indien kam, dort als General-Major starb und ein Vermögen von mehreren 100.000 Livres Sterling zurückliess. Es ist ein Palast, der im phantastischen Style erbaut ist und ein Mischmasch aller architektonischen Systeme an sich trägt. Sein Bau datirt erst vom Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts. Ein niedlicher Park umgibt ihn, aber Alles, was man dort sieht, hat ein chinesisches Aussehen, z. B. kolossale Löwen, deren Augen zu Laternen dienen, Mandarinen und Damen mit wackelnden Köpfen und Götter und Göttinnen der heidnischen Mythologie in frivolen Stellungen. Das Innere des Palastes enthält prachtvolle Gemächer, deren Wände mit schönem Tafelwerk belegt sind,

die aber durch die Aufständischen, welche das Gebäude besetzt hielten, sehr gelitten haben.

Der Erbauer liess auch einen bedeutenden Fond zur Errichtung einer Schule zurück und bestimmte in seinem letzten Willen, dass sein Leichnam im Palaste, um diesen vor Confiscation zu sichern, beigesetzt werde. Aber die Rebellen öffneten sein Grab und streuten seine Gebeine nach allen Winden auseinander.

Der Kaiser-Bagh*) ist das grösste Werk, das unter der Regierung des letzten Königs von Audh ausgeführt worden ist. Es wurde 1848 begonnen und 1850 beendigt. Dieser Riesenpalast hat sammt seiner inneren Ausstattung über 8,000.000 fl. ö. W. gekostet. Durch seinen ungeheueren Umfang und die vielen dazugehörigen Nebengebäude erscheint er jedermann wie eine Stadt in der Stadt, ähnlich dem Kremlin in Moskau.

Viele Plätze und Gärten sind in diesem kolossalen Raume enthalten, in welchen eine Anzahl von Thoren und Thorwegen führt, unter welchen namentlich das östliche und westliche sogenannte Lakhy-Thor in die Augen fallen, von denen jedes 1 Lakh Rupien = 100.000 fl. ö. W. gekostet hat, welche Summen in dem oben angeführten Betrage nicht inbegriffen sind.

Um zur eigentlichen Residenz des Königs zu gelangen, mussten wir auf labyrinthischen Wegen mehrere Plätze, Gärten, Bogengänge und Hallen durchschreiten, die alle einzeln einer Beschreibung würdig wären.

Nichts gleicht aber der königlichen Wohnung selbst, in der sich vor unseren Blicken eine Reihe von Gemächern eröffnet, die in Bezug auf Grossartigkeit und Schönheit in Anlage und Ausführung unübertroffen dastehen. Man zeigte uns dort eine Halle, die einst ganz mit Silber gepflastert war. Aber wie haben sich die Verhältnisse im Verlaufe von einigen Decennien geändert! Dieser Palast, dessen Inneres in früheren Zeiten von Gold und Edelsteinen wiederstrahlte, in dem zahllose glänzende Festgelage gefeiert wurden, bei welchen ein Heer von Sclaven kniend aufwartete, der viele

*) Das Wort Kaiser wird in der Hindostani-Sprache ebenso ausgesprochen und hat dieselbe Bedeutung wie im Deutschen.

schöne, Freude und Glückseligkeit athmende Frauen in sich beherbergte und Alles enthielt, was das Glück des irdischen Lebens vollständig machen kann, ist nun öde und leer und Freude und Herrlichkeit sind aus demselben verschwunden. Alles ist wie ein Traum dahin, um das Los mit der Eitelkeit und Vergänglichkeit der Welt zu theilen, und nur die Mauern sind übriggeblieben, um Zeugenschaft von der vergangenen Macht und Grösse übermüthiger Barbaren abzulegen, für welche die Geschichte wenig Worte des Bedauerns hat.

Der Kaiser-Bagh war während der Zeit des Aufstandes in den Händen der Feinde.

Wir sahen daselbst das Gebäude, welches von der Rebellin „*Begum*", einer Hyäne ihrer Art, bewohnt wurde, welche in einem Stalle eine Zahl englischer Gefangener unter grossen Leiden mehrere Wochen hindurch schmachten liess, bis auch sie dem Schicksale zur Strafe in die Hände fiel.

Das glänzendste Gebäude in Bezug auf architektonische Schönheit ist unstreitig die Imambara, welche von einem Regenten *) gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts erbaut wurde, der überaus prachtliebend war und unglaubliche Summen dafür ausgab. Er liess eine Concurrenz ausschreiben und alle Architekten des Orientes einladen, ihre Pläne dazu einzusenden, wobei er sich bedang, dass das Gebäude keine Nachahmung eines schon existirenden Palastes sein dürfe und dass es an Schönheit und Pracht Alles übertreffen soll, was in dieser Art die Welt aufzuweisen hat.

Kaifiat-ulláh war der Mann, dem der Lorbeerkranz zuerkannt wurde. Und in der That, wie das Werk heute noch dasteht, hat es an Originalität der Erfindung und Schönheit der Formen die Bedingungen des liberalen und freigebigen Monarchen vollständig erfüllt.

Das Gebäude ist ebenso solid als anmuthig erbaut und enthält keinerlei Holzwerk. Die grosse Halle ist 50 Meter lang und 16 Meter breit. An beiden Enden des Palastes befinden sich achteckige Appartements von circa 16 Meter im Durchmesser und in einem von diesen liegt Azaf-ud-dauláh begraben. Bei der Einnahme von Lacknau

*) Nawab-Azaf-ud-dauláh.

wurden die inneren Decorationen der Imambara fast gänzlich zerstört und gegenwärtig hat man ein Arsenal aus ihr gemacht.

Das neue Lacknau hat in vieler Beziehung schon einen europäischen Charakter angenommen und die Fremden finden dort Alles, was ihnen den Aufenthalt angenehm und comfortabel machen kann. Gleichzeitig wird von Seite der Regierung das nationale Leben und Treiben der Eingebornen geschont und der Jugend in zahlreichen Schulen und Anstalten die beste Gelegenheit zur Ausbildung geboten. Lacknau hat auch noch seine Bazare, auf welchen so wie früher viel commercielle Thätigkeit entfaltet wird. Das Element der Bevölkerung ist hier ein ganz anderes als in Benares. Während in dem letzteren die Hindus der vorherrschende Theil sind, haben hier die Mohammedaner die Oberhand, und wenn man beide Nationalitäten zusammen vergleicht, so muss man wohl den Letzteren mehr Bildung, einen besseren Geschmack und geläutertere religiöse Ansichten zuerkennen; dafür sind sie aber auch stolzer, herrschsüchtiger und unduldsamer, was ihnen bei ihren Nachbarn wenig Sympathie einbringt.

Im Innern der Provinz von Audh und weiter gegen Nepal zu soll der alte Fanatismus und die Abneigung gegen die Europäer noch gewaltig spuken.

Die Gegend längs der Audh-Eisenbahn ist in mehrfacher Beziehung sehr interessant. Man begegnet zwar auf jener Linie keinen grossen Städten, aber desto mehr wohlhabenden und freundlich gelegenen Dörfern, die sich in der Mitte gut bestellter Felder und weit ausgedehnter Baumwollpflanzungen befinden. Die letzten müssen dort in gutem Betriebe stehen, denn wir sahen viele Wollenballen auf den Bahnstationen liegen, die für Allighur, ein Eisenbahnknotenpunkt in der Nähe des 28. nördlichen Breitegrades, bestimmt waren, wo sich das Haupt-Baumwollengeschäft von Rohilkund und den nordwestlichen Provinzen etablirt hat. Dieser wohlorganisirte Handel hat eine grosse Wohlhabenheit im Lande verbreitet, die sich überall auf eine erfreuliche Art kundgibt.

Die Temperatur der Luft wird nach und nach niedriger und zuweilen begrüsst uns eine erfrischende Brise, die vom Himalaya-Gebirge herabkommt und unsere glühenden Wangen abkühlt.

Grössere mit grünem Culturgrase bewachsene Flächen kommen zum Vorscheine, die Dschungeln fangen an mit Bäumen untermischt zu sein und manchmal sieht man Heerden leichtfüssiger Antilopen über die Ebene davonjagen, die durch den vorüberrasenden Eisenbahnzug von ihrer Rast und Weide verscheucht worden sind. Auf den Stationen sieht man Eingeborne, die den Reisenden verschiedene Früchte zum Kaufe anbieten, von denen man eine gute Menge für ein paar Annas erstehen kann, woraus wir den Schluss ziehen, dass das Land in diesen Producten Ueberfluss haben müsse.

Unter beständigem Wechsel solcher ländlicher Bilder erreichten wir endlich die frühere Kaiserstadt Delhi, nachdem wir von Lacknau an eine Bahnstrecke von 275 Meilen zurückgelegt hatten.

Delhi. Delhi ist 955 Meilen von Calcutta entfernt und circa 240 Meter über der Oberfläche des indischen Oceans gelegen. Die Mohammedaner heissen die Stadt auch Schahdschihánabad, dem Schah Dschihan zu Ehren, der sie in der Mitte des XVII. Jahrhunderts am Flusse Dschumna erbaute. Sie ist mit einer 6 Meilen im Umkreise haltenden Mauer aus rothem Granit umgeben, die mit zahlreichen Schiessscharten und Thürmen versehen ist. In derselben befinden sich 12 Thore, unter welchen die hauptsächlichsten das Calcutta-, Muri-, Kaschmir-, Lahore- und Delhi-Thor sind.

Die Stadt zählt gegenwärtig 160.000 Einwohner, die so wie in Lacknau zum grössten Theile Mohammedaner sind und die gleichen Eigenthümlichkeiten und nationalen Merkmale an sich tragen, nur dass sie hier noch hochmüthiger auftreten. Dabei sind sie unzuverlässlich und treulos, aber die Regierung kennt diese Eigenschaften und hält daher ein wachsames Auge über sie. Es ist nicht das untere Volk, welches gefährlich ist, sondern nur die sogenannte bessere Classe. Diese kann aber gegenwärtig kaum mehr viel Unheil anstiften, da man ihr durch Freimachung des Volkes die Macht genommen hat. Delhi ist eine grosse Stadt, in der sich ein bedeutender

Theil der muselmannischen Geschichte abgespielt und hoffentlich auch ausgespielt hat.

Das alte Delhi lag ausserhalb der Stadtmauer und bestand in einem Agglomerate vieler kleiner Städte und Ansiedlungen, die einen Flächenraum von mehr als 45 Quadratmeilen einnahmen, der heutzutage nichts mehr als eine unübersehbare Ruine darbietet.

Das gegenwärtige Delhi besitzt eine grosse Zahl schöner, moderner öffentlicher Gebäude, welche theils von der Regierung, theils von der Municipalität mit ungeheueren Kosten aufgeführt worden sind.

Man findet daselbst alle Bildungs-, Humanitäts- und Vergnügungsanstalten vereint, die den Charakter grosser moderner Städte kennzeichnen. Die Hauptstrasse von Delhi heisst Tschándi-Tschauk und bildet die Pulsader, durch welche alles sociale und commerzielle Leben strömt. Sie durchzieht die ganze Stadt vom westlichen Thore bis zum Regierungspalaste und von da ab bis zum Lahore-Thore im Osten und ist 1 Meile lang und 36 Meter breit. Sie steht in Bezug auf die Anlage und des Aussehens den schönsten Pariser Boulevards in nichts nach und ist hinsichtlich der Länge und des Geschäftslebens dem Brodway in New-York und dem Newsky-Prospect in St. Petersburg ähnlich. In dieser Strasse befindet sich auch das Delhi-Institut, ein prachtvolles Gebäude, für welches die Regierung 2 Millionen Gulden ö. W. ausgegeben hat. Dasselbe enthält eine gutgewählte und geordnete Bibliothek, eine Lesehalle, ein Museum, welches viele Gegenstände von allgemeinem Interesse enthält. *)

Eine grosse Vereinshalle und die Magistratskanzleien befinden sich auch in demselben Gebäude. Von der anderen Seite des Institutes geniesst man eine Uebersicht über den Queensgarten, ein wahres Muster moderner Gartenkunst, in welchem sich unter Anderem eine kleine Menagerie befindet. In dieser Strasse zeigte man uns auch eine Moschee, vor welcher 1738 a. d. Nadir Schah sass, um der durch einen Aufstand

*) Eine grosse Merkwürdigkeit bildet dort ein beim Observatorium aufgestellter Monolith, der laut seiner Inschrift im III. Jahrhunderte vor Christo vom Könige Osaka in Mirut errichtet und 1366 a. d. nach Delhi versetzt worden ist.

veranlassten Hinrichtung von tausend seiner Unterthanen zuzusehen.

Eine andere grosse Strasse durchschneidet Delhi von Norden nach Süden, in der sich auch täglich Tausende von Menschen auf- und abbewegen. In dieser Strasse sahen wir Magazine mit herrlichen Juwelierwaaren, in deren Anfertigung Delhi von jeher berühmt war. Von den historischen Gebäuden sind die folgenden besonders bemerkenswerth und eines Besuches würdig:

Der Palast oder die Citadelle, welche sich circa 1 Meile lang am Ufer der Dschumna ausdehnt und eine Breite von circa $1^1/_2$ Meilen einnimmt, ist mit einer 12 Meter hohen und äusserst soliden Mauer aus rothem Granit umgeben, die mit vielen Thürmen und Kuppeln verziert ist.

Vier kolossale Gebäude befinden sich innerhalb dieses Raumes, welche interessante Localitäten enthalten, die in den Zeiten der früheren Beherrscher eine grosse Rolle gespielt haben, wie z. B.: Der Diwan-i-am oder der öffentliche Audienzsaal ist eine auf drei Seiten offene und auf einer Reihe von Säulen ruhende Halle, aus der jetzt alle früheren kostbaren Verzierungen verschwunden sind. Im Hintergrunde der Halle befindet sich eine steinerne Treppe, welche zu dem Thronsitze führt, der mit einem, auf vier weissen Marmorsäulen ruhenden Baldachin bedeckt ist.

Hinter dem Throne ist eine Thüre, durch welche die Kaiser aus ihren Privatgemächern zu erscheinen pflegten. Der Thron und die Wände waren früher mit herrlichen, aus Gold und kostbaren Edelsteinen zusammengesetzten Mosaikbildern verziert, welche Blumen, Vögel und wilde Thiere Hindostans darstellten. Von allen diesen ist gegenwärtig wenig mehr übrig und was noch vorhanden ist, befindet sich in sehr beschädigtem Zustande.

Der Diwan-i-khas oder die Privat-Audienzhalle ist in einem angrenzenden kleineren Raume. Dieser besteht in einem viereckigen Marmorpavillon, welcher auf äusserst zierlichen maurischen Säulen ruht. Vieles erinnert daselbst an den Saal der Abencerragen in der Alhambra bei Granada in Spanien. Alle Ornamente sind einfach und anmuthig. Eine

Seite dieser Halle öffnet sich nach dem Hofe, die zweite nach dem Palastgarten, die dritte auf die breite Dschumna, welche tief unten vorbeirauscht, und die vierte bildet die Wand, hinter welcher sich die Zenana, der Palast der Damen, befindet. Zwischen jedem Säulenpaar, welche den Platz von aussen umgeben, ist ein Gitterwerk angebracht, welches wunderbar fein aus weissem Marmor ausgearbeitet ist.

Auf jeder Ecke steht ein Kiosk von Marmor, der mit einer vergoldeten Kuppel gekrönt ist. Das Schönste aber, das sich einstens in dieser prächtigen Halle befand, ist längst abhanden gekommen und gierigen Eroberern zum Raube geworden, nämlich die aus Gold- und Silberfiligranwerken bestehenden Decken- und Wandtäfelwerke und der berühmte Pfauenthron, welcher in der Mitte der Halle aufgestellt war.

Laut der dort aufliegenden Zeichnung und Beschreibung war der letzte sechs Fuss lang und vier Fuss breit und bestand aus solidem, mit Edelsteinen besetztem Golde. Den Namen Pfauenthron führte er desshalb, weil seine Hinterseite den ausgebreiteten Schweif eines Pfaues darstellte, der aus Edelsteinen nachgemacht war. Ueber dem Throne schwebte ein goldener Baldachin, der auf zwölf Säulen von demselben Materiale gestützt war. Auf beiden Seiten des Thrones stand ein Sonnenschirm als Zeichen der königlichen Würde, welcher aus rothem, mit Gold und Perlen gestickten Sammt verfertigt und dessen Stiel aus Gold bestand und mit Diamanten besetzt war. Alles dies klingt wie ein Feenmärchen und doch ist es eine geschichtliche Thatsache, welche beweist, zu welch' ungeheurem Luxus sich die überspannte Phantasie eines orientalischen Despoten versteigen konnte. Diese unvergleichlichen Kunstwerke wurden im Auftrage des Kaisers Schah Dschihan, *) des Gründers des gegenwärtigen

*) In dem Punkte muss man aber diesem Monarchen Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er überaus viel Kunstsinn besass und sich oft für hohe Ideen begeisterte, für deren Ausführung er Millionen auf das freigebigste opferte. Es hat keinen indischen Fürsten weder vor noch nach ihm gegeben, der so viel für die Kunst gethan und selbe zu einer solchen Höhe emporgehoben hat, wie er, so dass die übrigbleibenden Werke noch in späteren Jahrhunderten die Welt mit Bewunderung erfüllen werden. Man kann kaum eine grössere Stadt in Central-Indien betreten, wo man nicht in Moscheen oder anderen öffentlichen Bauten der ausserordentlichen Kunstthätigkeit Schah Dschihans begegnet.

Delhi, von dem Franzosen Austin de Bordeaux entworfen und ausgeführt. Ein anderer französischer Juwelier mit Namen Tavernier, welcher den Pfauenthron sah, schätzte ihn auf 60 Millionen Gulden ö. W. Dieses Kunstwerk wurde von Nadir Schah von Persien weggeschleppt und die silbernen Filigrantäfelwerke machten einen Theil der Beute aus, welche 1759 a. d. den Mahratten in die Hände fiel, welche dieselben einschmolzen und dafür 1,700.000 fl. ö. W. lösten.

Jetzt wissen wir doch wenigstens, von wo die persischen Kronjuwelen herstammen, die bei allen Weltausstellungen so sehr die Augen der Besucher auf sich ziehen!

Ausser den beschriebenen Hallen des Schah Dschihan-Palastes gab es dort früher noch mehrere andere Gebäude, die ebenfalls mit einer grossen Pracht ausgestattet waren, wie z. B. die Bäder und das Serail etc., aber diese sind seit der Zeit des letzten Aufstandes alle verschwunden, oder haben langen Reihen schöner, gut eingerichteter Casernen für die europäischen Truppen Platz gemacht.

Während unseres Spazierganges ausserhalb der Gemächer des Palastes haben wir eine hohe Idee von der Wichtigkeit und fortificatorischen Stärke der Citadelle bekommen, welche unstreitig eines der grössten Bollwerke der brittischen Macht im nördlichen Indien ist.

Ausserhalb der Citadelle gibt es noch eine grosse Zahl von Gebäuden, Moscheen, Grabmälern und namentlich Ruinen, die sehenswürdig sind; da aber unsere Zeit gemessen war, so begnügten wir uns mit dem Besuche der Dschami-Moschee, welche eine der schönsten im Osten und von Schah Dschihan erbaut worden ist. Sie steht auf einer felsigen Erhöhung und überschaut die ganze Stadt. Sie ist ein kolossales Gebäude von 60 Meter Länge und 36 Meter Breite und mit drei prachtvollen Kuppeln aus weissem Marmor gekrönt, deren Dächer reich vergoldet sind. Ein grosser Hof von 450 Quadratfuss umgibt sie und enthält zwei 130 Fuss hohe Minarets in sich, die aus weissem Marmor und rothem Sandstein erbaut sind. Alles steht in einem wundervollen und harmonischen Zusammenhange. Der Bau hat 10 Jahre Zeit in Anspruch genommen und 1 Million Gulden ö. W. gekostet. Alle Räumlichkeiten sind den Besuchern zugänglich mit Ausnahme zweier Ge-

mächer, in welchen sich die grössten Heiligthümer, wie z. B. ein Haar von dem Barte des Propheten Mohammed, befinden.

Delhi war der nördlichste Punkt, den wir in Indien erreichten. Man empfahl uns zwar sehr, bis in das schöne quellen- und flussreiche Pendschab *) vorzudringen und Umballà, Simla, Umritsur und Lahore zu besuchen, Oertlichkeiten, die viel des allgemein Interessanten darbieten und für welche wir gute Empfehlungen bei uns hatten; aber Zeit und Umstände hielten uns davon ab und wir zogen vor, den Heimweg anzutreten.

Es war nämlich in Delhi, wo wir durch ein Zeitungsblatt die Hiobspost erhielten, dass der Postdampfer „Maikong“, auf welchem wir unsere Reiseeffecten von Point de Galle nach Aden befördern liessen, im indischen Ocean zwischen Ras Hafun und Quardafui gescheitert ist. Da aus dem Inhalte des Zeitungsartikels die Hoffnung durchschimmerte, dass von dem Schiffbruche das Postfelleisen und einiges Reisegepäck zu retten sein dürfte, so trachteten wir möglichst bald in die Nähe des Schauplatzes der Katastrophe zu gelangen.

Die circa 140 Meilen lange Fahrt nach Agra ist ausserordentlich monoton und bietet dem Touristen wenig Bemerkenswerthes dar. Wenn man von der ostindischen auf die Ratschputana-Eisenbahn übergegangen ist, nimmt das mit zahlreichen tiefen Schluchten durchschnittene Land einen rauhen Charakter an und wird mit der Annäherung von Agra zusehends öder und trauriger.

Die gegen Sonnenuntergang gelegene Umgebung von Agra besteht meist in Sandhügeln, welche durch den grosse Sandebenen durchstreichenden Westwind aufgeworfen werden.

Diese haben ein trostloses Aussehen und sind nur spärlich mit einigen Farrenkräutern bewachsen.

Endlich taucht Agra wie eine Oase vor unseren Blicken auf, und das Erste, was man zu sehen bekommt, sind die Kuppeln und Minarets des berühmten Tatsch, welchen zu bewundern das Auge niemals müde wird. Agra.

Agra liegt auf dem rechten Ufer der Dschumna und zählt circa 125.000 Einwohner. Es ist eine gefallene Grösse,

*) Der Name Pendschab bedeutet fünf Ströme.

welche ihren Sturz dem letzten Aufstande zuzuschreiben hat, denn sie hörte seit jener Zeit auf Gouvernement-Stadt zu sein. Alle hohen Behörden wurden nach Allàhabad versetzt.

Agra war früher eine starkbefestigte Stadt, die wie die meisten orientalischen Städte mit einer hohen Mauer umgeben war, welche einen Umfang von circa $9^1/_4$ Meilen hatte. Die Mauer liegt aber gegenwärtig in Trümmern und der Platz scheint jetzt nichts Anderes als eine immense Caserne zu sein.

Wenn auch Agra sein politisches Ansehen verloren hat, so sind ihm doch seine berühmten Heiligthümer geblieben, die ihm nicht genommen werden können, und die, so lange sie existiren, nie aufhören werden einen strahlenden Glanz über die Stadt zu verbreiten.

Die Mohammedaner nennen die Stadt auch Akbárabad, vom Erbauer derselben, Akbár, den Grossvater Schah Dschihan's. Die Plätze, die von neugierigen und kunstliebenden Fremden und religiösen Glaubensgenossen hauptsächlich besucht werden, sind: die Dschami-Moschee, das Fort mit dem Palaste, der Tatsch und das Mausoleum Itmad-ud-daulah's.

Die Dschami-Moschee befindet sich gerade gegenüber dem Haupteingange des Forts und wurde 1644 a. d. vom Schah Dschihan erbaut, demselben, der die gleichnamige Moschee in Delhi errichtete, mit der sie auch eine grosse Aehnlichkeit hat.

Das Fort und gleichzeitig der Palast der früheren Regenten besteht aus ausgedehnten Bauten von unregelmässiger Form. Es zieht sich am Ufer des Flusses hin und hat mehr als $1^1/_2$ Meilen im Umkreise.

Wenn man durch das Delhi-Thor eintritt, so kommt man zuerst in einen mit Arcaden umgebenen Hofraum, den früheren Carrousselplatz, auf welchem sich der Diwan-i-Am und der Diwan-i-khas befindet, wo Akbár Gerichtsbarkeit ausübte und Audienzen ertheilte. Diese Locale haben für denjenigen keine besondere Anziehungskraft mehr, der die zu demselben Zwecke erbauten Hallen in Delhi gesehen hat.

Im Norden des Diwan-i-Am steht die sogenannte Perl-Moschee, welche in Bezug auf Poesie und Wirklichkeit ihren Namen vollkommen rechtfertigt, denn sie ist in der That die Perle aller Moscheen, wohl nicht sehr gross, aber vollkommen in Styl und Proportion. Sie ist auf einer hohen Sandsteinplattform erbaut und mit einer Mauer umgeben, so dass man von aussen nicht mehr sehen kann, als den oberen Theil des Gebäudes und die hohen schlanken, aus weissem Marmor gebauten und reichvergoldeten Thürme.

Auf einer langen und breiten steinernen Treppe und durch ein schweres Thor gelangten wir in den Hof der Moschee. Als wir ihr Inneres betraten, blieben wir ergriffen vor Staunen und Bewunderung über die Einfachheit der göttlichen Kunst wie festgebannt stehen. Unser Führer bemerkte, es sei die allgemeine Ansicht, dass es keinen Tempel in der Welt gebe, welcher in der edlen Einfachheit und Harmonie mit der Perl-Moschee einen Vergleich aushalten könnte. Es ist ein Heiligthum, so rein und makellos und so einladend zur Andacht und Anbetung, wie es nur von einem frommen, in übernatürlicher Begeisterung gewesenen Menschen erdacht und ausgeführt worden sein konnte. — Wir mussten uns in aller Bescheidenheit gestehen, dass sich noch nie ein christlicher Baumeister zu einem so hohen Grade der Begeisterung emporgeschwungen hat.

Die Moschee kann 600 Menschen in sich fassen und die Inschrift sagt, dass sie von Schah Dschihan im Jahre 1656 errichtet worden ist.

Man muss es den Engländern nachsagen, dass sie in Indien alle historischen Gebäude nach Möglichkeit schonen und achten, eben desshalb ist auch der Palast Akbár's, in den wir jetzt eintreten, noch ziemlich gut erhalten.

Kein Theil desselben ist gänzlich zerstört und die Zeichen der durch den Zahn der Zeit oder durch die letzte Rebellion angerichteten Beschädigungen sind verhältnissmässig unbedeutend. Alles ist so ziemlich beim Alten, nur dass die Fontainen trocken, die Bäder leer und die Hallen unbewohnt sind.

Die Dschumna bespült circa 70 Fuss tief die Mauern des Palastes, von dessen Balcons sich eine prachtvolle Aus-

sicht auf die Gärten und Palmenwälder jenseits des Flusses und auf das Wunder Indiens, den Tatsch, darbietet, welch' Letzterer von hier aus den Anschein hat, als wenn er nur aus Elfenbein und Krystall bestände.

Einen besonders merkwürdigen Theil des Palastes bilden die Marmorbäder. Alle Zimmer und Gänge darin sind mit Tausenden kleiner Spiegel geschmückt, welche auf die verworrenste und doch wohlberechnete Weise angebracht sind. Zahllose Fontainen befinden sich daselbst und haben eine solche Einrichtung, dass sie unter dem Wasser beleuchtet werden können.

Innerhalb dieses märchenhaften Schlosses liegt der Garten, der bis heutigen Tages mit Rosen, Jasmin und Rebenguirlanden bepflanzt ist und auf Kosten der Regierung durch geübte Hände gepflegt wird.

Dort befindet sich auch ein Hof, der mit quadrirten weissen und schwarzen Marmorplatten gepflastert ist und eine Art Schachbrett bildet, auf welchem Akbár und seine Herzenskönigin ein Spiel zu machen pflegten, wobei die Schachfiguren von lebenden Mädchen und Eunuchen dargestellt wurden, die während des Fortganges des Spieles von einer Platte auf die andere hüpften.

Das Ziel aller Agrabesuchenden ist der weltberühmte Tatsch. Dieser liegt am rechten Ufer der Dschumna, circa eine Meile von der Stadt entfernt. Eine herrliche von der gegenwärtigen Regierung erbaute Kunststrasse führt dahin, die beständig von Pilgern, Besuchern und Spaziergängern besetzt ist. Sympathetisch winkt dem Annähernden der majestätische Prachtbau entgegen, der sich nebst allen seinen Dependenzen auf einem grossen Plateau von rothem Sandstein erhebt.

Der Tatsch.

Der Tatsch ist ein Mausoleum, welches der Schah Dehihan 1630 über dem Grabe seiner tiefbetrauerten Gemalin „Mumtaz Bibi“ (abgekürzt „Taz Bibi“ und verballhornt „Tatsch Bibi“, woher die gegenwärtige Benennung „Tatsch“ stammt) errichten liess. Mumtaz war die Mutter des späteren Kaisers Aureng-Zeb. Sie starb im Kindbette und soll von seltener Körperschönheit und Herzensgüte gewesen sein. Der Name „Mumtaz Bibi“ bedeutet die Auserwählte des Harems.

Als wir den ersten, mit Bogengängen umgebenen Vorhof hinter uns hatten, traten wir durch den Hauptthorweg in den inneren kolossalen, länglich-viereckigen Hofraum, der mit zierlich bekuppelten und ornamentirten Mauerwerken umgeben ist. Dort strahlte uns zuerst die ganze Majestät des in der Mitte des grossen Raumes auf einer weissen Marmorterrasse von 313 Quadratfuss oder circa 95 Quadratmeter erbauten fürstlichen Grabmales entgegen.

Der Gürtel um die Terrasse ist auf gartenkünstlerische Weise mit Cypressen-Bosquets, Blumenbeeten, grünen Matten, Fontainen und anderen diversen Wasserkünsten geschmückt. Auf beiden Flanken östlich und westlich befindet sich eine mit dem Ensemble harmonirende Moschee und auf allen vier Ecken der Terrasse ein 150 Fuss hohes Minaret von weissem Marmor mit auf Pfeilern ruhenden vergoldeten Dächern.

Der Dom selbst hat die Gestalt eines unregulären Octogons. Jede Ecke desselben schmückt ein schlankes Minaret. In der Mitte zwischen diesen steigt 70 Fuss im Durchmesser und 120 Fuss hoch der Dom empor, dessen Kuppel mit einem goldenen Halbmonde gekrönt ist. Vier riesige Portale, nach der Richtung der vier Haupt-Himmelsgegenden, führen in das Innere desselben. Alles besteht aus feinpolitirtem Marmor. Der Fussboden und die Wände sehen aus wie die schönsten Florentiner Mosaikarbeiten. Alle Arabesken und Ornamente sind von einer unvergleichlichen Zartheit und einer so edlen Schönheit, als wenn sie Benvenuto Cellin zum Meister gehabt hätten. Der ganze Koran soll in Perlschrift in den Wänden eingemeisselt sein. Es ist wirklich nicht übertrieben, wenn man behauptet, dass jeder einzelne Stein ein Kunstwerk sei und eine besondere Beschreibung verdiene.

In der Mitte des Domes gerade über der Gruft stehen zwei aus reinstem Marmor verfertigte und mit kostbaren Steinen besetzten Sarkophage, die mit einem sechs Fuss hohen marmornen Gitterwerke umgeben sind. Dieses ist von so vollendeter Ausführung, dass man wähnt eine Gewebe von Lilien, Iris- und Lotosblumen vor sich zu haben. Das von oben einfallende Licht verklärt das Ganze auf eine wundervolle Weise.

Alles umher athmet eine höhere geistige Weihe, die zur Andacht stimmt. Viele Besucher können beim Anblicke der erhabenen Herrlichkeit sich der Thränen nicht enthalten. Selbst die kältesten Puritaner in solchen Dingen thauen beim Anschauen dieses unvergleichlichen Werkes auf und können nicht umhin, dem sich regenden Schönheitsgefühle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. So drückte sich z. B. der anglikanische Bischof Heber folgendermassen aus: „Der Bau, der titanen-„artig entworfen und juweliermässig ausgeführt ist, macht „einen solchen Eindruck auf das Gemüth, dass es unwill-„kürlich zur Andacht gestimmt wird."

Der Dom enthält ein Echo, wie es keines seinesgleichen in der Welt gibt. Ein vom Kunstsinne überwältigter und begeisterter amerikanischer Schriftsteller sagte hierüber: „Der Laut „der menschlichen Stimme schwingt sich nach und nach ver-„hallend empor, um nach einigen Secunden wieder deutlich „zurückzukehren. Der Wiederhall gleicht einer singenden „Lerche, die sich zum blauen Himmelsgewölbe empor-„schwingt. Man kann sich leicht die Wirkung vorstellen, die „ein am Grabe der unvergesslichen Mumtaz gesungenes „arabisches oder persisches Klagelied haben dürfte, der „Wiederhall müsste dem der Harmonien der Engel des Pa-„radieses gleichen."

Die Gruft, das eigentliche Grab, befindet sich, wie schon angedeutet, gerade unter dem Dome. Vom Portale aus führt ein schräger schlüpfriger Gang dahin. In der Mitte einer grossen gewölbten Halle steht der steinerne Sarg der Königin. Schah Dschihan, dessen Asche in einer Urne aufbewahrt ist, ruht an ihrer Seite. Auf dem Sarge findet man stets frische Blumenkränze und in der Halle wohlriechende Gewächse ausgestreut, welche von den Pilgern als frommer Tribut dargebracht werden.

Unter den Besuchern herrschte eine grosse Anständigkeit. Man hörte kein lautes Wort, sondern nur das leise Murmeln von Gebeten und die Stossseufzer, die dem Andenken der Abgeschiedenen galten. Wir dachten uns dabei, dass in manchen christlichen Kirchen und Friedhöfen von Europa Vieles besser sein könnte, indem diese ehrwürdigen Orte nicht

selten ganz verwahrlost oder durch profane Unterhaltung entweiht werden.

Bei nächtlicher Beleuchtung mit bläulichem Lichte oder bei Mondenschein soll der Anblick des Tatsch von unaussprechlich schöner Wirkung sein.

Competente Richter im Baufache nennen den Tatsch das *non-plus-ultra* unter den classischen Schöpfungen der Baukunst auf Erden, und zwar mit Recht, denn noch nie und nirgend anderswo hat ein Werk das Licht der Welt erblickt, das sich in so reiner Schönheit und Erhabenheit mit ihm messen könnte.

Wohl hat unsere praktische Zeit gigantische Bauwerke aufzuweisen, die materiellen Zwecken dienend, aus dem Kampfe mit den rohen Kräften der Natur entstanden sind; aber ein Werk wie der Tatsch, der so viel des erhabenen Geistes und der zartesten seelischen Empfindungen in sich enthält, kann nur in tiefreligiösen Gefühlen seinen Ursprung haben, Gefühle, die unserem Jahrhunderte so ziemlich fremd geworden sind.

Der Tatsch wurde im Jahre 1630 begonnen und 1647 vollendet. Während der 17jährigen Bauzeit waren 20.000 Arbeiter beständig beschäftigt. Die Männer, die hauptsächlich am Baue Antheil nahmen, waren: der Baumeister Isa Mohammed, der Bildhauer Amarnund von Schiraz und der Maurermeister Mohammed Hanif von Bagdad. Das ganze Werk hat 60 Millionen Gulden ö. W. gekostet.

Schah Dschihan begann ein anderes Mausoleum als Pendant für sich selbst auf dem gegenüberliegenden Ufer der Dschumna zu bauen und beabsichtigte beide durch eine Brücke zu verbinden; aber zur selbigen Zeit brach der Bürgerkrieg aus, welcher seinen Sturz nach sich zog und die Ausführung seines Vorhabens vereitelte.

Zu Sekundra (Sikandra) in der Nähe von Agra befindet sich das Grabmal Akbár's des Grossen, welches viel besucht wird. Derselbe starb am 15. October 1605 a. d. und seine Asche ruht in dem Sarkophage des Mausoleums, welches auf einer fünffachen Terrasse pyramidenförmig errichtet ist. Akbár war in gerader Linie der vierte Abkömmling von Tamerlan, der Enkel Barber's des Eroberers und der Grossvater Schah

Dschihan's. In Akbár gipfelte die Weisheit, die Macht und der Ruhm jener grossen Dynastie.

Unter den Pilgern, namentlich denen, die von dem früheren Königreiche Audh kommen, gibt es noch viele, welche tief in Aberglauben und Vorurtheilen versunken sind und ihren Hass gegen die Europäer offen zur Schau tragen. Um davon ein Beispiel zu haben, veranlasste uns unser Führer bei einer Gruppe von Pilgern, die beim offenen Feuer sitzend sich ihren Reis kochten, so nahe vorbeizugehen, dass unser Schatten ihre Kochgeschirre bestrich. Die Wirkung war eine drastische, denn sie sahen uns mit wüthenden Augen an und warfen uns ihre Kochtöpfe sammt dem Inhalte nach.

Das Land zwischen der Dschumna und dem Ganges und zwischen Agra und Alláhabad bildet eine grosse, circa 240 Meilen lange Ebene, auf welcher nur wenige kleine Hügel zum Vorschein kommen. Auf dem Wege liegt die Stadt Caunpur mit 50.000 Einwohnern, die sich im Jahre 1857 unter der Anführung des Rebellenhäuptlings Nana Sahib, des Mannes mit dem Tigerherzen, durch die an den unglücklichen Europäern verübten unglaublichen Grausamkeiten ein blutiges Denkmal gesetzt haben.

Der berühmte Gangescanal findet in Caunpur seinen Abschluss. Derselbe hat 20 Millionen Gulden ö. W. gekostet und den Provinzen, durch die er gezogen ist, schon einen ungeheueren Nutzen gebracht.

Alláhabad. Alláhabad, circa 560 Meilen von Calcutta und 90 Meter über dem Meere, liegt auf der Landzunge, die durch den Zusammenfluss der Dschumna und des Ganges gebildet wird. Die Hindus betrachten Alláhabad als einen ihrer heiligsten Orte.

Wenn ein Pilger dort ankommt, so setzt er sich gewöhnlich am Ufer des Ganges nieder und lässt sich gründlich abscheren, so dass jedes Haar in das Wasser fällt, denn die heiligen Bücher versprechen ihm für jedes derselben, welches er dort lässt, einen millionenjährigen Aufenthalt im Himmel. Nach dem Abscheren badet er sich und Tags darauf bringt er die Opfer für seine verstorbenen Angehörigen und Freunde dar. Im Jänner und Februar kommen dort die meisten Pilger

an, weil die Temperatur der Luft in jenen Monaten am kühlsten ist.

Das Fort, von Akbár dem Grossen angelegt, befindet sich gerade am Zusammenflusse der Ströme und nimmt eine sehr imposante Stellung ein. Die gegenwärtigen Besitzer des Platzes haben die Befestigung modernisirt und ihr eine den Zeitverhältnissen entsprechende Einrichtung gegeben. Sie hat einen Umkreis von circa 1800 Quadratmeter.

In der Mitte des Forts steht ein steinerner Monolith von 13 Meter Höhe und beinahe cylindrischer Form, welcher in jener Zeit errichtet wurde, als in Indien der Buddhismus noch die herrschende Religion war. Er stammt laut der Inschrift vom Könige Osaka her, der ihn 235 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung aufstellen liess.*)

Unter der Festung ist ein alter Tempel, der seine bis *dato* erhaltene Berühmtheit den schauerlichen Götzenbildern verdankt, die dort aufgestellt sind. Sie übertreffen an Hässlichkeit und Widerlichkeit Alles, was uns je an Teufelsfratzen zu Gesicht gekommen ist. Die Figuren stellen die Göttin Mahadewa, Ganesch und andere vor. Es ist sehr feucht in dem Tempel, denn das Wasser tröpfelt unausgesetzt an den Felswänden herab, so dass auch grosse Tropfen davon auf den Gesichtern der Götzen sich ansetzen und wie Angstschweiss aussehen, als wenn sie sich gegenseitig vor einander fürchteten. Dieser Tempel übt auf das Volk eine grosse Anziehungskraft aus und man findet dort stets eine Menge von Anbetern versammelt.

Alláhabad zählt gegenwärtig an 120 tausend Einwohner, aber es ist arm und befindet sich in einem schlechten baulichen Zustande. Während des letzten grossen Aufstandes hat es eben auch sehr stark gelitten. Mehrere von Akbár und Schah Dschihan herstammende Prachtbauten wurden zerstört und das, was davon noch übriggeblieben, ist von keinerlei Bedeutung mehr.

Seit jener Zeit befindet sich das europäische Viertel auf der anderen Seite des Stromes und hat den Namen Canningtown angenommen. Diese neue Stadt ist äusserst vornehm

*) In Benares und Delhi befinden sich ähnliche.

angelegt, besitzt schöne Alleen, hinter welchen lange Reihen eleganter Bungalows erbaut sind, sowie auch luftige Casernen und palastähnliche Gebäude für die diversen Behörden, denn Canningtown ist der Sitz der Regierung und des hohen Gerichtshofes für die nordwestlichen Provinzen. Alle municipalen Einrichtungen tragen den Charakter des Fortschrittes an sich und mit der Zeit wird Allàhabad unstreitig eine der schönsten und gesündesten Städte von Brittisch-Ostindien werden.

Aber nicht allein dieses, sondern es ist auch anzunehmen, dass es vermöge seiner günstigen Lage im Herzen des Landes, am Zusammenflusse zweier der grössten Ströme und am Knotenpunkte zweier der grössten Eisenbahnen und vermöge der begründeten Hoffnung, dass das Volk durch die guten Schulen mit den alten abgelebten Traditionen brechen und neuen, frischen Zeitgeist in sich aufnehmen, auch zu grosser Bedeutung und Blüthe emporsteigen wird. In Allàhabad bemerkt man eine grosse Veränderung im Charakter des Volkes vorsichgehen. Die Leute sind weniger scheu und zurückhaltend als in Agra, Delhi, Lacknau und Benàres und nähern sich mehr den Europäern, um mit denselben zu verkehren. Man hat mit ihnen weniger Schwierigkeiten, sich in der englischen Sprache verständlich zu machen, als es in den obgenannten Städten der Fall ist. Sie nehmen auch lieber Dienste bei europäischen Familien an als die Anderen, die meist nur durch die Noth dazu veranlasst werden und dann immer noch den schweren Alp auf ihrem Gewissen fühlen, durch den Umgang mit den Europäern verunreinigt zu werden.

Wir haben von nun an wieder mehr mit dem Elemente der Hindus zu rechnen. Die Mohammedaner treten von dem neuen Schauplatze ab und mit ihnen auch die herrlichen arabischen Kunstschöpfungen, die wir ungern vermissen.

Die schönsten Bauwerke in Hindostan sind von den Arabern aufgeführt worden, welche eine rühmliche Zeugenschaft von der grossen Begabung und dem hohen ästhetischen Sinne dieses merkwürdigen Volksstammes ablegen. Hindostan, Bagdad, Damaskus und das südliche Spanien enthalten noch viele Denkmäler ihres kunstreichen Wirkens. Aber merkwürdig ist es, dass, seit sie unter die Herrschaft

der Türken gekommen sind, sie nichts Grossartiges mehr geschaffen haben und es den Anschein hat, als ob mit der verlorenen Freiheit auch der Genius der Kunst von ihnen gewichen sei. Gerade so wie es den Griechen erging, bei denen unter dem Drucke des ottomanischen Joches auch der Rest des ihnen noch von der classischen Zeit her übriggebliebenen Kunstsinnes fast gänzlich vertrocknete.

Wenn man von Alláhabad den Weg nach Bombay einschlägt, so durchfährt man bis Dschubbulpore eine schöne, gut bewaldete und cultivirte Landschaft, die in malerischer Beziehung ganz besonders im Districte Bundelkund unendlich viel Abwechslung darbietet.

Sleemanabad ist eine Station, die den Namen des englischen Obersten Sleemann führt, der viele Jahre in jener Gegend zugebracht und sich um die Hebung und Cultur des Landes grosse Verdienste erworben hat. Dort durchzieht die Bahn eine der schönsten Dschungelscenerien, wie wir nie zuvor eine solche in Indien gesehen haben. Alles ist dort voll Leben. Vögel und Insecten fliegen und schwirren zu Millionen in der Luft umher.

Dschubbulpore ist 615 Meilen von Bombay entfernt und liegt 300 Meter höher als Alláhabad über dem indischen Ocean. Es ist der Punkt, wo sich die ostindische und die grosse indische Halbinsel-Eisenbahn-Gesellschaft die Hände reichen. Wir widmeten diesem Platze 24 Stunden Aufenthalt, denn sowohl die Stadt als die Umgebung bieten manches Interessante dar.

Die Hügelkette, an die sich die Stadt anlehnt, besteht aus Granit, welcher mit Gneis, Hornblende, Dolomit, Achat-, Porphyr- und Blutstein vermischt ist, von welchen wir im dortigen Museum eine ausserordentlich schöne Sammlung gesehen haben.

Versteinerte Knochen von Elephanten und diversen Vierfüsslern der Vorzeit werden dort häufig gefunden, ebenso auch alte Waffen aus Flintstein, die auf das graueste Alterthum zurückweisen.

Dschubbulpore ist eine vorwärtsstrebende Stadt mit circa 12.000 Häusern und einer Bevölkerung von etwa 65.000 Einwohnern. Dschubbulpore.

Auf den Hauptstrassen sieht man lange Reihen von Magazinen und freundliche Privathäuser, die systematisch angelegt und in einem lieblichen orientalischen Style aufgeführt sind. Die Bazars bilden grosse viereckige, steinerne Gebäude, die geräumig, licht, gut ventilirt und reichlich mit Wasser versehen sind.

Diese Stadt verdankt ihre Schönheit und ihre zweckmässigen Einrichtungen zum grössten Theile dem Obersten Sleemann, der dort lange residirt und auch unter anderen die herrlichen Bambuspflanzungen angelegt hat, welche das Fort und den Paradeplatz zieren.

Neben der Kirche befindet sich die von Sleemann gegründete Industrieschule, welche in ganz Indien wegen ihrer Fabrikation von Zelten und Teppichen etc. einen guten Namen hat. Die meisten Arbeiter sind Sträflinge, die mit ihren Familien zusammenleben dürfen. Manche von ihnen waren stark in Ketten geschmiedet und hatten ein bestialisches Aussehen.

Ihr Los ist aber kein schweres, sie werden für die Arbeit bezahlt und können sich während ihrer Gefangenschaft, wie es bei vielen der Fall ist, noch Geld ersparen. Ein alter Greis sagte uns, dass er schon 40 Jahre dort zugebracht habe und schon seit lange die Anstalt verlassen dürfte, wenn er nicht vorzöge, in derselben zu verbleiben, wo er gegenwärtig als Aufseher fungirt.

Die Umgebung von Dschubbulpore, besonders nach der Seite des Flusses Nerbudda, ist voll Reiz und Anmuth. Ein schöner, nur ein paar Meilen langer Weg, der zu Pferde schnell zurückgelegt werden kann, schlängelt sich in einem Thale zwischen Hügeln und gigantischen Felsenblöcken hin bis zur schönen Nerbudda, deren Waser klar und reissend und deren Gestade wild und steil sind. Dort befinden sich berühmte Marmorbrüche, hinter welchen sich ein breiter stumpfer Hügel erhebt, dessen Spitze mit einer kolossalen Hindutempel-Ruine gekrönt ist. Diese ist von einer grossen runden Mauer umgeben, in welcher sich in regelmässigen Entfernungen Nischen zur Aufnahme von Götzenbildern befinden, welche äusserst sauber aus-

Nerbudda.

gearbeitet sind und aus der alten Kunstperiode der Hindus herstammen. *)

Nicht weit davon sieht man Thürme und Palastruinen, welche in grauer Vorzeit von den Gond-Königen auf Granitklippen erbaut worden sind. Zahlreiche verwitterte Wasserbehälter liegen um dieselben herum und theilen mit ihnen das Los der Vergänglichkeit. Nur die Mangoswäldchen haben sich erhalten. Diese sind noch in so frisches jugendliches Grün gekleidet und blühen so kräftig fort wie in früheren Zeiten.

In dieser Gegend stand einst ein Mahrattenstaat in Blüthe, dessen Gebiet weit über die Marmorfelsen hinausging und überall den Stempel von Glück und Wohlstand, die Früchte des Friedens, an sich getragen haben soll, bis es der Grossmogul in Delhi für nothwendig befunden, diesen Staat zur Arrondirung seines Reiches zu erobern. Er sandte alsbald zur Ausführung seines Willens einen seiner Söhne an der Spitze einer Armee dahin. Als dieser das Thal der Nerbudda erreicht hatte, hielt er bei Dschubbulpore Rast und fasste festen Fuss, um von dort aus die weiteren Operationen in Angriff zu nehmen.

Als der Prinz von den Reizen der jugendlichen Mahrattenprinzessin „Durgothia", die in Kurrain-Bell residirte und persönlich die Angelegenheiten ihres Landes leitete, hörte, verliebte er sich in sie und schwor beim Propheten, dass sie wollend oder nicht wollend die Seinige werden müsse. Sie wollte aber nicht und zog es vor, sich zu vergiften, um nicht lebend in die Hände der Moslems zu fallen. Die Stadt wurde hierauf genommen und nach damaligem Gebrauche der Erde gleich gemacht. Das Schicksal war aber damit noch nicht zufrieden, sondern überliess die Ruinen vor etwas über 100 Jahren auch noch einem Erdbeben, das den grössten Theil derselben, sowie auch die benachbarte Hindustadt „Tripuri-Purum" verschlang. Tripuri-Purum.

*) Wir sahen einige davon auf einer Eisenbahnstation liegen, um für Rechnung einer archäologischen Gesellschaft nach Bombay gebracht zu werden. Die feine Ausarbeitung der Figuren beweist unwiderleglich, dass vor 500 Jahren die Bildhauerkunst bei den Hindus bei weitem höher stand, als es heutzutage der Fall ist.

Auf dem Platze der Verwüstung lagen nun seit jener traurigen Periode Trümmer in grossen Massen herrenlos herum und wurden nach und nach verschleppt, um als Bau- und Wegematerial verwendet zu werden.

Als die Great-Indian-Peninsular Eisenbahn gebaut wurde, liess die Gesellschaft die Ausgrabungen von Tripuri-Purum beginnen, baute einen Tramway dahin und holte von dort so ungeheuere Massen fertigen Materials, wie: Steinblöcke, Quadern und Säulen etc., dass sie damit fast alle ihre Gebäude und den grossen Viaduct über die Nerbudda erbauen konnte.

Man versicherte uns, dass es in Dschubbulpore und Umgebung kein Haus gäbe, zu dessen Grundfesten die Quadersteine nicht von den besagten unterirdischen Ruinen genommen worden wären. Gegenwärtig ist das weitere Ausgraben und Hinwegschaffen von Baumaterialien von Seite der Regierung verboten.

Es ist in der That ein merkwürdiges Zusammentreffen, dass die Theile einer vor einem Jahrhunderte versunkenen Stadt wieder das Licht der Welt erblickt und gleichsam wie ein Phönix verjüngt, Verwendung zu modernen Riesenbauten gefunden haben. Möchte doch im Geiste des Hinduvolkes auch bald eine solche Metamorphose vorsichgehen, um als ein neues Glied im Gebäude des modernen Völkerlebens Aufnahme zu finden!

Man muss wirklich staunen, welch' ungeheuere Steinblöcke man in früheren Jahrhunderten zu bewältigen wusste. Wir haben in Tempelruinen so gigantische Quadern gesehen, deren Hebung den grössten unserer gegenwärtigen Dampfkrahne das Genick brechen würde.

Aus den Denkmälern und Ruinen der Hindus lässt sich ersehen, wie machtvoll und nach ihrer Art gebildet die früheren Mahrattenfürsten und ihre Staaten gewesen sein müssen, die nur in Folge ihrer endlosen blutigen Kriege und unglücklichen inneren Zänkereien und Zwistigkeiten gleich anderen Reichen vor und nach ihnen ihren Untergang gefunden haben und zur Beute Anderer geworden sind.

Unter so bewandten Umständen hatten die Mohammedaner mit der Eroberung des Landes leichtes Spiel. Sie durchzogen

nun dasselbe plündernd und verheerend nach allen Richtungen, überall Spuren des Schwertes und des Feuers zurücklassend. Diejenigen, die dem Schwerte entkamen, wurden zu Sclaven gemacht und das, was das Feuer nicht zu zerstören vermochte, wurde auf die frevelhafteste Weise verstümmelt. Sie fielen mit blinder, fanatischer Wuth auf die Tempel her, die in damaliger Zeit viele schöne Werke der bildenden Kunst besassen, schleppten diese heraus und schlugen ihnen Köpfe, Hände und Füsse ab, in welchem Zustande man gegenwärtig noch Tausende derselben im Lande zerstreut findet und aus denen man noch deutlich erkennen kann, dass sie einmal schön gewesen sein müssen.

Ganz besonders reich an Kunstwerken soll „Tripuri-Purum“ gewesen sein, das desshalb auch die Hand der Mohammedaner am schwersten empfand und von denselben vollständig in eine Ruine verwandelt wurde, in welchem Zustande sie viele Jahre vertrauerte, bis sich die Natur ihrer erbarmte und die Erde sie in ihren Schooss aufnahm.

Das einzige Gute, welches die Mohammedaner in der Gondowana (so heisst das in Rede stehende Land) stifteten, ist, dass sie Mangoswäldchen anlegten, die sich überaus stark vermehrten und gegenwärtig dem Lande zur grossen Zierde gereichen.

Das Land, obgleich überaus fruchtbar und unter den günstigsten klimatischen Verhältnissen gelegen und reich an schönen landschaftlichen Scenerien, ist doch im Ganzen genommen wild und ungemein dünn bevölkert und daher schlecht cultivirt.

Da dort dieselben Freiheiten, dieselben Gesetze und dieselben guten Verkehrsmittel existiren wie in den übrigen Provinzen des ostindischen Reiches, so vermögen wir nirgends wo anders die Ursache des verkommenen Zustandes und der Lähmung des Fortschrittes zu entdecken, als in der Bevölkerung selbst, die noch aus einem grossen Theile von Mohammedanern besteht.

Es ist leider nur zu sehr bekannt, dass diese Nation noch nirgends in der Welt viel Gutes für die Hebung der Landescultur gethan hat.

Die Mohammedaner sind von früheren Zeiten her gewohnt zu herrschen und Andere für sich arbeiten zu lassen, anstatt selbst Hand an die schwere Arbeit zu legen. Wenn wir das ottomanische Reich in Europa und Asien betrachten, so müssen wir gestehen, dass es in jeder Beziehung die schönsten, mildesten und fruchtbarsten Theile der Erde einnimmt und doch steht es mit seiner Bevölkerung und seinem inneren und äusseren Handel unter allen europäischen Nationen am niedrigsten, denn es kommen dort auf den Quadratkilometer kaum elf Einwohner und auf jeden derselben kaum 25 fl. ö. W. Antheil am gesammten Ein- und Ausfuhrhandel, während z. B. das kleine Griechenland auf jeden Quadratkilometer 29 Einwohner zählt und auf jeden derselben 48 fl. Antheil am gesammten inneren und äusseren Handel entfallen. Der Grund des Missverhältnisses muss daher im Charakter und in der gesellschaftlichen Organisation des Volkes zu suchen sein.

Die Mohammedaner sind im Allgemeinen gleich den Chinesen der europäischen Civilisation feindlich gesinnt und keine Freunde des Fortschrittes.

Sonderbar, man sieht von diesem Volke wenige an dem sogenannten kleinen Eisenbahndienste Antheil nehmen; sie scheinen diese Verkehrsanstalt zu fliehen, während sich die Hindus von allen Seiten derselben zuwenden, sich an den Stationen niederlassen und sich daselbst, natürlich zu ihrem Vortheile, nützlich zu machen suchen.

Da wir gerade von der Eisenbahn reden, so können wir nicht umhin, der Great-Indian-Peninsular Eisenbahngesellschaft das Zeugniss auszustellen, dass sie ihr Geschäft den Orts- und Zeitbedürfnissen entsprechend zu betreiben versteht. Alle Stationsgebäude sind prunklos, aber äusserst solid gebaut. Die Wohnungslocale der Beamten und der Arbeiter sind gesund und zweckmässig und an der Aussenseite meist so dicht mit Schlingpflanzen bewachsen, dass man kaum entdecken kann, aus welchem Materiale die Gebäude bestehen; dies verleiht ihnen nicht nur ein freundliches und idyllisches Aussehen, sondern trägt auch viel bei, die inneren Räume kühl zu halten. Die Bahn ist gut drainirt, ihr Grenzgebiet auf beiden Seiten mit galvanisirtem Eisendraht

eingezäunt und die Wälle mit dichten, undurchdringlichen Cactushecken bepflanzt, die dem Ganzen ein sehr originelles und formidables Aussehen geben. Alle Telegraphenpfosten bestehen aus galvanisirtem Tubulareisen.

Alle Passagierwaggons sind mit doppelter Bedachung versehen, deren Zwischenräume auf jeder Station mit frischem Wasser ausgefüllt werden. Diese Einrichtung entspricht einem mehrfachen Zwecke: 1. werden dadurch die inneren Räume kühler gehalten, 2. dient das Wasser zu Bädern und 3. auch im Nothfalle zur Speisung der Locomotive. Die Waggons der ersten Classe namentlich sind ausserordentlich comfortabel ausgestattet. Dieselben enthalten ausser den gewöhnlichen Bequemlichkeiten auch kalte Bäder, deren sich die Reisenden unentgeltlich bedienen dürfen. An diesen Waggons sind von aussen auch Windfänge angebracht, die, wenn der Zug in Bewegung ist, die frische Luft nach innen leiten. Wir hörten auch, dass die Gesellschaft mit der Absicht umgehe, die Waggons auch mit Bunkas zu versehen. Auf allen Stationen sind Wasserträger mit grossen ledernen Schläuchen auf dem Rücken angestellt, welche die Wasserkrüge der Reisenden zu füllen haben. Man ist erfreut zu sehen, wie sich bei manchen dieser Leute das Selbstbewusstsein schon entwickelt hat. Als einmal unser etwas sanguinischer Reisegefährte auf dem Perron einer Station mit einem Arbeiter in Collision gerieth und gegen ihn den Stock erhob, trat dieser nahe vor denselben heran und sagte lächelnd: „Sie können mir wohl mit dem Stocke drohen, aber Sie dürfen mich nicht schlagen, denn ich bin ein englischer Staatsangehöriger.“ Um diese Bahn auf den höchsten Grad der Vollkommenheit zu bringen, geht weiter nichts mehr ab, als die Einführung der amerikanischen Schlafsalon- und Hôtelwaggons.

Ungefähr 290 Meilen nach Dschubbulpore entfernt sich die Bahn mehr und mehr von dem Flusse Nerbudda und schlägt eine südwestliche Richtung ein. Nachdem sie sich durch die Mahadewa- und Satpura-Hügelketten durchgewunden und den Taptifluss überschritten hat, erreicht sie die Station Bhosawál, ein Bahnknotenpunkt von zukünftiger grosser Wichtigkeit, denn von dort zweigt sich die 252 Meilen lange Linie über Nagpur nach Neipur ab, die in kurzer Zeit *via* Bhosawál.

Sumbulpur nach Calcutta weiter geführt werden wird. Nach Vollendung dieser Bahn wird die Reise zwischen Bombay und Calcutta um wenigstens 24 Stunden abgekürzt werden und dies wird die Great-Indian-Peninsular Bahn von der ostindischen Bahn gänzlich unabhängig machen. Bei Bhosawál tritt die Bahn in eine grosse Thalebene ein, die Hügelketten gehen rechts und links auseinander und im fernen Westen steigt das Ghatgebirge empor.

Für die Linguisten und Ethnographen tritt hier ein neues Interesse auf, die Sprache wird plötzlich eine andere, es ist weder der hindostanische noch der Guzerat-Dialect, deren man sich hier bedient, sondern eine Art *lingua franca*, aus der vielerlei romanische Laute wiederhallen. Die Hautfarbe der Menschen ist eine ganz eigenthümliche und man erkennt es auf den ersten Blick, dass in ihren Adern ein durch Racenmischung erzeugtes Blut fliessen müsse.

Die Ortsnamen endigen häufig auf „aon", wie Natschingaon, Kamgaon, Raleigaon, Nargaon, Warangaon, Kargaon, Chalisgaon, Nandgaon, Lasalgaon, Bailgaon, die an die Zeiten der Portugiesen erinnern, die es verstanden haben, ihre Ansiedlungen so tief in das Land hineinzuschieben.

Die Gegend ist ausserordentlich monoton und man würde am besten thun, sie schlafend zu durchfahren, wenn die grosse Hitze nicht den Schlaf verscheuchte. Wir befanden uns bereits wieder unter dem 19. Grad der nördlichen Breite und die Temperatur war daher eine sehr hohe. Alle Bäche waren vertrocknet, die Erde zerklüftet und die Vegetation durch die glühenden Sonnenstrahlen versengt. Es war aber zur Zeit des herannahenden Südwest-Monsuns. Ungeheuere schwarze Wolkenmassen wälzten sich vom Ghatgebirge auf die schmachtende Landschaft herab. Wir bemerkten von allen Seiten, wie die Leute die Dächer der Häuser und Hütten ausbesserten, die Dämme der Reisfelder in Ordnung brachten, mit sehnsüchtigen Augen nach den im Westen sich aufthürmenden Wolken blickten und sich mit Zeichen zuwinkten: „Der Monsun kommt!"

Es ist kein Wunder, dass die Indier nach ihren religiösen Begriffen und in ihrer regen Phantasie dem Monsun, von dem so viel Wohl und Wehe des Landes abhängt, gött-

liche Verehrung erweisen und in dem schwarzen Gewölke sein phantastisches Angesicht zu erblicken wähnen. Es war ungefähr zwischen den Stationen Nazik und Deolali, als sich die Wolken zu entladen anfingen und einen dichten, über eine halbe Stunde andauernden Regenschauer auf die lechzende Erde darniedergossen.

Der Jubel und die freudige Aufregung der ländlichen Bevölkerung war hierbei ohne Grenzen. Alle Thüren öffneten sich und Gross und Klein, Jung und Alt kam hervor, um unter den drolligsten Sprüngen und Gesticulationen ein erfrischendes Bad zu nehmen. Aber auch wir Reisende in den Waggons befanden uns nicht weniger wohl dabei, denn die Temperatur, die kurz vorher noch 29°R. betrug, sank plötzlich auf 21° herab und veranlasste uns zu dem Ausrufe: „Paradies! Paradies!"

Man kann sich kaum eine Vorstellung machen, wie schnell sich in jenen Gegenden das Pflanzenleben entwickelt. Von Stunde zu Stunde sahen wir während des Regens das Aussehen der Landschaft sich verändern und die Natur in einer unausgesetzten Metamorphose begriffen.

Als einige Stunden später der Bahnzug in Schlangenwindungen das Ghatgebirge durchlief, fanden wir bereits die Thäler und Hügelabhänge mit einem grünen Teppich bekleidet.

Die Regenschauer wiederholten sich in kurzen Zwischenräumen und wurden immer heftiger. Wir sahen gelbe schlammige Bäche sich über die Berge herabstürzen und in den Thälern zu reissenden Strömen anwachsen.

Bei Kussara hat die Bahn ihren höchsten Punkt im Ghatgebirge erreicht. Die Scenerien sind hinreissend schön und was uns hiebei am meisten interessirte, das waren die hohen schlanken Teakhölzer und die Palmen, mit welchen alle Berge ringsum auf das üppigste bewachsen sind. Dasselbe, sagt man, sei auch mit der übrigen Flora der Fall, die eben jetzt verjüngt aus dem Boden hervorsprossend, schon nach circa acht bis zehn Tagen einen wundervollen Anblick gewähren soll. Das Abwärtssteigen der Bahn geht sehr schnell von Statten und man fährt bald in die Station Callian ein, wo sich die Bahnlinie nach Madras abzweigt. Dieser

Ort war einst ein Seehafen, der vor 2000 Jahren von ägyptischen Schiffen besucht wurde, ist aber gegenwärtig durch das Zurücktreten des Oceans gänzlich versandet und ziemlich weit von dessen Ufer entfernt, wie es mit der Stadt Azoff am Meere gleichen Namens der Fall ist.

Bald nachher erreicht die Bahn die Insel Salsette, welche durch einen schmalen Canal vom Festlande getrennt ist. Diese Insel ist circa 10 Meilen lang und wird im Süden wieder durch einen Canal von Bombay geschieden. Salsette ist ein reizendes Stück Erde, es liegt ganz unter Cultur und hat eine sehr dichte und intelligente Bevölkerung.

Das Andenken an die Portugiesen ist dort noch überaus lebhaft. Auf vielen Stellen sieht man die Ruinen von katholischen Kirchen und Klöstern und Villen, die beim Einfalle der Mahratten zerstört worden sind.

Unser Zug eilte hastig zwischen grünen Hügeln und Thälern durch herrliche Palmen- und Mangoswälder und durch wohlgepflegte Felder und Gärten dahin, bis er im Süden das Niveau des Meeres erreichte. Dort ist es sehr sumpfig, denn es ist ein Land, das für den Bau der Eisenbahn dem Ocean abgewonnen werden musste. Als wir dort ankamen, hatte der Boden, durch die starken Regengüsse verursacht, bereits ein sehr verdächtiges Aussehen. Wir kamen aber glücklich über diese Stelle hinüber und hielten bald darauf in Bombay unseren Einzug.

Bombay.

Bombay, einst Bombaïm, während der Herrschaft der Portugiesen Bom-Bahia (gute Bai) und von den gegenwärtigen Hindus Mumbay genannt, und zwar nach dem Götzenbilde, das einmal auf der heutigen Esplanade der Göttin Mumba errichtet war, liegt unter 18° 54′ nördlicher Breite und 72° 52′ östlicher Länge. Es bestand früher aus zwei parallelen Felsenriffen und etlichen kleinen sumpfigen Eilanden, die erst drainirt, ausgefüllt und zu einem Ganzen vereinigt werden mussten, bevor an eine menschliche Niederlassung gedacht werden konnte. Bombay.

Der ganze dem Ocean abgerungene, das heutige Stadtgebiet Bombay bildende Flächenraum beträgt 50 Quadratmeilen.

Diese Gegend war keine *terra incognita*, als die Europäer kamen und sich daselbst niederliessen, denn sie war schon vor 2000 Jahren, als noch die Mauern von Callian von den Wellen des Oceans bespült wurden, von ägyptischen Schiffen besucht, die in Verbindung mit den handeltreibenden Phöniziern stehend, Eisen, Bronze, Bernstein und Silber von Europa brachten und diese Artikel gegen indische Gewürze, Elfenbein, Seidenstoffe, Gold, Perlen und Edelsteine umtauschten. Lange nachher, als die Aegyptier vom Schauplatze

ihrer Thätigkeit abgetreten waren, kamen die Araber und nahmen ihren Platz ein.

Dieses Volk, das durch die günstige geographische Lage und die Natur seines Landes auf den Handel mit Indien angewiesen war, hatte auch bald seine Söhne zu tüchtigen Seefahrern gemacht, die in ihren Unternehmungen um so erfolgreicher waren, als sie auch mit den Völkern am mittelländischen Meere eine lebhafte Verbindung unterhielten.

Die Araber hatten Hindostan durch ihren Handel zu einer grossen Wohlhabenheit verholfen. Sie waren daher dort gerne gesehen und mit Begünstigungen aller Art überhäuft, welche den Grund zu ihrer späteren Macht legten. Sie hatten auch einen grossen Einfluss auf den indischen Handel ausgeübt, indem sie denselben reformirten, verfeinerten, auf solidere Bahnen leiteten und ihm eine grössere Ausdehnung verschafften.

Sowie sich Araber in Indien niederliessen, ebenso fanden sich auch Indier, die sich auf der südlichen Küste von Arabien, in Busora, auf Socotora und mehreren anderen Plätzen des indischen Oceans ansiedelten. Zahlreiche Sanskrit-Namen bezeichnen die Handelsstationen, die von ihnen gegründet worden sind. Gegenwärtig noch betreiben daselbst Banianen, die in Indien zu den gewandtesten Kaufleuten gezählt werden, sehr lebhafte Geschäfte.

Im XVI. und XVII. Jahrhundert hausten in Nord- und Süd-Conkan die Portugiesen, die zahlreiche Ansiedeleien gründeten und selbe gegen Osten weit über das Ghat-Gebirge hinaus vorschoben, bis sie von den Mahratten vertrieben wurden und ihnen auf der ganzen westlichen Küste nichts verblieb als die kleinen Niederlassungen von Daman, Diú und Goa. Ausser dem Missionswesen haben die Portugiesen keine Spur eines segensreichen Wirkens zurückgelassen.

Im Jahre 1661 fiel Bombay der Krone von England zu. Da die Insel jährlich nur 6490 Livres Sterling einbrachte, von welchem Betrage alle Verwaltungskosten bestritten werden mussten, so legte der damalige König von England keinen Werth auf den Besitz der Insel und überliess sie gegen eine Jahresrente von 10 Livres Sterling der damaligen ostindischen Compagnie. Diese führte nun weise, praktische Einrichtungen

ein und brachte es dahin, dass schon nach einer elfjährigen Verwaltung sich die Einwohnerzahl von 10.000 auf 60.000 vergrösserte und die Revenuen auf 30.000 Livres Sterling vermehrten. *)

Die Insel Bombay ist ganz ausserordentlich fruchtbar, zumal sie über und über mit einer fetten Alluvialerde bedeckt ist und in Folge davon nach allen Richtungen hin mit üppigen Gärten, reichen Plantagen und schattigen Palmen- und Mangoswäldern bepflanzt ist.

Der Südwest-Monsun pflegt auf der ganzen malabarischen Küste meist mit grosser Heftigkeit aufzutreten. Während seiner viermonatlichen Herrschaft gibt sich unter der gesammten Bevölkerung eine besondere Aufregung und eine verdoppelte Thätigkeit kund, weil von seinem regelmässigen Eintreffen und Niederschlägen die Ergebnisse der Ernte, des Handels und Wandels und mit Einem Worte das ganze materielle Wohl und Wehe des Landes abhängt.

Mit dem Beginne des Regens kommen zahllose Reptilien und Amphibien aus der Erde hervor, die gleich den Producten des dortigen Pflanzenreiches bald eine enorme Grösse erreichen. Wir bemerkten unter Anderen Spinnen von 4 und Kröten von 23 Centimeter Grösse.

Die Luft nimmt in der Monsuns-Periode besonders an sumpfigen Orten, durch die intensiven Ausdünstungen erzeugt, einen bösartigen Charakter an. Hautkrankheiten und Wunden sind dann schwer zu heilen. Die verdorbene Luft wirkt besonders verhängnissvoll auf die europäischen Kinder, von denen nur wenige das mannbare Alter erreichen. Es geht daher unter den dortigen Europäern das Sprichwort, dass zwei Monsune die Lebensdauer eines Menschen ausmachen. Noch vor einigen Jahren konnte man annehmen, dass unter 500 Europäern nach achtjährigem Aufenthalte kaum 100 übrigblieben. Die dort herrschenden Krankheiten sind: Rheumatismus, Gicht, Wassersucht, Leberleiden, Lähmungen an Händen und Füssen und Fieber aller Art.

*) Die ostindische Compagnie hat seit dem letzten grossen Aufstande zu sein aufgehört. Bei allen ihren grossen Fehlern kann sie sich doch aber das Verdienst beimessen, dass die brittische Regierung von ihr das Colonisiren gelernt hat.

Seit aber die Engländer die Sümpfe ausgetrocknet, welche die Stadt und die Vorstädte umgaben, und Eucalypten-Pflanzungen angelegt haben, ist gar Vieles besser geworden. Die Luft, früher so mephitisch und schädlich, ist jetzt rein und gut, eine umsichtige Gesundheitspolizei ist in Thätigkeit, Aerzte und Apotheken sind in allen Stadttheilen etablirt und die Zahl und Einrichtungen der Hospitäler entsprechen dem herrschendem Bedürfnisse. Wenn aber noch trotzdem alljährlich viele europäische Ankömmlinge eines oft plötzlichen Todes sterben, so sind sie meist selbst Schuld daran, weil sie mit Hintansetzung der von den klimatischen Verhältnissen so gebieterisch vorgeschriebenen Verhaltungsmassregeln und hygienischen Grundsätze ihrer Gewohnheit nicht entsagen und während der heissen Jahreszeit viel fettes Fleisch essen und dazu starke portugiesische Weine trinken, welche ihre Nerven überspannen und ihre Lebenskräfte aufreiben. Das Sprichwort sagt hierüber: „Sie essen und trinken und trinken und essen, bis sie sterben und dann schreibt man nach Hause, dass sie das Klima getödtet habe.“ Weise Mässigkeit, eine den klimatischen Verhältnissen angemessene Bekleidung und Reinlichhaltung des Körpers sind die besten Schutzmittel gegen ein mörderisches Klima.

England hat diesem Lande durch Einführung guter bürgerlicher Gesetze und eine auf Gerechtigkeit basirte Gerichtspflege, durch Errichtung zahlreicher Schulen, Bildungs-, Humanitäts- und Sanitätsanstalten, durch Hebung des Handels und Verkehres und die Eröffnung vieler einheimischer Reichthumsquellen unzählige Wohlthaten erwiesen; dafür aber auch von jeher in kritischen Verhältnissen bei der Bombay-Präsidentschaft kräftigen Beistand und Hilfe gefunden. Zur Zeit der grossen Empörung in Indien war es besonders Bombay, wo die kleine Schaar der britischen Helden festen Fuss fassend, die Hebel zur Unterdrückung des Aufstandes einsetzten, dessen Ueberwältigung längere Zeit ausserhalb der Grenzen der menschlichen Möglichkeit zu liegen schien. Ebenso hat sich auch im Kriege mit Abyssinien das Bombay-Contingent ganz besonders ausgezeichnet.

Der Fortschritt und die zunehmende Wohlhabenheit ist im Lande allenthalben sichtbar und geht, wie statistisch

nachgewiesen ist, mit der Errichtung und Vermehrung der Schulen Hand in Hand.

Für Schulen ist in Bombay auf das beste gesorgt; es besitzt eine Universität, 6 Collegien, 19 höhere und 3598 niedere Schulen, welche von 190.000 Schülern besucht werden. Das weibliche Geschlecht war früher von dem öffentlichen Unterrichte gänzlich ausgeschlossen. Seitdem aber die Regierung ein paar für die Erziehung der weiblichen Jugend berechnete Unterrichtsanstalten eröffnen liess, in welchen unter Leitung von englischen Damen eingeborne Lehrerinnen mit zarter Berücksichtigung der indischen Sitten und Gebräuche wirken, ist der Zudrang der Schülerinnen aus der Mittelclasse der Bevölkerung ein so grosser, dass fortwährend um Vermehrung solcher Schulen gebeten wird.

Nirgends sonst vielleicht in der Welt können sich junge strebsame Leute ohne Unterschied des Standes und der Nationalität mit so geringen Kosten einen hohen Grad von Bildung und guter Erziehung verschaffen als in Bombay, wo der Staat so liberal und grossmüthig für die Hebung des nationalen geistigen Lebens Sorge trägt. In den letzten Jahren hat sich bereits ein ungeheuerer Umschwung im Geiste des Volkes bemerkbar gemacht. Man lernt in den Schulen englisch denken und fühlen und das ist schon ein grosser Fortschritt zum allgemeinen Besseren. Viele Eingeborne haben die vorgeschriebenen Examina mit Auszeichnung bestanden und sich zu den höchsten Aemtern im Staatsdienste emporgeschwungen, was natürlich unter der indischen Bevölkerung grosse Anerkennung findet. Es sieht wunderlich aus, wenn man so hohe Würdenträger in ihrer nationalen Bekleidung, ein feines Stück Mousselin um die Lenden gewickelt, Sandalen an den Füssen, barhaupt und einen chinesischen papierenen Sonnenschirm in der Hand und ein Packet von Acten unter dem Arme durch die Strassen nach ihren Amtslocalen wandeln sieht, wo man sie bald darauf in der vorgeschriebenen Toga mit Ehrenzeichen behangen, am Präsidentenstuhle wiederfindet und die Gesetze mit einer Gewandtheit vollziehen sieht, die dem bestgeschulten europäischen Beamten zur Ehre gereichen würde. Die Zahl der Bewerber um vacant gewordene Stellen ist so unverhältnissmässig gross, dass

die Regierung bereits erschwerende Mittel zu ersinnen genöthigt war, um den Zudrang in Schranken zu halten. Es wurde in Folge dessen ein Gesetz erlassen, das an die Besetzung der höchsten Aemter, sowie auch der Advocaturen die Bedingung knüpft, dass die Competenten ihre Gesuche auch mit einem Zeugnisse über ein bei einer der englischen Universitäten Oxford oder Cambridge abgelegtes General-Examen zu belegen haben. Aus dem Gesagten wird man erkennen, dass Bombay volle Ursache hat, mit Zufriedenheit auf die Organisation seines Schulwesens zu blicken. Der Männer aber, welche diese Einrichtung geschaffen, wird man sich noch lange mit Dankbarkeit erinnern, weil sie den Geist unserer Zeit verstanden und aus der Geschichte die heilsame Lehre gezogen haben, dass in der Welt die guten Schulen sich als die besten Mittel erwiesen haben, die unter einer weisen Leitung im Stande sind, den Geist der Völker sittlich zu veredeln, diese in kosmopolitischer Beziehung einander näher zu bringen und ihren materiellen Wohlstand zu befördern.

Die brittische Regierung mischt sich weder in Indien noch in den anderen Colonien in das religiöse Leben und Treiben der Völker ein, so lange ein Cultus auf die allgemeine Moral keine schädliche Wirkung äussert. Sie überlässt daher dieses Feld den von ihr scharf überwachten Schulen und Missions-Anstalten.

Alle Religionen sind daher geduldet und deren freie Ausübung ist nicht nur in den Tempeln, sondern auch auf allen öffentlichen Plätzen gestattet.

Da in letzterer Zeit von Seite der Hindus der Uebertritt zur katholischen Kirche bedeutende Dimensionen angenommen und unter dem Volke zu Missbräuchen geführt hat; so glaubte die Regierung denselben dadurch entgegentreten zu müssen, dass sie von jeder Person vor dem Uebertritte eine Darlegung der Beweggründe abfordert, nach deren Prüfung und Fürgutbefinden der Uebertritt ungehindert stattfinden kann.

Die katholischen Priester haben in ihrem Eifer und ihren unermüdlichen Bestrebungen unter den unteren Classen der heidnischen Bevölkerung einen grossen Erfolg, der leider

meist nur dem Pompe des katholischen Gottesdienstes und dem Rechte, Gnadenpfennige am Halse tragen zu dürfen, was ihr sehr gefällt, zuzuschreiben ist, wesshalb sie die katholische Kirche allen anderen christlichen Bekenntnissen vorziehen und ihre Landsleute zur Nachahmung aneifern.

Die Regierung hält ein wachsames Auge auf die Ausübung der religiösen Gebräuche. Alle unmoralischen Handlungen, so wie z. B. die Verbrennung der Witwen, das Ueberfahrenlassen durch den monströsen Götterwagen von Puri oder Jaggernaut, das Schwingen an eisernen in den Körper geschlagenen Haken und alle übrigen grausamen Erfindungen fanatischer Brahminen sind auf das strengste verboten, als ungesetzlich erklärt und in Uebertretungsfällen strenge bestraft. Es ist sehr natürlich, dass sich die Priesterkaste im Geheimen diesen Anordnungen widersetzt; aber sonderbar, sie findet unter dem Volke wenig Anklang mehr, denn es sind bereits zu viele gesunde europäische Ansichten unter demselben verbreitet; die junge, die öffentlichen Bildungsanstalten besuchende Generation sieht mit offenen Augen, und selbst unter den unteren Classen gibt es Viele, die mit der Abschaffung der grausamen religiösen Gebräuche vollkommen einverstanden sind. Wir glauben auch, dass es unter den gegenwärtigen Witwen nur wenige gibt, die den über sie verhängten Tod durch das Lebendigverbranntwerden mit Freude begrüssen würden.

Einigen Ceremonien im alten Style, welchen die Regierung wegen ihrer Harmlosigkeit einstweilen noch durch die Finger sieht, sind die Bussübungen der Fakire an den Flussufern zu Puna. Diese Fanatiker besitzen eine unerschöpfliche Phantasie im Erfinden mannigfaltiger, marterähnlicher Proceduren. Einer von diesen hatte den Einfall, sich öfters bis auf halben Körper, den Kopf nach unten, eingraben zu lassen und einige Zeit in dieser Lage zu verweilen. Natürlich hatte er nicht ausser Acht gelassen, seinen Mund mit einer Röhre in Verbindung zu bringen, durch welche er Luft einsaugen konnte. Neben ihm stand ein Topf, in welchem die vorübergehenden Hindus das Almosen hineinwarfen. Diese scheinheilige Gaukelei trieb er längere Zeit, bis er einmal von einem englischen Soldaten eine Bastonnade bekam.

Andere hängen sich horizontal über brennende Feuer auf und sagen dabei monotone Gebete her, um dadurch die Mildthätigkeit des Volkes zu erregen. Es liegt aber hierin keinerlei Gefahr für dieselben, denn sie hängen in einer so respectablen Höhe, dass ihnen das Feuer keinen Schaden thun kann. Wir sahen einem solchen Fakir einige Minuten lang zu, wie er mit einem langen Stocke das Feuer regulirte und es in einem schwach brennenden Zustande erhielt. Er schrie mit einer so jammervollen Stimme, dass sich eine Menge Volkes um ihn versammelte. Das Almosen floss aber sehr schwach und es schien, als ob dieses Kunststück nicht mehr recht ziehen wollte. Einige Eingeborne machten sogar schlechte Witze und gingen lächelnd weg.

Man erzählte uns, dass erst vor kurzer Zeit in Bombay in der Mitte eines riesigen Wasserbehälters ein Fakir *à la* Simeon Stylites eine hohe bequeme Säule sich errichtete, um auf derselben ein beschauliches und beschautes Leben zu führen. Da es den Anschein hatte, als wenn er dieselbe niemals mehr verlassen würde, veranlasste ihn die Polizei, von seiner Höhe herabzusteigen. Ein solcher Fall würde vor 50 Jahren noch mit dem grössten Widerstande von Seite des Volkes zu kämpfen gehabt haben, aber heutzutage hat er dasselbe mehr amüsirt als aufgeregt.

Man kann nicht genug die hohe Weisheit bewundern, mit welcher die brittische Regierung in Indien auftritt und das Volk zu gewinnen weiss. Die Gesetze stehen dort in einer um so grösseren Achtung, weil sie nicht directe von England kommen, sondern im Lande selbst gegeben werden, in dessen hohem Rathe eine grosse Zahl von gebildeten Eingebornen sitzt. Die öffentlichen Schulen werden um so eifriger besucht, weil die meisten Gegenstände von einheimischen Lehrern unter der Leitung von Europäern vorgetragen werden. Aber allgemein ist das Bestreben, sich die Kenntniss der englischen Sprache anzueignen, wohlwissend, dass man dadurch viele Vortheile gewinnen und zu einer kosmopolitischen Bedeutung kommen kann. Die Indier sind klug genug, um einzusehen, dass, obgleich ihre Zahl viele Millionen beträgt, sie nicht bestimmt sind, in der Welt eine tonangebende Rolle zu spielen. Aber bei allem dem lieben sie

ihre Nationalität zu bewahren, woran sie auch von Niemanden gehindert werden.

Bombay ist in riesenhaftem Wachsthume begriffen. Im Jahre 1661 zählte es, wie schon erwähnt, nur 10.000 Einwohner, 1672 60.000, 1872 constatirte der Census 646.000 und gegenwärtig kann man die Bevölkerung zuverlässig mit 830.000 beziffern, ohne Hinzuziehung der mobilen Kulis, die Arbeit suchend, beständig nach der Stadt kommen und nach einiger Zeit dieselbe wieder verlassen.

Bei dem asiatischen Theile der Bevölkerung hat sich zwischen beiden Geschlechtern ein grosses Missverhältniss herausgestellt, indem auf den weiblichen Theil 72% von der Gesammtzahl (506.761) entfallen.

Unter den Asiaten sind die folgenden Stämme vertreten und zwar: Buddhisten mit 2·35% (der Gesammtbevölkerung), Brahmanen 4%, Linguetten 0·90%, Hindus in Zünften 1·47%, Hindus, freie, 52·90%, Mohammedaner 4·06%, Neger 0·18%, Parsen oder Feueranbeter 6·84%, Juden 0·41%, Eurasianer 0·36%, Chinesen 0·05%. Es wird wohl in Indien kaum eine Menschenrace geben, die in Bombay keine Vertreter hat. Man kann daher mit Recht sagen, dass diese Stadt ganz Indien repräsentirt oder die Musterkarte deren Völkerschaften ist.

Aus dem Angeführten lässt sich entnehmen, welch' ein buntes Völker-Quodlibet auf den Strassen von Bombay zu sehen ist, die Elite davon bilden aber doch nur die Europäer. Wenngleich sie der Zahl nach am kleinsten sind, so sind sie in Bezug auf Intelligenz und politische Macht doch allen übrigen Nationalitäten bei weitem überlegen.

Das indische Volk bewegt sich in Bombay vollkommen frei, steht unter keinerlei Zwangsmassregeln und verfügt über seine Zeit, Mittel und Neigungen nach eigenem besten Gutdünken. Das gegenwärtige Volk, das unter dem englischen Schutze und den liberalen Einrichtungen aufgewachsen ist, trägt in Bombay einen viel höheren Grad von Regsamkeit und von politischer Lebensfähigkeit in sich als die Bewohner der sagenreichen Ganges-Ebene, die noch viele Spuren der früheren mohammedanischen Unterjochung an sich tragen. Sie sind mit einem Worte gesagt freie Menschen und dieses

spricht sich in ihrem Handel und Wandel und dem grossen Interesse, das sie an der Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten nehmen, deutlich aus.

Das indische und europäische Volkselement ist in einer beständig fortschreitenden Vermischungsprocedur begriffen. Man findet schon oft beide Elemente in der Schule, im Civil- und Militärdienste, in Banken und Handelshäusern, in Fabriken und Werkstätten, in Theatern und anderen Vergnügungslocalen und in öffentlichen Gärten im engen Contacte. Selbst auch die ländliche Bevölkerung fühlt den wohlthätigen Einfluss der Europäer, indem sie von denselben verbesserte Geräthschaften und Maschinen, gute Wege-, Canal- und Brückenanlagen, Unterricht und ärztlichen Beistand erhält. Ueberall bemerkt man den europäischen Einfluss zu einem Systeme sich gestalten. Wir überlassen es daher dem Urtheile jedes Unbefangenen, sich die Folgen dieser Amalgamation selbst zu ziehen.

Wenige Städte der Erde können sich rühmen, so gute macadamisirte Strassen zu besitzen wie Bombay. Während der letzten 15 Jahre sind dort 29 neue Strassen entstanden und dem öffentlichen Verkehre übergeben worden. Sie bilden meist 24 Meter breite, mit schattigen Bäumen bepflanzte und mit eleganten Trinkständern und Wassertrögen versehene Boulevards. Dampfroller sind in beständiger Thätigkeit, um die Wege in gutem Zustande zu erhalten. Doppelte Tramwaygeleise liegen auf allen Hauptstrassen und Pferde- und Ochsen-Cabriolets sind wie in Calcutta stets in Anspruch genommen. Die letzteren sind besonders unter den Hindus beliebte Vehikel. Die Ochsen sieht man stets reinlich gehalten, gut gehegt und gepflegt. Die Pferde hingegen erfreuen sich weniger einer sorgfältigen Behandlung. Auf den Strassen begegnet man auch oft kolossalen schwarzen, höckerigen Kühen, die zu oder von den Wasserreservoirs getrieben werden. Man pflegt sie daselbst dreimal täglich zu waschen und zu bürsten, während welcher Operation ihnen auch die vorgeschriebene fromme Verehrung durch Gebetemurmeln und Verbeugungen erwiesen wird. Die Kühe haben in der Regel ein prachtvolles Aussehen und gewähren ihren Eigenthümern durch den Milchverkauf ein gutes Einkommen. Es

herrscht dort der löbliche Gebrauch, dass die Milchverkäufer mit ihren Kühen vor den Fenstern ihrer Kundschaften zu erscheinen haben, um sie daselbst zu melken. Das ist gewiss das beste Mittel gegen die Milchverfälschung.

Die Strassen Bombays machen auf die Europäer einen sympathischeren Eindruck als die von Calcutta, weil Alles, was die Strassen bildet, zusammen in einem harmonischen Verhältnisse steht. Es existirt ein Gesetz, dass alle modernen Bauten in architektonischer Beziehung in Harmonie mit ihrer Umgebung zu bringen sind.

Die englischen Häuser in Bombay, wenngleich nicht so gross und elegant wie in Calcutta, sind sehr bequem und vornehm eingerichtet. Sie sind insoweit im europäischen Style aufgeführt, als es die klimatischen Verhältnisse gestatten, und verlieren nur insoferne an ihrer architektonischen Schönheit, als alle dem Sonnenscheine ausgesetzten Seiten mit tiefen Verandas bedeckt sind. Wenn an Abenden diese luftigen Hallen glänzend beleuchtet und mit Blumen und schönen Frauengestalten geschmückt sind, geben sie der Stadt ein ungemein heiteres und liebliches Aussehen, an das sich der Fremde stets mit Vergnügen erinnert.

Das Erdgeschoss der Häuser ist gewöhnlich für Magazine eingerichtet, in denen man alle Arten europäischer und indischer Erzeugnisse aufgestapelt findet.

Die Handelsleute sind theils Europäer, theils Parsen und Indier, welche, nachdem sie den gesetzlichen Eingangszoll für die ausländischen Waaren bezahlt haben, von der Regierung mit keinerlei anderen Abgaben mehr beschwert werden, sondern nur noch die sehr mässigen städtischen Steuern zu entrichten haben.

Die Preise der Waaren gehen in den europäischen Magazinen meistens sehr hoch, während man einen und denselben Artikel in den Buden der einheimischen Kaufleute um ein Drittel, ja sogar um die Hälfte billiger erstehen kann. Die Ursachen davon sind, weil die europäischen Kaufleute ein viel kostspieligeres Leben führen als die eingebornen, weil sie hohe Miethen für ihre mit übertriebenem Luxus ausgestatteten Magazine zu bezahlen haben und weil sie schliesslich trachten, so schnell als möglich reich zu werden, um

sich mit ihrem Vermögen nach Europa zurückziehen zu können; während die eingebornen Kaufleute sehr einfach leben, wenig Geld für Vergnügungen ausgeben und billige Magazine halten.

Das Leben in Bombay ist nicht theuer. Wir wohnten z. B. im Esplanaden-Hôtel, dem grössten und besten der Stadt, und bezahlten für ein elegant möblirtes Frontzimmer im 2. Stock mit vollständiger Verpflegung, Bedienung, Beleuchtung und Bädern täglich 5 fl. ö. W.

Unter allen Ländern Asiens zeichnet sich Indien durch seinen kolossalen Reichthum an den verschiedensten Naturerzeugnissen aus. Man findet dort mit wenigen Ausnahmen Alles vereint, was die Natur im südlichen Asien hervorbringt. Die Producte des Pflanzenreiches namentlich sind so mannigfaltig, dass man zu dem Glauben verleitet wird, als wenn dort im Schoosse der Erde ganz andere Naturkräfte thätig wären. Fast alle Gewürze, deren Verbrauch mit der fortschreitenden Civilisation Hand in Hand geht und deren sich die Menschen zu ihren verfeinerten Genüssen, als auch zu medicinischen Zwecken bedienen, haben zu allen Zeiten jene sonnigen Regionen zu ihrem Vaterlande gehabt. Ausser diesen haben auch zwei Artikel, die für die Bekleidung der Menschen von grosser Bedeutung sind, nämlich die Baumwolle und die Seide, dort ihre Heimat und werden bis *dato* in stets steigenden Quantitäten erzeugt; abgesehen davon, dass sich deren Cultur nach und nach auch in anderen Ländern und Erdtheilen eingebürgert hat.

Der Wunsch, mit einem Lande, das so reiche und mannigfaltige Naturschätze besitzt, in Handelsverbindungen zu treten und in demselben Niederlassungen zu gründen, ist seit undenklichen Zeiten her die Ursache zu unzähligen commerciellen und politischen Unternehmungen gewesen. Und in der That gibt es heutzutage auf der Erde kein civilisirtes Land mehr, welches nicht auf directe oder indirecte Weise mit Indien in Handelsverbindungen steht. Die Eröffnung des Suez-Canales hat viel zu dem grossen Aufschwunge des Verkehres beigetragen.

Unter allen Handelsartikeln Ostindiens spielt die Ausfuhr der Baumwolle eine hervorragende Rolle. Das Baum-

wollengeschäft hat dort im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts eine riesenhafte Grösse erreicht. In manchen Jahren betrug der allein nur für China bestimmte Export dieses Artikels 80.000 Ballen à 375 Pfund = 30,000.000 Pfund.

Von 1783 bis 1876 ist die Baumwollausfuhr aus Bombay von 114.138 Pfund bis auf 501,477.439 Pfund per Jahr gestiegen, welches letzte Quantum einen Werth von 12,619.403 Livres Sterling repräsentirte. Laut der Berichte des Zollamtes von Bombay betrug die Gesammt-Ausfuhr und der respective Werth dieses Artikels in den Jahren 1849 bis inclusive 1876 2.494,104.963 Pfund und 75,991.774 Livres Sterling.

Der Werth der während des nordamerikanischen Bürgerkrieges (1861 bis 1868) aus Bombay ausgeführten Baumwolle betrug 107,914.235 Livres Sterling, also im Durchschnitte jährlich 21,502.807 Livres Sterling.

Unter so bewandten Umständen kann man sich natürlich nicht wundern, wenn wilder Speculationsgeist die Geschäfte ergriff und Banken zu Dutzenden entstanden, die zum grössten Theile wenig soliden Werth besassen und meistens nur unter sich mit ihren Actien speculirten. Die grösste Zahl dieser Geldinstitute vermochte daher den Stürmen der Zeit nicht zu widerstehen. Sie betraten mit blendendem Glanze das Welttheater und verliessen dasselbe wieder gleich Kometen, ohne eine Spur von sich zurückzulassen; nur der Fluch der durch sie ruinirten Gläubiger folgte ihnen nach.

Gleich nach der Beendigung des amerikanischen Bürgerkrieges trat in Bombay eine fürchterliche Reaction ein, denn von England liefen die Hiobsposten ein, dass in Liverpool der Preis der besten amerikanischen Baumwolle plötzlich von 19½ auf 11 Pence zurückgegangen sei und dass noch mit Zuversicht weitere Preisermässigungen zu erwarten sind.

Alle diejenigen, die sich über ihre pecuniären Mittel in Baumwollspeculationen eingelassen hatten, waren nothwendigerweise gezwungen, ihre Zahlungen einzustellen. Eine der Parsenfirmen eröffnete mit einem Passivum von drei Millionen Gulden ö. W. den Reigen endloser Bankerotte und rief dadurch eine Panique von unbeschreiblicher Wirkung

hervor. Jedermann fiel nun die Binde von den Augen und man sah klar, dass die nominellen Capitalien der vielen Geldinstitute nur in Papieren bestanden, die keine solide Deckung aufzuweisen vermochten.

Als der Krach hereingebrochen, verschwanden wie durch einen Zauberstreich plötzlich alle edlen Metalle, man sah nichts mehr als Papiergeld und viele angesehene Firmen und Banken fielen gleich Kartenhäusern zusammen, weil sie mit Rechenpfennigen anstatt mit wirklichem Gelde spielten. Die Angst, die Verwirrung und das Misstrauen war in den ersten Tagen der Katastrophe so gross, dass das Volk die besten Banknoten, selbst auch die der Bank von England nicht mehr annehmen wollte. Man schrie nur nach Silberrupien, aber die befanden sich in feuer- und einbruchsicherer Gewahrsamkeit.

Es wurde constatirt, dass mehrere öffentliche Geldwechsler die Noten der solidesten Banken nur mit sehr hohen Disconten versilberten.

Noch vor dem Ende des Jahres 1867 waren in Bombay alle financiellen Gesellschaften verschwunden und alle Banken ruinirt bis auf elf, die entweder schon lange vor dem Krach existirten und grosse reelle Capitalien besassen oder deren Hauptsitze nicht in Bombay waren.

Im Verlaufe von nur etlichen Tagen verschwanden in Bombay aus dem Verkehre siebzig Millionen Livres Sterling, ohne eigentlich zu wissen, wo sie hingekommen sind.

Unzählige Speculanten wurden durch den unheilvollen Krach in den Abgrund des Verderbens gerissen, während sich andere kaum am Rande desselben zu erhalten vermochten. Das einzige Tröstliche, das uns bei der Betrachtung jener traurigen Ereignisse mit dem Schicksale zu versöhnen vermag, besteht darin, dass all' die furchtbaren Schläge des Schicksals und der bösen Menschen Bombay nicht bleibend zu ruiniren vermochten und dass sich in den letzten Jahren dessen Handel wieder zu einer solchen Höhe emporgeschwungen hat wie nie zuvor.

Bei der sich fortwährend steigernden Ausfuhr von Baumwolle hat sich das Bedürfniss herausgebildet, die Ballen in ein möglichst kleines Volumen zusammenzupressen, um

dadurch Raum und Transportkosten zu ersparen. Es haben sich daher zu diesem Behufe Gesellschaften gebildet, die aus England mächtige Dampf-Pressapparate kommen liessen, um mit denselben das Verpacken der Wolle auf den Productionsplätzen zu besorgen, Geschäfte, die sehr gewinnbringend sind, wie aus der stetig zunehmenden Concurrenz zu ersehen ist. Manche dieser Gesellschaften besorgen ausser der Verpackung der Waare auch den Transport bis nach Bombay.

Die Baumwollballen werden jetzt allgemein auf ein Viertel ihres früheren Volumens zusammengepresst, welches, den Bedingungen der Eisenbahnen entsprechend, Colli von 10 Cubikfuss und 392 Pfund Gewicht ergibt.

Im Jahre 1875 gab es in Bombay fünf solche Gesellschaften, die mit einem Capital von 20.000 Livres Sterling arbeiteten.

Die Verfertigung von Baumwollenstoffen wurde schon im vorigen Jahrhunderte in Hindostan mit so grossem Vortheile betrieben, dass man in der Lage war, solche nach England auszuführen. Das Jahrhundert war noch nicht abgelaufen, als die Ausfuhr solche Dimensionen angenommen hatte, dass in England die Befürchtung auftrat, dass bald alle heimischen Baumwollen-Spinnereien für immer geschlossen werden müssen, denn die ostindischen Baumwollen- und Seidengewebe konnten in jener Zeit auf den brittischen Märkten bei einem Nutzen von 50% doch noch billiger verkauft werden als die in England erzeugten.

Ein Sturm der grossen Fabriksbevölkerung war im Anzuge, denn Tausende von Arbeiterfamilien schienen dem Bettelstabe zu verfallen. In jenem kritischen Augenblicke war England gezwungen, Massregeln zu ergreifen, die damals nicht überall eine günstige Beurtheilung fanden und namentlich von seinen Feinden einem scharfen Tadel unterzogen wurden. Die ostindische Baumwollen-Industrie sollte nämlich unterdrückt oder dem glänzenden Aufschwunge derselben wenigstens eine Bremse angelegt werden. In Folge dessen wurde angeordnet, dass in England auf alle indischen Gewebe ein Schutzzoll von 70—80% erhoben werden soll. Das war beinahe einem Einfuhrverbote gleich. Wohl blieben den indi-

schen Fabrikanten noch die orientalischen und australischen Märkte offen, diese waren aber in jener Zeit nur zu schwache Consumenten, als dass sie sich durch diesen wuchtigen Schlag nicht fast zu Tode getroffen fühlten. Ihre Fortexistenz war viele Jahre hindurch nur ein kummervolles Vegetiren.

Wir müssen hiebei erinnern, dass, als die indischen Gewebe mit dem hohen Eingangszolle belastet wurden, in England jene grossen Verbesserungen im Maschinenwesen noch nicht ins Leben gerufen waren, die später dem ganzen Manufacturwesen einen neuen Impuls und eine neue Gestalt verliehen und die Preise auf ein Minimum herabdrückten. Nachdem in den englischen Manufactur-Districten die Arkright'schen Maschinen allgemein eingeführt waren, konnte natürlich bei der Billigkeit, Reinheit und Vollkommenheit der durch diese erzeugten Gewebe von einer indischen Concurrenz durch Handarbeit keine Rede mehr sein und der hohe Eingangszoll wurde selbstverständlich wieder aufgehoben.

Gegenwärtig ist es Jedermann bekannt, zu welcher Anerkennung die brittischen Baumwollengewebe auf den Märkten der ganzen Welt gelangt sind. Nicht nur die civilisirten Völker greifen mit Vorliebe nach diesen Erzeugnissen, sondern auch die Wilden fangen bereits an, sich wegen der grossen Billigkeit derselben zu bedienen.

England beherrschte von jener Zeit ab wieder alle Hauptmärkte Indiens. Um sich von der kolossalen Einfuhr englischer Baumwollenwaaren in Indien einen Begriff zu machen, diene, dass von 1849 bis 1873, also in 25 Jahren, in

Bombay	Calcutta	Madras
5.011,348.898 Met.,	8.617,670.586 Met.,	3.889,911.535 Met.

Baumwollengewebe und in demselben Zeitraume in

Bombay	Calcutta	Madras
160,835.762 Pfund,	340,141.972 Pfund,	94,584.668 Pfund

Baumwollengarne importirt worden sind.

Mit dem Jahre 1873 trat in der Einfuhr englischer Baumwollengewebe nach Indien ein Wendepunkt ein und ist selbe seit jener Zeit im stetigen, in England Schrecken erregenden Rückgange begriffen, denn die Indier haben nach der Wiener Weltausstellung, welche ihnen so viel des Belehrenden darbot, angefangen, England mit den gleichen Waffen zu bekämpfen,

indem sie theilweise schon ihr beliebtes Handarbeitssystem aufgegeben haben und zu den Maschinen übergegangen sind.

Wenn man bedenkt, dass in Ostindien grosse Capitalien zu technischen Unternehmungen vorhanden sind, dass die Zahl der grossen Fabriken, wie weiter unten gezeigt wird, in beständiger Zunahme begriffen ist, dass das indische Volk bedeutende Fähigkeiten zu mechanischen Beschäftigungen besitzt, dass alle Rohstoffe, wie Baumwolle, Seide, Farbhölzer und Kräuter, reichlich im Lande vorhanden sind, dass die indischen Arbeiter viel weniger Bedürfnisse haben als die englische Fabriksbevölkerung und desshalb bedeutend billiger arbeiten, und dass, wenn man sich Ostindien als einen grossen Fabrikationsplatz für Baumwollen- und Seidenwaaren denkt, die Transportkosten von dort nach Persien, Arabien und Afrika einerseits und China, Melanesien, Polynesien und Australien andererseits viel weniger kosten werden als von England aus; so dürfte man nach Zusammenziehung aller dieser Factoren zu dem Schlusse berechtigt sein, dass nach und nach dem Handel mit englischen Baumwollenerzeugnissen in den orientalischen und austral-asiatischen Ländern eine gewaltige Lähmung bevorsteht, die sehr verhängnissvoll für die englischen Fabriksverhältnisse werden können, wenn nicht die englische Intelligenz auf's neue Mittel und Wege entdeckt, durch welche es ihr möglich ist, ihre Superiorität auch fernerhin zu behaupten. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika stehen die Auspicien für die englischen Manufacturen ebenso ungünstig.

Im Jahre 1854 wurde in Bombay durch eine Gesellschaft die erste Spinnfabrik gegründet, welches Unternehmen seit jener Zeit eine lebhafte Nachahmung gefunden hat. Die Ausfuhr von Baumwollenstoffen und Garnen von Bombay im Jahre 1864 überschritt nicht den Betrag von 43.000 Livres. Im Laufe der folgenden 5 Jahre steigerte sich die Ausfuhr laut zollämtlicher Ausweise auf 341.000 Livres. Von 1870 bis 1874 betrug die Ausfuhr 4,023.862 Meter Zeuge und 1,673.758 Pfund Garne im Gesammtwerthe von 174.274 Livres; und in den Jahren 1875 und 1876 belief sich die Ausfuhr von Stoffen auf 13,781.190 Meter und die der Garne auf 8,890.205 Pfund im Gesammtbetrage von 2,066.987 Livres.

Eine Fabrik mittlerer Grösse von circa 30.000 Spindeln und 600 Stühlen beschäftigt in Indien 100 Knaben und Mädchen, 100 Weiber und 800 Männer, zusammen 1000 Arbeiter.

Die Löhne betragen für Knaben und Mädchen 5 Rupien = 5 fl. ö. W., für Weiber 8 Rupien und für Männer 16 Rupien monatlich.

Die Arbeitszeit dauert eigentlich von 6 bis 6 Uhr, eine Stunde für das Mittagsmahl inbegriffen, doch lässt man in der Regel die Weiber eine halbe Stunde früher weggehen. Die Männer arbeiten oftmals schon per Stück. Die Ausfuhr der ostindischen Baumwollenstoffe ist meist für China, Melanesien und Polynesien berechnet.

Mit Ende des Jahres 1873 waren in Bombay 44 Baumwollenfabriken im Gange, die zusammen mit einem Capitale von 3,346.400 Livres Sterling gegründet worden sind. Davon gehörten 22 Fabriken den Eingebornen.

1876 spiegelte sich der ausländische Handel Bombays in den folgenden Ziffern ab:

Einfuhr:

Spirituosen . . .	216.332 Gallonen,	Werth	200.128 Livres
Weine	168.125 „	„	148.635 „
Metalle	1,092.270 Centner,	„	1,321.913 „
Rohseide	2,140.607 Pfund,	„	596.406 „
Zucker	586.800 Centner	„	861.849 „
Thee	2,089.521 Pfund	„	200.007 „
Wollenzeuge . .	2,971.435 Yards	„	293.962 „
			3,622.900 Livres.

Ausfuhr:

Getreide	1,208.662 Centner,	Werth	521.646 Livres
Häute und Felle	168.125 Stück,	„	228.903 „
Opium	41.586 Kisten,	„	529.608 „
Sämereien	3,102.538 Centner,	„	1,721.876 „
Gewürze	5,415.036 Pfund,	„	111.960 „
Rohe Baumwolle	16,200.512 „	„	697.636 „
			3,811.629 Livres.

Die Erzeugung des Opiums ist in beständiger Zunahme begriffen.

Der in der Ratschputána gelegene District „Malva“ unter dem Wendekreise des Krebses liefert davon den grössten Theil und die besten Sorten. Der Handel in diesem Artikel ist sehr gewinnreich und liegt in den Händen einiger Marvary-Firmen, die die Waare nach Ahmedabad schaffen und von dort aus weiter in den Handel bringen.

Bombay ist bis *dato* der wichtigste Perlenmarkt im Orient. Im Jahre 1876 belief sich der Umsatz dieses Artikels auf 137.055 Livres Sterling.

Der Handel mit Pferden ist in Indien höchst bedeutend. Während man solche früher ausschliesslich nur von Persien bezogen hat, kommen diese gegenwärtig fast nur von Australien, welches eine ganz ausserordentlich schöne Race liefert.

Ausser den Pferden spielen in Indien auch die Ponny eine grosse Rolle, die nur allein von der Insel Timor bezogen werden.

Die Hindus sind geschickte Metallarbeiter.*) In Bombay gab es im Jahre 1876: 2875 Gold-, 1069 Kupfer- und 1536 Grobschmiede.

Bombay ist unter allen Städten Indiens am meisten anglisirt, nicht etwa wegen der bedeutenden Zahl der Europäer und ihrer schönen Häuser, sondern der färbigen Bevölkerung halber, die im beständigen Verkehre mit den Europäern viele Sitten und Gewohnheiten der letzteren annimmt und den Gang der öffentlichen Angelegenheiten eifrig verfolgt. Alles, was englische und einheimische Zeitungen veröffentlichen, wird mit Hast gelesen und kritisirt. Das Lesen der öffentlichen Blätter ist bei den Indiern so zur Gewohnheit geworden, dass man sie überall auf den Strassen, in den Waggons und in den Magazinen mit Zeitungen in den Händen sieht, was in anderen indischen Städten bei weitem weniger der Fall ist. Dies ist eine sehr gute Sache, denn sie lernen dadurch englisch denken und fühlen und verschaffen sich eine gesunde, achtungswerthe öffentliche Meinung, die auf den Gang der Regierung einen wohlthätigen Einfluss ausübt.

*) Nicol's Eisengiesserei in Bombay beschäftigt 300 Arbeiter und Richardson's & Co. Giesserei und mechanische Werkstätte in Byculla (spr. Baïculla) über 1000 Mann, welche zum grössten Theile Eingborene sind.

Obgleich man in den Strassen der europäischen Stadt den verschiedensten asiatischen Menschenracen Schritt vor Schritt begegnet, so ist der Eindruck, den sie auf den Fremden machen, doch nicht jenem zu vergleichen, den er gewinnt, wenn er sie dort beobachtet, wo sie zu Hause sind. Besuchen wir sie in ihren Stadttheilen zu Byculla (spr. Baïculla) und Calába.

Die zahlreichen Palmen- und Mangos-Wäldchen, zwischen welchen diese Orte in einer malerischen Unordnung erbaut sind, geben dem Ganzen ein reizendes idyllisches Aussehen. In den Strassen befindet sich chaotisch Alles durcheinander, wie: Tempel der verschiedenen Glaubensbekenntnisse, Magazine, Waarendepôts, Zeitungsdruckereien, Schulen, Eisenbahnstationen, Professionisten, die auf den Strassen ihre Werkstätten aufgeschlagen haben, indische Bettelmönche, Gaukler und Geschichtenerzähler. Die Menschenmenge, die dort schreiend und gesticulirend auf- und abwogt, besonders in jenen Strassen, die nach den Landungsplätzen führen, ist wirklich grossartig. Die Frauen der verschiedenen Nationen, die mit Ausnahme der mohammedanischen frei verkehren dürfen, machen das Strassenleben nur noch interessanter. Die schönen plastischen Gestalten mit schwarzen feuersprühenden Augen, die originellen Trachten, die farbenreichen Turbans und die den Bischofsmützen ähnliche Kopfbedeckung der Feueranbeter, Alles dieses zusammen lässt in dem Fremden einen Eindruck zurück, der fest im Gedächtnisse bleibt.

Ein nicht minder anziehendes Genrebild bietet täglich die Esplanade. Diese ist ein grosser ebener, mit einem üppigen Grasteppiche bewachsener Platz, der frei von der Seebrise bestrichen wird. Dahin wandert allabendlich Jung und Alt, Reich und Arm, um frische Luft einzuathmen und sich der angenehmen Kühlung zu erfreuen. Das gesammte Völker-Quodlibet von Bombay findet man dort vereint.

Hier sieht man beim Sonnenuntergange Mohammedaner ihre Teppiche auf der grünen Fläche ausbreiten, um darauf sitzend ihr Abendgebet zu verrichten; dort sitzt ein frommer Parse, der aus den heiligen Büchern des Zoroaster Verse zum Lobe des scheidenden Tagesgestirnes hersagt. Rund um sie herum hüpfen und flattern gleich Schmetterlingen spielende

Kinder und von einem nicht entfernten Kiosk lässt eine Militärmusikbande heitere europäische Weisen erschallen.

Ein Leben ganz anderer Art herrscht in den Docks und auf den verschiedenen Landungsplätzen, deren es dort viele gibt. Die Zahl der ohne Unterbrechung aus- und einlaufenden Localdampfschiffe, die den Verkehr mit den auf der Rhede vor Anker liegenden Oceandampfern und Kauffahrteischiffen aufrechthalten, ist enorm.

Seit der im Jahre 1869 stattgefundenen Eröffnung des Suezcanals ist in den Schifffahrtsverhältnissen zwischen Europa und Bombay eine grosse Veränderung vorsichgegangen. Während sich früher der grösste Theil des Handels über das Vorgebirge der guten Hoffnung bewegte, nimmt er gegenwärtig seinen Lauf fast ganz nur durch den Canal. Im Jahre 1875 liefen in Bombay 325 grosse Canaldampfer mit einer Last von 380.289 Tonnen ein, wo hingegen sich die Zahl der Segelschiffe regelmässig verminderte. In demselben Jahre verliessen Bombay 337 Canaldampfer mit 404.302 Tonnen Last. Die Zahl der angekommenen Küstenfahrzeuge belief sich im besagten Jahre auf 6883 mit 403.477 Tonnen und die der abgegangenen auf 2075 mit 272.849 Tonnen Cargo und 3794 Tonnen Ballast.

Es wird schwer vermisst, dass Bombay bis *dato* keinen Hafen besitzt, in welchen die grossen Seeschiffe zu allen Zeiten sicher ein- und auslaufen können. Diese müssen gegenwärtig drei bis vier Kilometer entfernt auf der Rhede vor Anker liegen, was nicht nur für die Reisenden, sondern auch für das Ein- und Ausladen der Handelsgüter mit vielen Unkosten und Unbequemlichkeiten verbunden ist. Wenn man zur Monsunszeit an Bord oder an's Land geht, so ereignet es sich fast regelmässig, dass man bis auf die Haut durchnässt ankommt. Der Reisende thut daher wohl, wenn er sich mit einem wasserdichten Regenmantel versieht.

Die Bootsleute sowie auch die Fiaker sind in Bombay fast ebenso demoralisirt und verdorben wie die in New-York, welche Stadt in dieser Beziehung eine notorische Berühmtheit besitzt, und halten sich dem Fremden gegenüber an keinerlei Abmachung und keinen Tarif.

Laut gesetzlicher Vorschriften müssen sie stets einen solchen mit sich führen und selben den Reisenden vorweisen, aber sie verstehen ihm eine solche Auslegung zu geben, die immer nur zu ihrem Vortheile ausfällt. Der Fremde kann daher, um diesen schändlichen Prellereien zu entgehen, nichts Besseres thun, als wenn er sich vorerst im Hôtel um die gesetzlichen Fahrpreise erkundigt und sich dann durch das Comptoir des Hôtels einen Fiaker oder ein Boot besorgen und den Posten in Rechnung bringen lässt. Dass man ausser den Fahrgebühren noch Trinkgelder geben muss, versteht sich von selbst, denn Bombay liegt schon in der Region des Bakschisch, welcher in der mohammedanischen Civilisation einen wichtigen Factor ausmacht, und die Fiaker und die Bootsleute sind Mohammedaner.

Bombay würde gegenwärtig nur ein sehr bescheidenes Aussehen haben, wenn nicht zur Zeit des bekannten Speculationsfiebers auf die grossmüthigste Weise Millionen zusammengeflossen wären, um die Stadt zu verbessern und zu verschönern. Jener Zeit verdanken die zahlreichen Prachtgebäude, die Wohlthätigkeitsanstalten, die vortrefflichen Schulen und Bildungsanstalten und die herrlichen Gartenanlagen etc. ihr Entstehen.

Während in Agra, Delhi und Lacknau die classischen im arabisch-maurischen Style aufgeführten Bauwerke die Bewunderung der Fremden erregen, gipfelt hier die architektonische Schönheit in Ornamentalbauten, die meist dem modernen europäischen Geschmacke Rechnung tragen. Das gegenwärtige Bombay hat in der That ein so vornehmes und pomphaftes Aussehen, dass man es viel entsprechender mit dem Namen „Pompbay" bezeichnen soll.

Allen Landsleuten, die nach Bombay kommen, empfehlen wir den Besuch der nachstehend genannten Localitäten:

1. Die öffentlichen Gärten, die zum grossen Theile auf Rechnung wohlthätiger Einwohner angelegt worden sind und über fünf Millionen Gulden ö. W. gekostet haben.

2. Das „Seemanns-Heim", ein prachtvolles Asyl, welches für die Aufnahme alter Matrosen aller Nationen bestimmt ist und von dem vormals regierenden Fürsten „Khanderáo Gaikowár" zu Boroda bei Gelegenheit der Anwesenheit des Herzogs

von Edinburg der Stadt zum Geschenke gemacht worden ist. Es war früher ein Palast des besagten Fürsten und hat 800.000 fl. ö. W. gekostet.

3. Das neue Staatssecretariat, ein herrliches Gebäude von circa 133 Meter Frontlänge, welches eine Dampfdruckerei, ein grosses Archiv und diverse Kanzleien in sich fasst. Der Baustyl ist der altvenetianisch-gothische nach dem Muster des Dogenpalastes.

4. Die Universität-Senatshalle, welche im altfranzösischen Style erbaut ist, wozu der Parse Cowatschi Tschehangier ein Lac Rupien = 100.000 fl. ö. W. beigesteuert hat.

5. Die Universitäts-Bibliothek mit einem herrlichen 84 Meter hohen Thurme *(Belvedere)*, welcher in jedem seiner drei Stockwerke prachtvolle Säle von 30 × 27½′ Raum hat.

6. Das Justizgebäude *(High Court)* im gothischen Style hat über 1,400.000 fl. gekostet.

7. Das Institut für öffentliche Arbeiten, im venetianisch-gothischen Style, welches 400.000 fl. ö. W. gekostet hat. *)

8. Das neue Postamt, kostete 600.000 fl. ö. W., und

9. das Telegraphenamt 250.000 fl. ö. W.

10. Die Statue der Kaiserin-Königin Victoria. Dieses in Ueberlebensgrösse errichtete Werk ist von sehr hohem artistischen Werthe und aus dem Atelier des Bildhauers Noble in London hervorgegangen.

Es gibt wenige solche Kunstproducte der Neuzeit, die verdienen dem Obigen würdig an die Seite gestellt zu werden. Das aus weissem Marmor bestehende Monument ist eine Widmung des schon erwähnten Fürsten zu Boroda in Guzerat**) und trägt zur Aufschrift die Wahlsprüche der Kaiserin:

„*God and my right*“
„*Heaven's light aur guide.*“

*) Die venetianische Gothik hat sich als Baustyl für das tropische Klima nicht als geeignet erwiesen.

**) Khanderáo Gaikowár, Maharádscha von Boroda, stand unter brittischer Oberherrschaft. Seine Missregierung war so arg, dass er fortwährend zur Ordnung gemahnt werden musste. Alle seine philanthropischen und patriotischen Kundgebungen waren nur darauf berechnet, die englische Regierung zu täuschen und ihre Langmuth auf die Probe zu stellen. Diese nahm aber ein Ende, als er sich 1874 in einem grossen politischen Vergiftungsprocesse

11. Die neuen Markthallen. Diese sind für die Fremden ganz besonders interessant, weil sie sich in denselben einen kurzen Ueberblick über die Reichhaltigkeit der indischen Naturproducte und deren Preise verschaffen können. Die Hallen sind ganz denen von Paris nachgebildet und mit allen möglichen Victualien aus dem Thier- und Pflanzenreiche auf das beste versehen.

12. Das Rathhaus.

13. Das Münzamt.

14. Die Residenz des Gouverneurs und der botanische Garten in Parel.

Die öffentlichen Feste.

Die Zahl der öffentlichen Feste ist in Indien fast durchgehends in Abnahme begriffen. Das Volk hat von den Engländern gelernt, dass die Zeit Geld ist und dass von der nützlichen Verwendung seiner physischen und geistigen Kräfte sein Wohlsein abhängt. Aber trotzdem gibt es der Festtage und namentlich derjenigen, die sich die Frommen durch das Wallfahren nach den heiligen Oertern bereiten, leider noch zu viele.

Wenn man z. B. annimmt, dass sich in ganz Indien bei einer Bevölkerung von 234,450.000 Einwohnern jährlich nur 100 Millionen Menschen an denselben betheiligen und dabei zusammen durchschnittlich eine Zeit von 500 Millionen Tagen opfern; wenn man ferner die Reisespesen einerseits und den möglichen Verdienst andererseits täglich nur mit 20 Kreuzer per Person berechnet, so geht dem Lande jährlich der ungeheuere Betrag von 100 Millionen Gulden ö. W. verloren. Dies verdient wohl, dass auf die Abschaffung der Wallfahrten hingewirkt werde.

betroffen fand. Die Regierung wollte nicht allein den Stab über ihn brechen, sondern berief zur Untersuchung der peinlichen Angelegenheit eine aus sechs Europäern und sechs angesehenen indischen Fürsten bestehende Commission, welche nach Prüfung der Thatsachen das „schuldig“ einstimmig aussprach. Hierauf erfolgte seine Entthronung und seine Ueberführung als Staatsgefangener nach Madras, wo er einen schönen Gartenpalast bewohnt und von der Regierung eine monatliche Pension von 10.000 fl. ö. W. erhält.

Die hauptsächlichsten Volksfeste in Bombay, an welchen sich das Volk mehr oder weniger noch betheiligt, sind:

1. das Mahurrum oder der Trauermonat der Mohammedaner;

2. das Laternenfest (Diwali);

3. der Kokosnusstag;

4. das Fest der achten Menschwerdung des Krischna (Avaterschaft);

5. das Kreuzigungsdrama der portugiesischen Christen in Bandora;

6. das Holi-Fest.

Das Mahurrum hat eine historische Bedeutung. Die muselmannische Geschichte erzählt nämlich, dass Hassain und Hassan, die Söhne Ali's, des ersten Kalifen und der Fatime, der Tochter des Propheten Mohammed, plötzlich eines unnatürlichen Todes starben. Dieses Ereigniss hatte damals unter der mohammedanischen Bevölkerung eine allgemeine Trauer hervorgerufen, die sich bis auf die Gegenwart erhalten hat. Während die Schjiten (Türken) sich mehrere Tage hindurch grossen Trauerbezeigungen hingeben, verbringen die Sunniten (Perser) die Zeit in Freudenfesten. Beide Secten befinden sich während jener Tage in einer grossen Aufregung und stehen einander in zwei feindlichen Lagern gegenüber. Obgleich sie sonst ziemlich gut mit einander auskommen, sind sie in den Tagen der entfesselten Leidenschaften nicht wieder zu erkennen. Alle Dissonanzen des uralten Hasses ertönen in ihnen wieder und reizen sie zum Kampfe auf, bei welchem es nie ohne Blutvergiessen abgeht. Meist wird diese Gelegenheit auch zu politischen Demonstrationen benützt. Mahurrum.

Am 20. März 1872, am Vorabende des Mahurrum, bald nach der Ermordung des Vicekönigs, Lord Majo, durch einen Sunniten, waren grosse Unruhen in Aussicht, welche die Polizei in ausserordentlicher Wachsamkeit erhielten und dieselbe schliesslich veranlassten, das Fest für das besagte Jahr ganz zu verbieten. Aber ungeachtet dessen kamen die beiden Parteien doch so ineinander, dass eine grosse Zahl der Sunniten im Meere ihren Tod fand. Die Bosheit der Schjiten ging so weit, dass sie der Polizei zu-

riefen: „Diese sind die Leute, welche eueren Vicekönig ermordeten, schliesset auf einige Augenblicke euere Augen, d. h. lasst uns hantiren und wir wollen ihr Blut aus unseren hohlen Händen trinken und den Platz reinwaschen, auf dem sie stehen." Dieses ist wohl ein derber Beweis des hochgradigen Hasses und der Wuth!

Das Laternenfest oder Diwali stammt eigentlich aus China, wird aber überall im östlichen Asien gefeiert. Die etymologische Bedeutung des Wortes „Diwali" wird hergeleitet von den Wörtern „Dipa" = eine Lampe und „Ali" = eine Reihe.

Diwali.

Es ist eines der lieblichsten, der menschlichen Phantasie zu verdankenden Feste, bei welchem Alt und Jung Freude und Fröhlichkeit athmet. Dieses Fest wird bei Gelegenheit des indischen Neujahres fünf Tage hindurch gefeiert. In China dauert das Fest einen ganzen Monat. Laut alten Herkommens müssen vor dem Beginn des Festes die Kaufleute ihre Bücher abschliessen und ihre Rechnungen ordnen, was im Unterlassungsfalle gewissermassen die Ausschliessung aus der Kaste zur Folge haben würde. Das ist gewiss eine sehr lobenswerthe Einrichtung, um die man die Orientalen beneiden darf. Am Abende der ersten Illumination bewegen sich ungeheuere Volksmassen in bunten festlichen Kleidern durch die Strassen. Hindus, Mohammedaner, Parsen, Malayen, Neger, Singalesen, Chinesen, Juden und neugierige Europäer bilden zusammen ein Quodlibet, aus dem alle Sprachen des Orients und Europas wiederhallen. Alle jubeln, schreien, gesticuliren und wünschen, dass die Sonne ihren Lauf beflügeln möchte. Ueberall bemerkt man Anstalten und Vorkehrungen zur grossen Beleuchtung und zu Feuerwerken. Endlich beginnen die Schatten der Nacht sich auf die Erde niederzusenken und sowie nur das Licht des Abendsternes sichtbar wird, steigen etliche Raketen in die Höhe, um unter tausendstimmigen Jubelrufen des Volkes *„Diwali! Diwali!"* das Zeichen zum Anfange des Festes zu geben.

Von allen Seiten hört man nun den Ausbruch der Freude ertönen, die im Tanze und Gesang ihren Ausdruck findet. Mit dem Gesange ist es wohl nicht weit her, denn er besteht nur aus einem wilden, näselnden, eintönigen, rhyth-

muslosen Gejauchze, auf welches sich aber die Asiaten doch sehr viel einbilden. Die Laternen werden nun nach und nach in Begleitung zischender Raketen und knallenden Feuerwerkes angezündet. Es dauert nicht lange und Alles um und um schwimmt im Lichte und die Atmosphäre selbst scheint durch den Reflex sich in ein Feuermeer zu verwandeln. Das Auge vermag kaum eine Stelle an den Gebäuden oder an den Bäumen zu entdecken, die nicht vom Lichte wiederstrahlt. Zwischen den Häusern, zwischen den Bäumen und quer über die Strassen sind Leinen gezogen, die mit farbenreichen papierenen Laternen behängt sind. Es herrscht eine grosse Freiheit bei diesem Feste, ähnlich wie beim Carneval in Italien, aber trotzdem bleibt jedermann in den Schranken der Bescheidenheit, wissend, dass ihn jede Ueberschreitung des Anstandes in eine unangenehme Collision mit der wachsamen Polizei bringen würde.

Ganz besonders reizend nehmen sich bei solcher Gelegenheit die Verandas der Häuser der vornehmen Classen der Eingebornen aus, in welchen man zahlreiche junge indische Frauengestalten, wie Schmetterlinge, heiter hin- und herflattern sieht, um sich der Liebe, Lust und Seligkeit zu erfreuen. Ihre Gesichter sind meist stark geschminkt, die Haare mit Rosen bespickt und ihre schlanken Leiber mit Gürteln umgeben, die aus Gold, Silber und Edelsteinen verfertigt sind. Es ist gestattet, Blumensträusschen unter sie hineinzuwerfen und von dort zu empfangen. Die Hinterwände der Verandas sind, der gegenwärtig herrschenden Mode entsprechend, dicht mit Nürnbergerbildern bedeckt, welche zwar viel Farbe, aber wenig guten Sinn und noch weniger Kunst an sich tragen.

Dieses Fest nimmt sich in den von den Eingebornen bewohnten und von Palmengärten umgebenen Stadttheilen am schönsten aus, dort macht sich aber bald durch den aufgewirbelten Staub und durch den Rauch und Qualm des in der Laterne brennenden Kokosnussöles eine sehr drückende Atmosphäre fühlbar. Dieses Fest dauert in der Regel bis spät in den Abend hinein und man zieht sich endlich von demselben mit grosser körperlicher Ermüdung, aber mit dem Wunsche zurück, es am folgenden Abende wieder erneuert zu sehen.

Kokosnusstag. Der Kokosnusstag ist gewissermassen ein Danksagungsfest und hat zum Zwecke, dem Meere den ihm gehörigen, in Landesfrüchten bestehenden Tribut für die stattgehabten Ernten darzubringen. Es ist nur ein Hindufest, welches am öftesten in der sogenannten Back-Bai abgehalten wird, welche sich zwischen dem Malabar-Hügelrücken und Colaba ausdehnt und ein ruhiges Wasser hat. Die Menge der an solchen Festen theilnehmenden Menschen ist unübersehbar. Jedermann erscheint hiebei in seinem besten Anzuge, hält mit der linken Hand verschiedene Blumen, einige Reiskörner und eine Kokosnuss und mit der rechten einen aufgespannten chinesischen Sonnenschirm. Das Gewühl sieht einem lebenden Kaleidoskope und einem wandelnden vielfärbigen Dache ähnlich. Eine Zahl Brahminen-Priester in langen gelben Hemden schreitet unter der Volksmenge umher und ist bereit, die vorgeschriebenen Ceremonien an den Einzelnen vorzunehmen.

Bevor diese in Angriff genommen werden, finden kurze commercielle Unterhandlungen über den zu bezahlenden Betrag statt. Wenn man in diesem Punkte einig geworden ist, nimmt der Brahmine eine ernste Miene an und betet für den Supplicanten, dass der Monsun seinen Pflanzungen nützlich oder seinen auf dem Meere schwimmenden Schiffen günstig sein möge etc. Der Bittsteller ist gehalten die Gebete nachzusagen, sonst würden sie nichts helfen. Hierauf giesst ihm der Priester etwas Wasser vom heiligen Ganges in die hohle Hand, dann etwas rothe Farbe, die der Empfänger in das Meer zu schütten hat. Wenn dieses geschehen, dann wirft der Opfernde einige Reiskörner, die Blumen und die Kokosnuss, Eines nach dem Anderen, in das Wasser, denn das sind die Producte des Landes, die der Gottheit am liebsten sind. Zum Schlusse taucht der Priester einen Finger in einen angehängten Farbentopf und macht auf die Stirne des Gläubigen irgend ein hieroglyphisches Zeichen, zum Beweise, dass er seiner religiösen Pflicht Genüge geleistet hat und die Ceremonie ist zu Ende, um mit einem Anderen auf dieselbe Weise vorgenommen zu werden. Im Meere sieht man viele Buben herumschwimmen, um der Gottheit die geopferten Kokosnüsse abzujagen und selbe wieder an Andere billig zu

verkaufen, wozu sich stets willige Käufer finden. Diese Defraudation findet unter dem Volke keinerlei Anstoss und wenn hin und wieder einer dieser bösen Buben von einem Haifische weggeschnappt oder verstümmelt wird, so hat es nicht viel zu bedeuten, denn der Hai hat nach dem Hindu-Glauben auch seine Gottheit, die bei diesem Feste nicht leer ausgehen will.

Die Bettelei bei solchen Festen ist wirklich grossartig, selbst anständig gekleidete Leute schämen sich nicht die Hände nach einem Backschisch auszustreken.

Das Fest der achten Menschwerdung des Krischna ist nur ein Fest der Hindus und wird jährlich am 26. August gefeiert. An diesem Tage sind fast alle Behörden, Banken und Handelshäuser geschlossen. Die Entstehung dieses Festes ist historisch und hat eine Aehnlichkeit mit dem Morde der unschuldigen Kinder durch Herodes. Die indischen heiligen Bücher erzählen Folgendes: Klans, dem Könige von Mathura, wurde von einem Propheten die Eröffnung gemacht, dass er von einem Kinde seiner Schwester, Dewaki, ermordet werden würde. Hierauf tödtet er eigenhändig alle ihre sechs Kinder und glaubte sich nun auf seinem Throne vollkommen sicher. Aber Dewaki gebar noch ein siebentes Kind, welches nichts weniger war, als der Gott Krischna selbst. Sie rettete sein Leben dadurch, dass sie ihn nach Gokul brachte, wo er von einem Kuhhirten auferzogen wurde. Dort wuchs er nun in Gesellschaft des Hirtenvolkes zu einem grossen, starken und, laut bildlicher Darstellungen, schmucken Manne heran. In der Folge ging das Drama der Prophezeiung in Erfüllung, denn Krischna erschlug seinen grausamen Onkel höchst eigenhändig, worauf sein göttliches Wesen allgemeine Anerkennung fand. Krischna war ein sehr leutseliger Gott, der sich durch seine zahllosen in Balladen und Liedern besungenen Abenteuer mit Menschenkindern beim Volke ungemein beliebt gemacht hat. Die heiligen Bücher der Brahminen erzählen, dass er nicht weniger als 6000 Frauen gehabt haben soll. Als er zum achten und hoffentlich auch zum letzten Male im Königreiche Audh das irdische Jammerthal betrat, hatte er sich nur mehr mit einer einzigen Frau begnügt.

Krischna's achte Menschwerdung.

Die ganze Nacht vor Beginn des Festes wird in den Tempeln unter feierlichen Gebeten zugebracht, während welcher besonders Begeisterte unter den Versammelten mit Geisseln herumgehen und jeden nach Herzenslust durchpeitschen, der ihnen in den Weg kommt. Niemand darf sich über eine solche Behandlung beschweren. Man behauptet, dass jene Frommen, deren Innerstes ganz vom Wesen der Gottheit durchdrungen ist, bei der Geisslung keinen körperlichen Schmerz empfinden sollen. Das Fest endigt mit Musik unter Tanzen und Springen und zum Schlusse laufen die Andächtigen nach dem Meeresufer, um sich gegenseitig mit Wasser zu begiessen. Dies ist gewiss das beste Mittel, sie wieder nüchtern zu machen und ihre Aufregung zu beruhigen.

Das Kreuzigungsdrama der portugiesischen Christen in Bandora.

Das Passionspiel in Bandora.

Das Kreuzigungsdrama findet seit beinahe 200 Jahren in der Charwoche in der katholischen Kirche der portugiesischen Gemeinde zu Bandora statt. *) Das Programm des Dramas enthält die ganze Leidensgeschichte des Heilandes mit Einschluss der Grablegung und Auferstehung in sich und die Aufführung derselben nimmt daher drei Tage in Anspruch. Die Darstellung wird strenge nach dem vorgeschriebenen katholischen Religionsgebrauche gehalten. Die Darsteller halten keine Dialoge und Monologe wie jene des Passionsspieles in Oberammergau, sondern nehmen nur einen mimischen Antheil daran. Der belebende geistige Theil wird durch die Gebete und Gesänge der Priester ausgeführt. Da die Kirche sehr reich ist, so hat sie Zeit und Mittel genug, sich von einem Jahre auf das andere gehörig vorzubereiten, die nöthigen darstellenden Individuen auszuwählen und selbe mit ihren Rollen auf das beste vertraut zu machen.

Die „Bombay-Zeitung“ sprach sich hierüber folgendermassen aus:

*) Bandora ist eine reizende, idyllische Ansiedlung am Meere und an der Eisenbahn, 10½ englische Meilen von Bombay entfernt.

„Alles bewegt sich natürlich, würdevoll und der Situa- „tion angemessen, in antiker Kleidung. Alles Auffallende ist „vermieden und Alles das beseitigt, was Veranlassung zu „einer Anstössigkeit oder falschen Auslegung von Seite pro- „testantischer Bekenner geben könnte. Alles geht seinen ern- „sten feierlichen Gang wie in einem Uhrwerke und bildet „eine natürliche, lebende Illustration der Leidensgeschichte „unseres Herrn und Erlösers, insoweit in die Mysterien ein- „gegangen und der Gegenstand menschlich dargestellt werden „kann. Die Ceremonie bei der Grablegung ist ungemein „rührend und die Feierlichkeiten bei der Auferstehung blen- „dend und wahrhaft hinreissend."

Der Besuch der Kirche zu Bandora in jenen Tagen ist enorm und die Ausführung des Dramas übt einen grossen Eindruck sowohl auf die anwesenden Christen als auch auf die Hindus aus, welche zu Tausenden auf den Knien liegen und nach ihrer Art beten.

Alle Kreuze und Monumente im Kirchhofe werden am Charfreitage reich mit Blumen geschmückt, wozu die Hindus nicht wenig beisteuern. Obgleich diese gerne die äusseren Ceremonien der katholischen Kirchen mitmachen und in der That auch viele sich in die Gemeinschaft der Kirche auf- nehmen lassen, so sind sie im grossen Ganzen denn doch noch sehr weit vom Aufgeben ihrer heidnischen Gottheiten entfernt.

Ein Hindu sagte: „Es ist Alles eines und dasselbe. Wir beten Gokutti an und sie (die Christen) das Crucifix. Es gibt keinen Unterschied zwischen beiden Religionen."

Das Holi-Fest ist ein Ueberbleibsel des von der Re- Holi-Fest. gierung aufgehobenen grausamen Schwingfestes, mit welchem in der Regel auch Saturnalien gefeiert wurden. Der Theil, der davon noch übriggeblieben ist, trägt nur einen carneval- artigen Anstrich an sich. Die Theilnehmer bewerfen sich gegenseitig, nicht wie in Italien mit Confecten und faulen Eiern, sondern bestreuen sich nur mit rother Farbe, wobei sie sich mit den Frauen grosse Freiheiten erlauben, wenn sich solche bei dem Feste einfinden. Der mehrfach erwähnte weiland Maharadscha von Boroda war sehr für dieses Fest eingenommen. Seine früheren Unterthanen erinnern sich noch

einer Gelegenheit, bei welcher dieser noble Herr eine Zahl prostituirter Frauen zum Feste beorderte und aus kleinen auf den Rücken von Elephanten postirten und mit rother Farbe geladenen Kanonen auf sie schiessen liess, wobei eine der Frauen getödtet wurde. Glücklicherweise haben nun dergleichen Ausbrüche von Uebermuth und Roheit im brittischen Indien für immer ein Ende.

Die Umgebung von Bombay.

Die Umgebung von Bombay bietet ausser den reichen tropischen Plantagen und Hainen wenig des Interessanten dar. Das, was davon eine Erwähnung verdient, ist die Residenz des Gouverneurs in Parel und der schön bewaldete Malabar-Hügelrücken. Auf dem letzteren ist von den reichen Einwohnern Bombay's eine grosse Zahl prachtvoller Bungalos und Villen erbaut worden. Auf dieser luftigen stets von den Seebrisen bestrichenen Anhöhe gibt es Vergnügungslocalitäten aller Art, die sich eines sehr starken Zuspruches zu erfreuen haben. Der ganze Höhenzug ist ein vulkanisches Gebilde, aus dessen Felsen zahlreiche Quellen hervorsprudeln, die viel zum Reize der Landschaft beitragen.

Am Fusse des Hügelrückens brechen sich schäumend die riesigen Wogen des indischen Oceans. Auf dem Strande entwickelt sich eine lebendige Scenerie nationalen Lebens. Dort gibt es Schiffszimmerplätze, Gruben, in welchen auf die primitivste Weise Seesalz gewonnen wird, und kleine und grosse zwischen Korallenriffen angelegte Weiher, die während der Flutzeit stets reichlich mit Fischen gefüllt werden. Ueberall sieht man dichte Menschenmassen versammelt, zwischen welchen schreiende Garköche mit ihren unsauberen Laboratorien auf- und abziehen und eine aus Reis, Cury und Pfeffer bereitete braune Brühe anbieten, die von der färbigen Race eben so gerne getrunken wird, wie anderwärts der Schnaps.

Reiche Leute gehen während der heissen Jahreszeit
Punah. nach Punah, dem Sanitarium von Bombay, welches 119 englische Meilen entfernt ist. Es liegt 1806 Fuss hoch in

einer romantischen Gegend des Ghatgebirges und ist per Eisenbahn in drei Stunden zu erreichen. Punah ist seiner gesunden Lage halber der militärische Hauptlagerplatz des Landes. Ein Besuch und Aufenthalt von einigen Tagen daselbst gehört zum guten Tone. Für den Comfort sorgen die Hôtels, die fast die Zahl 60 erreichen, wo man für 3—10 fl. täglich eine höchst preiswürdige Pension findet.

Ein Besuch der Elephanten-Grotte

(*Gharipuri*, d. i. Stadt der Höhlen).

Wenige Fremde werden Bombay verlassen, ohne die Elephanten-Insel und die dortigen aus massiven Felsen ausgehauenen Grotten besucht zu haben. Diese berühmte Insel kann man per Dampfer in circa einer Stunde erreichen. Das Landen ist gegenwärtig den Besuchern sehr leicht gemacht. Die Elephantá.

Auf der südlichen Seite der Insel, am alten Landungsplatze, stand früher ein aus schwarzem Gesteine gehauener Elephant, welcher der Insel den modernen Namen gab, und in der Nähe desselben befand sich vor 200 Jahren auch die Figur eines Pferdes. Beide Denkmale wurden von früheren Reisenden als grosse Kunstwerke beschrieben; leider ist im Verlaufe der Zeit nichts mehr von ihnen übriggeblieben als ein unförmlicher Steinklumpen, in welchen der Elephant zusammengeschrumpft ist. Dieser liegt gegenwärtig im Victoriagarten zu Bombay.

Nachdem der Besucher einige vom Landungsplatze aus in die Felsen gehauene Stufen erklommen hat, erreicht er dem Eingange der Höhle gegenüber eine kleine Grasfläche, wo man meist ein Bischen verweilt, um sich an der schönen Aussicht auf die Bai und die grosse Stadt zu erfreuen.

Ein kolossaler Porticus führt gerade in den Haupttempel ein, der die Form eines lateinischen Kreuzes hat und einer alten Basilica ähnlich ist. Wenn sich die Augen an die dort herrschende Dunkelheit einigermassen gewöhnt haben, bemerkt man erst die enormen Dimensionen und die herrlichen Formen dieses wundervollen sculpturischen Werkes.

Im Inneren stellen sich vier Reihen gleichförmiger, aus massiven Felsen gehauener und in gleichmässigen Entfernungen befindlicher Säulen dar, die zu dem in der Mitte des Hintergrundes aufgestellten dreiköpfigen Riesengötzenbilde führen. Der optische Effect ist durch das bläuliche Licht oder vielmehr durch die dort herrschende Dämmerung in der That bezaubernd. Die Säulen sind sehr einfach und weichen in ihrer Form von den griechischen Systemen ganz und gar ab. Sie haben im Verhältnisse zu ihrer Höhe ein sehr massives, in der Mitte zusammengepresstes Aussehen und bringen auf den Beschauer das Gefühl hervor, als wenn sie durch die auf ihnen lastenden kolossalen Felsenmassen zusammengedrückt wären.

Der Tempel, wenn man sich dieses Ausdruckes bedienen darf, misst 36 Meter in die Länge und ebensoviel in die Breite, die Capellen nicht eingerechnet, die sich nach beiden Seiten hin öffnen. Es ist sehr zu bedauern, dass dieses herrliche Werk dem Untergange verfallen ist, denn das zur Regenzeit in dasselbe eindringende Wasser hat eine solche zersetzende Wirkung auf das Gestein, dass bereits mehrere der Säulen äusserst schadhaft geworden sind. Ebenso befinden sich auch die meisten der steinernen Götzenbilder in einem leidenden Zustande. Die Wandfiguren haben eine Höhe von 10 Fuss und sind *en basrelief* so schön und rein ausgehauen, dass sie, von einer geringen Entfernung aus betrachtet, wie freistehende Statuen erscheinen. Das Hauptgötzenbild hat eine Höhe von 20 Fuss.

Man war lange Zeit hindurch der Meinung, dass das grosse Götzenbild der Repräsentant der indischen Dreieinigkeit (*Trimurti*) sei, doch gelehrte Brahminen haben dargethan, dass es allein nur den Gott Schiwa, den Zerstörer, vorstellt. Ob es nun die Trimurti oder der Schiwa sein soll, das ist für uns Europäer gleichviel. Wir haben es nur mit einem monumentalen indischen Kunstwerke von grossem Werthe zu thun, das leider allem Anscheine nach dem Zahne der Zeit zur allmählichen Zerstörung überlassen bleiben wird. Die Brahminen betrachten die Elephanta als ein entweihtes Heiligthum und haben keine Neigung mehr, für die Wiederherstellung derselben unter ihren Glaubensgenossen Propaganda zu machen.

Ueber das Alter dieses merkwürdigen Bauwerkes sind die Meinungen sehr verschieden. Ein Stein, der sich früher über dem Portale der Grotte befand und die Beschreibung derselben enthielt, könnte hierüber Aufschluss geben; aber dieser Stein wurde seinerzeit von den Portugiesen nach Lissabon geschleppt und ging dort spurlos verloren.

Wenn man den Traditionen der Brahminen Glauben schenken darf, und dies dürfte wohl das Sicherste sein, so soll das Alter der Elephanta nicht über das X. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinausgehen.

Reise von Bombay nach Aegypten.

Während der Zeit des südwestlichen Monsuns gehören die Fahrten auf dem indischen Ocean nicht zu den angenehmsten und namentlich nicht jene auf dem arabischen Meere zwischen Bombay und Aden. Es reisen dann nur Leute, welche reisen müssen, und die Dampfschiffe sind daher in jener Periode nie überfüllt.

Wir nahmen uns einen Platz zu der Fahrt von Bombay nach Ismaïlia auf einem, der englischen Ankergesellschaft gehörigen Dampfer. Es war die „Trinacria" von 420 Pferdekraft, deren Abreise schon nach etlichen Tagen bevorstand. Das Schiff lag weit auf der Rhede und war in Ladung begriffen. Wir gingen am Vorabende an Bord. Dort fanden sich im Ganzen nur 10 Passagiere der ersten Classe ein und darunter zwei Frauen mit kleinen Kindern. Obgleich das Schiff mehr für den Waaren- als für den Personentransport berechnet war, hatte es immerhin 68 Schlafstellen für Reisende, d. i. vier auf eine Cabine, gerechnet. An Plätzen war daher kein Mangel und jeder Passagier konnte sich eine Cabine nach Belieben auswählen. Das Schiff sass vermöge seiner starken Ladung tief im Wasser und es war voraus zu sehen, dass es, nach seemännischem Ausdrucke, ein feuchtes sein werde, d. h. dass während des herrschenden Monsuns die Wogen oft über

Die Trinacria.

das Verdeck schlagen werden. Hierin war aber nichts mehr zu ändern; wir hatten einmal unser Leben der „Trinacria" anvertraut und mussten nun das Schicksal einer langen Seereise mit ihr theilen.

Die erste Nacht war eine sehr unruhige, denn es wurde unausgesetzt an der Einladung gearbeitet. Um 8 Uhr Früh war Alles zur Abreise fertig. Bald darauf erschien der Capitän. Um 11 Uhr wurden die Anker gelichtet, ein paar Kanonenschüsse abgegeben und das Schiff drehte Bombay den Rücken.

So wie man bei einem Pferdekaufe erst nachträglich die wahren Eigenschaften des Thieres kennen lernt, so bemerkten die Reisenden auch schon nach ein paar Tagen, dass auf dem guten Schiffe „Trinacria" gar Vieles besser sein könnte. Mit der dort herrschenden Reinlichkeit und Ventilation war es nicht weit her. Die Fenster der Cabinen durften wegen der hochgehenden See nicht geöffnet werden und die inneren Schiffsräume wiesen daher eine Temperatur auf, die nie weniger, aber oft mehr als 29° R. betrug. Der Verschluss der Fenster hinderte übrigens nicht, dass bei jeder Sturzwelle Wasser durch dieselben eindrang, die „Trinacria" war daher der Voraussetzung gemäss im vollen Sinne des Wortes ein feuchtes Schiff. Des Tages über hielt sich jedermann auf dem Verdecke auf, wo man in dünnen weissen Anzügen herumwandelte und meist bis auf die Haut durchnässt war. Aus diesem Umstande machte man sich nicht viel daraus, weil man auch stets bald wieder trocken wurde. Aber die Qualen, die man während der Nacht im Inneren des Schiffes durch die Hitze zu ertragen hatte, vermochten Einen fast zur Verzweiflung zu bringen. Zu diesem Uebel gesellten sich auch noch die Ratten, deren die „Trinacria" eine ungeheuere Menge und von wahrhaft tropischer Grösse beherbergte. Kein Kleidungsstück war vor ihrer Zerstörungswuth sicher, wenn es nicht frei an der Decke der Cabine aufgehängt wurde. Schon in der ersten Nacht unserer Fahrt fielen sie über die Schuhe eines Passagiers her, der es unterliess dieselben aufzuhängen, und zernagten alle weichen Ledertheile. Leider besass derselbe nur ein Paar und musste nun zum Gelächter der übrigen Reisenden ohne solche herumgehen, bis er sich ein Paar andere von einem

Matrosen erstand. Jeden Morgen beim Frühstücke drehte sich die Unterhaltung über die erfolgten Angriffe der abscheulichen Thiere. Diese liessen es nicht bei den Effecten allein bewenden, sondern attaquirten sogar auch die schlafenden Passagiere. Es kam hin und wieder vor, dass sie den Kindern Bisswunden beibrachten. Unter den Reisenden befand sich ein junger Herr, der viel auf seine langen Fingernägel hielt und fortwährend an denselben schabte, feilte und bürstete, bis ihm in einer schönen Nacht eine Ratte zu seinem grossen Leidwesen einen Fingernagel zernagte. Obgleich das abergläubische Schiffsvolk die Ratten nicht, wie die Hindus im Durga-Tempel zu Benares die Affen, als heilige Thiere verehrte, so wollte es sich doch zu keinerlei Verfolgung derselben herbeilassen. Es blieb nur den Katzen übrig, die polizeiliche Ordnung ein Bischen aufrecht zu erhalten, diese waren aber zu feist, als dass sie sich viel um ihre Pflicht bekümmerten.

Wir hatten uns in dem auf dem Verdecke befindlichen kleinen, eisernen Rauchsalon ein Plätzchen erobert, das wir mit Bewilligung des Capitäns auch als Schlafstelle benützten, wenn sich die Gesellschaft zurückgezogen hatte, die sich dort allabendlich zu lustigen Zechgelagen versammelte. Wir wähnten auf das beste etablirt zu sein und hatten daselbst bereits ein paar Nächte ruhig zugebracht, als uns der Monsun einen argen Schabernack spielte, indem er während der Nacht durch die offenen Fenster eine riesige Sturzwelle hineinwarf, die in einem Augenblicke den ganzen Raum einen Fuss hoch mit Wasser füllte.

Da die Temperatur des Badezimmers der eines Dampfbades gleichkam, so machte der Capitän den Herren den Vorschlag, sie an jedem frühen Morgen auf dem Verdecke mit der Schiffspumpe übergiessen zu lassen, was allgemein mit Beifall angenommen wurde. Es war ein höchst humoristisches Bild, wenn die Herren in Reihe und Glied aufgestellt und vor ihnen ein Matrose mit dem Pumpenschlauche in der Hand stand und sie tüchtig mit Oceanwasser begoss. Es muss mit Dank anerkannt werden, dass der Capitän und der Steward sich stets durch Höflichkeit und Liebenswürdigkeit auszeichneten und bemüht waren, den Reisenden den Aufenthalt auf das möglichste angenehm zu machen.

Die „Trinacria“ machte bei ihrem Tiefgange und bei dem beständigen Kampfe mit dem Monsun eine so langsame Fahrt, dass sie per Stunde kaum mehr als 6 Knoten = circa 10½ Kilometer zurücklegte. Da das Schiff ausser etlichen alten Reisebüchern und einem unbrauchbaren Pianino keine anderen Hilfsmittel für die Unterhaltung der Gesellschaft darbot, so fing man bald an, sich zu langweilen und sehnte sich aufrichtig nach der Ankunft in Aden. Am 11. Tage wurden die ersten Gebirgsspitzen von Arabien sichtbar und am 13. nach unserer Abfahrt von Bombay erreichten wir endlich die Rhede von Aden. Es war um die Zeit des Sonnenunterganges, als gerade die phantastischen Felsengebilde, an deren Abhängen die Casernenstadt und die gigantischen Festungswerke gebaut sind, in der herrlichsten Abendbeleuchtung schwammen. Alles glühte in der Abendröthe und theilte den Reflex dem Meere mit, welches eine blutrothe Färbung annahm. Die Nacht war bereits vollständig hereingebrochen, als die Anker in die Tiefe fielen. Der Schein der Laternen der vielen im Hafen liegenden Schiffe und die Lichter der im Hintergrunde befindlichen Gebäude tanzten auf den zitternden Wellen und erzeugten ein recht hübsches nächtliches Panorama. Wir bestiegen noch um ½8 Uhr ein Boot, um uns an das circa 1 Kilometer entfernte Ufer rudern zu lassen. Dort suchten wir noch spät den österreichisch-ungarischen Consul auf, um von demselben nähere Details über das Schicksal des unglücklichen „Meikong“ zu erfahren. Die Mittheilungen lauteten leider trostlos. Unsere Effecten waren rettungslos verloren. Aus den Mittheilungen entnahmen wir, dass der prachtvolle Postdampfer in einer finsteren, sehr stürmischen Nacht dem Golfe von Aden zusteuerte. Der Capitän wähnte das Cap Quardafui vor sich zu haben, als das Schiff etwa 20 englische Meilen südlich beim Cap Ras-Hafun plötzlich auf ein Korallenriff auflief und daran mit dem Hintertheile hängen blieb. Der Anprall war ein so verhängnissvoller, dass sich die unteren Räume sogleich mit Wasser zu füllen begannen. Die Mitternachtsstunde war noch nicht lange vorüber, als sich die Katastrophe ereignete und die Passagiere unter Angst und Schrecken von den Betten auf das Verdeck trieb. Eine unbeschreibliche Verwirrung herrschte daselbst, bis man über die

Situation in's Klare kam. Nothsignale ertönten und stiegen zischend und flammend gegen den Himmel empor. Bald darauf erschienen auch zwei englische Dampfschiffe in der Nähe der Katastrophe. Die Capitäne waren aber bald von der Unmöglichkeit überzeugt, etwas Erspriessliches zur Rettung des Schiffes thun zu können, ohne sich selbst einem ähnlichen Schicksale preiszugeben, und erklärten, dass ihnen keine andere Hilfsleistung möglich sei, als die Schiffbrüchigen auf der nördlichen Seite des Vorgebirges im Golfe von Aden zu erwarten.

Auf dem „Meikong" wurden nun die aufopferndsten Anstrengungen gemacht, um das Ufer zu erreichen, das glücklicherweise nicht sehr entfernt war. Den heroischen Bemühungen gelang es auch, alle Unglücklichen bis auf ein paar Menschenleben zu retten. Die armen Schiffbrüchigen befanden sich nun auf trockenem Lande und warteten den Anbruch des Tages ab. Es war eine unbekannte und unbewohnte Gegend, weit und breit war keine Hilfe zu erwarten, denn eine unabsehbare Sandwüste war vor ihnen ausgebreitet. Wohl fanden sich bald einige Chomalis*) ein, aber bloss in der Absicht, das Schiff auszuplündern. Kaum dass die Sonne über den Horizont emporgestiegen war, strahlte sie auch schon eine Hitze aus, die den Wüstensand allmählich in einen fast glühenden Zustand versetzte. Unter so traurigen Verhältnissen musste die Karawane den circa 20 Meilen langen Marsch nach dem nördlichen Strande antreten. Mehrere der Unglücklichen besassen weder Kopf- noch Fussbekleidung und waren während der Wanderung den furchtbarsten tödtlichen Leiden ausgesetzt. Abgehärmt, erschöpft und mit fast geschmorten Füssen erreichten sie endlich die englischen Dampfschiffe, welche sie nach Aden überbrachten.

Dort herrschte eine unfreundliche Stimmung gegen den Capitän des „Meikong", denn es wurde behauptet, dass ein grosser Theil des Schiffes noch etliche Tage nach der Strandung über Wasser war und dass die Vertreter der Compagnie der *„Messageries Maritimes"* bei grösserer Energie

*) Ein auf der nordöstlichen Küste Afrikas lebendes halbwildes Nomadenvolk, das auch unter dem charakteristischen Namen „die menschlichen Hyänen der Wüste" bekannt ist.

und Ausdauer nicht nur die Postsendungen, sondern auch den grössten Theil des Reisegepäckes hätten retten können, anstatt dass sie die Plünderung des Schiffes den Chomalis überliessen.

Sowie jede andere grosse Verkehrsanstalt scheint auch die Gesellschaft der „*Messageries Maritimes*“ der hin und wieder vorzunehmenden zeitgemässen Reformen zur Aufrechthaltung ihres guten Rufes nicht entbehren zu können. Wir haben grosse Reisen auf den Schiffen der besagten Compagnie gemacht und ihnen zu jeder Zeit gerne den Vorzug eingeräumt; aber dessenungeachtet haben wir in der letzten Zeit von Passagieren, die vermuthlich schärfere Augen hatten wie wir, nicht selten die Beobachtung aussprechen hören, als wenn sich auf manchem jener Schiffe der Grundsatz geltend machte, dass die Reisenden für die Schiffsbeamten, aber nicht diese für die Reisenden da wären.

In später Abendstunde fand sich die Reisegesellschaft der „Trinacria“ laut Verabredung in dem Locale eines Parsen-Restaurants zusammen, um sich an geeisten Erfrischungen zu laben und ein paar Stunden fröhlich zu verplaudern. Hinter den Stühlen waren schwarze Chomali-Buben postirt, die uns mit grossen Fächern Kühlung zuwedelten, was uns für den ganzen Abend eine Anna, d. i. circa 6 kr. ö. W. kostete. Es war bereits Mitternacht vorüber, als sich die Gesellschaft erhob, um auf das Schiff zurückzukehren. Auf dem Quai *(Bunda)* brannten nur mehr wenige Laternen. Den Häusern entlang stand eine lange Reihe chinesischer Schlafstühle, auf welchen der grösste Theil der männlichen Hausbewohner jahraus jahrein seine Nachtruhe zu halten pflegt. Der Strand war mit schnarchenden Chomalis bedeckt, die sich im Sande ihre Schlafstellen ausgewählt hatten. Es bedurfte unserer ganzen Aufmerksamkeit, dass wir nicht über sie hinstolperten. Als wir uns wieder glücklich auf dem Schiffe befanden, vernahmen wir nicht ungern die Mittheilung des Capitäns, dass die „Trinacria“ nicht vor 12 Uhr Mittags in See stechen werde. Beim Laternenscheine hatte Aden ein ganz respectables Aussehen; wir werden nun Gelegenheit haben, dasselbe auch im Sonnenscheine zu betrachten. Als wir am Morgen wieder die Stadt betraten, fanden wir natürlich Alles viel nüchterner

und prosaischer. All' der Glanz der Bunda war verschwunden und es sah dort so unpoetisch aus wie bei Tage auf dem Podium eines Theaters. Nachdem wir die Wasser-Reservoirs und den Stadtgarten besichtigt, hielten wir es in Aden nicht länger aus, denn mit der Morgenbrise ging auch alle Gemüthlichkeit zu Ende. Wir eilten auf das Schiff zurück und wünschten nichts mehr, als dass es bald wieder die Anker lichten möchte.

Aden liegt im Süden der arabischen Halbinsel unter 12° 40′ nördlicher Breite und circa 45° 20′ östlicher Länge. Das ganze Ländchen ist 136 englische Meilen lang und 125 breit und im Westen vom Sultanate Jemen, im Norden und Osten von Hadhramaut und im Süden vom indischen Ocean eingeschlossen. Der Boden besteht nur aus vulkanischen Gebilden. Die Mutter Natur scheint jenen Theil der Erde ganz vernachlässigt zu haben. Kein Baum, kein Strauch, keine Blume und kein Gras entspriesst dem glühenden, steinigen Boden und keine Quelle löscht den Durst des lechzenden Erdreiches. Die Felsen in und um Aden blicken so ungastlich hernieder und haben ein so infernalisches Aussehen, als wenn sie der Aufenthalt feindlicher Dämonen wären. Aden ist wahrlich nicht der geeignete Platz, auf welchem der Fremde einen glücklichen Tag verleben könnte, und bis *dato* hat sich niemand gefunden, der es mit Vergnügen besucht oder mit Bedauern wieder verlassen hätte. Es ist eine Wüste ohne Oase und ein grosses russisches Schwitzbad. Die Producte Adens beginnen mit Bimsstein und endigen mit Bimsstein. Sollte man es wohl glauben, dass ein so trauriger, von der Natur so stiefmütterlich grausam bedachter Ort von gebildeten Menschen zum bleibenden Aufenthalte auserwählt werden kann? Und doch ist es so. England herrscht dort seit 1820 und hat, die politische und commercielle Wichtigkeit des Platzes erkennend, zum Schutze seiner indischen und ostasiatischen Handelsinteressen auf jenen wilden Felsen grossartige Befestigungen angelegt und selbe mit furchtbaren Geschützen bespickt, die von allen Seiten auf die vorbeisegelnden Schiffe drohend herabschauen. Uns kam es so vor, als wenn in jenem Felsenneste ein alter strenger Schulmeister mit der Zuchtruthe in der Hand sässe, um der übermüthigen

Jugend Zucht und Ordnung zu lehren, die nun ein- für allemal in der Welt zur unumgänglichen Nothwendigkeit gehören. England hatte mit seinen liberalen Einrichtungen in jenem unfreundlichen Winkel der Erde einen wunderbaren Erfolg. Nachdem es den Platz gesäubert und daselbst eine polizeiliche Ordnung etablirt hatte, überliess es ihn den europäischen Ansiedlern, um ihm jene Einrichtungen und Verbesserungen zu geben, welche der Geist unserer Zeit erfordert. Obgleich sich von allen Seiten halbwilde Söhne der Wüste dorthin wenden, um von den Europäern etwas zu erbetteln, so herrscht doch in der Stadt und ihrer Umgebung eine vollkommene Ordnung und Sicherheit. Da die dortige Gegend an grossem Wassermangel leidet, hat die Regierung ein riesiges Reservoir, ein Unicum in seiner Art, anlegen lassen. Leider befindet sich dasselbe im Trockenen, denn seit vier Jahren ist dort kein Tropfen Regen mehr gefallen, was übrigens nicht zu den Seltenheiten gehört. Hierauf errichtete sie einen grossen Dampf-Condensator, um das Meerwasser trinkbar zu machen und dasselbe zu einem mässigen Preise zu verkaufen. Heutzutage sind dort vier solche Privatapparate in Thätigkeit, einer den anderen an Grösse übertreffend, und Aden hat gegenwärtig einen solchen Ueberfluss an gutem und gesundem Trinkwasser, dass es mit demselben auch alle ein- und auslaufenden Schiffe, ja selbst sogar die entfernte Insel Perim versorgen kann. Die Stadt hat bereits einen bedeutenden Umfang und beherbergt gegenwärtig circa 28.000 Einwohner, meist nur Kaufleute aus aller Herren Länder, welche von der Sucht, bald reich zu werden, dahingetrieben worden sind.

Mit den öffentlichen Aufschriften scheint man es dort nicht genau zu nehmen, denn auf dem oberwähnten Wasser-Reservoir steht geschrieben, dass es 210.000 Gallonen Wasser enthalte, während sich in demselben auch nicht ein Tropfen, aber dafür viel Staub und Schmutz befindet, und am Eingange in den sogenannten Stadtgarten liest man die strenge Warnung, keine Blumen abzupflücken, während sich daselbst ausser einigen gänzlich verdorrten Stauden und dahinsiechenden Cacti nichts befindet, was nur halbwegs eine Aehnlichkeit mit Blumen hätte.

Die untere Volksclasse zu Aden besteht in Chomalis, Juden und Parsen. Die ersteren haben das Aus- und Einschiffungsgeschäft in ihren Händen und sind vortreffliche Schwimmer und Taucher. Sie tauchen in die tiefsten Tiefen des Meeres, um eine hineingeworfene kleine Silbermünze heraufzuholen; aber ebenso geschickt tauchen sie auch in die offenen Fenster der Schiffscabinen, um sich irgend etwas von den Effecten der Reisenden anzueignen. Die Juden betreiben das Fiakergeschäft und den Handel mit Straussfedern. Sowie nur ein Dampfschiff ankömmt, erscheinen sie dutzendweise auf dem Verdecke, um ihre Waaren anzubieten. Die Preise derselben sind stets sehr überhalten, gehen aber schliesslich auf den dritten oder vierten Theil herab. Die Parsen beschäftigen sich mit dem Kleinhandel und halten Magazine, in denen man alle nur erdenklichen Waaren bekommen kann, wenn man geneigt ist, enorme Preise dafür zu bezahlen. Diese Rotte ist gleich den Hyänen, ohne Mitleid und soll, wie man erzählt, die armen Schiffbrüchigen des „Meikong“ schmählich behandelt haben.

Aden hat unstreitig, so weit es von der menschlichen Macht und Intelligenz abhängt, eine bedeutende Zukunft. Seit der Eröffnung des Suez-Canals ist es bereits das Stelldichein und Kohlen- und Wasserdepôt der Schiffe aller seefahrenden Nationen geworden, was die respectiven Regierungen durch Errichtung von Consulaten anerkannt haben. Die Entfernung von Bombay beträgt 1630 und von Suez 1308 englische Meilen.

Von Aden nach Suez.

Es herrschte grosse Freude unter den Reisenden, als die „Trinacria“ die Rhede von Aden verliess, um heimwärts zu steuern. Das Schiff war reichlich mit frischem Proviant und Kohlen versehen und der Maschinist schien mit den letzteren nicht sparsam umzugehen, denn die Esse blies ungeheuere Massen Rauches aus und die Maschine keuchte, als wenn sie aus den Fugen gehen wollte. Wir verloren bald

die Küste Arabiens aus den Augen. Eine öde, traurige Wasserfläche breitete sich um uns her aus, die nur dann und wann durch einen vorbeifahrenden Dampfer oder Segler belebt wurde. Kein Lüftchen regte sich, die Sonne stand noch fast über unserem Scheitel und sandte eine fürchterliche Glut herab, die in jenem Winkel der Erde zwischen Asien und Afrika viel schwerer zu ertragen ist, als in der Nähe des Aequators. Die Reisenden wälzten sich stöhnend auf dem Verdecke herum und machten einer dem anderen jedes Plätzchen streitig, wo irgend eine Zugluft fühlbar war. Jeder schrie um Eiswasser, was den Steward zur Erklärung bewog, dass, wenn es so fortgehe, das in Aden empfangene Eisquantum schon nach zwei Tagen verbraucht sein werde.

Wir befanden uns in der Strasse von Bab-el-Mandeb, Bab-el-Mandeb.
die Todespforte, in der That eine sehr treffende Benennung, denn man kann sich den Eingang in das Bereich des Todes nicht trostloser vorstellen. Man möchte in Verzweiflung ausrufen: „O Bab-el-Mandeb, nichts als Sand und Brand und Flut und Ebb'!“ Der Abend rückte heran und wir hofften, dass, wenn die Sonne nur erst hinter den Sandhügeln der afrikanischen Küste verschwunden sein wird, uns ein kühler Abend erfreuen würde. Leider war dem nicht so, denn die durchglühten Lüfte Asiens und Afrikas schienen sich dort zu umarmen und die armen Reisenden in ihrer Umarmung ersticken zu wollen. Der Capitän mahnte zur Geduld und sagte, dass, wenn wir nur erst die Insel Perim im Rücken haben und das Schiff eine gerade nördliche Richtung eingeschlagen haben wird, sich eine bedeutende Erleichterung fühlbar machen werde. Endlich erschien das ersehnte Eiland, Perim.
Es war in Abendschatten gehüllt. Von den ausgedehnten Festungswerken konnte man nur noch die äusseren Umrisse wahrnehmen. Diese Insel sieht aus wie ein von Giganten aus dem Meere emporgehobener Felsenkoloss und wie eine riesige Mausefalle, die jedem feindlichen Schiffe den Untergang bereiten kann. Es war 10 Uhr Abends und die Insel war bereits hinter uns verschwunden; aber die erwartete kühlende Erleichterung wollte sich noch immer nicht einstellen. Müde und erschöpft warfen wir uns endlich auf unser Lager auf dem Verdecke und schliefen auch bald in den

Armen der Geduld ein. Am nächsten Morgen kam die ersehnte nördliche Brise und machte wieder Alles recht.

Am folgenden Tage fuhren wir beim Dahlak-Archipel vorüber, der eine Länge von circa 150 englischen Meilen einnimmt. Zahllose kleine und grössere Eilande ragen 60 bis 70 Meter über dem Wasser hervor, entbehren aber jeglicher Vegetation und sind gänzlich unbewohnt; sie dienen nur den Möwen und Reihern, deren es dort eine unzählbare Menge gibt, zu Brutstätten. Das rothe Meer ist dort ausserordentlich fischreich. Es ist nicht ohne Interesse, diesen Vögeln bei ihren Manövern zuzusehen, wie sie auf die Fische Jagd machen. Da die Möweneier als sehr geschmackvoll gepriesen werden, so könnte von solchen dort eine reiche Ernte gemacht werden.

Der Dampfer hielt sich während seiner Fahrt nach dem Norden stets in Sicht der ägyptischen Küste. Eine ununterbrochene Gebirgsreihe zieht sich derselben entlang, die während der heissen Jahreszeit ein sonnenverbranntes Aussehen hat und nur an jenen Stellen etwas Gras- und Baumwuchs aufweist, wo eine Quelle aus der Erde hervorrieselt. Was aber diesem an malerischen Formen sehr reichen Gebirgszuge einen grossen Reiz verleiht, das ist die wundervolle violette Beleuchtung, welche die Reisenden immer mit trunkenen Blicken betrachten. Der Strand ist oft von sehr bedeutender Breite, aber ungemein dünn bevölkert. Es ist auffallend, dass sich auf der afrikanischen Seite nicht ein einziger Fluss in das rothe Meer ergiesst, während auf der asiatischen Seite mehrere dahin ihren Lauf nehmen.

Am 6. Tage unserer Fahrt erscholl plötzlich der Ruf: „Land nordwärts in Sicht!“ Wir veränderten daher unsere Stellung und schauten nach der Richtung hin, wo ein dunkler Punkt zum Vorscheine kam. Es war Ras Mohammed, das südliche Vorgebirge der sinaischen Halbinsel, die sich wie ein Dreieck in das Meer hineinstreckt und dasselbe in zwei Meerbusen theilt. Der von Suez ist 258½ Kilometer lang und 17 bis 31 breit, und der von Akabah hat eine Länge von circa 172 und eine Breite von 9 bis 17 Kilometer. Die Küste, anfangs niedrig, entwickelt sich nach und nach zu einem

Gebirgsstocke, der eine Höhe von 1200 bis 1600 Meter über dem Meere erreicht. Es ist das *„Gebel-el-Musa“*, das Moses-Gebirge, an das sich so grosse geschichtliche Erinnerungen knüpfen und das von allen Passagieren mit ungetheiltem Interesse betrachtet wird. Der Fuss des Gebirges scheint auf einer breiten Sandfläche zu ruhen, welche nur bei hoher Flut vom Meere bespült wird, während sich sein Kamm in der luftigen Höhe sehr charakteristisch ausnimmt. Ungefähr 120 Kilometer vom südlichen Ende der Halbinsel entfernt erheben sich zwei nahe beieinanderliegende, bedeutend über ihre Umgebung emporragende Berge, die historisch als „der grosse und der kleine Sinai“ bekannt sind. Welcher von diesen zweien der eigentliche Sinai ist, auf welchem einst Sinai. Moses die Gesetztafeln erhielt, konnte bis *dato* noch nicht bestimmt werden und wird bei der Pedanterie der Forscher der biblischen Geschichte vielleicht nie bestimmt werden. Da dieses Thema auch von unserer Reisegesellschaft ventilirt wurde, so machte ein anwesender Amerikaner die folgende treffende Bemerkung: „Wenn diese zwei Berge bei uns in Amerika wären, würden wir dem obschwebenden Streit mit einem Streiche ein Ende machen. Wie ich bemerke, ist der südlichere dieser Berge mit zwei kurzen hörnerähnlichen Spitzen gekrönt; da nun das Haupt des Moses emblematisch meist mit zwei Hörnern abgebildet ist, so würden wir jenem Berge dort die Ehre anthun und ihn im Congresse zu Washington für den eigentlichen echten Sinai erklären und der Streit hätte ein- für allemal ein Ende.“

Jenseits dieser Berge dehnt sich die Wüste „e'Tih“ aus, n welcher die Israeliten 40 Jahre herumwandern mussten, bevor es ihnen gestattet war, in das gelobte Land einzuziehen. Schräge dem Sinai gegenüber auf der ägyptischen Seite liegt der kahle Gebirgszug *„Gebel-ez-Zeit“*, d. i. Oelgebirge, welches reich an Petroleum sein soll.

Es war ungefähr unter dem 28.⁰ nördlicher Breite, wo wir Abends auf der ägyptischen Küste einer prachtvollen landschaftliche Scenerie ansichtig wurden. Das Gebirge schien plötzlich wie abgeschnitten und liess einen freien Platz offen, auf welchem ein Felsenkoloss lag, der einer riesigen Kirchenruine ähnlich ist. Die Aehnlichkeit ist so frappant, dass man

auf sie nur ein Dach zu setzen braucht, um ihr ein domartiges Aussehen zu geben.

Am 7. Tage nach der Abreise von Aden erreichte die „Trinacria“ endlich die Rhede von Suez und ging circa zwei Kilometer vom Lande entfernt vor Anker, um die Ankunft der Sanitätsbeamten abzuwarten. Das Schiff sah sich bald von einer Zahl kleiner Boote umgeben, deren Insassen griechische und arabische Kaufleute waren, welche kamen, um den Reisenden verschiedene Waaren anzubieten. Sie durften aber nicht das Verdeck betreten, bevor nicht die Gesundheitsbehörde ihren Besuch abgestattet hatte.

Auf der Rhede von Suez ging es sehr lebhaft zu. Neun grosse Dampfschiffe lagen dort vor Anker, und zwar fünf englische, zwei französische, ein österreichisches und ein italienisches, zwischen welchen sich mehrere kleine Dampfbarken herumtummelten, um den Mäklerdienst zu verrichten. Die Luft war angenehm kühl und alle Passagiere befanden sich plaudernd und scherzend auf dem Verdeck. Wir waren bestrebt, eine Totalansicht von Suez und seinen Umgebungen in uns aufzunehmen. Das war vom Schiffe aus ganz und gar nicht schwer. Gegen Norden liegt die Stadt, das Zollamts- und das Directionsgebäude der Canalcompagnie. Ostwärts macht sich in der Nähe des Meeres und mitten im Sande eine kleine liebliche, mit schattigen Palmen und Bananen bepflanzte Oase bemerklich. Es ist der *Ain Musa,* d. i. Mosesbrunnen, welcher sehr gutes Wasser enthält und bei den Pilgern in hoher Verehrung steht. Gegen Südosten dehnt sich das rothe Meer *) aus und gegen Westen endlich macht das wie mit einem blauen Schleier verhüllte Atakah-Gebirge der Fernsicht ein Ende.

Die Rhede von Suez hat so klares Wasser, dass man fast den Boden des Meeres erblicken und ganz deutlich Haifische herumjagen sieht, von welchen es sehr stark bevölkert ist. Das Baden in jenen Gewässern ist daher strenge untersagt und die Krämer, die mit ihren Waaren in kleinen Booten auf die Rhede hinausrudern, müssen ungemein wachsam sein,

*) Das rothe Meer hat eine Länge von 2586 Kilometer und eine grösste Breite von 440 Kilometer.

um mit diesen gefrässigen Bewohnern des Meeres nicht in Conflict zu gerathen. Von all' den Waaren, die auf unser Dampfschiff gebracht wurden, fand nichts so sehr Absatz als Zeitungen und frische Früchte. Wir sahen dort, seit wir Australien verliessen, zum ersten Male wieder Weintrauben. Diese Fruchtgattung wurde erst in neuerer Zeit in Aegypten eingebürgert und gedeiht dort ganz gut.

Nachdem von der Canaldirection die Anzeige kam, dass die „Trinacria" nicht vor acht Stunden in den Canal einlaufen dürfe, machten wir uns sogleich zur Ausschiffung bereit, denn wir vermochten in uns das Verlangen nicht zu unterdrücken, das Land zu betreten, wo sich zwei Welttheile die Hände reichen. Die ganze Vergangenheit Aegyptens rollte sich vor unserem Geiste auf und wir betraten nicht ohne innere Aufregung den durch die Geschichte geheiligten Boden.

O Aegypten! Land der Pharaonen, der Wunder, der grossen Tempel und der grossen Gräber, der entschwundenen hohen Cultur, Wissenschaft und Weisheit, Land der grossen Vergangenheit, der vegetirenden Gegenwart und der zweifelhaften Zukunft, wie viel kann man aus deiner Geschichte lernen!

Suez war schon in uralten Zeiten, als noch der erste, Suez.
vor ungefähr 1500 Jahren vor der christlichen Aera angelegte Süsswasser-Canal den Nil mit dem rothen Meere verband, für den Transithandel von grosser Bedeutung und besass damals eine viel grössere Einwohnerzahl als heutzutage. Mit der Zerstörung jenes Canales ging auch der Verfall von Suez Hand in Hand, bis es endlich, fast auf nichts zusammengeschmolzen, im Jahre 1857 mit der Eröffnung der Eisenbahn wieder zu neuem Leben berufen wurde. Die Bevölkerung erreichte hierauf schon nach zwei Jahren wieder die Zahl von 5000, aber die Stadt wollte wegen Wassermangels nicht gedeihen. Alles Trinkwasser musste entweder auf dem Rücken der Kameele oder in Booten vom Mosesbrunnen herbeigeschafft werden und da dieses nicht ausreichte, so wurde die Einrichtung getroffen, dass jeder von Cairo kommende Bahnzug ein gewisses Quantum Nilwasser mitzuführen hatte, mit welchem sich die Einwohner die Cisternen füllten. Endlich eröffnete im Jahre 1863 die Suez-Gesellschaft den neuen

Süsswasser-Canal und mit ihm zog auch wieder neues Leben, neue Kraft und Thätigkeit ein und entfaltete sich auf eine so erfreuliche Weise, dass die Stadt gegenwärtig bereits wieder 16.000 Einwohner zählt.

Suez hat für die zur See ankommenden Reisenden die grosse Unbequemlichkeit, dass es vom neuen Landungsplatze einen Kilometer entfernt und durch eine tiefe Sandfläche getrennt ist, über welche man wegen Mangels an Fuhrwerken nur auf Eseln reitend gelangen kann. Die Stadt selbst ist kaum eines Besuches werth und bietet keine andere Merkwürdigkeit dar, als sagen zu können, dass man in Suez war, wenn man nicht ein paar Hôtels, ein paar Filialbanken, Consulate und einige europäische Magazine zu Merkwürdigkeiten zählen will. Es ist weiter nichts als ein Stapelplatz für jene Waaren, die von Arabern gekauft und auf Karawanenwegen nach dem Gebel-Atakah, Awebet und nach der Sinaischen Halbinsel weiter befördert werden. Von Suez führen zwei Schienenwege nach Cairo. Der eine zieht sich directe durch die Wüste und der andere geht über Ismailia dahin. Die festgesetzte Fahrzeit soll auf beiden Linien eigentlich nur neun Stunden dauern; da man es dort aber mit der Zeit nicht besonders genau zu nehmen pflegt, so kommen die Züge meist sehr verspätet auf ihren Bestimmungsorten an.

Das meiste Interesse der Fremden nimmt natürlich der Suez-Canal, das grandiose Werk des genialen Lesseps, in Anspruch. Es ist bekannt, mit welchen Schwierigkeiten die Ausführung des Projectes zum Baue des Canales zu kämpfen hatte und dass es ganz besonders Lord Palmerston war, welcher diesem Werke feindselig entgegentrat, die Idee als eine utopische erklärte und die dabei anzulegenden Capitalien als verloren bezeichnete. So fernsichtig im Allgemeinen dieser grosse Staatsmann war, so hatte er sich in dieser Angelegenheit, wenn er je die Möglichkeit der Ausführung im Ernste bezweifelte, doch gewaltig geirrt, denn der Verkehr hat bereits alle Erwartungen übertroffen. Heutzutage ist die Zahl der englischen Schiffe, die jährlich den Canal passiren, bei weitem grösser als die der übrigen seefahrenden Nationen zusammengenommen.

Der Suez-Canal.

Laut eines französischen Verzeichnisses haben von 1869 angefangen bis Ende 1877 9781 Schiffe mit einer Ladung

von 18,018.263 Tonnen den Canal passirt und der Unternehmung, die Passagiertaxe nicht inbegriffen, 171,173.498 Francs 50 Centimes eingetragen. *)

Wie sich doch die Zeiten und die Menschen mit ihnen ändern! Seit England in den Besitz des grössten Theiles der Actien der Suez-Gesellschaft gekommen ist, denkt es in dieser Hinsicht ganz anders und wir sind der Meinung, dass es gegenwärtig seinen Antheil nicht für den hundertfachen Betrag, den es bezahlt hat, wieder weggeben und jede dem Canal drohende politische Gefahr als einen *casus belli* betrachten würde. Es ist nicht unmöglich, dass England früher oder später ganz in den Alleinbesitz dieser berühmten Wasserstrasse sammt Allem was d'rum und d'ran ist, kommen wird. Obgleich ein solches Ereigniss für die moralischen, culturellen und commerciellen Interessen Aegyptens als ein Glück zu begrüssen wäre, so stehen ihm derzeit durch die Concurrenz der übrigen europäischen Grossmächte doch noch überaus grosse Hindernisse im Wege.

Lesseps' Idee war ein Schoosskind unserer Zeit und ihre Verwirklichung entsprach einem tiefgefühlten Bedürfnisse. Es war ein Unternehmen, welches wohldurchdacht, berechnet und mit fachmännischer Kenntniss und Energie durchgeführt war. Das Werk musste daher trotz aller verschiedenen Schwierigkeiten und Hindernisse gelingen. Die Arbeiten wurden am 25. April 1859 begonnen. Da die Ebene von Suez niedrig und morastig und bei hochgehender Flut den Ueberschwemmungen ausgesetzt war, so musste erstlich ein langer, solider Damm ins Meer hineingeführt werden, um den Andrang der Wogen abzuwehren. Gleichzeitig wurde auf der linken Seite der Einfahrt in den Canal ein nobler Platz geschaffen und auf demselben ein Complex eleganter Gebäude errichtet, welche das Zollamt und die Canaldirection in sich enthalten. Vor den Gebäuden befinden sich kleine Gartenanlagen und steinerne Treppen führen nach dem Wasser hinab, auf welchem sich eine Zahl bewimpelter Boote und Gondeln schaukelt.

*) Im Jahre 1881 sollen den Canal 2727 Schiffe mit einer Last von 35 Millionen Tonnen befahren haben. Von diesen war die Zahl der englischen Schiffe um $5^4/_5$mal der aller anderen Nationen zusammengenommen überlegen. Welch' ein riesiger Fortschritt!

Gleich hinter diesen Gebäuden bildet der Canal ein grosses Bassin, in welchem sich die Peninsular- & Oriental-Dampfschifffahrts-Gesellschaft einen kleinen Hafen und eine Reparaturwerkstätte angelegt hat. Die besagte Compagnie wird meist nur mit den Buchstaben „P. and O. Co." bezeichnet und „Pi—an—o Co." ausgesprochen.

Schaluf. Die Canalisirung der 18 Kilometer langen Strecke von Suez nach den Höhen von Schaluf hatte der Gesellschaft grosse Mühewaltung verursacht. Ganz besonders waren es die ersten 10 Kilometer durch die Sümpfe von Suez, die viel Geld verschlungen haben. Man beabsichtigte anfänglich dort den Canal auf nassem Wege herzustellen, indem man den Süsswasser-Canal dahin leitete, um die Erde in einen dünnflüssigen Schlamm zu verwandeln und selben dann mit grossen Pumpwerken auszuschöpfen. Bald aber stand man von dieser Idee ab und ging zum Drainiren über, das von besserem Erfolge begleitet war. Bei Schaluf musste der Boden circa 9 Kilometer lang bedeutend tief in Stein und harten Sandschichten durchstochen werden. Man fand beim Durchstiche versteinerte Theile von Haifischen, Flusspferden, Schildkröten etc. Die Geologen behaupten, dass die Höhen von Schaluf durch den Vulkanismus emporgehoben worden sind und dass dadurch die Trennung der Bitterseen von dem rothen Meere verursacht worden sei. Dies erscheint um so glaubwürdiger, als in den ersteren die gleichen Muscheln und die gleiche maritime Vegetation angetroffen wird wie in dem letzteren. Dieses Ereigniss muss aber erst nach der Regierung Ramses des XIII., circa 1320 Jahre v. Chr., stattgefunden haben; denn man nimmt an, dass dieser der Pharao war, unter welchem die Israeliten aus Aegypten auswanderten und der denselben nacheilend, bei Schaluf, das damals mit dem rothen Meere in Verbindung stand und folglich den Einwirkungen der Ebbe und Flut ausgesetzt war, sammt seinem Heere zu Grunde gegangen ist. Die ägyptische Geschichte widerspricht wohl diesem Factum durch die Behauptung, dass der Pharao Ramses XIII. in Theben begraben sei. Genug, dem sei, wie ihm wolle. Wir haben es nicht mit der Stipulation des Exodus der Israeliten aus Aegypten, sondern nur mit der Beschreibung des Suez-Canales zu thun. Beim Durch-

stiche der obbesagten Höhen mussten 40.000 Kubikmeter Felsen gesprengt und weggeschafft werden. Der Canal hat dort das solideste Fundament und ist 57·4 Meter breit.

Bald hinter Schaluf, 29 Kilometer von Suez entfernt, öffnen sich die Bitterseen, deren Länge 38 und deren grösste Breite 11 Kilometer beträgt. Im kleinen Bittersee befindet sich der Hafen, welcher für die im Dienste des Canales stehenden Boote bestimmt ist. Rothe eiserne Bojen bezeichnen den Lauf des Canals, welcher nach dem 31. Kilometer von Suez eine nordwestliche Richtung einschlägt und nach weiteren 16 Kilometer in den grossen Bittersee einmündet. Ein hoher eiserner Leuchtthurm bezeichnet jene Stelle. Dieser See hat das Aussehen eines kleinen Meeres, denn von manchen Punkten aus sind die gegenüberliegenden Ufer kaum zu erspähen. Grosse Docks sind dort eingerichtet, die den Schiffen jede mögliche Bequemlichkeit darbieten. Es waren daselbst zwei grosse Passagierdampfer, eine Baggermaschine und auch mehrere Lacaldampfboote anwesend, als die „Trinacria“ ankam. Diese traf auch sogleich Anstalten, vor Anker zu gehen, denn die Sonne war bereits untergegangen und der weitere Verkehr auf dem Canale bis zum nächsten Sonnenaufgange eingestellt. Ueber der westlichen Wüste glühte noch die Abendröthe, während über den See schon die nächtlichen Schatten darnieder sanken. Nachdem den Reisenden der Thee servirt war und das Schiffsvolk das Abendbrod eingenommen hatte, begann es rund um uns her lebhaft zu werden. Die feierliche Stille, die anfänglich über den Gewässern schwebte, wurde durch die lärmende Unterhaltung der Reisenden, durch den Gesang der Matrosen und das Schnurren des schottischen Dudelsackes unterbrochen. Kleine Boote schwammen hin und her, denn die Capitäne statteten sich untereinander Besuche ab. Der Abend war klar und hell, kein Wölkchen war am Firmamente zu sehen, nur die Mondessichel zog über dasselbe dahin und beleuchtete die Gegend mit ihrem lieben Lichte, so dass man eine gute Strecke weit in die arabische Wüste hineinsehen konnte. Es war zum ersten Male, dass diese ihr träumerisches Bild vor unseren Augen entfaltete. Wir fühlten uns durch ihren Anblick nicht wenig ergriffen und zogen uns gern auf ein ein-

Die Bitterseen.

sames Plätzchen am Sterne des Schiffes zurück, um uns ungestört tiefer in ihr Wesen versenken zu können. Der Eindruck, den wir durch ihre Betrachtung empfanden, war zwar erhaben, aber zugleich auch traurig. In der Wüste ist es nicht wie auf der hohen See, wo die Sinne des Menschen durch das Spiel der Wellen, durch das Tosen der Wogen und durch das Treiben der mannigfaltigen maritimen Fauna in Anspruch genommen werden. Die Wüste bietet nur einen monotonen, melancholischen Anblick dar. Wir haben die grossen Steppen des südlichen Russland durchzogen und uns manchmal in denselben gelangweilt, weil dort öfters meilenweit keine Quelle, kein Baum und keine menschliche Wohnung zu erblicken ist. Aber man findet dort immerhin eine Vegetation, wenn sie auch oft in nichts Anderem besteht als in Burian, einem dürren Steppenkraute. Man hört das Zwitschern der Vögel, das Sumsen der Insecten, man sieht Schmetterlinge flattern und wilde Bienen herumfliegen, Hasen laufen, Zieselmäuse vor den Eingängen ihrer unterirdischen Wohnungen sitzen, mitunter auch den Meister Reineke daherschleichen, um sich nach einem Leckerbissen für seine Mahlzeit umzusehen. Dort herrscht doch immer Leben und Streben, aber in der Wüste ist nur der Tod. Der Mensch fühlt sich dort so ganz verlassen, so klein und ohnmächtig, dass er gerne in sein Inneres einkehrt und sich der in und über der Natur waltenden Vorsehung empfiehlt.

Früh am anderen Morgen setzte die „Trinacria“ ihre Fahrt fort. Am Ausgange des grossen Bittersees, 60 Kilometer von Suez entfernt, steht ein grosser Leuchtthurm. Alle in dem See aufgestellten Kilometerzeiger sind von Eisen und so eingerichtet, dass sie im Nothfalle auch beleuchtet werden können, wesshalb an jedem derselben eine eiserne Leiter befestigt ist. Es scheint, dass die Gesellschaft anfänglich die Absicht hatte, den Canal auch während der Nacht dem Verkehre zu überlassen. Gegenwärtig ist aber dieser nur den arbeitenden Baggermaschinen und den im Dienste des Canales stehenden kleinen Dampfbooten vorbehalten.

Von der Mitte des grossen Bittersees an nimmt der Canal eine nördliche Richtung und läuft in derselben bis Serapium fort, ein Ort, welchem die Franzosen den Namen

gaben, weil sie dort die Ruinen eines Serapistempels fanden. Daselbst musste der Boden wieder fünf bis sechs Meter tief auf einer fast 9 Kilometer langen Strecke durchstochen werden, was dem Unternehmen die grössten Schwierigkeiten verursachte, indem das dortige Terrain aus hartem Sandstein besteht.

Die Fahrt auf dem Canale ist vermöge der mehrfachen und mitunter ziemlich scharfen Krümmungen, hauptsächlich aber, um das Bett des Canals nicht zu sehr aufzuregen, nur in der festgesetzten Geschwindigkeit von 10 Kilometer per Stunde erlaubt. Die durchschnittliche Weite der Wasserlinie bei niedrigen Gestaden beträgt 100 Meter und bei hohen Gestaden 59 Meter. Die Tiefe des Wassers ist durchschnittlich $8^1/_4$ Meter.

Die Zeit während der Canalfahrt fliesst den Reisenden recht angenehm dahin, denn es bietet sich reichlicher Stoff dar, der zur Betrachtung und Unterhaltung Veranlassung gibt. Auf dem linken Ufer sind Kilometerzeiger aufgestellt, und seit die Engländer Miteigenthümer des Canales geworden sind, haben sie auf dem rechten Ufer auch Meilenzeiger errichten lassen, um ihre Capitäne und Passagiere nicht mit der Kilometerberechnung zu incommodiren. Auf dem linken Ufer befinden sich auch der elektrische und optische Telegraph und die niedlichen Stationsgebäude, die meist mit schattigen Gärtchen umgeben sind, welche sich die Insassen mit Hilfe des süssen Wassers angelegt haben. Alle beim Canale angestellten Beamten und Arbeiter sind Franzosen, die sich das Leben durch geselliges Zusammenhalten sehr angenehm zu machen verstehen. In den Hauptstationen gibt es Restaurants und Kaffeehäuser, die meist patriotische Namen tragen. Geselligkeit und Thätigkeit scheinen dort Hand in Hand zu gehen. Es macht einen recht gemüthlichen Eindruck, in den grünen Verandas Frauen und Kinder arbeitend und unter sich plaudernd und scherzend sitzen zu sehen. Auch Claviere kann man manchmal hören, diese sind aber in der Regel so verstimmt und klingen in so kläglichen Tönen, wie der Wind, wenn er über den heissen Wüstensand dahinstreicht.

Vom nördlichen Ende des Bittersees an geht in der Natur eine grosse Veränderung vor, denn auf beiden Ufer-

wänden des Canales kommt ohne menschliche Mithilfe vegetabilisches Leben zum Vorschein. Es ist ein kleines dunkelgrünes Gesträuch, das anfangs nur sporadisch auftritt, bald aber die ganzen Wandungen einnimmt und sich auch landeinwärts verbreitet. Auch Vögel und Vogelgesang stellen sich dort wieder ein, von welchem wir seit unserer Abreise von Bombay weder etwas gesehen noch gehört haben.

Mit dem 80. Kilometer von Suez tritt der Canal in die klaren Fluten des Timsahsees ein, der eine Länge von fünf Kilometer hat und an dessen nördlichem Gestade Ismaïlia liegt. Es ist wirklich staunenswerth, was im Verlaufe von acht Jahren aus diesem Orte geworden ist. 1863 beim Beginne des Canalbaues waren kaum ein paar elende Bretterhütten auf dem Platze, auf welchem ein Chaos verschiedenen Baumateriales übereinander lag. Weder Gras noch Baum war sichtbar und alles vegetabile Leben im gelben Sande erstickt. Der Timsahsee war ein widerlicher Sumpf, der nur giftige Miasmen ausbrütete und wegen seines giftigen Hauches von Menschen und Thieren gemieden war. Und aus diesem Platze und seiner Umgebung sollte eine Stadt und ein Seehafen geschaffen werden. Dies schien auch dem Leichtgläubigsten eine Unmöglichkeit. Und doch ist es geschehen. Dem Willen und den praktischen Bestrebungen des Menschen, verbunden mit Energie, Ausdauer und den nöthigen pecuniären Mitteln ist kein Ding unmöglich. Der Mensch kann unter solchen Umständen Berge versetzen, Wüsten in Meere verwandeln und diese wieder zu festem Lande gestalten. Heutzutage ist Ismaïlia eine blühende Oase in der Wüste, eine im europäischen Style erbaute vornehme Stadt mit breiten, macadamisirten und gut beleuchteten Strassen, schönen, soliden, mit grünen Gärten und Blumenbeeten umgebenen Häusern, eleganten Pariser Magazinen, fein eingerichteten und ausgestatteten Hôtels, mechanischen Werkstätten und einem berühmten Wasserwerke, welches mittelst 75 Kilometer langen Röhren Port Said mit gutem Trinkwasser versieht. Der kleine Hafen ist wie ein Bijou, er ist rein ausgebaggert und sein Wasser klar. Eine zweckmässige Badeanstalt ist am Ufer errichtet und es fehlt ihr, um sie als wirkliches Seebad bezeichnen zu können, nichts als der Wellenschlag.

Ismaïlia.

Ismaïlia hat gegenwärtig eine kosmopolitische Bevölkerung von circa 5000 Einwohnern von überwiegend französischer Färbung. Man lebt dort in guter Harmonie und man ist bemüht, den Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen.

Der Canal verlässt den Timsahsee im Nordosten und zieht sich 10 Kilometer lang durch den Höhenrücken von Guisr, der circa acht Meter tief durchstochen worden ist. Von dort an verflacht sich das Terrain immer mehr und geht endlich in Sanddünen und in die morastähnlichen Ballah- und Menzaleh-Seen über.

Hinter el Ferdane, bei dem hundertsten Kilometer von Suez, bildet der Canal noch eine kleine Schwenkung nach Nordwesten und läuft von dort an die letzten 60 Kilometer in gerader nördlicher Richtung bis Port Said fort.

Die Kosten des Canalbaues wurden anfänglich auf 81,720.000 fl. ö. W. veranschlagt, sind aber während des Baues durch die unvorhergesehenen Hindernisse und Schwierigkeiten um mehr als das Doppelte gestiegen. Der Canal wurde am 25. April 1859 begonnen und am 16. November 1869 dem allgemeinen Verkehre übergeben. Die gesammte Länge desselben beträgt 160 Kilometer und kann diese Strecke von Dampfschiffen bei der festgesetzten Geschwindigkeit von zehn Kilometer per Stunde in 16 Stunden durchfahren werden.

Nachdem wir in Ismaïlia von der uns liebgewonnenen Reisegesellschaft der „Trinacria“, die ihre Fahrt directe nach England fortsetzte, Abschied genommen, traten wir unsere Reise durch die Wüste nach Cairo an.

Mit der Genauigkeit des Eisenbahndienstes ist es im Lande Aegypten nicht am besten bestellt. Man macht sich wenig daraus, wenn ein Zug zwei bis drei Stunden verspätet ankömmt. Mögen sich die Passagiere beschweren, wie sie wollen, man wird ihnen nie die Ursache der Verspätung mittheilen und sie höchstens auf Geduld verweisen. Das einzige Gute, das die ägyptischen Bahnen haben, ist, dass man sich ihnen insoferne sorglos anvertrauen kann, als bei dem schwachen Verkehre und den langsamen Fahrten kein Entgleisen oder Zusammenstossen der Züge zu befürchten ist.

Die Stationsgebäude von Ismaïlia sind ziemlich weit ausserhalb der Stadt gelegen und befinden sich bereits inner-

halb der Grenze der Wüste. Die Gebäude sind ungemein einfach und die Säle nicht darnach eingerichtet, um in denselben das Warten angenehm zu machen. Sie stehen mit der Wüste in der besten Harmonie, denn sie sind wie diese wüste und leer. In der Restauration befanden sich wohl etliche Tische und Bänke, diese waren aber zolldick mit Staub bedeckt. Der italienische Wirth war ein Muster von Unreinlichkeit und Grobheit. Alles, was sein Buffet offeriren konnte, bestand in türkischem Kaffee, Limonade, Sodawasser, Brandy, Zwieback und steinhartem Ziegenkäse. Wir hatten Hunger, durften es aber nicht wagen, nach der Stadt zurückzukehren, ohne uns der Unannehmlichkeit auszusetzen, den Zug zu versäumen. Nachdem wir den Hunger mit Kaffeesatz und den Durst mit Limonade gestillt und den Panzer der Geduld angezogen hatten, machten wir uns über die dort aufgelegten Zeitungen her. Der illustrirte Theil bestand nur aus etlichen unzusammenhängenden Blättern über die Wiener Weltausstellung und der politische aus einigen revolutionären Nummern aus den Zeiten der Pariser Commune, von welcher der Wirth ein grosser Verehrer zu sein schien. Dieser spielte den Philosophen, machte eine sehr ernste Miene und sprach sehr klug. Er spazierte beständig mit einer Hundepeitsche im Saale herum, um das Bettelvolk zu vertreiben, welches auf die unverschämteste Art bei Thüren und Fenstern hereindrang und um Bakschisch schrie.

Der Perron war mit Fellahs überfüllt, die auch auf den Bahnzug wartend, sich untereinander lärmend und schreiend unterhielten. Endlich nach circa dreistündigem Warten sah man zwischen den Sandhügeln schwarzen Rauch aufsteigen und bald darauf kam auch der Train zum Vorschein, der langsam, wie müde und erschöpft in die Station einfuhr. Die Reisenden hatten nichts Eiligeres zu thun, als ihre Plätze einzunehmen, denn es wurden nur die Locomotive und der Tender gewechselt und hierauf die Fahrt nach Cairo fortgesetzt.

Wir haben nie etwas Traurigeres und Trostloseres gesehen, als die erste Strecke der Wüsteneisenbahn. Rings um uns her war keine Spur von animalischem und vegetabilischem Leben zu erspähen, nur glühender Sand und Sandhügel bedeckten die Erde und Sandwolken wirbelten gleich einem

Schneegestöber in der Luft herum. Obgleich die Thüren und Fenster des Waggons hermetisch verschlossen waren, drang dennoch der feine Staub dermassen in das Coupé hinein, dass wir bald ganz damit bedeckt waren und da sich dieser mit dem Schweisse des Körpers verband, so bekamen die Hände und das Gesicht ein sandsteinartiges Aussehen. Bei mehreren Reisenden bemerkten wir die Köpfe mit dichten grünen Schleiern bedeckt; diese schützten zwar zum Theile gegen den Staub und das blendende Sonnenlicht, vergrösserten aber die Hitze. Wir zogen es vor, uns auf jeder Station Hände und Kopf mit frischem Wasser zu waschen.

Nifiche ist die Station, wo sich die Bahn und der Süsswasser-Canal nach Suez abzweigt. Die etlichen Gebäude, die sich dort befinden, sehen wie unförmliche Steinhaufen aus und haben ebene Dächer und ungemein dicke Wände mit zahlreichen Luftlöchern, um die innere Temperatur erträglich zu machen. Ramses ist eine andere Station in der Wüste. Es ist ein historischer Ort mit mehreren auf Sandhügeln befindlichen Ruinen. Diese bildeten einst befestigte Magazine der Israeliten, die von dort aus den Auszug aus Aegypten angetreten haben sollen. Heutzutage haben sich daselbst sowie auch in der Nähe der Station Fellahs niedergelassen, die in Armuth geboren, in Armuth aufgewachsen und in Armuth ein kümmerliches Leben führen. Diese sind trotz ihrer Armuth besser gekleidet als die Bauern in Indien, obgleich es im Sommer in Aegypten fast eben so warm ist als in Indien. Dass die Leute züchtiger und anständiger gekleidet sind, dürfte wohl dem Umstande zuzuschreiben sein, dass Aegypten in der Nähe Europas liegt, welches dort überall seinen Einfluss geltend macht. Die Ursachen der Armuth der Fellahs liegen wohl nur in dem gänzlichen Mangel an Schulbildung, im Mangel an persönlicher Freiheit und an Schutz des Eigenthumes; denn ein intelligenter, arbeitsamer und sparsamer Mann, der sich frei von einem Orte zum anderen bewegen, sein Berufsgeschäft nach Gutdünken wählen und über sein Eigenthum schalten und walten darf und dabei von einer erleuchteten und wohlwollenden Regierung unterstützt und geschützt wird, kann unmöglich arm sein. Es wurde uns gesagt, dass in Aegypten die unteren Volksclassen sehr gut-

Ramses.

willig und arbeitsam sind, aber nur dann, wenn sie für die Arbeit bezahlt werden.

Masama. Masama ist eine an einem kleinen See gelegene Station. Dieser See existirt seit mehr denn 3290 Jahren und wurde schon durch den alten Süsswasser-Canal mit Nilwasser gespeist. Der erste Canal zur Verbindung des Nils mit dem rothen Meere 1409 v. Chr. durch den König Sethi aus der XIX. Dynastie*) erbaut und hatte in den Gegenden, durch die er zog, Fruchtbarkeit und Segen verbreitet. Und ist es wohl zu glauben, im achten Jahrhunderte n. Chr. regierte ein Khalife, der es für gut fand, den Canal wieder verschütten zu lassen! Durch diese unselige Handlung wurde der berühmte, fruchtbare Erdstrich wieder in eine Wüste verwandelt, in welchem Zustande er eilf Jahrhunderte hindurch schmachtete. Welcher kolossale Schade wurde dadurch dem Nationalreichthume zugefügt! Wenn man die landwirthschaftliche Production jährlich nur auf 5 Millionen Gulden ö. W. schätzt, so sind dem Lande durch das Verschulden des kurzsichtigen Khalifen 5½ Milliarden Gulden ö. W. verloren gegangen.

Gegenwärtig ist es den Bemühungen Lesseps' zu verdanken, dass ein neuer, grösserer und den Zeitbedürfnissen mehr entsprechender Süsswasser-Canal den alten verwahrlosten Landstrich wieder durchzieht. Dieser speist nicht nur alle Stationen der Eisenbahn und des maritimen Canals und die Städte Suez, Ismaïlia und Port Said mit gutem Wasser, sondern hat auch dem anliegenden Erdreiche Leben und Fruchtbarkeit wieder gegeben.

Die Eisenbahn hält sich von Masama an bis nach Zagazig an die nördliche Seite des Canales. Mit welcher Freude gewahrt man daselbst den wohlthätigen Einfluss des Wassers. Ein grüner, mehr oder weniger breiter Gürtel zieht sich über die Wüste dahin, auf welchem Palmen, Acacien, Sykomoren, Weizen, Reis, Baumwolle etc. auf das üppigste gedeihen und dem Ausfuhrhandel des Landes einen mächtigen Impuls geben. Welch' grosse Veränderungen sind schon auf diesem kleinen Erdstriche vor sich gegangen! Früher war es das gesegnete

*) Nach Mariette wurde die erste Dynastie in Aegypten durch König Menus 5004 Jahre v. Chr. gegründet.

Land Gosen der Israeliten, später wurde es wieder zur Wüste und heutzutage sehen wir es wieder vom Tode erweckt und durch die Intelligenz des Menschen mit freudigem Leben und Thätigkeit erfüllt. Es fiel uns sehr in die Augen, wie ökonomisch dort mit dem Wasser umgegangen und auf welche sinnvolle Art von demselben Gebrauch gemacht wird. Zahlreiche Schöpfbrunnen sind errichtet, um das kostbare Element höher zu heben und in Rinnen dorthin zu leiten, wo die Erde belebt und befruchtet werden soll.

Es wird allgemein bedauert, dass der Wasservorrath dem herrschenden Bedürfnisse nicht entspricht und dass die Benützung desselben zu landwirthschaftlichen Zwecken zu beschränkt ist. Diesem Uebelstande dürfte durch zweckmässige Bauten am Nil und Anlegung grösserer Reservoirs längs des Canales wohl nicht schwer abzuhelfen sein. Da es in Aegypten mit der Sorge für öffentliche Strassen- und Wasserbauten noch schlecht bestellt ist und ein grosser Mangel an praktischen, technisch gebildeten Leuten sich fühlbar macht, so hört man oft den Wunsch aussprechen, dass die Regierung die Leitung des Baues der Bewässerungscanäle in die Hand nehmen möchte, damit dieselben systematisch angelegt würden. Ein zweckmässiges Bewässerungssystem würde unendlich viel zur Ausbreitung der Bodencultur und zur Entwicklung der Reichthumsquellen des Landes beitragen.

Wir betrachten den bis jetzt für die Cultur wieder gewonnenen schmalen Erdstrich durch das Land Gosen als eine gute Vorbedeutung und als die Operationsbasis zur weiteren Befruchtung der arabischen Wüste, die wohl nur langsam aber sicher von Statten gehen und eines der grössten von Menschenhänden vollbrachten Culturwerke werden wird. Vielleicht ist Aegypten von der Vorsehung bestimmt, noch einmal die Kornkammer Europas zu werden.

Welch' ein Contrast tritt uns entgegen, wenn wir unsere Blicke gegen Norden wenden, wohin die wohlthätige Wirkung des Wassers noch nicht gedrungen ist. Es ist das Reich des Todes, das sich dort ausbreitet. Von Menschen und Thieren verlassen, von jeglichem Pflanzenleben entblösst und nur von glühenden Sandhügeln durchzogen, die, dem Spiele des Windes preisgegeben, beständig ihre Formen verändern, vermögen

wir in weitem Umkreise keinen Anhaltspunkt zu erblicken, auf welchem das Auge mit Vergnügen verweilen möchte. Ein einziges Mal begegnete uns in jener trostlosen Einöde am Fusse einer Hügelkette ein grosses, theilweise schon vom Sand verschüttetes Gebäude, das durch die Laune eines Paschas entstanden ist, welcher bei der Anlage desselben wahrscheinlich keine andere Absicht hatte, als sich in der Nachbarschaft der Sandhügel ein Pönitentiarium zu errichten. Und in der That kann man sich nichts Schaudervolleres vorstellen, als einige Tage in solcher Gegend verleben zu müssen.

Wenden wir uns weg von diesem trostlosen Bilde und wieder einer Gegend zu, wo die Menschen ihre Thätigkeit entfalten. Bei oder vielmehr zwischen den Bahnstationen Tel-el-Kibir und Zagazig, circa 24 Meilen von Cairo entfernt, liegt das sogenannte Wady-Land, welches die Suez-Canal-Gesellschaft nach ihrer Gründung von Said Pascha für 740.000 fl. ö. W. an sich gekauft hat. Nachdem sie im vollen Besitzrechte war, führte sie auf demselben europäische Cultur ein und liess es mit allen zu Gebote stehenden modernen Hilfsmitteln bewirthschaften. Der Erfolg war ein so schneller und günstiger, dass schon nach etlichen Jahren die ägyptische Regierung den Wunsch aussprach, wieder in den Besitz des Landes zu gelangen und vier Millionen Gulden ö. W. dafür bezahlte.

Zagazig. Zagazig ist ein Eisenbahn-Knotenpunkt, von welchem vier Linien nach verschiedenen Richtungen auseinanderlaufen, nämlich nach Cairo, nach Benha, nach Damiette und nach Ismaïlia und Suez. Zagazig im fruchtbaren el Wady-Districte treibt bedeutenden Handel in Weizen, Mais und Baumwolle, welche Artikel meist nur für den Export bestimmt sind. Es ist eine sehr aufblühende Stadt, deren Einwohnerzahl im Verlaufe von einigen Jahren bereits auf 40.000 gestiegen ist. Von da aus hat die Suezgesellschaft mit dem Ausgraben des Süsswasser-Canales begonnen und sich an den vom Nile kommenden alten Canal angeschlossen.

Von nun an nähern wir uns rasch dem Nilthale. Wir sind aus der Wüste heraus. Ansiedeleien kommen immer mehr und mehr zum Vorscheine, sie stehen unter sich noch in keinem Zusammenhange und haben das Aussehen kleiner Oasen. Ein angenehmes Gefühl durchdringt uns in dem

Bewusstsein, wieder in dem Bereiche menschlichen Lebens und Strebens angekommen zu sein. Bald nachdem man über die Station Belbeis hinausgekommen ist, öffnen sich den neugierigen Blicken die Pforten des ägyptischen Eldorados, des gesegneten Nilthales. Vorerst ist es nur ein Silberband, das sich durch eine frische, grüne Landschaft schlängelt, aber bald wird am Saume der libyschen Wüste auch die grosse Pyramide des Cheops sichtbar und schliesslich liegt auch, wie ein wirrer Knäuel, die Khalifenstadt vor uns, aus welcher ganz besonders die Festung Mokkatam mit den schlanken Minarets der Moschee Mohammed Alis und die langen weissen Mauern der Casernen hervorragen. Der Zug fährt nun langsam zwischen reizenden Landhäusern, Palmen-, Acacien- und Sykomorenhainen in den Bahnhof ein, vor welchem Wagen, Reitesel und Lastträger in grosser Zahl die Reisenden schreiend erwarten.

Cairo.

Das Nilthal ist als eine lange Oase zu betrachten, welche zwischen zwei Wüsten, der libyschen und der arabischen, liegt. Der Nil hat eine Länge von circa 600 geographischen Meilen und ist fast doppelt so lang als die Donau. Dieses gesegnete Thal enthält gegenwärtig, mit kleinen Ausnahmen, Alles in sich, was im ganzen Reiche des Khedive auf den Namen eines culturfähigen Bodens Anspruch machen kann. Es ist angenommen, dass vom ganzen Lande, das um 10.814 Quadrat-Kilometer grösser ist, als das gesammte deutsche Reich, nur der 13. Theil zum Anbaue fähig ist. Demzufolge nimmt der unter Cultur liegende Theil des Landes keinen grösseren Raum ein, wie etwa den der preussischen Provinz Schlesien.

Cairo oder Masr-el-Kahira, wie es die Araber nennen, wurde 1176 n. Chr. von Salah-ed-in (Saladin dem Grossen) auf der rechten Seite des Nils gegründet und ist die Hauptstadt des Landes mit einer Einwohnerzahl von 355.000 Seelen. Es liegt unter dem 30. Breite- und 49. Längengrade, folglich in der subtropischen Zone. Im Winter sinkt daselbst das Cairo.

Thermometer nie unter 5° R. Wärme. Da im allgemeinen die dortige Luft als recht gesund bekannt ist, so ist dieser Platz für Lungenkranke zum Winteraufenthalte sehr zu empfehlen.

Die modernen, im europäischen Style angelegten Stadttheile sind: el Esbekieh, el Ismaelieh und el Abdin. Diese haben gut gepflasterte und mit Gas beleuchtete Strassen und sind meist nur von Europäern bewohnt. Der übrige, bei weitem grösste Theil der Stadt bildet ein riesiges Labyrinth von Häusern in bekannter mohammedanischer Unordnung und Nachlässigkeit. Es ist der reinste Abglanz von Constantinopel mit seinen engen ungepflasterten, unbeleuchteten und vom Schmutze jeglicher Art strotzenden Strassen, in welchen man laut polizeilicher Vorschrift, und zwar aus triftigen Gründen, nach eingebrochener Dunkelheit nicht mehr ohne Laterne herumgehen darf. Dort würden die englischen Constabler mit dem Stabe in der Hand und der berühmte Strassenregulirer von Paris einen grossen Wirkungskreis für Ordnung und Modernisirung finden.

Es gibt wahrhaftig nirgends in der Welt ein solches Strassenchaos als in Cairo. Die mohammedanische Stadt besitzt nur wenige Gassen, von denen man sagen kann, dass sie ziemlich gerade auslaufen. Die zahllosen übrigen Gässchen sind planlos in Kreuz und Quere angelegt und führen nicht selten nach entlegenen Winkeln, von wo es keinen Ausweg mehr gibt. Oftmals sehen solche mehr Abzugscanälen ähnlich als Communicationswegen, dabei sind sie so enge, dass sich zwei halbwegs beleibte Personen kaum ausweichen können. Nirgends gibt es dort einen freien Ausblick zum Orientiren und desshalb kann sich der Fremde, der sich dort einmal verirrt hat, nie mehr zurechtfinden.

Manche Gassen sind grosse Strecken entlang mit Matten oder Brettern nothdürftig bedeckt, welche die Stelle der Sonnenschirme vertreten sollen. Wohl werden diese Passagen dadurch kühler, aber dafür auch dunkler und übelriechender. Aus dem letzten Umstande machen sich jedoch die Eingebornen nicht viel daraus, weil sie an den unbeschreiblichen nationalen Parfum gewohnt sind. Wir müssen aber gestehen, dass wir die gleiche Sommertemperatur in den breiten, offenen und

gut ventilirten Strassen Indiens und Australiens viel leichter ertragen haben, als in den Gassen von Alt-Cairo. Und was die gepriesene reine, gesunde Luft dieses Platzes anbelangt, so ist sie keineswegs im arabischen Stadttheile aufzusuchen.

Der Charakter der Gassen trägt etwas ganz Eigenthümliches an sich und der Baustyl der Häuser ist undefinirbar, denn jedermann baut so, wie es ihm gerade einfällt. Aber in dem Punkte gleichen sich alle Häuser, dass sie auf der Strassenseite nur den Eingang, aber keine Fenster haben. In den ersten Stockwerken sieht man hin und wieder Erker, die stets mit dichten, zierlichen Metallgittern verschlossen sind. Die äusseren Wände der Häuser sind häufig mit Koransprüchen beschrieben, wie in den katholischen Alpenländern mit Bibelsprüchen. So unansehnlich die Häuser von der Aussenseite sind, so elegant und comfortabel sind sie meist auf der Hofseite, denn die Mohammedaner halten in der Regel sehr viel auf ein gemüthliches Heim.

In Cairo herrscht noch die gute alte Einrichtung, dass die Handwerker zunftweise in gewissen Gassen zusammen wohnen. So gibt es z. B. eine Gasse, in der nur Juweliere, und andere, wo bloss Bäcker, Schuster, Holz- oder Metallarbeiter u. s. w. ihre Geschäfte betreiben.

Laut eines halbofficiellen Ausweises gab es 1877 in Cairo 5200 Bäcker, 3100 Barbiere, 7200 Esel- und Kameeltreiber, 900 Fiaker, 1050 Gastwirthe, 10.000 Glaser, 2700 Goldschmiede, 5800 Holzarbeiter, 1200 Hühnerzüchter, 300 Kaffeemüller, 3300 Kaffeesieder, 14.100 Lastträger, 6400 Metallarbeiter, 3200 Schneider, 3100 Schuster, 350 Tabakschneider, 850 Töpfer, 11.800 Victualienhändler, 3900 Wasserträger etc. Als eine ganz eigene Zunft ist auch die der Pfeifenrohre-Reiniger zu erwähnen. Die Genossen dieses Gewerbes gehen mit langen Eisendrähten von Haus zu Haus und bieten ihre Dienste an wie bei uns die Scherenschleifer.

Cairo, das Herz des Nilthales, hat seit der Zeit seines Bestehens immer eine wichtige Rolle gespielt und war meist vom Glücke sehr begünstigt. Doch weist seine Geschichte auch der unglücklichen Perioden nicht wenige auf, die gleich verheerenden Orkanen über dasselbe dahingebraust sind und es gänzlich zu vernichten gedroht haben. Aber nach

jedem Unfalle fand es schnell wieder die Mittel, sich auf's neue zu erheben. So wie der Nil ununterbrochen dem Meere zuströmt, so fliessen auch Cairo alle Producte des Landes zu. Wohin sollen sie sich auch sonst wenden? Die Natur hat ihnen nur einen Abzugscanal gegeben und dieser ist der Nil, mit dem sich kein anderes Transportmittel an Billigkeit messen kann.

Die hauptsächlichsten Erzeugnisse der Landwirthschaft, alphabetisch aufgeführt, sind: Baumwolle, Datteln, Elfenbein, Flachs, Getreide, Gummi, Hanf, Honig, Hülsenfrüchte, Leinsaat, Sesam, Wachs, Weihrauch und Zucker. Unter diesen Handelsartikel. Artikeln steht die Getreide-, Baumwoll- und Zuckerproduction obenan und ist in beständigem Wachsen begriffen. Schon jetzt hat der jährliche Export der Baumwolle circa 2,600.000 und der des Zuckers circa 460.000 Zollcentner erreicht.

Unter den importirten Artikeln sieht man viele österreichische, die, wenn sie zeitgemäss poussirt würden, leicht zu einer grösseren Nachfrage gelangen könnten. Die hauptsächlichen Einfuhrartikel sind: Bauholz, Kohlen, Eisen und andere diverse Metalle, landwirthschaftliche Maschinen, Werkzeuge, Schlosserarbeiten, Messerwaaren, Waffen, Spänglerwaaren, Uhren, Bronzewaaren, Bijouterien, Baumwoll-, Wirk- und Posamentirwaaren, feine Tuche, Wäsche, fertige Männerkleider, runde Filzhüte, orientalische Mützen, Schuhwaaren, Sonnenschirme, Holzgalanterie- und Drechslerwaaren, Möbel, Spielzeuge, Glas- und Porzellanwaaren, Spiegel-, Meerschaum- und Bernsteinwaaren, Parfumerien, Schreibrequisiten, Bier und Wein etc.

Der jährl. Ausfuhrhandel beläuft sich auf 132 Mill. Gld. ö. W. u.
„ „ Einfuhrhandel „ „ „ 47 „ „ „
es bleibt daher zu Gunsten des Landes die
nette Bilanz von 85 Mill. Gld. ö. W.

In Folge der günstigen Lage und des bedeutenden Handels mit drei Welttheilen erscheint es als natürlich, dass Cairo eine gewisse Centripetalkraft ausübt und das Stelldichein der verschiedensten Völker der Erde geworden ist. Wir haben noch nie, selbst Bombay, Calcutta und Singapore

nicht ausgenommen, ein solches kosmopolitisches Thun und Treiben und ein so grosses Völkerquodlibet zusammen gesehen als dort. Nirgends aber kann man dieses besser beobachten, als auf den Bazars, wo jedermann zwanglos und unbehelligt in seiner nationalen Kleidung erscheint. Von allen Seiten vernimmt man die übliche schöne Begrüssung: „*Salam aleikum*“ (Friede sei mit Euch) und die hierauf folgende Antwort: „*Aleikum-el-salam*,“ denn die arabische Sprache ist dort die vorherrschende.

Will man aber ein Genrebild in sich aufnehmen, das an Bizarrerie Alles übertrifft und das man zeitlebens nicht mehr vergisst, so braucht man sich nur nach einer der frequentesten Strassen des arabischen Stadttheiles, etwa der Muski, welche von der Esbekieh aus sich in einer südöstlichen Richtung dahinzieht, zu begeben, und sich durch den Menschenschwarm, der dort beständig auf- und abwogt, willenlos durchdrängen zu lassen. Das bunteste Treiben eines vielbesuchten Jahrmarktes hält keinen Vergleich mit den Scenen aus, welche man innerhalb eines Rahmens von etwa einem Kilometer Länge und acht Meter Breite zu sehen bekommt. Hier sieht man europäische und arabische Magazine, Kaffeehäuser, in und vor welchen Gruppen von Muselmännern im *dolce far niente* auf ihren gekreuzten Beinen kauern und mit Aufmerksamkeit einem alten arabischen Geschichtenerzähler zuhören, dort treten uns schlanke Minarets mit singenden Muëzzins, Marmorfontainen mit zierlichen Gittern vor die Augen; tief verhüllte, auf Eseln reitende Frauen mit Säuglingen an der Brust, Gaukler mit Schlangen und unzüchtigen Affen, betende und bettelnde Derwische, Mekka-Pilger mit Sack und Pack; mitunter stolpert man über Cadaver von Thieren, die entweder auf der Strasse verendet oder aus den Häusern dahin geworfen worden sind und liegen bleiben, bis sie zu Staub geworden sind oder von wilden Hunden vertilgt werden, welche zur Nachtzeit auf den Strassen domiciliren und ihr Unwesen treiben; schreiende Kameeltreiber und Eselbuben; ein Hochzeitszug in Begleitung einer lärmenden, aus Zimbalklang und Trommelschlag bestehenden Musik, in die sich das Stöhnen der Kameele und das widerliche Geschrei der Esel mischt; Wasserträger, die ihr

Strassenleben.

Labsal in ekelhaften ledernen Schläuchen herumtragen. Wir bemerkten einen dieser Leute, dessen Schlauch, wahrscheinlich um ihn zum schlechten Wärmeleiter zu machen, mit einer rauhen Schweinshaut überzogen war, so dass das Ding wie ein ausgestopftes Schwein mit einem zinnernen Rüssel aussah, aus welchem das Trinkwasser floss. *Voilà,* ein Strassenbild der Khalifenstadt Cairo! Anfangs ist man durch das Drängen, Treiben, Stossen und das heillose Geschrei sehr unangenehm berührt, wenn man sich aber nach und nach an dieses Leben gewöhnt hat, fängt man an, Cairo lieb zu gewinnen und am Ende trennt man sich sogar ungern von dort.

Da im Sommer die Luft überaus trocken und die Hitze sehr drückend ist, so tritt man gern in eine der eleganten, einer Schweizer Brauereigesellschaft gehörigen Bierhallen ein, um den lechzenden Gaumen zu laben. Man ist dort sehr flink von jungen, hübschen und höflichen Kellnerinnen aus der französischen Schweiz bedient. Die Brauerei ward erst kurz zuvor eröffnet und machte ganz ausserordentlich gute Geschäfte. Wir wunderten uns, dass noch keiner der mächtigen Wiener Brauerkönige zu dem Entschlusse gekommen ist, sich in Aegypten zu etabliren. Bei der universalen Beliebtheit ihres Getränkes würde es ihnen gewiss ein Leichtes sein, jeder Concurrenz die Spitze zu bieten. Heutzutage, wo der Brauprocess wissenschaftlich betrieben wird und das Product mit Hilfe des überall leicht anzufertigenden, künstlichen Eises auch den Ländern der heissen Zone, wo der grössere Genuss des Weines schädlich, zugänglich gemacht werden kann, sollte man glauben, dass Aegypten für die Erzeugung des Bieres der rechte Ort wäre, und dass von dort aus alle bedeutenden Plätze am indischen Ocean etc. leicht zu beherrschen wären. Wenn wir uns z. B. Alexandrien im Besitze einer Brauerei denken, so könnten von dort aus Biersendungen per Bahn schon nach Verlauf von nur wenigen Stunden Cairo, Ismaïlia und Suez erreichen.

Wie sehr der Verbrauch des Bieres auch in den tropischen Ländern in Zunahme begriffen und bereits zu einem Bedürfnisse geworden ist, kann daraus entnommen werden, dass auf allen Dampfschiffen der „*Messageries Maritimes*“

Bier *(bière de Strasbourg,* wie sie es nennen) gehalten wird und zu den obligaten Getränken gehört, welche der Restaurant den Passagieren zum *Tiffin* (zweiten Gabelfrühstück) unentgeltlich zu verabreichen hat.

Da im Sommer die Hitze oft fast unerträglich ist, so pflegt man bei Promenaden in den Strassen der Stadt sich der Reitesel zu bedienen. Diese Thiere befinden sich meist in einem vortrefflichen physischen Zustande, sind gut dressirt, und man kann auf ihnen überall, selbst auch in den engsten Gassen leicht fortkommen. Die Cairoaner benützen diese Vehikel das ganze Jahr hindurch, desshalb trifft man sie auch an allen Ecken und Enden der Wege. Obgleich die Taxe laut Tarifes per Stunde oder per Tag festgesetzt ist, so thut man doch gut, die Abmachungen mit den Eselbuben im Voraus zu verhandeln, wobei man sich leicht mittelst der englischen, französischen oder italienischen Sprache verständlich machen kann. Die Concurrenz verursacht, dass die Eselbuben gewöhnlich sehr höflich und zuvorkommend sind. Viele dieser Kobolde besitzen wie die Wiener Schusterbuben viel sarkastischen Witz und geben ihren Thieren gern die Namen berühmter Persönlichkeiten, die gerade in der grossen Welt *en vogue* sind. Hat man nun seine Wahl getroffen und sitzt fest im Sattel, dann genügt meist nur ein geller Schrei, um den Vierfüssler in Lauf zu setzen, und fort geht es hopp-hopp-hopp in sausendem Galop und der Kobold hinterher, das Thier beständig mit einem Stocke antreibend und wenn er müde ist, sich selbst auch noch mit den Händen an dem Schweife anhängend. Bei dem schlechten Zustande der Strassen muss man sehr Acht geben, dass man nicht zum Sturze kommt. Ist man nun heil zurückgekehrt, so zahlt man laut Abmachung und dazu den unerlässlichen Bakschisch; aber die Buben sind gewöhnlich noch nicht damit befriedigt, denn sie erwarten auch ein Trinkgeld für den Esel, das ihnen meist nur mit einem Tritte auf den Hintern bezahlt wird, das in Aegypten ein sehr gangbares Zahlungsmittel ist.

Die Esbekieh und Ismaelieh sind, wie schon erwähnt, die schönsten Stadttheile und enthalten die ausländischen Consulate, die grössten Magazine, einen hübschen öffentlichen

Garten und die berühmtesten Kaffeehäuser und Hôtels in sich. Das sogenannte „neue Hôtel“ ist das erste in Cairo und gehört dem Ex-Khedive Ismail Pascha, der es von der orientalischen Hôtelgesellschaft erstanden hat und es durch eine besondere Administration leiten lässt. Man bezahlt daselbst für die ganz vortreffliche Pension per Tag 6 fl. ö. W. Ismail Pascha ist auch Eigenthümer eines Passagierdampfers, welcher alle 14 Tage eine Fahrt nach dem oberen Nil unternimmt.

Cairo besitzt eine grosse Zahl herrlicher, schattenreicher Privatgärten, die leider meist mit so hohen Mauern umgeben sind, dass man von aussen nur die üppigen Baumkronen sehen kann. Wir gingen eines Tages bei einem solchen vorbei, dessen Thor in Folge einer vorgenommenen Reparatur weit offen stand. Gefesselt durch den Anblick der Pracht der Blumen und der Schönheit der Bäume blieben wir eine Weile vor demselben stehen. Hierauf trat ein alter Herr zu uns heran und frug nach unserem Begehr, worauf wir ihm erwiderten, dass uns bloss die Bewunderung der Schönheit des Gartens angehalten habe. Er lächelte und führte uns an der Hand in denselben hinein, indem er sagte: „Wandeln Sie hier nach Belieben herum und erfreuen Sie sich an den lieblichen Kindern der Flora. Zur Erinnerung können Sie auch einige Blumen mitnehmen. Aber um 10 Uhr wird der Garten geschlossen.“ Wir machten von dem liebenswürdigen Anerbieten gerne einen bescheidenen Gebrauch.

So reich Cairo an hübschen Gärten ist, so arm ist es an Ornamentalbauten. Ausser den etlichen Palästen der Grossen des Reiches bietet sich dort wenig dar, das die Aufmerksamkeit gebildeter Fremden in einem besonderen Grade auf sich zu lenken vermöchte.

Da die Moslemim ihr Familienleben den Blicken der Welt zu entziehen und ihre Wohnungen auf der Strassenseite nicht mit Fenstern zu versehen pflegen, so betrachten sie es für überflüssig, etwas für die äussere Verschönerung ihrer Häuser zu verwenden; und daher kommt es, dass sich diese meist in einem sehr verwahrlosten Zustande befinden. Da diese Erscheinung fast allenthalben zu Tage tritt, so wird man fast zu dem Glauben verleitet, dass diesem Volke über-

haupt der Sinn für die Instandhaltung seiner Privat- und öffentlichen Gebäude abgeht. Der Zustand vieler Moscheen legt davon ein sichtbares Zeugniss ab. Viele dieser Gotteshäuser, einst der Stolz ihrer Erbauer, gleichen heutzutage nur mehr noch Ruinen. Es ist wirklich sehr auffallend, dass nicht allein in Aegypten, sondern auch in anderen islamitischen Ländern der gleiche Zustand des Verfalles sich offenbart. Ueberall sieht man die Werke und Kunstdenkmäler, welche erhabene Fürsten mit Begeisterung und Grossmuth geschaffen, dem Zahne der Zeit zur Zerstörung überlassen. Selbst den unvergleichlich herrlichen Werken der maurisch-arabischen Baukunst zu Agra, Delhi und Lacknau in Indien würde dasselbe Schicksal bevorstehen, wenn ihrem Verfalle nicht durch die Munificenz der britischen Regierung Einhalt geboten wäre. Zwischen dem Verfalle der Kunstbauten der Mohammedaner und dem Verluste ihres politischen Einflusses in die Geschicke anderer Völker kann ein sichtbarer analoger Zusammenhang nicht in Abrede gestellt werden. Ein solcher existirt, gleichviel ob er dem Spiele des Zufalles oder dem Walten der Vorsehung zuzuschreiben ist.

Um uns eine Generalübersicht von Cairo und seiner Umgebung zu verschaffen, geleitete uns der Führer nach der Citadelle. Diese liegt auf einer mässigen Höhe der Mokkatam-Hügel und ist im Stande, die Stadt zu beherrschen, aber nicht zu schützen. Die Aussicht von dort ist höchst lohnend. Dem Beschauer eröffnet sich ein prachtvolles Panorama, welches die ganze Stadt sammt ihren Vororten, einen grossen Theil des grünen, palmenreichen Nilthales mit zwei angrenzenden Wüsten und das Pyramidenfeld von Gizeh in sich fasst. Das Bild der Stadt mit ihren labyrinthischen Strassen, Gassen und Gässchen hat ein ganz merkwürdiges Aussehen und gleicht von der Vogelschau gesehen einer stenographirten Landkarte. Die Citadelle ist so alt wie die Stadt selbst; aber ihre gegenwärtige Gestaltung erhielt sie erst in den Zwanziger-Jahren unseres Jahrhunderts durch Mohammed Ali, den Gründer des modernen ägyptischen Reiches, der sich daselbst einen Palast und eine seinen Namen tragende Moschee erbaut hat. Gleich neben der letzteren befindet sich der uralte in Felsen gehauene und 90 Meter tiefe Josefbrunnen, von

welchem uns der geschwätzige Führer glauben machen wollte, dass er von dem biblischen ägyptischen Josef herrühre, ein Factum, das nirgendwo Bestätigung findet.

Wenn man in Cairo keinen längeren Aufenthalt zu nehmen und keine ägyptologischen Studien zu machen beabsichtigt, kann man mit der Besichtigung der Merkwürdigkeiten der Stadt und ihrer Umgebung im Verlaufe von 8 bis 10 Tagen leicht fertig werden. Wir beschränkten unsere Ausflüge auf die Besuche der Steinbrüche von Tura und Massara, der Insel Roda, des Pyramidenfeldes von Gizeh, des provisorischen Museums von Bulak, des Gartens von Schubra und des Obelisken von Heliopolis.

Tura und Massara.

Die Steinbrüche von Tura und Massara befinden sich circa zwei Stunden Weges von Cairo entfernt. Man besucht sie gerne, um die labyrinthisch durchwühlten kolossalen Felsenstollen und Gänge zu sehen, aus welchen das Material zum Baue der Pyramiden geholt worden ist, dessen Transport so unendlich viele Mühe und zahlreiche Menschenleben gekostet hat. Viele auf den Steinwänden in einer uns unverständlichen Sprache geschriebene Aufschriften geben den Alterthumsforschern Auskunft über das Schalten und Walten der grossen Pharaonen. Obgleich bei der Gewinnung und Fortschaffung des Pyramidenmateriales ein hoher Grad von Intelligenz vorauszusetzen ist, so muss man in dieser Beziehung doch der Gegenwart die Superiorität zuerkennen, wenn man sich an die in der Weltausstellung von Philadelphia gewesene mit Diamantenzähnen besetzte Dampfsäge und an die früher besprochene Behandlung des Baumaterials in den Granitbrüchen (pag. 117) zu Rocklin bei Sacramento in Californien erinnert.

Roda.

Bei einem Besuche der Insel Roda darf man keineswegs grosse Erwartungen mitbringen, weder in landschaftlicher noch in künstlerischer Beziehung. Man geht eben nur deshalb dahin, weil tausend Andere auch dahin gehen. Was etwa dort erwähnenswerth, ist die auf der westlichen Seite der Insel hart am Ufer des Nil in einer grossen, leider sehr vernachlässigten Gartenanlage befindliche Villa Ibrahim Paschas. Wenn man ausser dieser auch den Nilmesser, einen am südlichen Ende der Insel in einer brunnenartigen Vertiefung

befindlichen Pegel, auf welchem der Wasserstand des Stromes ersehen werden kann, besichtigt und sich schliesslich per Kahn auf das entgegengesetzte Ende der Insel begibt, um sich eine zwischen Gebüschen versteckte Stelle zeigen zu lassen, welche nach den heiligsten Betheuerungen des Führers der Ort sein soll, auf welchem einst Thermutis, die Tochter Pharaos, den Moses im Binsenkörbchen gefunden hat, so ist man mit der Besichtigung der Merkwürdigkeiten auf der Insel Roda zu Ende.

Um das Pyramidenfeld von Gizeh zu besuchen, was einen Tag in Anspruch nimmt, thut man am besten, sich einer Kutsche zu bedienen, um sich bis zu dem ungefähr zwei Kilometer von den Pyramiden entfernten Endpunkte der Chaussée fahren zu lassen und dahin Esel vorauszuschicken, um reitend über die tiefe Sandfläche bis auf die Anhöhe zu gelangen, auf welcher die Pyramiden stehen. Ausser einem Imbisse hat man Ueberzieher, Shawls, ein Fernglas und Magnesiumdraht nicht zu vergessen, um mit letzterem die inneren Räume der Pyramide beleuchten zu können. Es ist rathsam, die circa 1½ Stunden lange Fahrt in früher Morgenstunde anzutreten, um noch vor Einbruch der grossen Hitze den Ort der Bestimmung zu erreichen. Der Weg führt von Cairo aus über die neue elegante Nilbrücke, an dem neuen Museum und dem Palaste des Khedive vorüber durch eine schattige Allee, an deren rechter Seite in gewissen Entfernungen von einander drei grossartige, im modernen europäischen Style erbaute Paläste liegen, die den vicekoniglichen Prinzen gehören und von denselben bewohnt werden. Von dem Orte Gizeh führt ein chaussirter Weg über einen circa sechs Kilometer langen Damm, der von solcher Höhe ist, dass man auch zur Zeit der Nilüberschwemmung per Wagen bis in die Nähe der Pyramiden gelangen kann. Dieser Weg wurde zu Ehren des ersten Besuches des Prinzen von Wales angelegt und bis auf eine Strecke von 1½ Kilometer Länge vollendet. Der Damm ist mit einer Allee eingefasst, deren Bäume, in fettem Erdreiche wurzelnd, vortrefflich gewachsen sind. Leider wurden sie durch Stürme schon gewaltig mitgenommen. Niemand denkt an eine Nachpflanzung oder eine Ausbesserung des Weges, der bereits an vielen Stellen sehr schadhaft geworden ist. Die Pyramiden.

Es hat ganz den Anschein, als wenn seit der Anwesenheit des Prinzen von Wales kein Piaster mehr für die Erhaltung der Anlage ausgegeben worden sei. Unser alter Cicerone erzählte, dass zum Baue jenes Weges die Fellahs zu Tausenden zusammengetrieben wurden, wie einstens zum Baue der Pyramiden. Wie viele dabei elendiglich umkamen, lässt die Statistik unerwähnt, doch soll die Zahl dieser Unglücklichen sehr gross gewesen sein. Längs des Dammes, namentlich auf der linken Seite, gibt es zahlreiche Reisfelder und Gemüsegärten, die auf eine sehr intelligente Weise bewässert werden. Da das Terrain von einer Ueberschwemmung zur anderen bis zu einer gewissen Tiefe mit Feuchtigkeit imprägnirt bleibt, so sieht man zahlreiche Gruben, aus welchen mittelst Hebebalken das Wasser geschöpft und höher und höher gehoben wird, um auch Stellen fruchtbar zu machen, die von den Ueberschwemmungen nicht berührt werden.

Schon eine gute Strecke vor den Pyramiden kamen uns halbnackte Beduinen entgegen und liefen neben dem Wagen her, uns ihre Führerdienste anbietend. Da wir wussten, dass es nicht gut sei, diesen Leuten viel Gehör zu schenken, so liessen wir sie unbeachtet und wandten uns gleich nach unserer Ankunft an den Scheikh, der die Führerrotte beherrscht und für deren Betragen verantwortlich ist. Wir setzten demselben auseinander, was wir zu sehen wünschten, und machten ihm verständlich, dass wir von allen gewöhnlichen Betteleien und Zudringlichkeiten verschont zu bleiben wünschen, hinzufügend, dass wir für jeden Uebertretungsfall einen Abzug von dem bedungenen Lohne machen würden. Nach einer für uns unverständlichen Unterredung mit seinen Leuten bestimmte er uns schliesslich einen sehr überhaltenen Betrag für die zu leistenden Dienste. Wir boten ihm hierauf einen der in Cairo erhaltenen Instruction angemessenen Preis, mit dem er sich auch sogleich mit der Bemerkung einverstanden erklärte, dass nach Beendigung des Besuches der Betrag ihm zu entrichten sei, weil er davon auch einen Theil denjenigen der Rotte zukommen lassen müsse, die heute ohne Verdienst bleiben. Hiernach erkundigte er sich nach unserer Nationalität. Da wir annahmen, dass es hiebei auf einen Bakschisch-Schwindel abgesehen sei, so antworteten wir ihm, dass dies

nicht zur Sache gehöre. Er verstand uns aber sogleich und setzte hinzu, dass nicht die Neugierde ihm dies zu wissen wünschenswerth mache, sondern der Diensteifer, indem er unter seinen Leuten solche habe, die der europäischen Hauptsprachen kundig seien. Nachdem die Geldangelegenheit geordnet war, wies er jedem von uns zur Besteigung der grossen Pyramide vier Männer zu. Es war halb 7 Uhr Morgens, als wir uns an das Werk setzten. Eine frische Brise blies vom mittelländischen Meere herauf und versprach unser Unternehmen zu begünstigen.

Die Cheops-Pyramide war ursprünglich mit einer Cementbekleidung versehen, durch den Zahn der Zeit wurde diese aber nach und nach gänzlich wieder abgenagt, so dass gegenwärtig davon fast nichts mehr übrig ist. Wenn man von unten nach oben blickt, so sehen die Aussenseiten wie sich verjüngende Treppen aus, auf welchen man hinaufsteigen oder besser gesagt sich hinaufziehen lassen muss; denn zwei der Führer fassten uns bei den Händen und zogen uns von Stufe zu Stufe, die oft ziemlich weit von einander entfernt und nicht mehr als circa einen Fuss breit sind, während ein dritter Mann uns von hinten nachhalf. Der vierte trug Kleider und Proviant nach, denn wir beabsichtigten auf der Plattform das Frühstück einzunehmen. Nachdem wir ein paarmal während des Aufsteigens ausgeruht, erreichten wir nach circa 15 Minuten die Plattform der Pyramide.

Welch' grossartiges Panorama sieht man dort oben sich vor den Blicken entfalten, welch' ein weites Leichenfeld eines untergegangenen Geistes- und Culturlebens liegt zu unseren Füssen und welch' geschichtliche Erinnerungen steigen aus demselben empor! Eine eigenthümliche Begeisterung bemächtigt sich der Beschauer auf jenem erhabenen Standpunkte und lässt wie Nebelbilder die Völker der Reihe nach vorüberziehen, die auf jenen Gefilden segensreich gewirkt oder mit Feuer und Schwert gehaust und die Erde mit ihrem Blute getränkt haben, bis das Werk der Zerstörung vollbracht war. Wehmuth beschleicht uns bei dem Gedanken an die Gräuel, welche bei den blutigen Eroberungszügen an der unschuldigen Menschheit verübt wurden. Doch mochten die Stürme der Leidenschaften auch noch so sehr im Lande wüthen, es ist ihnen doch nie ganz erlegen und hat sich immer wieder, wenngleich

auch langsam, erholt. Auch in der Gegenwart sehen wir es wieder physisch und geistig erstarken und einer hoffnungsvollen Zukunft entgegenstreben.

Wenn man von der Plattform der Pyramide aus die Landschaft nach den vier Cardinalpunkten des Horizontes betrachtet, so sieht man gegen Norden die Natron-Seen und ein gutes Stück des reichen, von zahllosen Canälen durchschnittenen Deltalandes. Gegen Osten liegt Cairo, die märchenhafte Khalifenstadt mit ihrer historischen Umgebung, und gegen Südosten die Steinbrüche von Tura und Massara, den fernen Hintergrund bildet die arabische Wüste mit ihren unzähligen Sandhügeln. Gegen Süden hat man die Pyramidenfelder von Abu-Sir, Sakora und Daschur und das smaragdgrüne baumreiche Nilthal, ein Bild voll regen Lebens, auf welchem das Auge gerne einige Zeit verweilt. Gegen Westen endlich nimmt die unermessliche, schaurige libysche Wüste die Blicke gefangen. Weit und breit, bis dorthin, wo das Firmament den Erdball zu berühren scheint, sieht man nur gelben Sand, aus welchem weder ein Grashalm, noch eine Blume emporspriesst. Kein Thier läuft über dieselbe dahin, kein Vogel fliegt durch die Lüfte und kein Insect schwirrt oder summt in denselben herum, nur tiefes Schweigen ruht auf der Natur und der Wirbelwind treibt manchmal Sandwolken wie im Hexentanze um sich her und gaukelt der Phantasie ein Bild vor, als ob die Geister der Wüste unter einander im Kampfe wären.

Die Fläche der Plattform der Pyramide misst circa 40 Meter im Umfange und ist über und über mit Namen bedeckt, die sich die Besucher haben einmeisseln lassen. Uns fröstelte, wir griffen nach dem Ueberrocke und nahmen gern am Imbisse Theil, welchen unsere Reisegefährten zurechtgelegt hatten. Zum Schlusse brachten wir Toaste auf den Bauherrn der Pyramide aus und auf alle jene, die schon dort oben waren und noch dahin kommen werden. Während des Frühstückes zog einer der Beduinen Meissel und Hammer hervor und machte uns den Vorschlag, unsere Namen gegen ein Extra-Bakschisch in die Plattform einzutragen. Auf unsere Bemerkung, dass kein Platz mehr für unsere Namen vorhanden sei, erwiderte er, dass andere Namen den unseren Platz machen werden. Nachdem wir bemerkten, dass es unrecht

sei, den Namen Anderer zu verdrängen, für deren Plätze bezahlt worden ist, antwortete er, dass die Namensträger todt seien, und auf die Frage, wie er dieses wisse, sagte er lächelnd: „Alle, deren Namen hier eingemeisselt, sind für uns todt, denn sie kommen nicht zum zweiten Male wieder, die Pyramiden zu besuchen." Wir mussten in dieser Beziehung dem Manne zwar Recht geben, doch verweigerten wir unsere Namen dort zu lassen, da wir nicht gesonnen waren, auch schon unter die Zahl der Todten gezählt zu werden.

Mit dem Absteigen ging es sehr schnell und war damit keinerlei Gefahr verbunden. Kaum unten angekommen, wurden wir auch schon nach dem Eingange in die Pyramide gedrängt. Die Besichtigung des Innern derselben ist in der That ein heroisches Stück Arbeit und wir sind fest überzeugt, dass, wenn man es zum Voraus wüsste, welche Mühen, Beschwerden, ja selbst Gefahren mit dem Unternehmen verknüpft sind, unter 100 Besuchern der Pyramide sich kaum 10 finden würden, die den Muth haben, den mehr für kriechende Thiere als für Menschen geeigneten Weg anzutreten. Unsere Gesellschaft, die bereit war, sich in das Innere zu begeben, bestand in vier Herren und fünf Beduinen. Den Anfang machte ein Beduine, diesem folgte ein Herr, dann wieder ein Beduine u. s. w. Der Eingang in die Pyramide war Jahrtausende hindurch unbekannt und wurde erst entdeckt, als die Zeit die Cementbekleidung der Aussenseiten zerstört hatte. Der Eingang ist weder ein Thor noch eine Thüre, sondern ein formloses, der Oeffnung einer Fuchshöhle ähnliches Loch von einer Höhe von circa einem Meter. Schon die ersten Schritte führen über einen grossen schrägabhängigen, glitscherigen Felsenkoloss, auf dem man sitzend und auf die entgegengestemmten Füsse der Führer gestützt sich hinablassen muss. Eine tiefe Finsterniss nahm uns dort auf, welche die Führer nur spärlich mit einem Kerzenlichte beleuchteten, und ein heisser Qualm strömte uns entgegen, dessen Temperatur von Schritt zu Schritt zunahm. Wir sahen auf das Thermometer und lasen 29° R. Von dort an krochen wir mühsam einen circa 28 Meter langen, einen Meter breiten und fast ebenso hohen Gang schräg abwärts. Auf einem Punkte wurde die Passage so enge und niedrig, dass man nur auf dem Bauche

liegend sich durchzwängen konnte. Vor uns befand sich ein magerer Amerikaner, der sich geschickt wie ein Aal durchwand. Uns ging es schon nicht so leicht, doch kamen wir auch glücklich durch. Aber der folgende Herr blieb geradezu stecken und konnte nicht ohne Anstrengung durchgezerrt werden. Er zitterte vor Angst am ganzen Leibe, schnappte nach Luft, schrie um Wasser und war unter keinerlei Bedingung zu bewegen, auch nur einen Schritt mehr vorwärts zu thun. Er versprach den Beduinen einen Extra-Bakschisch, wenn sie ihn wieder wohlerhalten in Gottes freie Natur zurückschafften. Wir Anderen setzten nach diesem Zwischenfalle unsere Tour fort und erreichten bald eine Stelle, wo sich ein neuer, in einem schiefen Winkel aufwärts führender Weg eröffnete. Nachdem wir in demselben in den gleich beengenden Verhältnissen und nicht ohne hin und wieder mit dem Kopfe an die Felsen gestossen zu haben, circa 47 Meter zurückgelegt hatten, traten wir in eine grosse Gallerie ein, von welcher links ein niedriger horizontaler Gang nach der nahen Todtenkammer der Königin führt. Da aber dieselbe leer ist, so verzichteten wir auf deren Besichtigung und setzten unsere Wanderung in der $8^1/_2$ Meter hohen Gallerie fort, die im gleichen Höhenwinkel noch weitere 46 Meter aufwärts führt. Am oberen Ende angelangt, wendeten wir uns einige Meter nach links und traten in die Gruft des Königs. Diese befindet sich fast im Mittelpunkte der Pyramide und ist 10 Meter lang, fünf breit und sechs hoch. Die Wände bestehen aus kolossalen Granitquaderstücken, die in ein Spitzgewölbe zusammenlaufen. Das Mauerwerk ist sehr fein abgeschliffen und von so vollendeter Arbeit, dass man kaum die Fugen entdecken kann, wo die Steine zusammenhängen. Das dort angezündete Magnesiumlicht reflectirte von den polirten Wänden wie von einem Krystallspiegel. Der prunklose steinerne Sarg Cheops, des zweiten Königs der vierten Dynastie und Erbauers dieser Pyramide, steht an der Wand, ist aber leer.

Obgleich die Geschichte über das Leben dieses Monarchen nicht viel mehr zu erzählen weiss, als dass er ein gewaltiger Despot war, welcher die sinaische Halbinsel eroberte, dort Colonien anlegte und Bergbau auf Edelsteine betreiben liess, so würde schon der Pyramidenbau allein seinen Namen verewigt haben;

denn dieser Riesenbau lässt eine Summe von grossen geistigen und moralischen Eigenschaften und eine grosse weltliche Macht voraussetzen. Es ist nicht leicht anzunehmen, dass ein Mann von so hervorragenden Eigenschaften und Kenntnissen beim Baue der Pyramide nicht von einem höheren Gedanken beseelt gewesen sein und ein viel grösseres Ziel vor sich gehabt haben sollte, als bloss in der Pyramide, die so viel Zeit und zahllose Menschenopfer gekostet, ein einsames Grab zu haben. Wenn man den Traditionen der Araber und Beduinen nur ein Bischen Glaubwürdigkeit schenkt, so wird die Wahrscheinlichkeit fast zur Gewissheit, dass die Pyramiden hauptsächlich zu dem Zwecke bestimmt waren, um Memphis vor den Verheerungen des Wüstensandes zu schützen. Die Araber nennen gegenwärtig noch den Sphinx den Talisman gegen die Verwüstungen des Chamsin, was in Aegypten ein 50 Tage lang dauerndes Sandgestöber bedeutet. Aehnliche Wirkungen können wir auch in nördlichen Ländern alljährlich bei Schneegestöbern beobachten und sehen, welchen Schutz oft ein kleiner Hügel, ein einzelnes Gehöfte, eine Baumgruppe, ja selbst einzelne Bäume den Eisenbahnen vor Verwehungen gewähren.

Unter den Sagen der Araber erhielt sich auch die im Munde des Volkes, dass in der Pyramide des Cheops unermessliche Schätze verborgen seien. Schon vom grauen Alterthume an trachteten die jeweiligen Machthaber darnach, dieselben zu heben. Alles Bestreben scheiterte jedoch an dem Umstande, dass kein Eingang ausfindig gemacht werden konnte. Dies bewog im Jahre 820 n. Chr., also nach 44 Jahrhunderten des Bestehens der Pyramide, den habsüchtigen Khalifen „Mamum“ mit Gewalt in dieselbe einzubrechen. Es war dies ein so schwieriges Unternehmen, dass die Betheiligten mehrmals die Arbeiten einstellten und nur durch das Versprechen eines Gewinnantheiles zur Fortsetzung bewogen werden konnten. Als endlich nach unsäglichen Mühen und Anstrengungen der innere Gang und die Todtenkammer erreicht und daselbst nur ein steinerner Sarg, in demselben ein hölzerner und in dem letzteren die Mumie des Königs, aber nichts von den erhofften Schätzen gefunden wurde, da überfiel die getäuschten Eindringlinge eine solche Wuth, dass

sie die Mumie aus dem Sarge herausrissen und ihren Staub nach allen Richtungen zerstreuten. Das war das Ende der Geschichte des Pharao Cheops oder Chefu, wie ihn die Aegyptier nennen, des zweiten Königs der vierten Dynastie, die in den Jahren 3686 bis 3402 v. Chr. regierte.

Als wir wieder vom Tageslichte umgeben waren, sahen wir uns zuerst nach unserem leidenden Gefährten um, aber umsonst, denn er hatte bereits das Pyramidenfeld von Gizeh auf's Nimmerwiedersehen verlassen.

Unsere Kleidung hatte durch die Rutsch- und Kriechpartie ein sehr defectes Aussehen bekommen und gewährte namentlich an den Kniestellen einen höchst unrespectablen Anblick. Wir würden daher allen denen anrathen, die das Innere der grossen Pyramide besuchen wollen, ihre Knie mit weichem Leder oder einem anderen starken Stoffe zu umwickeln.

Nachdem wir noch die zwei anderen auf demselben Felde stehenden Pyramiden, die des Chufra und des Mencheres, überblickt hatten, wendeten wir unsere Schritte der

Der Sphinx.

305 Meter entfernten Sphinx zu. Der Gang dahin ist sehr beschwerlich, denn er führt über tiefen, heissen Sandboden, in dem die Füsse beständig bis über die Knöchel einsinken. Wir näherten uns diesem Wunderwerke rücklings, von wo nichts Anderes zu erblicken war, als ein aus dem Sande emporragender unförmlicher Felsenklotz. Als wir jedoch auf seiner Vorderseite angelangt waren, fiel es uns wie Schuppen von den Augen. Der Steinkoloss hatte eine künstlerische Gestalt angenommen. Das hehre Gebilde war von der Morgensonne wie mit Purpur übergossen und glänzte in erhabener Würde. Obgleich der Sphinx sein Alter nach Jahrtausenden zählt, so trägt er doch noch in hohem Grade den Stempel der göttlichen Kunst an sich. Wer mag wohl der Meister gewesen sein, der es verstanden hat, aus einer unförmlichen Felsenmasse ein so würdevolles Antlitz zu schaffen, welches stolz dem Aufgange der Sonne entgegenschaut? Die Geschichte vermag diese Frage nicht zu beantworten und weiss darüber nicht mehr zu erzählen, als dass der Sphinx schon vor der Erbauung der grossen Pyramide bestanden hat. Vielleicht wurde er schon von Cheops als ein erhabenes Denkmal

betrachtet, welches werth war, die Pyramide zur Seite zu haben. Der menschliche Geist strengt sich vergebens an, die Nebelschichten zu zerstreuen, welche über den Zeiten vergangener Jahrtausende lagern, die hinter dem Bereiche der geschichtlichen Periode liegen. Die Alexandrinische Bibliothek würde vielleicht im Stande gewesen sein, jenes Zeitenlabyrinth mit ihren geistigen Strahlen zu beleuchten und zu enträthseln, wenn sie nicht durch den Uebermuth eines Barbaren vernichtet worden wäre.

Der Sphinx hat eigentlich die Gestalt eines liegenden Löwen mit vorgestreckten Tatzen und einem mit einem Diademe gekrönten menschlichen Haupte. Die Figur liegt aber bereits bis zum Halse im Sande verschüttet. Der gegenwärtig noch sichtbare Theil derselben, d. i. Hals und Kopf, misst zusammen 19 Meter, die Länge des Ohres 1·8 Meter, die Breite des Mundes 2·2 Meter, die des Gesichtes 4 Meter und die Grösse des Kopfes sammt dem Diademe 8·5 Meter. Es ist sehr zu bedauern, dass der Kopf schon bedeutende Spuren der Verwitterung an sich trägt, welche das Antlitz so entstellen, wie wenn sich auf dessen rechter Wange und auf der Nase ein unheilbarer Krebsschaden eingenistet hätte. Die Araber gaben daher dem Sphinx den Namen: „Der Vater des Schreckens.“

Bevor wir die Nekropole von Gizeh verlassen, wollen wir der Curiosität halber einige auf den Kubikinhalt, den Flächenraum und die Höhe der Pyramiden bezügliche Berechnungen aufstellen.

Nach Strabo's Berechnung enthält nach dem Metermasse

die Pyramide des Cheops	2,620.000	Kubikmeter,
„ „ „ Chufra	1,880.000	„
„ „ „ Mencheres	193.000	„

Wenn man die Pyramiden als solide Steinmassen betrachtet und aus ihnen Mauern von 3 Meter Höhe und $^1/_3$ Meter Dicke aufführen wollte, so würde

die erste eine Länge von 2620
„ zweite „ „ „ 1880
„ dritte „ „ „ 190 Kilometer ergeben, oder mit anderen Worten die erste Mauer würde von Constantinopel in gerader Linie bis Brest am atlantischen

Meere reichen, die zweite Mauer von der äussersten östlichen Grenze Siebenbürgens bis nach London, die dritte Mauer von Brünn bis nach Prag.

Die Grundfläche der Cheops-Pyramide nimmt einen Raum von 5·1 Hectaren oder 9·6 österreichische Joch ein und die Höhe derselben übertrifft die des Thurmes der St. Stephanskirche zu Wien noch um 5·6 Meter.

Bulak. Am nächsten Tage besuchten wir Bulak, die Hafenstadt von Cairo. Diese ist, den ägyptischen Handelsverhältnissen angemessen, ein sehr lebhafter Platz. Der Tourist begibt sich dahin, um entweder ein Schiff zur Nilreise auszurüsten, oder das dort befindliche provisorische Museum zu besuchen. Wir beabsichtigten das Letztere. Der Custos, welcher die Cataloge verkaufte, hatte ein intelligentes Aussehen, wir richteten daher an ihn die Frage, ob er uns nicht die berühmtesten und werthvollsten Nummern des Museums bezeichnen könnte. Hierauf erwiederte er: „Treten Sie nur gefälligst ein, es gibt dort keinen Unterschied, es ist Alles gleich interessant und werthvoll." In Begleitung dieses Orakelspruches begannen wir den Gang durch die Säle. Die Zahl der darin aufgehäuften archäologischen Objecte ist sehr gross, aber wenig systematisch geordnet. Eine grosse Menge davon befindet sich auch in Schoppen und Speichern, wo sie ungeordnet durcheinander herumliegen und mit dem Cataloge in keinem Zusammenhange stehen. Wenn einmal das jenseits der Nilbrücke im Baue begriffene neue Museum fertig ist, wird wohl diesem Uebelstande abgeholfen werden.

Als Nichtägyptologen waren wir leider nicht im Stande, uns im Anschauen der aufgestellten archäologischen, plastischen Gegenstände, wenngleich sie durch ihr hohes Alter gewissermassen geheiligt werden, zu begeistern. Der europäischen Kunst huldigend, vermögen wir den allegorischen, langweiligen steinernen Gebilden, die aus einer längst verschwundenen und mit der gegenwärtigen so sehr contrastirenden Culturperiode herstammen, keinen Geschmack abzugewinnen. Welch' ein Unterschied liegt doch zwischen den plastischen Werken aus der freien griechischen Kunstepoche und den Schöpfungen jener sklavischen Völker, welche einem, der geschichtlichen Periode vorausgegangenen, vielleicht sogar

antediluvianischen Zeitalter angehören. Wir müssen übrigens gestehen, dass es im Museum zu Bulak der Objecte nicht wenige gibt, die durch ihre Schönheit und Originalität auch die Augen der Uneingeweihten in das antike Kunstfach mächtig auf sich ziehen. Unter den Menschen hat es eben auch schon in den vorgeschichtlichen Zeiten solche gegeben, die mit höheren geistigen Gaben und Talenten ausgerüstet, sich Bahn gebrochen haben und ihre eigenen Wege gegangen sind.

Schubra.

Schubra ist ein von Mohammed Ali erbauter und von Ismail Pascha verschönerter Palast, der zur Aufnahme europäischer Fürsten bestimmt ist. Ein gut cultivirter, aber mit einer ziemlich mageren Flora bekleideter Park umgibt ihn, welcher den Cairoanern zu dem beliebtesten Ausfluge dient. Die Entfernung von der Stadt beträgt circa 6 Kilometer. Der Weg ist in vortrefflichem Zustande gehalten und mit einer prächtigen Allee kolossaler Feigen- und Acacienbäume eingefasst, deren weitausgestreckte und dichtbelaubte Aeste die Strasse factisch überwölben. Zahlreiche, in tiefen Schatten gehüllte Landhäuser bilden eine liebliche Staffage des meist nur von der vornehmen Welt befahrenen Weges.

Heliopolis.

Heliopolis ist in $1^1/_2$ Stunden von Cairo zu erreichen. Bevor man dort ankommt, passirt man das Dorf Matarieh, bei welchem ein uralter verstümmelter, aber trotzdem noch lebenskräftiger Feigenbaum *(ficus sycomorus)* steht, unter dessen Schatten, wie die Sage geht, die heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten ausgeruht haben soll. Er ist unter dem Namen „der Marienbaum" bekannt und steht bei den „Pilgern" in so hoher Verehrung, dass sie ihm von ferne zueilen, unter seinem Schatten rasten und ihre Gebete verrichten, in die Rinde des Stammes die Namen einschneiden und Zweige oder Blätter desselben als Talisman mitnehmen. Der frühere Eigenthümer dieses Baumes hatte, weniger um ihn vor weiterer Verstümmlung zu schützen, als sich ein einträgliches Monopol aus demselben zu machen, ihn mit einem soliden Gitter umgeben lassen. Dies hatte aber den Khedive nicht abgehalten, ihm mit einem Machtspruche das Eigenthumsrecht zu entziehen und den Baum der Kaiserin Eugenie zu schenken, als sie bei Gelegenheit der Eröffnung des Suez-Canals Cairo besuchte und ein grosses Interesse für

jene kostbare Reliquie zu erkennen gab. Diese ist daher gegenwärtig die rechtmässige Besitzerin des Marienbaumes.

Jenseits des Dorfes befindet sich der berühmte Obelisk, welcher nach Bunsen im Jahre 2781 v. Chr. von Usertesen I., dem Gründer der XII. Dynastie, errichtet worden ist. Seine Höhe beträgt ungefähr $20\frac{1}{2}$ Meter und seine vier Seiten enthalten in Hieroglyphen eine überaus bombastische Inschrift.

Dort befand sich das ehrwürdige Heliopolis, nach der Hieroglyphensprache Rei-Ei oder Ei-Re oder auch Per-Ra, d. i. die Wohnung oder das Haus der Sonne, mit dem berühmten Tempel, dem Sitze der Weisheit, wo Moses bei seinem Schwiegervater, einem Priester jenes Tempels, studirt haben soll und wohin in späteren Zeiten die grössten Weisen Griechenlands wallfahrteten, um belehrt zu werden. Der Tempel soll mit prachtvollen Gärten und einem heiligen See umgeben gewesen sein. Aber Alles in der Welt ist vergänglich. Die Weisheit der Gelehrten vermochte den Flug der Zeiten nicht aufzuhalten, noch den Willen der Vorsehung abzuändern, von welcher das Schicksal Heliopolis besiegelt war. Die Glorie, mit welcher damals die menschliche Weisheit die Welt erfüllte, ist verglommen, die Gärten sind in eine Sandfläche verwandelt und der See wurde von der durstigen Wüste bis auf den letzten Tropfen aufgesaugt und nichts ist von jenem Heiligthume mehr übrig als der Obelisk, der mit seiner hochtrabenden Inschrift der menschlichen Grösse, Macht und Herrlichkeit nur Hohn spricht.

Fahrt nach Alexandrien.

Das Nil-Delta trägt einen höchst anziehenden, idyllischen Charakter an sich und eine Reise durch dasselbe von Cairo nach Alexandrien gehört zu den interessantesten, die man im Oriente machen kann. Die ganze Landschaft prangt in grünem Schmucke, Alles ist unter Cultur und Alles voll Leben und Thätigkeit. Hunderte von Canälen durchschneiden nach allen Richtungen den Boden, um das durstige Erdreich zu tränken und zu beleben, welches dafür wieder tausendfachen Segen aus seinem Schoosse spendet. Es ist ein herrliches, überaus fruchtbares Fleckchen Erde dieses Deltaland und man findet selten ein Bild von so viel idyllischem Reize in einem engen Rahmen vereint wie dort. Das Auge des Touristen bleibt keinen Augenblick ohne angenehme Wahrnehmungen. Ueberall, wohin man sich nur wenden mag, begegnet man der reichsten und glänzendsten Entfaltung des Pflanzen- und Thierreiches. Bald sind es Wälder und Haine von Palmen-, Sykomoren-, Acacien-, Dattel- und Gummibäumen, welche liebliche Wohlgerüche ausathmen, bald reiche Getreide- und Reisfelder oder Baumwoll- und Zuckerpflanzungen, die den Eigenthümern ergiebige Ernten versprechen, andererseits üppige Triften, auf denen Heerden feinwolliger Schafe weiden oder fette Rinder im saftigen Grase liegen. Hier ist

ein Dorf, dessen Häuser halbversteckt zwischen Bäumen und Gemüsegärten liegen, dort sieht man Canalboote, im Aus- und Einladen begriffen, vor Anker, da zieht eine lange Reihe schwerbeladener Kameele und Esel des Weges dahin, dort eilt ein Dampfschiff oder ein Eisenbahnzug, mit dem Segen des Landes beladen, der emporblühenden Seestadt Alexandrien zu. Nicht selten begegnet man auch müssigen Touristen, die mit der Flinte auf dem Rücken Schwärmen wilden Geflügels nachschleichen oder angelnd am Wasser sitzen. Die Gewässer wimmeln von Fischen und die Lüfte von verschiedenen Vogelgattungen und summenden Bienen, die auf der reichen Flur reichlichen Stoff zur Wachs- und Honigbereitung finden. Man kann in der That sagen, das Delta ist ein Land, wo Milch und Honig fliesst. Obgleich die Einwohner unter einer grossen Last von Abgaben seufzen und ihnen das Mass der Freiheiten nur kümmerlich zugemessen ist, so scheinen sie bei ihrer einfachen und natürlichen Lebensweise doch glücklich und zufrieden zu sein und mehr als das gewöhnliche Auskommen zu besitzen. Das Leben ist auf dem Lande ungemein billig. Auf allen Stationen werden dem Reisenden fette, am Spiesse gebratene wilde Tauben angetragen, von denen man das Paar um 25 kr. ö. W. erstehen kann, und englisches Pale-Ale, den steinernen Krug zu 50 kr., ein Preis, den man auch in den Londoner Restaurants dafür bezahlen muss. Wir sahen dieses Getränke dort niemals in Glasflaschen offeriren, wahrscheinlich aus dem Grunde, um den Inhalt nicht den decomponirenden Wirkungen des Sonnenlichtes auszusetzen.

Der englische Einfluss hat in Aegypten schon einen guten Theil der Schichten der Bevölkerung durchdrungen. Diese spricht, namentlich in den Städten, die englische Sprache lieber als jede andere europäische. Alle Waaren werden den Ausländern fast nur in englischer Valuta angeboten. Der bei weitem grösste Theil der ägyptischen Exportartikel geht nach England und bringt dafür englisches Geld und englische Industrieerzeugnisse auf den Markt, mit welchen sich die Eingebornen zusehends mehr befreunden und zwar desshalb, weil sie billig sind und weil bei deren Anfertigung auf den Geschmack und auf das Bedürfniss des Landes Rücksicht genommen ist.

Alle commerciellen Interessen des Landes streben hauptsächlich nur einer Richtung und einem Ziele zu und das ist Alexandrien. Dieses wichtige Emporium wurde 323 Jahre v. Chr. durch Alexander den Grossen gegründet. Eine kurze Reise durch das Deltaland überzeugte jenen scharfsinnigen Monarchen von der Wichtigkeit des Platzes und entzündete in ihm den Gedanken zur Anlage einer neuen Handelsstadt, welche im Stande war, durch Vereinigung der Interessen Europas, Arabiens und Indiens dem Handel seines grossen Reiches einen grösseren Aufschwung zu geben und der allgemeinen Wohlfahrt neue Hilfsquellen zu eröffnen. Der Platz war unstreitig glücklich gewählt und des Namens seines grossen Gründers würdig. Die Folgen blieben auch nicht lange aus und Alexandrien entwickelte sich so schnell, dass es schon nach verhältnissmässig kurzer Zeit 600.000 Einwohner zählte. Alexandrien.

Alle Schätze der damals bekannten Welt strömten dahin und ergossen sich von da über das ganze Reich. Prachtpaläste entstanden, Handel- und Gewerbetreibende aller Art kamen, um sich dort niederzulassen, Künste und Wissenschaften schlugen dort ihre Sitze auf und strebten darnach, den Glanz von Memphis und Heliopolis zu verdunkeln; Pracht und Luxus entfalteten sich auf eine fabelhafte Weise, aber mit ihnen leider auch die Verderbniss der Sitten und des Charakters, wodurch der Grund zum frühzeitigen Verfalle dieser grossen merkwürdigen Stadt gelegt wurde.

Schon mit dem Beginne des III. Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung fing der Glanz Alexandriens an zu verbleichen und glich in Folge beständiger innerer und äusserer Unruhen, religiöser Streitigkeiten und heilloser Demoralisation einem traurig dahinsiechenden Körper. Pracht und Reichthum verschwanden nach und nach und statt ihrer hielten Armuth und Elend den Einzug. Dieses Siechthum dauerte so fort, bis zu Anfang des VII. Jahrhunderts die Stadt durch die Truppen des Khalifen Omar erobert wurde und ihr Glanz erlosch. Aber selbst bei seinem Sturze muss Alexandrien noch gross gewesen sein, denn nach der Einnahme derselben konnte der Feldherr dem Khalifen berichten, dass er daselbst 4000 Paläste und ebensoviele Bäder, 400

öffentliche Vergnügungsanstalten, 12.000 Gärten und einen Stadttheil vorgefunden habe, in welchem allein nur 40.000 Juden wohnten.

Durch die Entdeckung des Seeweges um das Vorgebirge der guten Hoffnung erlitt der Handel Alexandriens eine weitere Niederlage und welkte so dahin, bis im Anfange des XVI. Jahrhunderts die Türken von der Stadt Besitz ergriffen und sie in Schutt und Asche verwandelten. Seine Einwohnerzahl schmolz hierbei auf ein paar Tausende zusammen, die nur mehr in erbärmlichen Lehmhütten wohnten.

Alexandrien hatte nun für seine Fehler und Vergehungen der Nemesis den Tribut bezahlt und lag in Trümmern. Auf dieses traurige Ereigniss folgte ein stagnirender Zustand, der eine lange Reihe von Jahren fortdauerte, bis mit dem Feldzuge Napoleon I. Aegypten der Vergessenheit entrissen wurde und mit Mohammed Ali eine neue Aera begann. Auch die Stadt Alexanders erhob sich wieder allmälig aus ihren Ruinen empor; es ist aber nicht das alte Alexandrien, das wieder erstanden, sondern ein neues, modernes, das mit dem Geiste des gegenwärtigen Jahrhunderts belebt ist. Es hat wohl noch nicht seine frühere Ausdehnung wieder erreicht, die einst fast 26 Kilometer im Umkreise betrug, denn der bei weitem grösste Theil der Stadt liegt noch unter Schutt und Asche begraben, aus welchem auf vielen Stellen Marmorsäulen, Ueberreste von Bädern, Wasserleitungen und diverse andere Bauwerke hervorgähnen. Recht charakteristisch erscheinen dort jene mit stattlichen Bäumen bewachsenen Anhöhen, die sich, wie hie und da sichtbar, über Trümmern der alten Stadt erheben.

Alles, was von den berühmten Bauten und Denkmälern des alten Alexandrien übriggeblieben ist, besteht gegenwärtig nur in den Katakomben und der Pompejus-Säule. Bis vor Kurzem konnte man zu diesen auch noch jene zwei Nadeln der Kleopatra zählen, zwei prachtvolle Obelisken, die einst den Sonnentempel zu Heliopolis zierten und von dort nach Alexandrien versetzt wurden, wo sie seit der Zeit der Wiedererstehung der Stadt eine recht kümmerliche und wenig beachtete Existenz fristeten, bis sie ihren Weg nach

London und New-York fanden, wo sie im Triumphe empfangen worden und wieder zu hohen Ehren gekommen sind.

Das neue Alexandrien entbehrt fast jeglicher Kunstbauten, besitzt aber dafür alle jene Einrichtungen, welche die Beförderung des Handels, des Verkehres, der Bildung und der Humanität zum Zwecke haben.

Alle neuen Gebäude und Anlagen tragen den Stempel eines praktischen Sinnes an sich. Das Schönste, was die Stadt an Strassen und öffentlichen Plätzen aufzuweisen hat, ist der in der Frankenstadt gelegene Mohammed Ali-Square. Dieser bildet ein wundervolles rechtwinkeliges Viereck von 400 Meter Länge und 80 Meter Breite, welches mit einem Kranze reicher, mit den schönsten Erzeugnissen der europäischen Kunst und Industrie angefüllter Magazine eingesäumt ist, ähnlich wie im Palais Royal zu Paris, nur mit dem Unterschiede, dass sich beim ersteren ausser den breiten Trottoirs auch noch Fahr- und Reitwege um dasselbe herumziehen. In der Mitte befindet sich der parkartige, mit einer vierreihigen Allee von Sykomoren und Acacien bepflanzte Boulevard. In der Mitte desselben steht die kolossale Reiterstatue Mohammed Alis und an beiden Enden eine grosse elegante Marmorfontaine. In der Mitte zwischen den Fontainen und der Statue befinden sich zwei zierliche Kioske für die Musikbanden und rund um dieselben ambulante Kaffee- und Bierschänken. Zahlreiche Marmorbänke laden im Schatten der riesigen Bäume zum Niederlassen ein.

Der Square ist der beliebteste Versammlungsort sowohl der vornehmen Gesellschaft als auch des Volkes. Ein reges buntes Leben entwickelt sich dort zu jeder Zeit und gibt ihm den Anschein, als wenn er zum universellen Rendezvous auserkoren worden wäre. Zahlreiche Reiter traben, auf Eseln reitend, auf dem Wege auf und ab. Unter diesen bemerkt man manche starkbeleibte, in goldgestickte Uniformen gekleidete Paschas ohne Steigbügel dahinschaukeln, unter deren Körperlast die armen Thiere schier niedergedrückt werden. Diese grossen Herren sind meist von drei Negerbuben begleitet, von welchen einer den Sonnenschirm, ein anderer den unvermeidlichen Tschibuk trägt und der dritte

mit einem Stocke in der Hand nachfolgt, um die Bewegungen des Esels zu reguliren.

Unvergesslich sind die herrlichen Abende, die man auf jenem Boulevard zubringt. Das entzückend milde und gesunde Klima erzeugt eine ganz eigenthümliche Leichtlebigkeit. Wenn der physische Zustand des Körpers ein normaler und der Geist nicht von Sorgen oder einer schweren Last von Kopfarbeiten niedergedrückt ist, empfindet man alle Genüsse des Lebens doppelt. Ueber sich den wolkenlosen Himmel, aus welchem das Licht der nächtlichen Gestirne in einem ungewöhnlichen Glanze niederstrahlt, um sich her das bunteste Volksleben der Welt, das sich in den verschiedensten Sprachen, Costümen und Gesticulationen kundgibt, dazu noch Feuerwerke und das präcise Spiel einer Musikbande, die abwechselnd Wiener Tänze und italienische Opernmusik erschallen lässt; dieses Alles zusammen bringt in dem Besucher ein Gefühl hervor, das man nicht beschreiben, sondern nur erleben kann.

Alexandrien erfreut sich in administrativer Hinsicht der ausgebreitetsten Freiheiten. Es besitzt einen eigenen Gouverneur und einen Municipalrath, der zu gleichen Theilen aus Eingebornen und Europäern zusammengesetzt ist. Ausländern ist es dort nicht schwer, sich niederzulassen und Berufsgeschäfte jeder Art auszuüben, ohne viel mit Abgaben belastet zu werden. Für dort einwandernde Deutsche ist die Kenntniss der englischen oder französischen oder italienischen Sprache sehr zu empfehlen. Die Stadt zählt gegenwärtig circa 215.000 Einwohner, von denen mehr als die Hälfte Europäer sind.

Die inländische Industrie ist bis *dato* nach keinerlei Richtung hin erwähnenswerth. Das Land ist zu arm an Geld und Intelligenz und wird noch viele Jahrzehnte hindurch dem Auslande in dieser Beziehung tributär bleiben. Viele der dort etablirten Europäer besässen wohl die Mittel zu grösseren industriellen Unternehmungen, sie halten sich aber von solchen zurück, so lange die politischen Verhältnisse des Landes nicht sichergestellt sind.

Aus der grossen Zahl der in Alexandrien lebenden Europäer lässt sich der Schluss ziehen, dass es mit dem Zustande

des Handels und der Gewerbe wohl beschaffen sein müsse. In der That hat der Aus- und Einfuhrhandel bereits wieder eine erfreuliche Höhe erreicht. Es ist interessant, wenn man die Statistik des Landes übersieht und daraus entnimmt, wie mit den durch Mohammed Ali eingeleiteten Reformen der Fortschritt im Administrations-, Communications- und Unterrichtswesen sich immer mehr entwickelt und wie mit ihm der Handel und die Staatsrevenuen auf eine befriedigende Weise zunehmen. Es bleibt hierbei nur sehr zu bedauern, dass das Bauernvolk *(Fellahs)* von den Wohlthaten der Reformen fast gänzlich ausgeschlossen blieb, eine Massregel, welche die Vermehrung der Intelligenz und des Nationalreichthums keineswegs befördert.

Im Jahre 1841 belief sich der gesammte Aus- und Einfuhrhandel auf 41,085.500 fl. ö. W., im Jahre 1851 dagegen schon auf 54,050.080 fl.; davon kommen unter andern:

auf England	an Import	8,837.810	fl.
„ „	„ Export	16,419.330	„
	zusammen	25,257.140	fl.
„ Oesterreich	an Import	2,894.260	„
„ „	„ Export	5,152.330	„
	zusammen	8,046.590	fl.
„ Frankreich	an Import	2,507.980	„
„ „	„ Export	3,267.650	„
	zusammen	5,775.630	fl.
1852 betrug der Aus- und	Einfuhrhandel	60,500.000	„
1854 „ „ „ „	„	61,630.982	„
1855 „ „ „ „	„	64,150.000	„
1875 „ „ „ „	„	178,570.190	„

Der Löwenantheil fiel natürlich England zu. In der zweiten Reihe steht Frankreich und in der dritten Oesterreich. Es ist schon eine geraume Zeit her, seit im Handel mit Aegypten Oesterreich von Frankreich überholt und von der zweiten auf die dritte Reihe zurückgedrängt worden ist. Als Ursache dieses bedauerlichen Umstandes wird angenommen, dass die in Aegypten etablirten Franzosen eine grössere Geschäftsthätigkeit entfalten als die Oesterreicher, und dass die ersteren den ägyptischen Eigenthümlichkeiten und dem herrschenden Geschmacke mehr Rechnung tragen als die letzteren.

Alexandrien hat zwei grosse Seehäfen. Der eine liegt im Nordosten der Stadt und der andere im Südwesten. Der erste, welcher den Namen „der neue Hafen“ trägt, ist für grössere Fahrzeuge nicht zugänglich, weil auf seinem Grunde mächtige, aus Tempelsäulen und anderen classischen Baumaterialien bestehende Barricaden aufgehäuft sind, welche 1193 beim Einfalle der Kreuzfahrer von Sultan Saladins Statthalter hineingeworfen worden sind. Der zweite ist unter dem Namen „der alte Hafen“ oder auch „Eunostus“ bekannt und hat für den Handel eine um so grössere Bedeutung, weil in demselben der 75 Kilometer lange Mamudieh-Canal einmündet und ihn mit dem westlichen oder Rosette-Nilarme verbindet. Dieser Hafen war von jeher von den ausländischen Handelsschiffen am meisten besucht; seitdem aber daselbst ein langer, vortrefflicher Molo erbaut worden ist, hat sich der gesammte Verkehr dahin gezogen. Alle Schiffe laufen gegenwärtig dort ein und aus und die Frequenz ist eine so bedeutende geworden, dass jetzt die Zahl der jährlich ankommenden Dampfer circa 1100 und die der Segelschiffe circa 2300 betragen soll, abgesehen davon, dass seit der Eröffnung des Suez-Canales eine namhafte Zahl von Schiffen Port Said statt Alexandrien zusteuert.

Ein schwimmendes Dock von 151 Meter Länge, 32 Breite und einer Tragfähigkeit von 10.000 Tonnen verleiht diesem Hafen einen besonderen Werth, weil dadurch alle vorkommenden Reparaturen der Schiffe leicht und schnell ausgeführt werden können. Das sehr imposante Werk ist in England angefertigt worden und trägt den Unternehmern reichliche Zinsen ein. Rings um den Hafen liegen viele und darunter sehr ansehnliche Gebäude und Gärten. Unter den ersteren treten namentlich hervor: der Leuchtthurm, Ras-et-tin (der elegante Palast, in welchem der Khedive die heissen Sommermonate zuzubringen pflegt), das Arsenal, das Zollamt, das Fort Caffarelli und jenseits der Mündung des Mamudieh-Canales die Annexe des Bahnhofes der Cairo-Eisenbahn.

Wenn wir die in Aegypten gemachten Wahrnehmungen und Beobachtungen nochmals überblicken, so müssen wir das Geständniss ablegen, dass der von Mohammed Ali ausgestreute civilisirende Same feste Wurzeln gefasst hat und freudig empor-

spriesst. Das Land hat wahrlich den betretenen Weg des Fortschrittes nicht zu bedauern, denn wir sehen die guten Bestrebungen allenthalben auch mit guten Erfolgen belohnt. Es ist erstaunlich, wenn man in den Geschichtsbüchern und in den statistischen Ausweisen, insoweit solche dort existiren, nachschlägt und daraus entnimmt, wie weit das Land in den letzten 50 Jahren wieder vorwärts gekommen ist und welche Resultate namentlich die Landwirthschaft und der Handel aufzuweisen haben, die nur der Ausdauer auf dem Wege des Fortschrittes zuzuschreiben sind. Wir sind gerne hiebei zur Annahme geneigt, dass die Vorsehung dieses Land besonders begünstige, um es für die grossen Leiden zu entschädigen, durch die es gegangen ist.

Indem wir nun von Aegypten scheiden, sprechen wir noch den Wunsch aus, dass sein gegenwärtiger aufblühender Zustand ein anhaltender sein und dass es einer recht gedeihlichen und glücklichen Zukunft entgegengehen möge.

Wir beabsichtigten unsere Reise um die Welt mit dem Besuche Palästinas zum Abschlusse zu bringen. Leider waren in Folge des letzten orientalischen Krieges dort die politischen Zustände wenig dazu einladend. Wir schifften uns daher in Alexandrien ein und betraten in Neapel wohlerhalten wieder den europäischen Boden.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

[illegible] Das Land hat natürlich den [illegible] nicht zu liefern; denn [illegible] Besteuerungen [illegible] und [illegible]. Es ist erstaunlich, wenn man in den [illegible] und in den statistischen Ausweisen, [illegible] nachschlägt und daraus entnimmt, wie sehr das Land in den letzten 30 Jahren wieder vorwärts gekommen ist und welche Resultate namentlich die [illegible] aufzuweisen haben, die nur [illegible] Fortschritte zuzuschreiben sind. Wir sind [illegible] Annahme geneigt, dass die Verwaltung dieses Landes [illegible] begründet, um es für die grossen Kosten zu [illegible], durch die es gezogen ist.

Indess wir nun [illegible] nach dem Wunsche [illegible] Zustand ein [illegible] lichen und [illegible] Zeiten entgegen [illegible].

Wir beabsichtigten nun [illegible] Zone [illegible] Palästinas vom [illegible] Meere zu [illegible] in Folge des letzten [illegible] Krieges [illegible] Zustände wenig dazu [illegible]. Wir [illegible] Alexandrien ein und betraten [illegible] Neapel [illegible] wieder den europäischen Boden.

9083

Deisenhammer, Carl,

Meine Reise um die Welt Von Carl Deisenhammer

Wien 1882

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Ggr.it.o.21
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11748011-8